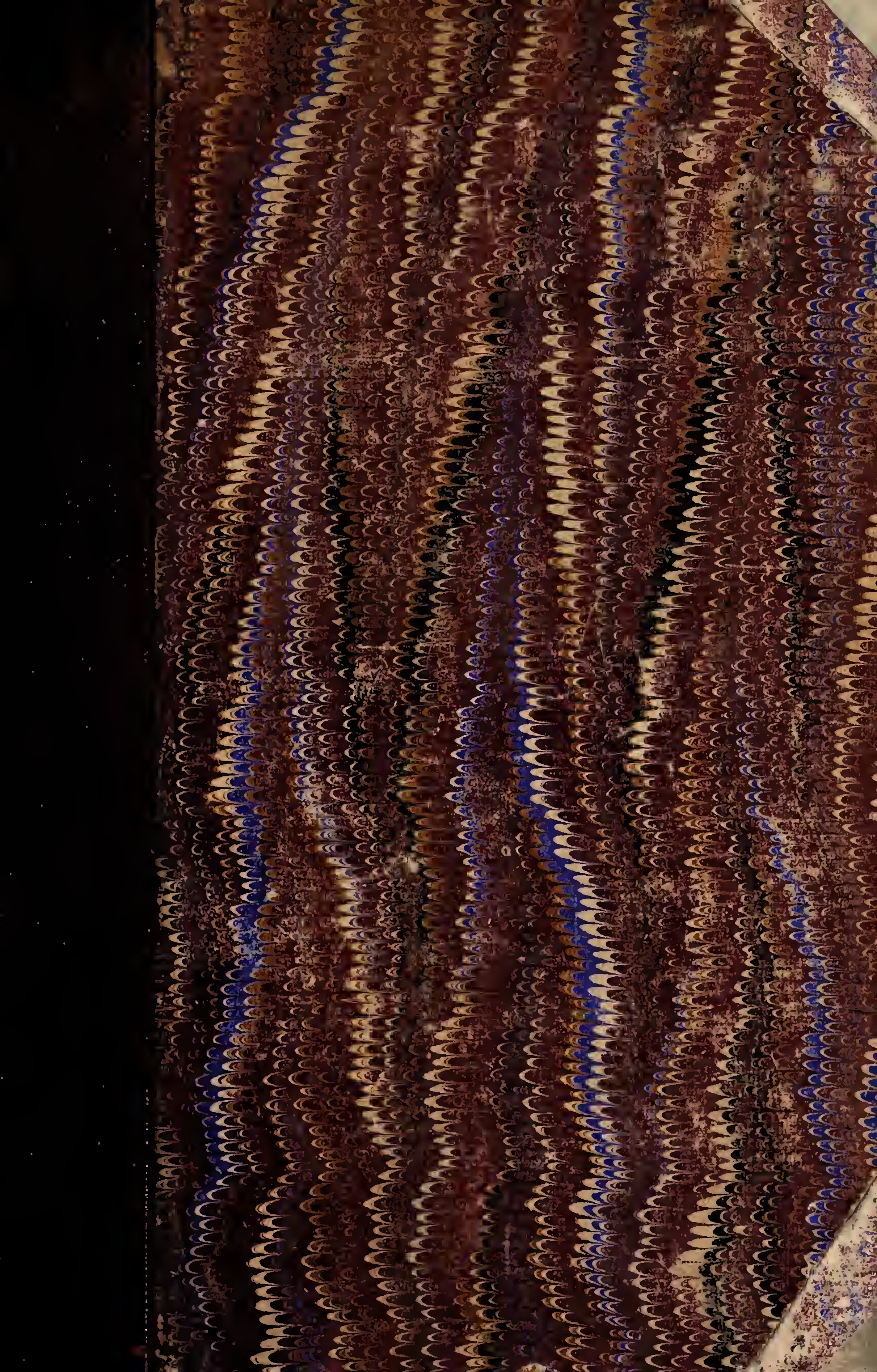








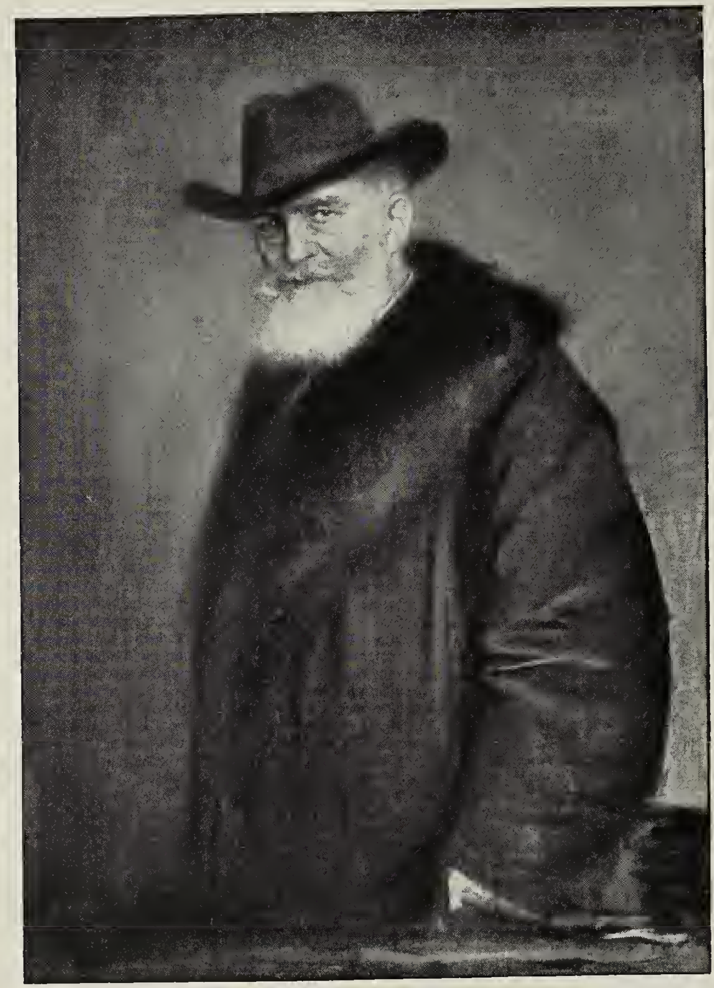




Aegyptische Studien

und Verwandtes.





Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

Georg Ebers.

Aegyptische Studien

und Verwandtes

von

Georg Ebers.

Zu seinem Andenken gesammelt.



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1900.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt.

Vorwort.

Zum Andenken an Georg Ebers sind diese seine „Aegyptischen Studien“ gesammelt worden. Er selbst hatte sich in den letzten Monaten seines Lebens noch mit dem Gedanken getragen, die zahlreichen Aufsätze und Essays, die er in verschiedenen Zeitschriften, besonders in den von ihm hochgeschätzten „Beilagen zur Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht hatte, zu vereinigen und herauszugeben. Einen festen Plan dazu hatte er noch nicht entworfen, nicht bestimmt, was er in seine Sammlung aufnehmen wollte, als ihn ein vorzeitiger Tod am 7. August 1898 hinwegnahm.

Bald nach seinem Hinscheiden wurde bei seinen Freunden und in der Familie des Verblichenen der Wunsch rege, den unvollendet gebliebenen Plan zur Ausführung zu bringen. So wurden denn schon einige seiner größeren Aufsätze der 1898 veröffentlichten dramatischen Erzählung „Das Wanderbuch“ beigefügt; aber das meiste blieb noch verstreut und zum Teil in vergessenen Zeitschriftbänden vergraben. Als nun im Frühling dieses Jahres Georg Ebers' Witwe, die langjährige treue Beraterin seiner Arbeit, mit der Frage an mich herantrat, ob ich wohl willens sei, aus der Menge seiner kleinen, für einen größeren Leserkreis geschriebenen Arbeiten eine Auswahl zu treffen und zur Veröffentlichung vorzubereiten, gab ich ohne langes Bedenken meine Zusage. Galt es doch, durch eine solche Sammlung nicht nur einen letzten Wunsch des Verblichenen zu erfüllen, sondern auch einen Stein zu dem Denkmale zu fügen, das sich Ebers durch fast vier Jahrzehnte lange Arbeit in der Wissenschaft und Litteratur gesetzt hat.

Das Bild des Gelehrten und des Dichters Georg Ebers steht fest. Neben der ernsten Arbeit in der Studierstube und dem freien poetischen Schaffen hat

er aber einen guten Teil seiner Kraft auch darauf verwendet, die wissenschaftlichen Ergebnisse, die von ihm oder andern Forschern gezeitigt waren, größeren Kreisen der Gebildeten zugänglich zu machen und bei ihnen Teilnahme für das Volk und die Kultur am Nil und für die wissenschaftliche Erschließung des ägyptischen Altertums zu erwecken. Unablässig ist er bei der Arbeit gewesen, neues Wissen über das Pharaonenland zu verbreiten und von den Funden, die alljährlich dem Schutt der Städte, Tempel und Gräber entrissen wurden, zu berichten. Wie reich seine Thätigkeit hierbei war, zeigt am besten ein Blick in die dieser Sammlung beigefügte Uebersicht seiner Schriften. Durch sie erfährt man aber auch, daß bei diesem Schaffen seine Interessen sich nicht auf seine Fachwissenschaft beschränkten, sondern sich nicht minder lebhaft allgemeinen Fragen der Altertumswissenschaft, sowie Gegenständen und Persönlichkeiten der neueren Kunst und Litteratur zuwandten.

Ueberall war Ebers bemüht, sachgemäß und unparteiisch zu urteilen und seinen Worten eine anmutige, liebenswürdige Form zu verleihen. Wer darum ein vollständiges Bild von dem Schaffen Georg Ebers' gewinnen will, darf nicht bei seinen wissenschaftlichen Schriften und seinen poetischen Schöpfungen stehen bleiben, sondern muß auch die kleinen, populärwissenschaftlichen Aufsätze vor Augen haben. Schon der Wunsch allein, ihn auch auf diesem Gebiete seiner Arbeit kennen zu lernen, wird gewiß die Herausgabe dieses Bandes rechtfertigen.

Freilich mußte von vornherein von einer vollständigen Veröffentlichung der kleineren Schriften abgesehen werden. Es konnte sich nur darum handeln, die Stücke ägyptologischen Inhalts und Aufsätze, die allgemeinere Fragen der Altertumswissenschaft und Kulturgeschichte behandeln, neu zu drucken. Aber auch unter diesen mußte eine engere Auswahl getroffen werden. Und zwar waren dabei zwei Gesichtspunkte maßgebend. Einmal sollten die hier zu bietenden Aufsätze ein möglichst umfassendes Bild von Ebers' schriftstellerischer Wirksamkeit liefern. So wurden denn auch Essays, die er zu Anfang der sechziger Jahre, also im Anfang seiner litterarischen Thätigkeit, veröffentlicht hatte, mitaufgenommen, so der Aufsatz über „Das Reisen im Altertum" (1862) und der andere über „Die Weinrebe als Kulturpflanze" (1864). Sie heute mit strengem wissenschaftlichem Maßstabe zu messen und beiseite zu schieben, würde ungerecht sein; zeigen doch gerade sie besonders klar, ein wie weit ausgebreitetes Wissen Ebers auf allen Gebieten des Altertums besaß und wie geschickt und anziehend er allgemeine kulturgeschichtliche Fragen zu erörtern verstand.

Gleichzeitig galt es aber auch, von seinen ägyptischen Studien nur diejenigen zu erneuern, welche noch heute von wissenschaftlichem Werte sind, oder welche für die Geschichte der Wissenschaft, der Ebers seine Lebensarbeit gewidmet, Bedeutung besitzen. Hoffentlich ist bei dieser Auswahl sowohl den Pflichten der Pietät und den Wünschen, möglichst viel zu bewahren, als auch den Ansprüchen der wissenschaftlichen Kritik genügt worden.

Mit einigen ganz geringfügigen Ausnahmen wurden die Aufsätze so abgedruckt, wie Ebers sie veröffentlicht hat. Nur die Wiedergabe fremder Eigennamen wurde vielfach geändert und eine möglichst gleichmäßige Umschreibung hergestellt. Des weiteren hat der Herausgeber zu einigen Aufsätzen da, wo die Anschauungen des Verfassers durch neuere Untersuchungen berichtigt worden sind, wo sich Wünsche, die er ausgesprochen hat, inzwischen verwirklicht haben, oder Hoffnungen, die er hegte, fehlgeschlagen sind, kurze, ergänzende Anmerkungen hinzugefügt. Diese sind durch eckige Klammern deutlich gekennzeichnet.

Die „Uebersicht der Schriften", die dem Bande einverleibt ist, rührt von dem ältesten Sohne des Verblichenen, Herrn Dr. Paul Ebers in Meran her. Wenn sie auch auf genaue Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt (die zahlreichen von Ebers im Leipziger „Literarischen Centralblatt" veröffentlichten Kritiken sind beispielsweise nicht einzeln aufgenommen), so wird sie doch den Freunden und Verehrern von Georg Ebers ein klares Bild seiner reichen, fruchtbaren Lebensarbeit liefern.

Leipzig, im Oktober 1899.

Georg Steindorff.



I.

Von ägyptischen Funden

und

Ausgrabungen.



Vorschläge für neue Ausgrabungen in Aegypten.[1]

(1880.)

Der jüngst erfolgte Regierungswechsel in Aegypten hat bedeutende Umgestaltungen auf vielen Gebieten des Lebens zur Folge gehabt. Der neue Leiter des Nilthales mußte vor allen andern Dingen bestrebt sein, und ist auch in der That ernstlich bemüht, die durch seinen weder trägen noch geistlosen, aber verschwenderischen Vater geschaffenen finanziellen Schwierigkeiten zu beseitigen und durch weise Sparsamkeit den erschütterten Kredit seines Landes neu zu befestigen. Diese Bestrebungen tragen schon jetzt gute Früchte. Eine reiche Korn- und Baumwollernte hat, wie dem Verfasser von einem der bedeutendsten europäischen Großhändler in Alexandria geschrieben wird, in jüngster Zeit ganze Distrikte, welche der Verarmung anheimgefallen zu sein schienen, mit neuem Wohlstand gesegnet, und in einer Reihe Jahren wird Aegypten vielleicht wieder unter den reichsten Ländern der Erde genannt werden.

Wie häufig im Verlauf seiner Geschichte ist dieser wunderbare Boden ausgesaugt worden bis zur Erschöpfung, und wie schnell gelang es jeder neuen verständigen Regierung, die blutlosen Adern und gelähmten Nerven des gemißhandelten Körpers mit neuem Blute und mit frischer Spannkraft zu erfüllen. Als nach dem Aufstande des Achilleus gegen Diokletian trotz der furchtbaren Drangsale, denen das Land ausgesetzt gewesen war, es doch nicht an Geld in Aegypten fehlte, ließ der Kaiser nach den alchimistischen Büchern suchen, in denen gelehrt ward, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, und Suidas teilt das von Johannes von Antiochien aufgezeichnete Gerücht mit, die Bewohner des Nilthales hätten die Kunst verstanden, Gold, so viel sie nur brauchten, zu machen.

Wir kennen jetzt die Stoffe und Kräfte, mit deren Hilfe dies Wunder auf natürlichem Wege gelingt: es sind die wundervoll fruchtbaren, durch ihren Nil bewässerten und gedüngten Aecker des Landes und der geduldige, unermüdliche

---

[1] Aus „Unsere Zeit“, Heft VIII u. IX. (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Fleiß jener Bauern, welche die freien, sich schwer an die Scholle bindenden Araber mit Geringschätzung Fellachen oder Pflüger benannten.

In derselben Weise, wie uns zahlreiche Darstellungen auf den Wänden der Gräber diese geduldigen Landleute zeigen, so sind sie auch heute noch thätig, und die reiche Gaben austeilenden Hände des Stromes, von denen die altägyptischen, an den Nil gerichteten Hymnen singen, sind gegenwärtig noch ebenso voll von Geschenken wie vor Tausenden von Jahren und zu der Zeit, in welcher man zu Ostia und Byzanz mit Spannung auf den Ausfall der Ernte am Nil wartete. Ja es haben sich die Erträge des ägyptischen Bodens beträchtlich gesteigert, seitdem neben den alten Produkten im Delta die Baumwolle auf weiten Flächen und im oberen Lande das Zuckerrohr im Großen und mit glücklichem Erfolge gezogen wird. Noch einige Jahre der Sparsamkeit, noch einige günstig verlaufende Ueberschwemmungen und gute Ernten, und es kann wohl geschehen, daß auf die letzten mageren fette Jahre folgen und das verschuldete Aegypten seinen alten Wohlstand zurückgewinnt. Die Sparsamkeit, welche der Chedîw Taufik sich auferlegt, ist lobenswert, notwendig und nur um einiger durch sie bedingter Einschränkungen willen mit Recht zu beklagen.

Jetzt haben die Ausgrabungen, welche Mariette-Pascha mit so viel Eifer, Glück und Geschick auf Kosten des verjagten Chedîw Ismail 20 Jahre lang geleitet hatte, eingestellt werden müssen, und weil die Schuldenlast, die der Sohn von seinem Vater übernehmen mußte, ungeheuer ist, so darf kaum erwartet werden, daß sich Taufik in den nächsten Jahren in der Lage befinden wird, Geldmittel für neue Ausgrabungen anzuweisen. An Interesse für das ägyptische Altertum fehlt es ihm nicht, denn solches hat der vortreffliche Mariette, welcher mit großer Liebenswürdigkeit und Ueberredungskunst seine eigne Begeisterung auch auf andre zu übertragen versteht, nicht nur in seinem Vater, sondern auch in ihm von seiner Kindheit an wachgerufen, und es ist darum nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß Taufik europäischen Gesellschaften, welche in seinem Lande Ausgrabungen auf ihre eignen Kosten zu unternehmen wünschen sollten, kein Hindernis in den Weg legen, sondern förderlich zur Seite stehen würde. Solche Förderung, welche in Aegypten mehr zu bedeuten hat als in andern, den idividuellen Bewegungen der Unterthanen einen freieren Spielraum gewährenden Ländern, würde durch gewisse Konzessionen, namentlich durch die freiwillige Abtretung eines Teiles der zu hebenden Schätze an das unter dem Chedîw Ismail durch Mariettes Eifer und Geschick zu außerordentlich hoher Bedeutung gelangte Museum ägyptischer Altertümer in Kairo, wohl zu gewinnen sein.

Wenn eine, so ist unsre Zeit reich an glücklichen Ausgrabungen gewesen, und Deutsche sind neben ihren britischen Brüdern bei diesen Bestrebungen allen andern Nationen vorangegangen. Wenn die Arbeiten von Olympia keine weitere Ausbeute verheißen oder sonst neue Mittel für ähnliche Zwecke flüssig

werden, so sollte man nicht zuletzt daran denken, sein Augenmerk auf die vom Sande der Wüste verwehten Trümmerstätten Ägyptens zu richten. Ist nur die Einwilligung des Chediw zu erlangen, so wird es nicht an reichem Lohn für die aufzuwendenden Kosten und Mühen fehlen. Zu dieser Erwartung berechtigen alle früheren Unternehmungen gleicher Art auf ägyptischem Boden.

Es ist bekannt, daß bei dem Heerzuge des Generals Bonaparte an den Nil Gelehrte und Künstler die Bataillone der Republik begleiteten, und keinem andern Umstande dankt es Frankreich, daß dies fehlgeschlagene Abenteuer ihm dennoch reiche Ehren eintrug; erwarb es doch durch die mehr gegen England als den Mamlukenstaat gerichtete Argonautenfahrt das Recht, sich den Wiedererwecker des ägyptischen Altertums zu nennen. Beim Graben einer Schanze ward das merkwürdige Denkmal freigelegt, durch welches die Entzifferung der Hieroglyphen möglich wurde; ein französischer Ingenieuroffizier rettete es, und obgleich der berühmte Schlüssel von Rosette infolge der Wechselfälle des Krieges statt nach Paris nach London gelangte, woselbst er heute noch aufbewahrt wird, so war es doch eine französische Hand, welche mit ihm den Schrein eröffnete, der das Geheimnis der ägyptischen Schrift und Sprache so lange den Blicken der Welt entzogen hatte. In dem großen und edeln Werke der „Description de l'Egypte“ setzte Frankreich seinem Feldzuge an den Nil ein unvergängliches Denkmal, aber denjenigen, welche die dem ägyptischen Altertum gewidmeten Tafeln herzustellen und zu behandeln hatten, fehlte die Kenntnis der noch unentzifferten Hieroglyphenschrift, und so kommt es, daß die „Description de l'Egypte“ zwar reich ist an malerisch wirksamen und für den Kunsthistoriker brauchbaren Abbidungen der am Nil erhaltenen Denkmäler, daß aber die Kopien von hieroglyphischen Inschriften, welche sie enthält, oft schwer und gewöhnlich gar nicht benutzbar erscheinen. Die französischen Gelehrten fanden eine reiche Mine noch völlig unberührt und haben auch die zu Tage liegenden Adern mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ausgebeutet, aber eben nur diese.

Mehr als vier Jahrzehnte später sandte Friedrich Wilhem IV. eine friedliche Expedition nach Aegypten, stellte R. Lepsius an ihre Spitze, und dieser mit der Hieroglyphenschrift und dem ihr zu Grunde liegenden Idiom wohl vertraute, ebenso gelehrte als energische, ebenso umsichtige als unermüdliche Mann wußte die Geschicklichkeit der ihm folgenden Architekten, Maler und Former so weise und kräftig auszunutzen, den guten Willen der Regierung Mehemed-Alis so klug im Interesse seines Unternehmens lebendig zu erhalten und zu verwerten, daß er zu Resultaten gelangte, welche in archäologischer und sprachlicher Hinsicht diejenigen der französischen Expedition himmelweit überbieten. Das auf Kosten des preußischen Staates nach seiner Heimkehr von ihm herausgegebene Denkmälerwerk ist das größte und reichhaltigste, jemals von einem einzelnen zusammengetragene Corpus inscriptionum. Es enthält neben den landschaftlichen Abbildungen der wichtigsten Trümmerstätten ausgezeichnete Risse und Pläne der

bedeutendsten Bauwerke aus der Pharaonenzeit und außerdem auf mustergültigen, zum Teil farbigen Blättern sorgfältige Nachbildungen der die Wände der Gräber zierenden Gemälde und der schönsten plastischen Werke, welche die Expedition auffand. Aber die Bedeutung dieser unübertroffenen Tafeln tritt weit zurück hinter der des größten, das ist des rein inschriftlichen Teils dieses Werkes. Dem Kunsthistoriker bringt es zu den Zeichnungen in der „Description de l'Egypte“ willkommene Ergänzungen, für den sprach- und geschichtsforschenden Aegyptologen aber ist es das unentbehrlichste von allen Fundamentalbüchern. Dazu ist die in chronologischer Folge vorgenommene Anordnung des überreichen Stoffes eine so glückliche, klar und sorgfältig durchgeführte, daß sich jede neu-entdeckte Inschrift leicht in den Rahmen dieses Buches fügt, welches nicht nur wegen seines äußeren Umfanges ein Riesenwerk genannt zu werden verdient. Friedrich Wilhelms IV. Interesse an Aegypten war ein vorwiegend ideales, romantisches, aber seine Aussendung der von Lepsius geleiteten Expedition hat der Wissenschaft sehr reale Früchte getragen und gereicht ihm zu großem Ruhm. Ohne das erwähnte, von Deutschen geschaffene Denkmälerwerk kann kein ägyptologisches Buch geschrieben werden, und seiner gedenkend, erheben in vielen Schriften französische Fachgenossen laute Anklagen gegen ihre Regierung, welche, indem sie mit den Mitteln zur Ausbeutung des von Frankreich erschlossenen ägyptischen Altertums kargte, Preußen die Möglichkeit offen ließ, den Ruhm an sich zu reißen, die Welt zum erstenmal mit den wichtigsten, auf den Denkmälern am Nil enthaltenen inschriftlichen Schätzen bekannt zu machen.

Dieser Ruhm ist unser Eigentum; einzelne deutsche Regierungen haben ihn auch durch Unterstützung reisender Gelehrter und die Herausgabe ihrer Werke zu erhalten und zu erhöhen versucht; jetzt aber scheint die Zeit gekommen zu sein, ihn zu verzehnfachen. Es gilt nur, die Mittel zu einer Ausgrabungs-expedition auf ägyptischem Boden zusammenzubringen und den Chediw Taufik zu veranlassen, ihre Arbeiten zu dulden und zu fördern. An tüchtigen deutschen Aegyptologen, welche sich mit Freuden den zu bezeichnenden Aufgaben unter-ziehen würden, fehlt es nicht, und wie groß die Aussicht auf guten Erfolg genannt werden muß, dafür spricht zur Genüge der Umstand, daß kein fleißiger, aufopferungsfähiger und gut vorbereiteter Gelehrter bisher an den Nil gezogen ist, ohne in seiner Mappe wichtige Dinge nach Hause gebracht zu haben.

Bescheiden waren die Mittel, mit denen Champollion, Rosellini, Brugsch und Dümichen an den Nil zogen, und wie viel Bedeutendes haben sie gefunden! Lepsius, dem sich der Wiener Aegyptologe Reinisch angeschlossen hatte, reiste auf eigne Gefahr und Kosten, als er das epochemachende dreisprachige Dekret von Kanopus zu Tanis entdeckte; ebenso der Schweizer E. Naville und Vicomte de Rougé mit seinem Sohn. Mariette unternahm seine ersten Ausgrabungen als ein schlichter Gelehrter, der nach Aegypten gesandt worden war, um für seine Regierung nach koptischen Handschriften zu suchen. Ich selbst mußte

behutsam mit meinem Reisegeld wirtschaften, als ich zu Theben die wichtige Inschrift des Amen-em-heb entdeckte und es mir den nach mir benannten medizinischen Papyrus zu erwerben gelang. Burton, Greene und Prisse d'Avennes konnten hier in nicht zu langer Zeit Bände mit mitteilenswerten Inschriften und Darstellungen füllen, welche ihnen einen geachteten Platz unter den um die Wissenschaft wohlverdienten Männern sichern. Wie reich wurde Vyse und der ihn begleitende Architekt Perring für die Summen und Anstrengungen entschädigt, welche ihnen ihre Ausgrabungen in der Totenstadt von Memphis gekostet hatten, und die englische Gesellschaft, welche dem Schiffskapitän Caviglia 450 Pfd. St. anvertraute, um den großen Sphinx freizulegen und die Denkmäler in seiner Umgebung zu untersuchen, hat es gewiß nicht bereut, dies Opfer gebracht zu haben.

Sollte sich die deutsche Regierung, sollten reiche Privatleute in unsrer Heimat sich entschließen, Ausgrabungen auf ägyptischem Boden vornehmen zu lassen, so würde es sich natürlich zu allererst darum handeln, festzustellen, an welchen Orten man den Spaten einzusetzen habe.

Keines lebenden Menschen Rat fällt mit Hinblick auf diese Frage so schwer ins Gewicht als der Auguste Mariette-Paschas, eines Mannes, der einen großen Teil seines Lebens den Ausgrabungen von Monumenten aus der Pharaonenzeit gewidmet hat. Bald über kleinere, bald über große Mittel verfügend, bald ganze Tempel freilegend, bald begrenzte Gebiete von versandeten Nekropolen durchwühlend, heute die Denkmäler und Klassiker befragend, an welcher Stelle er am sichersten sein könne, wichtige Monumente zu finden, morgen an der Spitze eines Bataillons von Arbeitern ins Feld ziehend, um dem Sande zu Leibe zu gehen und ihm die jahrtausendelang von ihm verborgenen Schätze zu entreißen, hat dieser ungewöhnliche Mann eine nach Tausenden zählende Menge von Denkmälern ans Licht gezogen, errettet, geordnet und in seinem Museum von Bulak aufgestellt, dessen Schöpfer, Leiter und Reorganisator er ist. Der entthronte Chediw Ismail stand ihm nicht nur mit materiellen Mitteln, sondern auch mit warmer Teilnahme bei seinen Arbeiten zur Seite, und so konnte Mariette Schatz auf Schatz heben und von einer Entdeckung zur andern eilen. In den seinen Feldzügen folgenden Zeiten der Ruhe sorgte er eifrig für die Katalogisierung der ausgegrabenen Monumente, und später auch für die Veröffentlichung der wichtigsten unter den auf ihnen erhaltenen Inschriften. Alles was von einem guten Ausgräber gefordert wird, findet sich in ihm vereint: Umsicht und Thatkraft, Begeisterung für seine Sache, gute Kenntnisse, Klugheit und gewinnende Formen gegenüber der Regierung, auf deren Unterstützung er angewiesen ist, und im Verkehr mit den Arbeitern, bei aller Strenge, wo es notthut, kordiale, heitere Herablassung, eine glückliche Hand, und das, was die Franzosen „avoir le nez“, wir Deutschen aber „eine gute Spürnase haben“ nennen.

Wie wichtig eines solchen Mannes Rat für uns wäre, braucht nicht besonders betont zu werden; aber wer Mariette kennt, mußte glauben, daß er jedem, der es wagen sollte, in Aegypten Ausgrabungen vorzunehmen, nicht nur seine geistige Unterstützung versagen, sondern ihm vielmehr hinderlich in den Weg treten werde; denn er hat sich gewöhnt, die am Nil unter dem Sande verborgenen Altertümer mit ganz eignen Augen zu betrachten. Sie sind seine lieben Freunde, die sich nur von ihm und seinen Leuten gern aus ihrer Verborgenheit ans Licht ziehen lassen; die Trümmerstätten betrachtet er als seine Domänen, und wie ein Frevler an einem ihm allein zukommenden Rechte erscheint ihm jeder, der es wagt, ein von ihm übersehenes Denkmal am Nil zu entdecken, auszugraben oder zu erwerben.

Selten ist dem Verfasser ein gefälligerer, liebenswürdigerer Mann von freundlicherer Gesinnung begegnet; wer ihm aber in das Gebiet greift, als dessen Generalpächter er sich empfindet, gegen den wendet er den Stachel, hat er sich oft unleidlich und bis zur Ungerechtigkeit empfindlich gezeigt; so namentlich gegen meinen vortrefflichen Straßburger Kollegen Dümichen, nachdem der letztere das Glück gehabt hatte, die von seinen Arbeitern ausgegrabene Tafel von Abydos zuerst zu sehen, zu würdigen und zu veröffentlichen.

Auguste Mariette wird unserm Unternehmen wenig geneigt sein, aber seines Rates sind wir dennoch gewiß. Schwarz auf weiß liegt er vor mir; denn er hat in jüngster Zeit eine Denkschrift über neue in Aegypten vorzunehmende Ausgrabungen verfaßt und seine auf vieljährigen Erfahrungen beruhenden Vorschläge der Pariser Akademie der Wissenschaften zur Kenntnisnahme übergeben.

Die in dieser schönen Arbeit niedergelegte Reihe von Ratschlägen ist, wie sich das von selbst versteht, vortrefflich; aber manche reiche Ausbeute verheißende Stätte läßt er aus unerfindlichen Gründen unerwähnt und die Form, in die er seine Vorschläge kleidet, kann mir nicht zweckentsprechend erscheinen.

Klar und rückhaltslos legt er die auch von uns an andern Stellen hervorgehobene Unmöglichkeit dar, mit Hilfe der bis jetzt den Aegyptologen zu Gebote stehenden teils unvollständigen, teils unzuverlässigen Quellen eine abschließende, einigermaßen zuverlässige Geschichte des Nilthals zu schreiben. Er weist auf die großen Lücken hin, welche es noch auszufüllen, die beklagenswerten Unsicherheiten, die es zu beseitigen gilt, bevor der Erzähler einer Geschichte der Pharaonen ans Werk gehen kann, ohne befürchten zu müssen, daß ganze Abschnitte, ja selbst die Fundamente seiner Arbeit durch neue Funde erschüttert oder umgestoßen werden müssen. Scharf betont er, daß es bei dem Zustande unsrer Quellen von heute immer noch möglich sei, zwei sehr verschiedene ägyptische Geschichten zu schreiben; aber er spricht die Hoffnung aus, daß eine sorgfältige Durchsuchung der Trümmerstätten neue Inschriften und besonders neue Papyrus zu Tage fördern werde, mit deren Hilfe es möglich sein könnte,

die Lücken zu füllen und an die Stelle der schwankenden Schatten bleibendes Licht zu setzen. Welche Beiträge neue Ausgrabungen am Nil für die tiefere Erforschung der Religion, der Kunst, des öffentlichen und privaten Lebens, der Schrift und Sprache der alten Aegypter zu liefern vermöchten, wird nur flüchtig erwähnt. Die Geschichte ist es, welche er in erster, zweiter und letzter Stelle ins Auge faßt, und indem er ihrem wahrscheinlichen Verlaufe von Herrschergeschlecht zu Herrschergeschlecht folgt, weist er auf die der Ergänzung und Klarlegung am meisten bedürftigen Abschnitte hin und zeigt, an welchen Orten man am ersten erwarten dürfe, durch eifrige Grabungen Papyrus und Inschriften zu finden, welche für die Lösung dieser, jener oder einer dritten schwebenden Frage das bisher fehlende Quellenmaterial enthalten könnten. Gewiß erheben sich die Hoffnungen des für seine Sache begeisterten Mannes nicht selten zu viel zu hohem Fluge, und es läßt sich schwer mit seinem sonst so kritischen Vorgehen vereinigen, wenn wir ihn die Erwartung aussprechen hören, daß vielleicht auch Denkmäler der Schemsu-Hor, das heißt der sagenhaften Vorgänger des Menes, der Heroen der ägyptischen Geschichte, zu finden sein möchten.

Als Mariette seine Denkschrift für die gelehrten Mitglieder des Instituts verfaßte, hätte er wohlgethan, diese über das Ziel hinausschießenden Wünsche zu unterdrücken, und ich meine auch, daß der sonst vorzüglich praktische Mann nicht das Rechte traf, als er seine Ausgrabungsvorschläge in den Rahmen einer zusammenfassenden Erzählung der ägyptischen Geschichte fügte. Wie wenige Gelehrte, welche den ägyptologischen Forschungen nicht gefolgt sind, empfinden genügende Teilnahme für die Geschichte des Pharaonenreiches, um sich eingehender mit ihr beschäftigen zu mögen, und wer diesen Dingen fern steht, ja wer nicht gründlich mit ihnen vertraut ist, dem wird es, auch wenn er völlig von der Berechtigung der Marietteschen Wünsche überzeugt sein sollte, sauer fallen, aus seiner um die geographische Lage der zu durchwühlenden Trümmerstätten unbekümmerten Denkschrift herauszulesen, wo denn eigentlich die Ausgrabungen unternommen werden sollen. Darum halte ich die Form, in welche mein berühmter Kollege seine Vorschläge kleidet, für verfehlt, diese Vorschläge selbst sind aber so vorzüglich, daß es unklug wäre, sie unberücksichtigt zu lassen. Freilich halte ich von dem Marietteschen Memoire nichts fest als die für Ausgrabungen geeigneten Orte, und führe sie in geographischer Folge und in meiner Weise denen vor, deren Interesse ich für diese Angelegenheit zu gewinnen wünsche und hoffe. Ich erlaube mir auch, zu den Marietteschen Wünschen meine eignen zu fügen.

Im äußersten Nordosten des Landes will ich meine Wanderung beginnen, sodann zu zeigen versuchen, daß das Delta und die in ihm befindlichen Trümmerstätten das Hauptfeld unsrer Thätigkeit bleiben sollten, und nach einer Reise von Ort zu Ort Mariettes Vorschläge für Grabungen in Memphis und Oberägypten mitteilen.

Der Berg Kasios (τὸ Κάσιον ὄρος)[1], auf den Mariette hinzuweisen versäumt, liegt zwischen der alten syrisch-ägyptischen Grenze, dem biblischen Flusse Aegyptens[2]) und der nördlichen Mündungsstelle des Lessepsschen Suezkanals am Strande des Mittelmeeres. Er erhebt sich auf einem Vorgebirge der schmalen Landnehrung, welche den mit Salzmassen angefüllten Sirbonissee vom Meere trennt, und hat im Altertum den vielerwähnten Tempel des kasischen Baal, den die Griechen Zeus Kasios nannten, getragen. Herodot, Polybius, Diodor, Strabo und viele spätere Autoren reden von dieser Höhe, und das Heiligtum, welches sie trug, darf zu den berühmtesten phönizischen Kultusstätten gezählt werden. Noch in später römischer Zeit war es besucht, und da hier Seefahrer und Reisende, welche die von Asien nach Afrika führende Heerstraße passierten, die sich auf der erwähnten Landnehrung hinzog, am häufigsten ihre Andacht verrichteten, so darf vermutet werden, daß manche Votivgabe mit und ohne Inschrift in ihm niedergelegt worden sei. Einiges Mauerwerk und eine verschüttete Zisterne bezeichnen die Stelle, auf der das berühmte Heiligtum gestanden. Noch niemals sind hier Grabungen oder eingehendere Untersuchungen vorgenommen worden, und doch darf man an dieser Stelle, wenn auch nicht die einen Granatapfel in der Hand haltende Statue des Gottes, aber doch phönizische und vielleicht sogar zweisprachige, semitisch-ägyptische, griechische und römische Inschriften unter dem Sande zu finden erwarten. Es wäre seltsam, wenn nicht zum Beispiel Hadrians Besuch des Kasios durch eine Inschrift verewigt worden wäre. Spartian erzählt, daß dieser Weise, dieser Sophist und mystische Grübler im Purpur, dessen Seele auch romantischen Regungen offen stand, den kasischen Berg bestiegen habe, um die Sonne auf seinem Gipfel aufgehen zu sehen.

Aber wenn selbst keine monumentalen und inschriftlichen Funde hier zu machen wären, so würde sich eine Untersuchung dieser Gegend lohnen, und zwar besonders mit Rücksicht auf die von Schleiden und Brugsch mit Wärme verfochtene Ansicht, die ausziehenden Juden wären zunächst auf der großen zwischen dem Mittelmeer und dem Sirbonischen See sich hinziehenden Heerstraße nach Palästina gewandert und hätten dann beim Mons Casius die Richtung ihres Weges verändert, um sich nach Süden zu wenden. Der Pharao und sein Heer würde nach ihnen ein Opfer jener Barathra oder Morastgruben geworden sein, welche auch ein nach Aegypten marschierendes Heer des Artaxerxes verschlungen haben sollen. Wir wissen, daß sich die große Heerstraße auf der zwischen dem Meere und dem Sirbonischen See gelegenen Landstraße hinzog. Wenn nun heftige Südwinde den Staub der Wüste in das salzige mit Sumpfpflanzen angefüllte Wasser des Sees geweht hatten, so soll sich seine Oberfläche

[1]) Heute el-Kas oder el-Katijeh genannt und auf dem Ras oder Kap el-Kasrûn gelegen.

[2]) Heute Wadi el-Arisch.

mit einer schwimmenden Sandkruste bedeckt haben, die dem festen Lande täuschend ähnlich sah und wie morsches Eis unter denen zusammenbrach, welche unglücklich genug waren, sie zu betreten. In dem tiefen Schlamme des langgestreckten Sumpfgewässers kam jeder ums Leben, den dieses Schicksal ereilte.

Heute ist der Sirbonische See zum größten Teile versandet und wird nur von Beduinen besucht, welche die Natronablagerungen an seinen Rändern loshacken, reinigen und auf dem Rücken ihrer Kamele in den Handel führen. Den Gelehrten der französischen Expedition verdanken wir die kartographische Aufnahme der Landschaft, in der er liegt; aber es fehlt noch völlig an einer genauen wissenschaftlichen Untersuchung dieses merkwürdigen Küstenstrichs, der dadurch, daß man ihn zum Schauplatz von wichtigen biblischen Ereignissen machen will, ein neues Interesse gewinnt. Den Gründen, welche namentlich Brugsch veranlassen, das Schilfmeer der Heiligen Schrift nicht im Roten Meere, sondern im Sirbonischen See wiederzuerkennen, stehen andre schwerwiegende Gründe gegenüber, und die seinen haben mich darum nicht zu überzeugen vermocht; sie sind aber keineswegs ohne weiteres von der Hand zu weisen, und diese für die biblische Geschichte und Geographie so wichtige Frage wird erst entschieden werden können, wenn das zwischen dem alten pelusinischen Nilarm und dem Kasischen Meere gelegene Küstengebiet genau durchforscht sein wird.

Die mit dieser Aufgabe betraute Kommission wird auch die Tell el-Hêr genannte Fläche weiter nach Westen hin eingehend zu untersuchen haben. Lepsius glaubte — und wohl mit Recht — in ihr die Stelle erkennen zu dürfen, auf der Auaris, das befestigte Lager der semitischen Eindringlinge, gestanden hat, welche unter dem Namen der Hyksos bekannt sind. Um 2000 v. Chr. bemächtigten sie sich des Pharaonenreiches, um es, während die einheimischen Könige im Süden des Landes fortregierten, fast 500 Jahre lang zu beherrschen. Bei diesen Arbeiten wird man auch versuchen müssen, die Stätte wiederzufinden, auf der einst die alte berühmte Hafenstadt und Festung Pelusium, „der Schlüssel Aegyptens", gestanden.

Gosen und Tanis. Eine nach Westen gerichtete Wanderung von wenigen Meilen führt uns in die Landschaft, welche der Pharao den Kindern Israels zur Wohnung angewiesen haben soll. Es ist unternommen worden, den Aufenthalt der Hebräer in Aegypten und den Auszug derselben aus dem Gebiete der Geschichte in das der Sage zu stoßen; aber gerade diesen Versuchen gegenüber kommt es recht deutlich zur Erscheinung, daß Ueberkrittelei ebenso sicher zu Irrtümern führt wie mangelnde Kritik. Wohl ist die Legende thätig gewesen, die Befreiung des auserwählten Volkes in ihrer Weise auszuschmücken; wir haben jedoch nicht allein den Namen Gottes, sondern auch die Namen der Städte, in denen später die Juden zu Zwangsarbeiten angehalten worden sind, auf den Denkmälern wiedergefunden. Berichte von ägyptischen Beamten über die Leistungen eines in der Stadt Ramses Frondienst leistenden Fremdvolkes,

dessen Namen kaum für einen andern als den der Hebräer gehalten werden darf, blieben erhalten, und die in Gosen gefundenen mit Stroh vermischten Ziegel, welche den Namen des Pharao der Bedrückung tragen, können recht gut von den Juden verfertigt worden sein. Der von den Griechen Tanis, von den alten Aegyptern Zān und von den Arabern San genannte Ort ist das biblische Zoan, in dem Moses seine Wunder vor dem Pharao verrichtet haben soll, und zu gleicher Zeit derjenige feste Platz, welcher im Exodus Ramses heißt, den die Denkmäler aber, nachdem der große Sohn des Seti ihn zur Residenz erhoben und mit Tempeln und andern Bauten geschmückt hatte, die Ramsesstadt nennen.

Große Mengen von gewaltigen und in buntem, malerischem Gewirr neben- und übereinanderliegenden Trümmern bedecken die Fläche, auf der einst diese berühmte Stadt gestanden hat. Am Abhange von Hügeln sieht man die Fundamente der zerstörten Wohnhäuser des von der Erde verschwundenen Ortes in der Ebene liegen. Statuen von hartem Stein, Stelen, Kapellen, Architravfragmente sowie nicht weniger als elf zerbrochene Obelisken liegen offen zu Tage, und wie viele Monumente muß gerade hier noch heute der Boden verbergen! Dennoch ist diese Stätte niemals mit erschöpfender Gründlichkeit untersucht worden; denn sie liegt weit ab von der betretenen Touristenstraße, ist nur schwer und in höchst unbequemer Weise zu erreichen und die Unterkunft, welche der reisende Europäer in dem Flecken San findet, ist entsetzlich. Ich habe einige Tage lang unter dem Dache des Achmed Bachschīsch, des Hetmans der Fischerei auf dem an geschuppten und gefiederten Bewohnern überreichen Menzalehsee, ohne zu klagen „mancherlei Leiden erduldet"; aber der Empfehlungsbrief, welcher mir Unterkunft im Hause dieses Mannes verschaffte, enthielt zugleich, wie ich später erfuhr, die strenge Weisung, mich weder graben noch Papierabdrücke nehmen zu lassen. Ein Beamter Mariettes hatte ihn in seinem Namen geschrieben, und wenn mein berühmter Kollege auch besser gethan hätte, mir schon zu Bulak zu sagen, was mir in San bevorstünde, so kann ich ihm doch nicht zürnen; denn gerade zu Tanis waren ihm deutsche Aegyptologen (R. Lepsius, dem sich der Wiener Reinisch angeschlossen hatte) ins Gehege gekommen und hatten auf einem der von ihm freigelegten, aber übersehenen Denkmäler die zweisprachige Inschrift entdeckt, welche unter dem Namen des Dekrets von Kanopus eine so große Wichtigkeit und hohe Berühmtheit erlangen sollte.

Freilich hatte auch Mariette vor unsern Landsleuten gerade hier bei seinen Grabungen Monumente von unschätzbarem Werte zu Tage gefördert.

Leider sah er sich verhindert, seine Arbeiten in San zu Ende zu führen, und darum fordert er in seiner Denkschrift besonders lebhaft auf, sie von neuem in Angriff zu nehmen, jeden Stein unter den Trümmern von Tanis umzukehren und keine unter den vielen hier zu findenden Inschriften unkopiert zu lassen.

In der That darf gerade an dieser Stelle mit großen Hoffnungen ans Werk gegangen werden, denn Tanis war die Residenzstadt der Hyksoskönige, und zu San hat man jene merkwürdigen Sphinxe gefunden, welche den letzteren ihren Ursprung verdanken. Diese aus hartem Stein gehauenen Mischgestalten zeigen auf ruhenden Löwenleibern Menschenköpfe von höchst befremdlicher, durchaus unägyptischer Bildung. Streng, starr, beinahe roh, schauen starkknochige Antlitze aus den sie umwallenden Löwenmähnen heraus und machen uns nicht nur mit der körperlichen Eigentümlichkeit der Hyksos bekannt, sondern lehren auch, daß die mit mehr als zweifelhaftem Recht als wilde Zerstörer berüchtigten Eroberer ägyptische Künstler beschäftigt haben, sich von ihnen in der den ägyptischen Bildhauern geläufigen Vortragsweise darstellen ließen und es keineswegs verschmähten, sich ägyptischer Symbole zu bedienen, die Hieroglyphenschrift zu benutzen und sich mit den Titeln der von ihnen verdrängten Pharaonen zu schmücken.[1]) Die Hyksos, das beweisen schon die bis jetzt in Tanis gefundenen Monumente, haben zwar das Nilthal erobert; doch verfielen sie dem Schicksal aller wenigen vorgeschrittenen Völker, welche hoch kultivierte Nationen unterwerfen. Ihre besondere Eigenart löste sich von ihnen ab und ging verloren, und widerstandslos mußten sie sich der Lebens-, Denk- und Kunstweise ihrer Knechte fügen.

So kam es, daß von den geistigen Errungenschaften des Pharaonenvolkes unter den Hyksos wenig oder gar nichts zu Grunde ging. Die stilistische Eigentümlichkeit aller Werke der Skulptur und Architektur, welche kurz nach ihrer Vertreibung entstanden sind, schließen sich so eng an diejenige der vor ihrem Einfall vollendeten, als wenn sie den gleichen Künstlern ihren Ursprung verdankten, und daß auch die Wissenschaft unter den Eindringlingen wenig beeinträchtigt fortzuschreiten vermochte, das beweist der im British Museum aufbewahrte und von Eisenlohr herausgegebene Papyrus, von welchem wir durch ein von L. Stern zuerst gewürdigtes Denkmal in Berlin erfahren, daß er unter dem Hyksoskönige Apophis verfaßt worden sei.

Späte Generationen werden es dem Deutschen Reiche danken, daß es durch Grabungen zu Olympia alles ans Licht zog, was sich an Kunstwerken auf der Zentralstätte des festlichen und religiösen Lebens der Hellenen erhalten hat, und doch sind die unter den Trümmern von Tanis zu erwerbenden Ruhmestitel nicht viel geringer anzuschlagen. Oder ist es nichts Großes, die Geschichte der Menschheit zu verlängern, indem man diejenige des Volkes klar legt, welches vor allen andern Nationen ein historisches Leben führte, das heißt ein Leben,

---

[1]) [Durch neuere Untersuchungen ist festgestellt worden, daß die hier erwähnten merkwürdigen Sphinxe von Tanis nicht den Hyksos ihren Ursprung verdanken, sondern vielmehr einem Könige der XII. Dynastie, Amenembēt III., dessen Antlitz sie porträtähnlich wiedergeben. Vergl. Recueil de travaux relatifs à la phil. égypt. et assyr. XV 131 ff.]

dem das bloße Ringen um das Dasein Zeit genug übrig läßt, und sich schon eine genügende Fülle idealen Sinnes regt, um große Werke herzustellen, welche die Folgegeschlechter an ihre Personen, ihre Geschicke und ihre Machtfülle durch Bild und Schrift erinnern sollen? Was waren die Hyksos vor Mariettes ersten Ausgrabungen, als ein Name, an den sich verschwommene und unrichtige Vorstellungen knüpften? Und jetzt? Als habe der Wink eines Zauberers sie gezwungen, ihren Gräbern zu entsteigen, sehen wir sie mit leiblichen Augen vor uns. Inschriften und Papyrus geben uns die Möglichkeit an die Hand, sie von dem Schimpf zu erlösen, mit dem der Haß der Aegypter diejenigen zu beflecken liebte, welche sie gezwungen hatten, ihr Joch zu tragen, und es eröffnet sich die Aussicht, noch genauere und sicherere Kunde über sie zu erwerben.

Aber noch Größeres stellen neue Grabungen zu Tanis in Aussicht. Der Psalmist sagt, hier sei es gewesen, wo Moses seine Wunder verrichtet habe vor Pharao, Bibel und Denkmäler lehren, daß hier und zu Pithom die Hebräer für den Pharao Zwangsarbeiten zu verrichten gezwungen worden wären. Niemand bezweifelt mehr, daß diese Stelle des Delta in der Pharaonenzeit von semitischen Elementen völlig erfüllt war; ich habe es selbst, und später hat es H. Brugsch eingehend erwiesen, und darum unterliegt es keiner Frage, daß unter allen Trümmerstätten in Aegypten die von San diejenige ist, auf und in der man am ersten erwarten darf, Monumente zu finden, welche sich auf die im Exodus geschilderten Ereignisse beziehen. Die Aegypter verewigten niemals ihre Niederlagen, aber oft haben unscheinbare Notizen ein neues Licht über ganze Epochen verbreitet, und es ist sehr möglich, daß zu Tanis das unanfechtbare, bis jetzt fehlende Wort gefunden wird, welches die Geschichtlichkeit des unausgeschmückten Kerns der biblischen Erzählungen vom Aufenthalt der Kinder Israel in Gosen und ihrer Vertreibung außer jeden Zweifel setzt.

Tanis ist noch niemals mit erschöpfender Gründlichkeit untersucht worden; und doch verdankt ihm die Wissenschaft eine Reihe von geradezu unschätzbaren Geschenken: die Hyksosdenkmäler, mehrere Monumente, welche lehren, daß hier thatsächlich der Gott Seth, welchen die Eindringlinge an die Stelle ihres Baal und an die Spitze aller andern ägyptischen Götter setzten, auch von legitimen Pharaonen verehrt worden sei, für den Kunsthistoriker wichtige Statuen, bei denen sich an den Gewändern die bunte Färbung erhalten hat, die schon erwähnte dreisprachige Tafel von Tanis, die Lepsius, ohne zu graben, unter der Menge der vorhandenen Trümmer entdeckte, und endlich die berühmte Stele mit der vierhundertjährigen Aera. Alle andern Inschriften sind nach dem so und so vielten Jahre eines bestimmten Königs datiert, diese aber bezieht sich zurück auf einen Pharao, der 400 Jahre vor ihrer Herstellung lebte und unter dessen Regierung ein Epochenjahr fiel, welches wichtig genug erscheinen mußte,

um es zum Ausgangspunkt einer neuen Zeitrechnung zu machen.[1]) A. Wiedemann hat dieses Monument jüngst in scharfsinniger Weise verwertet, und vielleicht sind noch andre Aufschlüsse zu erwarten, wenn neue Ausgrabungen das von der berühmten Tafel abgebrochene Stück zu Tage fördern sollten. Mariette nimmt sich vor, nach ihm mit besonderm Eifer zu suchen und dem im Osten des größern zerstörten Tempels befindlichen hoch aufgetürmten Gehäuf von granitenen Trümmern die schärfste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er weist auch auf die unweit von Tanis gelegenen Gräberstätten von Tell Daphane[2]) und Tell Dibgo hin, welche noch niemand genau untersucht hat und in denen man mit gutem Grunde Inschriften, und sollte es an solchen fehlen, Reste von bestatteten Hyksos zu finden erwarten darf. Bei dem gegenwärtigen Stande der fortschreitenden kraniologischen Wissenschaft könnte durch eine Reihe von hier zu entdeckenden Hyksosschädeln die Frage nach der ethnographischen Stellung der Eindringlinge ihrer Lösung nahe gebracht werden. Wünschenswert würde es sein, wenn gerade hier ein Welcker oder seinesgleichen zu den Ausgrabern stoßen wollte, denn ich selbst habe die von Mariette zuerst hervorgehobene Thatsache völlig bestätigt gefunden, daß die Gesichter vieler Bewohner des Menzalehsees denen in überraschender Weise gleichen, welche die Hyksossphinxe zeigen. Auch einem Zoologen und Botaniker würde hier manches neue begegnen, denn das genannte Binnengewässer gehört zu den mit Geflügel und Fischen, welche letztere größtenteils ein echt afrikanisches Gepräge zeigen und denen im Senegal gleichen, am reichsten gesegneten auf der Welt. Die Archäologen der Expedition können auf den Inseln im Menzalehsee manchen interessanten Rest aus der Vorzeit, und die Orientalisten in dem benachbarten Damiette viele merkwürdige altarabische Inschriften finden. Ich vermag anzugeben, wo sie solche zu suchen haben.

Es darf freilich nicht verhehlt werden, daß sich Mariette deutschen Ausgrabungen zu Tanis[3]) (neben Sakkara, Abydos und der Drah Abu'l-Negga

[1]) [Diese früher allgemein geteilte Ansicht, daß die hier erwähnte, in Tanis gefundene Stele aus dem 400. Jahre eines Hyksoskönigs (Nubti) datiert ist, dürfte wohl jetzt aufzugeben sein; vgl. Erman's Bemerkung in der Berliner Philolog. Wochenschrift 1890, Spalte 955.]

[2]) [Die Ruinenstätte von Tell Daphane (Tell Defenne) ist 1886 durch die zu Anfang der achtziger Jahre gegründete englische Ausgrabungsgesellschaft Egypt Exploration Fund unter Leitung Flinders Petrie's untersucht worden. Sie enthält ein Lager der karisch-ionischen Söldner Psammetich's I. Vgl. Petrie, Tanis II., sowie desselben Ten years' digging in Egypt p. 50.]

[3]) [Die hier vorgeschlagenen Ausgrabungen zu Tanis sind 1884 auf Kosten des Egypt Exploration Fund durch Flinders Petrie ausgeführt worden. Dabei wurde der von Mariette aufgedeckte Tempel der Stadt von neuem untersucht und die erhaltenen Reste genau aufgenommen. Die vermuteten wichtigen historischen Denkmäler, besonders zur Geschichte der Hyksos, sind freilich dabei nicht zu Tage gefördert worden. Vgl. Petrie, Tanis I. II.; Petrie, Ten years' digging p. 29.]

genannten Stelle in der Nekropole von Theben, dem Lieblingsschauplatze seiner Thätigkeit) besonders feindlich entgegenstellen würde; aber es giebt auch noch andre Stellen im Delta, welche die Arbeiten einer Expedition reich zu belohnen verheißen. Sie werden in der Denkschrift unsers berühmten Kollegen nicht besonders hervorgehoben; aber dies beweist keineswegs, daß er von ihnen wenig erwartet. Im Gegenteil! Der Landmann zeigt dem Obsthändler gern die guten Bäume im Garten; aber an den allerbesten geht er mit ihm vorüber, weil er ihre Früchte, wenn die Zeit gekommen ist, für den eignen Tisch (in Bezug auf Mariette der Ruhm des Entdeckers) zu ernten gedenkt. Das französische Mémoire empfiehlt eingehender nur solche Orte, auf die das Auge der Fachgenossen längst gerichtet war, und doch ist es seinem Verfasser ebenso wenig wie mir unbekannt, daß es noch mehrere große Städte im Delta gegeben hat, unter deren Trümmern merkwürdige Denkmäler gefunden worden sind, obgleich man sie niemals mit dem Aufwand größerer Mittel durchsucht hat.

Ich nenne nur Mendes, Saïs, Fakûs und Onin (ἡ 'Ονίου) und übergehe die geringere Ausbeute verheißenden kleinern Orte.

Mendes, schon in früherer Zeit eine der angesehensten Kulturstätten im Reiche der Pharaonen, bestand blühend fort, bis zum Ende der ägyptischen Geschichte. Nationale Könige standen in ihm gegen die Perser auf, und unter den römischen Kaisern schlug der Gau von Mendes seine eignen Münzen. H. Brugsch=Bei war der erste, welcher die unter den Trümmern der Widderstadt gefundenen interessanten, und namentlich in mythologischer Beziehung außerordentlich wichtigen Inschriften verwertete. Sein Bruder Emil hatte sie im Auftrage Mariette's mit andern Schätzen der Erde entzogen und so viel noch Unerforschtes zurücklassen müssen, daß sich unser gelehrter Landsmann veranlaßt sah, den Namen des Ortes, welcher jetzt neben den Resten von Mendes steht, zu verschweigen und seinen Aufsatz über Mendes also zu beschließen: „Die Leser dieser Zeitschrift wollen mir verzeihen, wenn ich die moderne Bezeichnung dieses Ortes vorläufig unterdrücke. Bei der Abwesenheit des Direktors der Ausgrabungen in Aegypten würde die Publizierung des Namens allein hinreichen, Unberufene zu veranlassen, die freiliegenden Denkmäler den wissenschaftlichen Zwecken ein für allemal zu entziehen." Diesen letztern würden sie, denke ich, erhalten bleiben, einerlei ob sie im Museum zu Bulak oder in einer europäischen Sammlung ihre Aufstellung finden, und darum darf es nunmehr unbesorgt ausgesprochen werden, daß die Stätte, um die es sich handelt, östlich von der aus Mansura nach Simbelauin führenden Eisenbahn, bei dem heutigen Tmei el=Amdid, gelegen und immer noch reich ist an unveröffentlichten Monumenten, unter denen einige es vielleicht verdienen, neben der von Brugsch 1875 veröffentlichten wichtigen großen Mendes=Stele genannt zu werden.

Bei meiner zweiten Reise durch das Delta fuhr ich über Mansura den

Nilarm von Damiette hinauf und besuchte das zwei Stunden von der erstgenannten Stadt entfernte Behbit el-Hager mit den Trümmern des zu dem alten Hebt, dem Iseum der alten Römer gehörenden Isistempels. Dieser letztere ward erst unter den Ptolemäern, und zwar ganz und gar aus dem schönsten grauen und roten Granit errichtet. Wahrscheinlich durch ein Erdbeben ist er wie ein Kartenhaus, an das die Hand seines kleinen Erbauers stößt, in sich zusammengestürzt, und der in der Mitte des alten Tempelhofes sich erhebende Berg von Pfeilern und Quadern, Deckplatten und Architraven, zerbrochenen Steintreppen, an denen die Stufen heute noch hängen, und zertrümmerten Säulen bietet einen außerordentlich malerischen Anblick. Das Bild der kuhköpfigen Göttin hat sich auf vielen Blöcken erhalten.

Unter den Trümmern dieses Tempels giebt es viele schön gearbeitete und sehr eigentümliche Darstellungen neben weniger bedeutenden Inschriften zu sehen. Diese sollten kopiert werden, doch würden wir von Grabungen abzusehen empfehlen, weil wohl keine andern als Monumente aus der Ptolemäerzeit zu Behbît el-Hager zu finden sein werden, und man nicht hoffen darf, hier Inskriptionen zu begegnen, die wesentlich von denen abweichen, welche die Wände der wohlerhaltenen Tempel von Dendera, Edfu, Esne und Philae bedecken, die der gleichen Epoche entstammen.

Von dem Behbit el-Hager benachbarten Mansura aus führt die Eisenbahn in wenigen Stunden nach Abu-Kebîr und zu der weiter östlich gelegenen Trümmerstätte Tell Fakûs. Dieser ansehnliche Ruinenhügel bezeichnet den Platz, auf dem das alte Pa- oder Pha-Kôs, die Hauptstadt des arabischen Nomos und des „Gosen“ der Bibel, gestanden hat.[1]) Die Griechen hießen sie Phakussa oder Phakoëssa, und „Gosen“ ist nichts als die hebraisierte Form ihres altägyptischen Namens Kôs. Ich habe vor der Vollendung der Eisenbahn diese Stätte besucht und in meinem „Durch Gosen zum Sinai“ über sie gehandelt. Eins der monumentalen Gebäude, von denen sich hier Trümmer erhielten, stammt aus der Zeit Ramses' II., des Pharao der Bedrückung. Auch durch hier unternommene Grabungen darf man wichtige Beiträge nicht nur für die biblische Geschichte und Archäologie zu gewinnen hoffen.

Von Fakûs und Abu-Kebîr aus gelangt man wiederum auf der Eisenbahn nach Kafr ez-Zaijât und von dort aus zu Schiffe auf dem Nilarm von Rosette, an dessen rechtem Ufer es gelegen ist, nach Sâ el-Hager, einem Fellachendorfe, in dessen Nähe sich die Trümmer von Saïs befinden.

Saïs gehört zu den ältesten und berühmtesten Städten Aegyptens und

---

[1]) [Neuere Grabungen haben ergeben, daß die Hauptstadt des arabischen Gaus und das von den griechischen Bibelübersetzern dem biblischen Gosen gleichgesetzte Gesem im arabischem Gau vielmehr bei dem heutigen Saft el-Henne zu suchen ist. Die Richtigkeit der obigen Annahme, daß Tell Fakûs das griechische Phakussa ist, bleibt bestehen. Vgl. Naville, Goshen and the shrine of Saft el-Henneh.]

seine Ruinen legen heute noch Zeugnis ab für seine frühere Größe. Ich habe sie aufgesucht, konnte ihnen aber infolge ungünstiger Umstände, denen sich hier der einzelne Reisende nur zu häufig fügen muß, nur wenige Stunden widmen. Dies war mir schmerzlich genug, denn ich gehörte schon damals zu denen, welche sich für verschiedene Zwecke die meiste Mühe gegeben haben, alles aus den Denkmälern und Klassikern zusammenzutragen, was sich auf die Geschichte gerade von Saïs bezieht.

Als Herrin dieser Stadt wurde die Göttin Neith, eine Form der mütterlichen Isis, und neben ihr bis in später Zeit Osiris verehrt. Die Griechen vergleichen die Neith mit ihrer Athene, welche eine Sage aus Libyen, zu dem Saïs oft gerechnet wird, stammen läßt. Kekrops soll nach einer mythischen Erzählung von dieser Stadt aus Athen gegründet haben und, um den Zusammenhang mit der Göttin von Saïs und der am Ilissus verehrten Pallas hervorzuheben, hat man, mit den Buchstaben spielend bemerkt, Athena gäbe umgekehrt A-Neth-a. Auf den römischen Gaumünzen von Saïs sieht man die Neith-Athena als mit dem Helm geschmückte Minerva, welche in der linken Hand eine Lanze und in der rechten die Eule trägt. Wie Athene, so gehört auch Neith, „die große Kuh, welche die Sonne gebar", zu den Himmelsgöttinnen; das kriegerische Wesen der erstern kommt bei der letztern wenigstens äußerlich zum Ausdruck durch den Bogen und die Pfeile, welche man ihr häufig in die Hand giebt. Beide werden als Meisterinnen und Hüterinnen der Webekunst verehrt, und das hieroglyphische Bild, mit welchem der Name Neith geschrieben wird, und das man sie oft auf dem Kopfe tragen und in der Hand halten sieht, ist ein Webeschiff. Saïtische Stoffe waren noch in späterer Zeit berühmt, und wie der Ort der Athene unter den Hellenen, so galt der der Neith unter den Aegyptern für eine bevorzugte Pflanzstätte der Wissenschaft. Aus den Hochschulen von Saïs und Heliopolis soll, wie die ihn eröffnende Einleitung sagt, der Schreiber des großen und alten, den Namen des Verfassers tragenden medizinischen Papyrus hervorgegangen sein, und zu Saïs wurden die auch den Griechen bekannten Mysterien der „göttlichen Mutter", das heißt der Neith, gehütet. Selbst Kambyses hielt es, wie eine aus seiner Zeit stammende Inschrift auf einem Denkmal im Vatikan lehrt, der Mühe wert, sich über dieselben zu unterrichten. Neben den heliopolitanischen werden von den Griechen mit Vorliebe saïtische Weisheitslehrer bei Namen genannt; so als Lehrer des Solon Sonchis der Saït und als sein Gefährte Pateneit. Von diesem Manne erzählt Plato in der Einleitung zum „Timäus", daß er dem weisen Athener nach einer Unterhaltung mit ihm über die alten Zeiten zugerufen habe: „O Solon, Solon! Ihr Griechen bleibt doch immer Kinder, einen alten Hellenen giebt es nicht."

Herodot hat Saïs besucht und sich hier, freilich nur mit Hilfe von ungelehrten Dolmetschern, durch Fragen, welche er einigen Priestern vorlegte,

Nachrichten zu verschaffen gesucht. Von den saïtischen Denkmälern, welche er beschreibt, ist bis jetzt keins wiedergefunden worden, aber von mehrern lassen sich große, wenn auch formlose Reste nachweisen. Der heilige See, auf dem Herodot bei Nacht zu Ehren des Osiris geheimnisvolle Schauspiele aufführen sah, flutet heute noch bei Sâ el-Hager; eine Umfassungsmauer von außerordentlicher Stärke und Größe, schon für sich ein Riesenwerk, bezeichnet wahrscheinlich die Stelle des Palastes der Könige und des Tempels der Neith, welcher letztere auch die Gräber des biblischen Hophra und seiner Vorgänger sowie des Amasis beherbergt haben soll. Die Riesenkapelle, aus einem Stück Granit, welche von Elephantine nach Saïs gebracht worden war und vor dem Heiligtum stehen bleiben mußte, ist verschwunden. Das Gleiche gilt von den Propyläen und den mit Palmenkapitälen gekrönten Tempelsäulen, dem Osirisgrabe, den Obelisken, Kolossen und menschenköpfigen Sphinxen, von denen Herodot zu erzählen weiß; aber überall liegen zertrümmerte Stücke von hartem Gestein und gebranntem Thon auf dem Boden, und gewaltige Trümmer der Akropolis der Stadt und mehrere Nekropolen mit hohen Totengemächern haben sich, wenn auch im Zustande der furchtbarsten Verwüstung, erhalten.

Ueber dem Boden sahen wir kein einziges Denkmal liegen, dessen Inschrift uns zu einer Abschrift aufgefordert hätte; aber welche Schätze mag gerade hier die Erde noch bergen! Mariette hat zu Saïs keine systematischen und tiefgehenden Grabungen unternommen, aber viele von jenen schönen und mit besonderer Sorgfalt gearbeiteten Monumenten, die unter den Königen der 26. oder saïtischen Dynastie hergestellt worden sind und den verschiedenen ägyptischen Museen zur besondern Zier gereichen, sind hier gefunden worden. Mühelos und ohne zu graben, hat man sie aufgehoben. Ich erwähne nur den herrlichen Torso von Granwacke, welchen Clarke aus Saïs mitnahm und der gegenwärtig dem Museum von Cambridge zur Zier gereicht.

Ich habe Saïs eine alte Stadt genannt, und sie wird auch in der That schon auf sehr frühen Denkmälern erwähnt; ihre eigentliche Blüte entfaltete sie aber erst nach der Thronbesteigung des ersten Psamtik (663 v. Chr.), welcher in ihr heimisch war. Die Herrscherreihe, welche dieser große Pharao eröffnete, pflegte in Saïs zu residieren, und es gehören zu ihr Fürsten, die man zu den glänzendsten, unternehmendsten, tüchtigsten und berühmtesten in der langen Reihe der ägyptischen Könige zählen muß. Wer kennt nicht den Namen der drei Psamtik, von denen der letzte 525 v. Chr. der von Kambyses geführten Uebermacht des jungen persischen Weltreiches unterlag; wer hätte nicht von jenem Necho gehört, dessen mit phönizischen Seeleuten bemannten Schiffen die erste Umsegelung Afrikas gelang, und der die freilich nicht zu Ende geführte Durchstechung des Isthmus von Suez unternahm? Wer hat nicht die wundervoll schwungvolle Schilderung der Schlacht von Karkemisch, bei der Nechos Macht von der Nebukadnezars zu Boden geworfen wurde, im

46. Kapitel des Jeremia gelesen? Auch Hophras Namen kennt jedermann aus der Bibel. Ihn stürzte der mit vielen Regententugenden geschmückte Amasis, dessen Glück sprichwörtlich wurde, denn er ist „Aegyptens König" im „Ring des Polykrates" unsers Schiller, der den Stoff zu seiner schönen Ballade dem Herodot entlehnte. Aegyptens materielle Wohlfahrt entfaltete unter diesem weisen und heitern Griechenfreunde ihre Blüte mit voller Ueppigkeit, und die Zahl der Städte, welche sich nach hellenischen Berichten unter ihm am Nil erhoben haben sollen, kann zwar auf Glaubhaftigkeit keinen Anspruch erheben, zeigt aber, wie außerordentlich volkreich und wohlbebaut das Nilthal am Ende der 26. Dynastie seinen Besuchern erschienen sein muß.

Alle diese Fürsten herrschten zu Saïs und waren bestrebt, es den alten Residenzen Memphis und Theben an Pracht und Bedeutung gleichzustellen. Wenig bemerkenswert sind die Werke der Architektur und Plastik, welche unter den in unruhigen Zeiten dem ersten Psamtik vorangehenden Herrscherreihen hergestellt werden konnten; aber die in allen Tempeln des Landes gepflegte Bildhauerkunst fand im heidnischen Aegypten immer zu thun.

Unter den großen Pharaonen im Anfang des neuen Reiches hatte es für sie gegolten, gewaltige Kolosse zu vollenden, die breiten Flächen der Wände riesiger Tempel und die langen Zimmerreihen der tief in das Gestein der Berge eindringenden Grüfte mit Hieroglyphen und bildlichen Darstellungen zu bedecken, turmhohe Obelisken von den Granitfelsen am ersten Katarakt zu lösen, sie zu glätten und mit Inschriften zu versehen, oder Sphinxe ohne Zahl, welche die Prozessionsstraßen umsäumen sollten, aus Stein zu meißeln. Nach dem Sturze der Ramessiden mußte diese gewaltige Kunstthätigkeit große Einschränkungen erfahren, und an Stelle der Kolosse gab es kleinere Statuen, statt der Zimmergassen, welche das Herz der Berge zu erreichen suchten, weniger tiefe Grabkammern herzustellen. Steinerne Sarkophage, mit Inschriften geschmückte Kanopen und andre bescheidenere Bildhauerarbeiten wurden immer verlangt, und so kam es, daß sich die plastischen Künstler, für die es wenig Ungeheueres und Großartiges zu thun gab, dem Kleinen mit um so größerer Liebe und Sorgfalt zuwandten. Als Saïs zur Residenz erhoben wurde, waren die Bildhauer, welche die Statue der Amenerteïs hergestellt hatten, schon weit vorgeschritten auf der angedeuteten neuen Bahn, und sie blieben ihr treu, auch nachdem Psamtik I. und seine Nachfolger ihnen große Aufgaben gestellt hatten. Unfähig, sich die kraftvolle Vortragsweise der alten Zeit von neuem anzueignen, und dennoch empfindend, daß die verwelkte Blüte ihres Heimatlandes in ihren Tagen ihre Wiedergeburt feiere, griffen diese Begründer der Renaissance der künstlerischen Thätigkeit am Nil in die alte Zeit zurück und entlehnten den besten Werken ihrer Vorgänger viele Einzelformen. Diese bildeten sie eigenartig und mit zierlicher Sorgfalt aus. Die ihnen abgehende Strenge des alten Stils suchten sie durch Genauigkeit zu ersetzen und die hohe

für sie nicht mehr erreichbare oder auch ihnen nicht mehr zusagende Kraftfülle ihrer frühern Vorbilder waren sie zu mildern bemüht. Bei diesem Bestreben verfallen sie oft in Weichheit und übergroße Glätte, welche sich namentlich an den Gewändern, die nicht um die Körper gelegt und geschlungen, sondern gespannt oder gemalt zu sein scheinen, in übler Weise fühlbar macht. Aber das Können, mit dem sie den härtesten Basalt und die sprödeste Grauwacke bearbeiten und zu polieren verstehen, ist bewunderungswürdig, die Ausführung der Gesichter, des weiblichen Busens, der Hände und Füße maßvoll, naturwahr und höchst ansprechend; besonders rühmenswert muß aber die feine Stilempfindung genannt werden, mit der sie — auch hier im Anschluß an ältere Formen — die hieroglyphischen Schriftzeichen behandeln. Großartiger sind diese letztern in früherer, mit geschnörkelterer Ausführung in der Lagidenzeit gebildet worden, niemals aber sauberer, sachgemäßer und deutlicher. Darum hat sich auch Lepsius, als es galt, hieroglyphische Lettern für den Typendruck herzustellen, mit feinem Takt an die Schrift der saïtischen Kunstepoche angeschlossen.

Man durchwühle nur den Boden der ehrwürdigen Neithstadt; man grabe tief in den Grund, auf dem der Tempel der verschleierten Göttin gestanden; man durchforsche nur die Stätte, auf welcher sich der Palast des Amasis und seiner Vorgänger erhob, und wenn man besonders auch den Nekropolen mit Hacken und Spaten und Sandkörben thatkräftig zu Leibe geht, so kann es schwerlich fehlen, daß zahlreiche edle Monumente der bergenden Erde, der Vergessenheit und Vernichtung entrissen und die Großmut derer, welche eine deutsche Ausgrabungskommission nach Unterägypten senden werden, reichlich belohnen werden.

Noch andre Trümmerstätten im Delta würden vielleicht eine Untersuchung lohnen; aber ich vermeide es, um nicht durch zu viel des Vorgeschlagenen zu verwirren, sie auch nur zu nennen. Bloß das bei Schibîn el-Kanâtir gelegene Tell el-Jehudîje, die alte Oniastadt (ἡ Ὀνίου), möchte ich nicht übergehen; denn während zum Beispiel in den großen Ruinenhügeln des beim heutigen Zakazik gelegenen alten Bubastis nur sehr großartige Grabungen Erfolge, welche freilich unter glücklichen Umständen recht bedeutend werden könnten, ergeben würden, so weiß ich, daß bei den Erd- und Scherbenanhäufungen von Tell el-Jehudîje kleine Grabungen höchst merkwürdige Monumente zu Tage gefördert haben. Hier hat vor Zeiten der Hohepriester der Juden Onia (Sohn Onias III.) mit Bewilligung des Ptolemäus Philometor, welcher ihm und seinem Volke besonders wohlgesinnt war, für die durch die syrische Partei aus Palästina vertriebenen Israeliten im Anschluß an einen älteren, schon vorhandenen Ort eine Niederlassung gegründet und dem Jehovah einen Tempel gebaut. Mit dieser That verstieß er gegen das Gesetz, nach welchem neben dem Hause des Herrn zu Jerusalem kein anderes bestehen

durfte; Onia soll aber sein Unternehmen zu rechtfertigen versucht und den judenfreundlichen König für seinen Plan durch den Hinweis auf eine Stelle im Jesaia gewonnen haben. Durch die Vollendung dieses Tempels wurden die Spaltungen zwischen den palästinäischen und ägyptischen Israeliten in verhängnisvoller Weise erweitert und vertieft. Die gelegentlich bei Tell el-Jehudîje in Mariettes Auftrage unternommenen Grabungen haben ergeben, daß der ältere Ort im heliopolitanischen Gau, an den sich die von Onia neugegründete Judenstadt schloß, schon unter Ramses II. vorhanden war und später von Ramses III. in eigentümlicher Weise geschmückt worden ist. Viele merkwürdige Stücke aus dem Tempel oder Palast dieses berühmten Pharao waren mir durch H. Emil Brugsch zu sehen vergönnt, und unter diesen durchaus eigenartige, meistenteils violett und weiß gefärbte Fayencescheiben, mit denen ganze Mauern bekleidet, und die nicht nur zu ornamentalen Figuren, sondern auch zu bildlichen Darstellungen von Schlachten, Huldigungen, Opfern, Darbringungen von Tributen durch semitische Männer und dergleichen zusammengestellt gewesen sein sollen. Aus ähnlicher glasierter Fayence bestanden die Namensschilder Ramses III., dessen leicht kenntliches Reliefporträt aus weißem Alabaster ich in meiner Hand gehalten habe. Die Substruktionen des Pharaonenbaues sind freigelegt worden und bestehen zum Teil aus orientalischem Alabaster; von dem dem Salomonischen Tempel nachgebildeten Heiligtum des Onia hat sich dagegen, soviel ich weiß, bis jetzt noch keine Spur gefunden.

Die Trümmerstätte von Tell el-Jehudîje soll besonders reich sein an kleinen Altertümern. Von den oben erwähnten Fayencetäfelchen besitze ich einige, und ihre Verwendung zur Bekleidung der Innenseite ganzer Gemächer in so früher Zeit ist immerhin bemerkenswert, denn sie lehrt, daß, wie so manche andere, so auch die Sitte der heutigen Aegypter, die Mauern ihrer Wohnräume mit glasierten Kacheln zu bekleiden, aus der Pharaonenzeit stammt.

Durch Grabungen zu Tell el-Jehudîje [1]) könnte gewiß manches Interessante zu Tage gefördert werden, aber sein Boden verspricht doch eine geringere Ausbeute, als die zuerst von mir vorgeschlagenen Stätten, und es ist Kairo sehr nahe benachbart.

Je angenehmer sich dieser Umstand für das Behagen der Mitglieder unsrer Expedition erweisen müßte, desto weniger förderlich dürfte er sich doch für ihre Arbeiten zeigen. Das Feld unserer Thätigkeit würde bald ein Lieblingsziel für die Ausflüge der in Kairo überwinternden Reisenden werden und die Kunde von jedem neuen Schatze, dem wir auf die Spur kommen sollten, schon bevor es ihn zu heben gelang, dorthin gelangen. Man hat auch mit

---

[1]) [Durch den Egypt Exploration Fund sind auch die hier vorgeschlagenen Grabungen in Tell el-Jehudîje von Naville und Griffith ausgeführt worden; es wurden dabei namentlich jüdische Gräber freigelegt. Vgl. Naville and Griffith, The City of Onias and the mound of the Jew, the antiquities of Tell el Yahûdîyeh.]

Mariettes Neigungen und Empfindlichkeiten zu rechnen, nicht sowohl wegen der Hindernisse, die uns dieser sein Monopol hochhaltende Mann in der That in den Weg legen könnte, sondern vielmehr, weil seine hohen Verdienste ihm das Recht gewähren, Rücksichtsnahme von denen zu fordern, welche seinen Entdeckungen so viel zu danken haben.

Diese Erwägungen sind es auch, welche mich veranlassen, von Grabungen auf dem Boden des alten Memphis abzuraten. Kairo ist die erst spät unter den fatimidischen Kalifen im Anschluß an das ältere Fostât gegründete Nachfolgerin der alten Pharaonenresidenz; es liegt ihr gegenüber, und beide gehören, wenn der Nil sie auch trennt, so gut zusammen, wie die verlassene Akropolis von Athen mit der neuen Hauptstadt der Griechen.

Mariettes Residenz ist das, wie wir hören, in jüngster Zeit an seiner alten Stelle neu, vor dem Ueberschwemmungswasser gesichert und geräumiger aufgebaute Museum von Bulak, aus dessen hohen Fenstern man die Pyramiden und die Grabstätten zu ihren Füßen überschaut. Seine zuerst auf eigne Gefahr und bis zuletzt mit dem Aufgebote einer gewaltigen Energie mit vortrefflicher Kennerschaft und ungeheuern Erfolgen ausgeführten Grabungen in vielen Teilen der Nekropole von Memphis, besonders an den Sakkara und Gize genannten Stellen, haben ihm dieselben zu eigen gegeben und stempeln sie zu seinem wohlerworbenen Besitz, an den fremde Hände nicht rühren können, ohne ihm Unrecht zu thun. Dazu kommt, daß gewisse Arbeiten, welche er selbst hier zu unternehmen vorschlägt, der Fremdenstadt Kairo und somit auch dem Chedîw in besonderer Weise zu gute kommen würden. So möge denn dieser letztere den großen Sphinx völlig freilegen und mit einer hohen Umfassungsmauer umgeben lassen, damit ihn der Sand der Wüste nicht wieder begrabe. Vor länger als 3000 Jahren hat Thutmosis IV. sich durch die gleiche That die Gunst des Gottes Harmachis, als dessen Abbild das berühmte Idol in der frühesten Zeit aus dem lebenden Felsen gemeißelt worden war, zu erwerben versucht. Dem bei einem Jagdzuge in der Nähe des Sphinx rastenden Pharao, so erzählt eine zwischen den Füßen des Löwenleibes der ungeheuern Mischgestalt aufgefundene Inschrift, war der Gott Harmachis im Traume erschienen und hatte ihn gebeten, sein Bild vom Sande befreien zu lassen. Er beeilte sich, diesen Wunsch zu erfüllen; andre Könige folgten seinem Beispiele und noch spät nach dem Falle des national-ägyptischen Fürstenhauses muß Trajan das jüngst von Mariette aufs neue vorgeschlagene und zuletzt unter dem obenerwähnten Thutmosis in Angriff genommene Werk zu Ende geführt haben, denn aus seiner Zeit stammen die längst wieder vom Sande begrabenen Stufen, auf welchen die Frommen, welche dem Götterbilde mit Gebet und Opfern zu nahen wünschten, zu ihm hinaufsteigen. Weder mir noch einem andern Altersgenossen war es gleich ihnen vergönnt, den Sphinx in seiner ganzen Größe daliegen zu sehen. Wie das Haupt eines Vergrabenen,

dem der Sand, welcher ihm bis zum Halse reicht, die Kehle zuschnürt und ihn zu ersticken versucht, so schaut das seine mit dem von der breiten Königshaube umrahmten starren Antlitz dem Wanderer entgegen. Den gewaltigen Löwenleib entzieht der Staub der Wüste den Blicken, aber nach seiner letzten Freilegung haben besonders Vyse und Perring dafür gesorgt, daß wir durch Bild und Wort über seine Beschaffenheit Kenntnis besitzen. Immerhin ist es möglich, daß mit dem Sphinx in Zusammenhang stehende unterirdische Räume unentdeckt geblieben sind: bringt doch Plinius unser Denkmal mit einem Grabe in Verbindung; will doch der alte Vansleb einen Schacht bei demselben gesehen haben; weist doch Mariette die Vermutung nicht zurück, daß sich im Rücken des Sphinx der Eingang zu einem unterirdischen Gange finden könnte. Man müßte das Mauerwerk, welches die Vertiefungen der Klippe, aus welcher sein Löwenleib gehauen war, ausfüllt, beseitigen, und wird vielleicht zu der gesuchten Pforte gelangen.[1]) Sodann müßte eine große im Osten des Sphinx gelegene Fläche völlig freigelegt werden; denn nur so könnte es sich erweisen, ob der eigentümliche, aus Werkstücken von Granit und Alabaster bestehende Quaderbau, in dem man die Statuen des Erbauers der zweiten Pyramide Chefren gefunden hat, in der That mit dem Sphinx zusammenhängt und als Grabtempel des Herstellers der letztern angesehen werden darf.

Gewiß, es giebt hier noch manche Frage zu lösen und manches ehrwürdige Denkmal den Blicken der Besucher der Totenstadt von Memphis zu enthüllen; aber die Antwort erwarten wir von Mariettes Thätigkeit und die Mittel für die Ausgrabungen und die Einhegung der an Ort und Stelle verbliebenen Denkmäler von der Freigebigkeit des Chedîw.

Auch der Sakkara genannte Teil der Nekropole von Memphis ist des trefflichen Franzosen eigenste Domäne. Hier hat er seine Ausgrabungen begonnen, hier am meisten gelitten und gearbeitet, hier als Entdecker das Größte geleistet. Das Innere der wahrscheinlich schon zur Zeit der ersten Dynastie entstandenen uralten Pyramide von Sakkara[2]) ist früher von dem preußischen General von Minutoli untersucht worden. Die Denkmäler, welche er dort fand, versanken leider mit dem Schiffe, das sie trug, vor der Mündung der Elbe. Die schönsten, an Inschriften reichsten Mausoleen der hohen Würdenträger aus der Zeit der Pyramidenerbauer, ehrwürdige Denkmäler, welche unter dem Namen der „Mastaba“ bekannt sind, hat Mariette, der hier auch die Apisgrüfte öffnete, gefunden und freigelegt. An vielen Orten sind von andern und mir die die Wände dieser merkwürdigen Quaderbauten bedeckenden, in feinem Flachrelief ausgeführten Darstellungen und die sie begleitenden In-

[1]) [Seitdem dieser Aufsatz erschienen, ist der Sphinx 1886 durch Maspero wieder frei gelegt worden. Von der erwähnten Pforte hat sich allerdings keine Spur gefunden.]

[2]) [Sie ist, wie jetzt feststeht, das Grabmal des der dritten Dynastie angehörigen Königs Zoser.]

schriften behandelt worden. Unser Landsmann Dümichen war der erste, der die wichtigsten unter ihnen durch gute Nachbildungen der Wissenschaft zur Verfügung stellte. Sie beziehen sich größtenteils auf das Privatleben der Aegypter in der frühesten Zeit und führen dem Beschauer das Bild des Mannes vor, für welchen das Denkmal, welches sie schmücken, bestimmt war. Am häufigsten sieht man ihn mit denjenigen Dingen beschäftigt, welche seinem Erdenleben besonderen Reiz verliehen hatten. Dem Freunde des Fischfangs füllen zahllose beschuppte Wasserbewohner die Netze; der Jäger erbeutet Tiere der Wildnis von jeder Gattung, der große Grundherr schaut mit Behagen den Arbeiten seiner Hörigen auf den Aeckern, Weinbergen und in den Papyruspflanzungen zu. Die Aufseher der Landgüter führen ihm seine Herden und sein Geflügel vor; die Vertreter seiner Domänen nahen sich ihm mit den Produkten der letzteren; seine Zimmerleute bauen Nilschiffe für ihn, und andre Handwerker unter seinen Leuten verfertigen sehr verschiedenartige Gegenstände des täglichen Bedarfs. Zwerge, Musikanten, Tänzer und Jongleure werden in den Häusern der Großen gehalten und füllen durch ihre Leistungen die Mußestunden der Würdenträger und ihrer Familien aus. Alle diese Darstellungen sind heiter, lebendig, oft absichtlich ans Komische streifend, und manche der sie begleitenden Inschriften darf geradezu ausgelassen genannt werden.

Vom Tode ist in diesen Gräbern nur selten die Rede. Die Nachkommen des in ihnen Bestatteten sollen, wenn sie sich, um den Manen ihres dahingegangenen Ahnherrn zu opfern, in seiner Mastaba versammeln, an die Fülle des Besitzes und der Lebensfreude erinnert werden, welche ihn, solange er in ihrer Mitte weilte, umgab.

So habe ich, so haben wir alle bisher die Darstellungen in den Grüften des alten Reiches aufgefaßt; Mariette aber spricht in seiner Denkschrift die Vermutung aus, sie wären anders zu deuten. Hierzu veranlassen ihn hauptsächlich zwei Bedenken: erstens finden sich in den Mastaba Leute von verschiedener Lebensstellung bestattet, und alle rühmen sich eines auffallend großen Besitzes; zweitens aber ist die Menge der Rinder und andrer Haustiere, welche sich die Verstorbenen (mit Angabe von Zahlen) besessen zu haben rühmen, so beträchtlich, daß Mariette an ihrer Richtigkeit zweifelt. In der That ergiebt die Addition aller Herden, welche gleichzeitig lebende Würdenträger besessen haben wollen, eine sehr hohe Summe. Wäre sie richtig, so müßte das Nilthal zur Zeit der Pyramidenerbauer an Viehweiden um vieles reicher gewesen sein, als es in der unsern ist. Dies wäre wohl denkbar; aber es steht doch auch fest, daß der Ackerbau in derjenigen Epoche, von welcher wir reden, bereits weit verbreitet und hoch ausgebildet gewesen ist. Die Menge des erbeuteten Wildes und Geflügels sowie der gefangenen Fische ist so erstaunlich groß, daß sie allerdings die Wirklichkeit zu überbieten scheint, und so können wir Mariettes Vermutung nicht ohne weiteres von der Hand

weisen, daß wir in den uns beschäftigenden Reliefbildern keine Darstellungen aus dem wirklichen Leben der Würdenträger, sondern derjenigen Existenz zu sehen haben, welche die verstorbenen Großen im Jenseits zu finden hofften. Der Waidmann an den Mastabawänden würde also als ein in seligen Jagdgründen Jagender, der Fischer als ein in himmlischen Teichen seine Netze senkender Glückseliger aufzufassen sein, und die Tausende von Rindern, welche wir dem Verstorbenen vorgeführt werden sehen, hätte er nicht wirklich besessen, sondern nur als sein Eigentum in einer andern, reicheren Welt zu finden gehofft. Erweist sich diese neue Deutung, gegen die uns freilich der Ton der sie begleitenden Inschriften und die keineswegs runden, sondern bis auf die Einer hin ausgeführten Zahlen der Tiere zu sprechen scheinen, als zutreffend, so hätten wir in unsern Reliefbildern und den sie begleitenden Inskriptionen auf die Unsterblichkeitslehre der Pyramidenzeit bezügliche Gemälde und Texte zu sehen, und Stücke aus einem alten Totenbuche in ihnen zu erkennen, welches himmelweit von demjenigen abweicht, das man in spätern Tagen dem Verstorbenen mit ins Grab zu legen pflegte.

Um diese Frage endgültig entscheiden zu können, schlägt Mariette vor, die alten Nekropolen noch einmal genau zu durchsuchen und jedes Bild und jede Inschrift, welche in den Mastaba und Felsengrüften aus dem alten Reiche erhalten blieb, zu kopieren und zu veröffentlichen. Dieses Vorhaben kann keiner besseren Hand anvertraut werden als der seinen, und wenn er es wünschen sollte, so könnten wir ihn besonders bei seinen Publikationsarbeiten mit Hilfstruppen aus unserm Lager unterstützen. Welcher Aegyptologe setzte nicht gern seine Kräfte ein, wenn sich ihm die Aussicht eröffnete, bei der Zusammentragung eines Totenbuches aus dem alten Reiche mithelfen zu können? Ich bemerke hier nur noch, daß, wenn Mariettes Vermutung Bestätigung finden sollte, der kulturhistorische Wert der Darstellungen an den Mastabawänden in keiner Weise geschmälert werden würde; denn das unterliegt keinem Zweifel, daß alles, was sie zur Anschauung bringen, dem wirklichen Leben nachgebildet ist. Man hat nur das übertrieben Erscheinende auf das mittlere Maß zurückzuführen, um das bloß Erwünschte mit dem wirklich Dagewesenen in Uebereinstimmung zu bringen.

Mit Recht fordert Mariette auf, der Entdeckung neuer Papyrus besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und spricht die Hoffnung aus, daß man durch Grabungen an der Stelle, auf welcher das Pastophorium gestanden, gut erhaltenen Handschriften begegnen werde. Das genannte Bauwerk gehörte zu dem griechischen, mit dem ägyptischen und den Apisgräbern durch eine Sphinxallee verbundenen Serapeum. Mehrere auf uns gekommene Papyrus aus der Lagidenzeit sind in ihm geschrieben worden, und die durchaus trockene, von Salzausschwitzungen freie Natur des seine Reste bedeckenden Sandes bürgt allerdings dafür, daß, wenn sich hier Manuskripte finden sollten, diese von den Unbilden der Zeit nur wenig gelitten haben möchten.

Die scharfsinnige Berücksichtigung einer Stelle des Strabo hat Mariette auf die Entdeckung der Trümmer beider Serapeen, des sie verbindenden gepflasterten und mit statuarischem Schmuck gezierten Weges, der Apisgräber und zahlloser Denkmäler geführt. Diese Stätte ist vor jeder andern seine eigne, und wir wollen uns neidlos mit ihm freuen, wenn es ihm gelingt, hier alles und mehr noch ans Licht zu ziehen als das, was er mit Recht an dieser Stelle finden zu können hofft.

Ich glaube, daß bei einem Unternehmen, wie das an dieser Stelle vorgeschlagene, weite Ausbreitung der Arbeiten zu nichts, gründliche und tiefe Grabungen an wenigen eng begrenzten Stellen zu einem höchst bedeutenden Resultat führen könnten. Unsre Expedition sollte sich daher mit der Durchforschung der von mir angegebenen Stellen in Unterägypten begnügen; aber ich will doch diejenigen Orte nicht unerwähnt lassen, welche Mariette im oberen Aegypten zur besonderen Berücksichtigung empfiehlt.

Sollten uns nach Vollendung der im Delta vorzunehmenden Arbeiten noch genügende Zeit und ausreichende Mittel zu Gebote stehen, so würde ich raten, die Expedition nach Theben zu senden, sie dort auf dem westlichen Ufer des Nils anzusiedeln und mit aller Anstrengung arbeiten zu lassen. Für beträchtliche Erfolge glaube ich einstehen zu können. Auf dem Wege in die Amonstadt sollte bei dem heute Schech Abâde genannten Orte halt gemacht werden. Auf seinem Boden hat das alte Besa gestanden, welches den Namen Antinoë empfing, nachdem Hadrians schöner Liebling in seiner Nähe im Nil umgekommen war. Nach einem Wolkenbruche fanden wir hier interessante Trümmer eines bis dahin unbekannten ägyptischen Tempels; die des römischen Ortes sind immer noch sehr bedeutend. In jüngster Zeit sind herrliche korinthische Säulen, welche wir früher unter den Palmen von Schech Abâde am Boden liegen sahen, in Kalköfen verbrannt worden; aber noch manches Bemerkenswerte, und zwar nicht nur ägyptische Altertum könnte sich hier finden, wo auch, wenn wir dem Clemens von Alexandria und Epiphanius glauben dürfen, das Grab des Antinous gestanden haben würde. [1])

Folgende Stätten in Oberägypten, die wir nach ihrer geographischen Lage, indem wir die Richtung von Norden nach Süden innehalten, aufzählen, schlägt Mariette zur Berücksichtigung vor:

1. Herakleopolis magna, heute Ahnas el-Medîne, das Hanes des Jesaia, welches mit Recht für eine sehr früh gegründete Stadt gehalten werden darf; denn sein ägyptischer Name wird schon in den ältesten Totenbuchtexten genannt. Mariette hofft in den großen, bisher unberücksichtigten Trümmern dieses Ortes Aufschlüsse über die dunkle, die 6. von der 10. Herrscherreihe

---

[1]) In Schech Abâde sind neuerdings wichtige Gräber aus spätrömischer Zeit und die Reste eines von Ramses II. erbauten Heiligtums entdeckt worden.

trennende Epoche und genaue Kunde über die 9. und 10. Dynastie der Herakleopoliten zu gewinnen, von denen wir wenig wissen. Die Trümmer bei Ahnas el-Medîne sind nach ihm die Reste desjenigen Herakleopolis, welches dem genannten Regentenhause seinen Namen gegeben.[1])

2. Abydos, heute Arabat el-Madfûne. Hier hat Mariette bereits eine große Thätigkeit entwickelt, aber die Untersuchung der berühmten Nekropole ist keineswegs zu Ende geführt worden. Das heilige, den Kopf des Gottes umschließende Osirisgrab, von dem wir gute Kunde besitzen, und welches Aegypter aus allen Teilen des Landes veranlaßte, sich in seiner Nähe bestatten zu lassen, ist es noch nicht aufzufinden gelungen.[2]) Das alte This oder Thinis, die Heimat der ersten geschichtlichen Pharaonen, muß in der Nähe von Abydos gelegen gewesen sein. Adolf Schmidt hat seine frühere Lage mit großem Scharfsinn bestimmt, und wenn sich auch nicht alle späteren Forscher seiner Ansicht bedingungslos anschließen konnten, so hat doch keiner behauptet, daß This auf einem andern Nilufer wie Abydos gelegen gewesen sei. Mariette spricht jetzt diese Vermutung aus und weist auf eine Reihe von Grüften hin, welche Arabat el-Madfûne gegenüber liegen, der Zeit des Pharao Merenptah, das ist des Sohnes und Nachfolgers des großen Ramses entstammen, und für Beamte angelegt worden sind, die, wie ihre Grabinschriften lehren, dem Gott Anhur von This gedient haben. Sind nun diese Männer in einem Tempel am westlichen Nilufer thätig gewesen, so werden sie sich um so weniger veranlaßt gesehen haben, sich auf dem östlichen bestatten zu lassen, mit je größerer Vorliebe auch fern von Abydos heimische Aegypter sich in der Nähe des Osirisgrabes am Berge des Westens eine Grabstätte zu verschaffen bestrebt waren.

Mariette hat die erwähnten Grüfte nur ganz flüchtig untersuchen können; eine neue Durchforschung derselben wird vielleicht die einer Lösung werte Frage, auf welchem Nilufer wir die Heimatsstadt des Pharaonengeschlechts zu suchen haben, endgültig entscheiden. Ungleich wichtiger würde es sein, wenn andre Hoffnungen in Erfüllung gingen, welche unser lebhafter und scharfsinniger Kollege auf Grabungen an dieser Stelle setzt. Sie beziehen sich auf den Nachweis einer möglichen Gleichzeitigkeit der herakleopolitanischen und der unter dem Namen der Antefs bekannten thebanischen Könige der 11. Dynastie. Aber es ist hier nicht der Ort, auf diese Spezialfragen, welche zunächst nur den Fachmann interessieren, näher einzugehen.

In Theben faßt auch Mariette zunächst das linke Nilufer ins Auge,

---

[1]) [In Ahnas el-Medine sind von Naville im Auftrage des Egypt Exploration Fund Ausgrabungen veranstaltet worden, bei denen aber keine Denkmäler aus den Zeiten der 9. und 10. Dynastie gewonnen worden sind.]

[2]) [In Abydos hat seit 1896 der französische Aegyptologe Amélineau umfangreiche Ausgrabungen vorgenommen, bei denen Gräber der ältesten ägyptischen Könige zu Tage gefördert wurden. Auch das berühmte Osirisgrab will Amélineau entdeckt haben.]

und dort besonders die Drah Abu'l-Negga genannte Stätte, welcher er schon so großartige Funde verdankt, und von der er erwartet, daß sie Denkmäler berge, welche neue Argumente für die kühne, aber keineswegs unbegründete historische Hypothese, welche er aufstellt, enthalten könnten. Ferner wünscht er, daß die bisher noch unentdeckten Gräber der Könige, von deren Vorhandensein wir sichere Kunde besitzen, aufgesucht werden möchten, und giebt die Stellen an, woselbst er meint, daß sie sich möglicherweise befinden könnten. Einige Papyrus, die sich in protokollarischer Weise mit der gerichtlichen Verhandlung beschäftigen, die gegen Räuber eingeleitet werden mußte, welche in Pharaonengräber eingedrungen waren, um sie auszuplündern, können diesen Untersuchungen zur Unterlage dienen. Man wird zunächst das obengenannte Drah Abu'l Negga, dann den kegelförmigen Berg, der den Hintergrund des großen Amphitheaters von Felsen bildet, zu dem der Terrassentempel von Der el-Bahri hinaufsteigt, und drittens das genannte Heiligtum selbst, und zwar zunächst an derjenigen Stelle zu durchforschen haben, die den kleinen Tempel mit den sechseckigen Säulen trägt. Ferner muß das westliche Querthal der Biban el-Moluk genannten Schlucht der Königsgräber und diese selbst neu und mit besonderer Genauigkeit durchsucht werden.[1]) Die alten Aegypter verstanden es, die Eingänge zu den Felsengrüften vortrefflich zu verbergen; aber sie trugen nicht Sorge, die Steinsplitter, welche bei der Vertiefung des Schachtes in den Berg ins Freie geworfen werden mußten, zu beseitigen; Mariette erteilt darum den guten Rat, überall da, wo sich größere Haufen von solchen Bröckeln und Splittern finden, mit besonderer Sorgfalt nach Gräbern zu suchen. Bei dieser Gelegenheit sollte man nicht versäumen, nach einem unterirdischen Gange zu forschen, der — und diese Vermutung hörte ich zuerst von unserm Lepsius aussprechen — höchst wahrscheinlich in der Pharaonenzeit den Tempel von Der el-Bahri oder einen ihm benachbarten Punkt des Ostabhanges der libyschen Berge mit dem Thal der Königsgräber verbunden hat. Als ich mit meinem Freunde L. Stern, dem ersten Direktorialassistenten des Aegyptischen Museums zu Berlin, im Winter 1872—1873 in Theben weilte, fanden wir ein wenig südlich von dem genannten Terassentempel einen tief in den Kalkfelsen führenden, sehr niedrigen Schacht. Fünf Minuten lang brauchten wir, auf dem Bauche kriechend, um an sein Ende zu gelangen, und schon wähnten wir den gesuchten Tunnel gefunden zu haben, als sich vor uns eine sorgfältig behauene Grabkammer öffnete. Unsre Hoffnung, in ihr eine verborgene Pforte zu finden,

---

[1]) [Auch diese Wünsche sind mittlerweile erfüllt worden. Der Tempel von Dêr el-Bahri wurde auf Kosten des Egypt Exploration Fund in den Jahren 1894—1895 durch Eduard Naville freigelegt, und in dem Thal der Königsgräber hat der gegenwärtige Generaldirektor der ägyptischen Ausgrabungen, Mr. Loret, 1898 die Untersuchungen wieder aufgenommen, die zu der Auffindung dreier neuer Königsgräber, der Grüfte Amenophis' I. und II., sowie Thutmosis' III. geführt haben.]

erwies sich als unbegründet; denn als wir an ihre Wände schlugen, ließ sich nirgends ein hohler Klang vernehmen. Ich kann den Fellah bei Namen nennen, der uns mit diesem Gange bekannt gemacht hat. Andre Forscher, glücklicher als wir, finden vielleicht den richtigen Tunnel.

Mariettes Rat, den herrlichen Tempel, welchen Ramses III., der reiche Rhampsinit Herodots, in der Totenstadt von Theben erbaute, völlig freizulegen und ganz auszukopieren, ist vortrefflich, denn das Heiligtum von Medinet-Habu ist eine Chronik von Stein, in welcher einer der bedeutendsten Könige von Aegypten mit Meißel und Hammer zwar in panegyrischer, aber doch immerhin in historischer Darstellungsweise alles aufzeichnen ließ, was es ihm in Krieg und Frieden zu verrichten vergönnt war. Jede neue Mauer dieses Bauwerkes, welche es freizulegen gelingt, kann wichtige geschichtliche Notizen enthalten und die Zweifel lösen helfen, die sich über die Herkunft der von Ramses III. besiegten kontinentalen und Inselvölker erhoben haben. Ist das Heiligtum von Medinet-Habu völlig von Schutt und Sand befreit, so werden wir in ihm ebenso wie in dem zu London aufbewahrten Papyrus Harris eine Quelle ersten Ranges besitzen.[1] Durch die Vergleichung beider wird manche Schwierigkeit beseitigt werden, welche sich heute noch der sichern Darstellung einer besonders wichtigen Epoche der ägyptischen Geschichte entgegenstellt. Nach weiteren Dokumenten, und besonders historischen, in der Nekropole von Theben zu suchen, würde sich dringend empfehlen. Vom el-Assassif bis Der el-Bahri, im Thal von Der el-Medine, an der Schech Abd el-Kurna genannten Berglehne und hinter dem Ramesseum, woselbst der trockene Boden noch manche uneröffnete Gruft birgt, müßte alles durchforscht werden, und es könnte leicht geschehen, daß ein glücklicher Spatenstich eine Fülle von neuen Quellen eröffnete. Viele der schönsten von Theben nach Europa gewanderten Papyrus entstammen zum Beispiel einer Kiste voll altägyptischer Handschriften, welche Fellachen in einem Grabe bei Der el-Medine entdeckten.

Sehen wir nun, was Mariette auf dem östlichen Ufer der Amonstadt zu unternehmen vorschlägt.

Sein Wunsch, den Tempel von Luksor völlig freizulegen, ist so außerordentlich kühn, daß wir an seiner Erfüllung in der heutigen Zeit zweifeln müssen.[2] Nichtägyptischen, am Nil thätigen Forschern muß selbst der Gedanke, diese Arbeit zu unternehmen, fern bleiben. Daß sie zu wichtigen Ergebnissen führen würde, ist unzweifelhaft; denn manche historische Inschrift wird hier jedenfalls von dem in dies Heiligtum eingebauten Flecken verborgen und der

---

[1] [Auf Kosten der ägyptischen Altertümerverwaltung ist der Tempel Ramses' III. zu Medinet-Habu unter der Leitung G. Daressy's in den Jahren 1894—1896 völlig freigelegt worden. Eine Veröffentlichung sämtlicher Darstellungen und Inschriften wird vorbereitet.]

[2] [Auch die Erfüllung dieses Wunsches ist eingetreten. Vergl. den Aufsatz S. 47.]

Forschung entzogen, und das edle Bauwerk von Luksor müßte einen köstlichen Anblick gewähren, wenn es, unentstellt von den Kuckuckseiern, welche ein verkommenes Geschlecht in das Nest des Phönix legte, sich gereinigt von allem Beiwerk, leicht übersehbar und neu geheiligt den Blicken seiner Besucher darbieten wollte. Zu Mohammed Alis Zeit, ja vielleicht auch in den Blütejahren der Regierung des Chedîw Ismail, wäre es nicht unmöglich gewesen, solches Unternehmen zu Ende zu führen; aber es läßt sich kaum glauben, daß der sparsame und vorsichtige Herrscher, welcher heute in Kairo gebietet, Mariette genügende Vollmachten und Geldmittel anvertrauen wird, um einen ganzen Flecken zu zerstören und seine Bewohner wenigstens einigermaßen zu entschädigen. Zwar hat auch vor wenigen Jahrzehnten mitten im Tempel von Edfu ein ganzes Dorf gestanden, und es war nicht gar zu gewagt und schwierig, es zu beseitigen, seine Insassen auszutreiben und ihnen neue Wohnplätze anzuweisen; aber die Zeiten haben sich geändert, die Mittel der Regierung sind geringer geworden, und im Tempel von Luksor wohnen nicht nur arme Fellachen, sondern Antiquitätenhändler, unter denen sich wohlhabende Männer befinden, die zu gleicher Zeit von mehreren europäischen Großmächten als Konsularagenten angestellt sind. Auch eine Moschee, die man in den Tempel von Luksor hineingebaut hat, würde es zu zerstören gelten.

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten und ungeheure Kosten würden auch der ägyptischen Regierung, die ja mit dem Eigentum ihrer Unterthanen in der Provinz nicht allzu bedenklich umspringt, aus diesem Unternehmen erwachsen, und doch hält Mariette es für ausführbar. Möchte er, der mit diesen Verhältnissen genauer vertraut ist als irgend ein andrer, recht behalten und es ihm vergönnt sein, die hohe Schönheit des herrlichen, in widrigster Weise verunstalteten Tempels von Luksor zur Auferstehung zu führen. Wir dürfen nicht wagen, diesem Unternehmen auch nur von fern näherzutreten.

Mariettes Rat, die Gegend von Gebel-Silsele genau zu untersuchen, würde uns weit nach Süden, bis an die nubische Grenze führen. In den Steinbrüchen und Gräbern zur Linken und Rechten der die alte „Schifferstadt“ bespülenden Stromschnelle mag sich noch manche unveröffentlichte Inschrift finden; das Gerücht, daß unweit Gebel-Silsele, mitten in der Wüste, sich fast alle Namen der Könige des 10. Herrscherhauses als Graffiti auf Felsenwänden finden sollen, hat viel Lockendes; [1]) aber ich bleibe dabei, daß eine nach Aegypten zu sendende deutsche Ausgrabungsexpedition sich auf die angegebenen Trümmerstätten im Delta beschränken und höchstens noch das Westufer von Theben berücksichtigen sollte. Zur völligen Ausbeutung der inschriftlichen Schätze in den zugänglichen Ptolemäertempeln von Dendera, Edfu, Esne und Philae würde

[1]) [Das Gerücht hat sich in dieser Form nicht bewahrheitet; gemeint sind die in dem nördlich von Silsele gelegenen Wüstenthal von Schatt er-Regâl befindlichen Felsinschriften, unter denen sich auch einige von Königen der 11. (nicht 10.) Dynastie befinden.]

die Aussendung einzelner Gelehrten genügen. Wenn es erlaubt ist, an dieser Stelle schon den Namen eines mit diesem bestimmten Auftrage an den Nil zu Schickenden auszusprechen, so möchte ich den Straßburger Professor J. Dümichen nennen, der sich mit größerem Eifer und Glück als irgend ein andrer Lebender mit den Tempeln und Inschriften aus der Lagidenzeit vertraut gemacht hat. An tüchtigen und rüstigen Aegyptologen, welche sich gern einer deutschen Ausgrabungsexpedition anschließen würden, fehlt es nicht. Zunächst muß es gelten, die nötigen Mittel zu beschaffen und auf diplomatischem Wege den Chedîw Taufik zu bestimmen, uns seine Einwilligung, Grabungen an den bezeichneten Stellen zu unternehmen, nicht vorzuenthalten. Der junge Herrscher, und sogar auch Mariette würden, das wiederhole ich, vielleicht für das vorgeschlagene Unternehmen günstig gestimmt werden können, wenn wir uns bereit finden ließen, einen begrenzten Teil der zu hebenden Schätze dem Museum von Bulak abzutreten.

In einer thatenlosen Zeit hat eine Expedition nach Aegypten dem preußischen Namen hohe Ehre erworben; möge das große, geeinigte Deutschland im Schmuck der Lorbeeren, die es in unsern Tagen in Krieg und Frieden erworben, den Ruhmeskranz nicht verwelken lassen, den es als ein Wiedererwecker vergangener Größe und als Förderer antiquarischer Bestrebungen mit Stolz zu tragen berechtigt ist. [1])

---

[1]) [Bis jetzt ist freilich dieser berechtigte Wunsch des Verfassers unerfüllt geblieben; die meisten der vorgeschlagenen Ausgrabungen sind von englischer, französischer oder ägyptischer Seite, nicht von deutscher zur Ausführung gebracht worden.]

E. Navilles Ausgrabungen in Gosen und die Historicität des Aufenthalts der Juden in Aegypten.[1]

Wer sich die ruchlose Zerstörung Alexandrias vergegenwärtigt, wer noch weiter zurückdenken und sich des brutalen Frevlermutes erinnern kann, mit dem die Engländer die syrischen Küstenstädte ohne Schonung des Menschenlebens und der ehrwürdigsten Monumente zusammengeschossen haben, und dann wieder vernimmt, wie beträchtliche Mittel von ihnen aufgebracht worden und wie opferwillig, eifrig und geschickt sie in Palästina und nun auch im ägyptischen Delta bestrebt sind, die Ueberbleibsel älterer Epochen ans Licht zu ziehen, zu konservieren, zu erforschen und zu beschreiben, der muß unwillkürlich an die Geschichte von dem Klausner denken, der, um das Gesetz zu erfüllen, welches vorschreibt, Kranke zu pflegen, einen Wanderer überfiel, ihn halb tot schlug und ihn sodann mit aller Zärtlichkeit und Sorgfalt wartete, bis er gesund war.

Wer Aegypten lieb hat, kann den Engländern und ihrer Politik nicht freundlich gesinnt sein. Ihre Invasion ist wie giftiger Mehltau auf alle Zweige des Lebens im Nilthale gefallen, und selbst der Pflege der Denkmäler und der Arbeit der Ausgräber sind durch sie die Mittel in einer Weise geschmälert worden, welche dem ausgezeichneten Direktor derselben vielfach die Hände bindet. Es geschieht auch nicht das geringste, was mit der Gladstoneschen Politik aussöhnen könnte; versetzt man sich dagegen in die gebildeten Kreise der britischen Nation und vergegenwärtigt sich ihre friedlichen Bestrebungen, so wird man anerkennen müssen, daß sie geradezu einzig dastehen in Bezug auf die Energie, die Opferwilligkeit und den praktischen Sinn, mit dem sie an die Lösung solcher Probleme gehen, welche die ganze Nation interessieren. Zu diesen gehört in erster Reihe alles, was sich auf die heilige Schrift bezieht. So kommt es, daß, wie einmal die Anregung zur Bildung eines Palaestina Exploration Fund gegeben war, reiche Beiträge wie von selbst zusammenströmten. Außerdem stellten sich Freiwillige jeder Art, um an dem schönen Werke der Erforschung des gelobten Landes teilzunehmen, denn auch darin steht England andern

[1] Aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 110 und 111, 1885.

Nationen voran, daß es über eine große Anzahl von unabhängigen, wohlunterrichteten und mutigen Männern verfügt, welche jeden Augenblick bereit sind, im Dienste der Wissenschaft ferne Länder aufzusuchen und ohne Scheu vor Mühsal und Gefahr ihr bestes zu thun.

Nachdem in Palästina glänzende Resultate errungen worden waren und mehrere Schriften[1]) darauf hingewiesen hatten, wie reiche Ergebnisse Ausgrabungen gerade auf dem Gebiete des noch wenig durchforschten Nildelta liefern könnten, wurde auch ein Egypt Exploration Fund gebildet, und die Leitung der ersten, unter den Auspizien derselben ausgesandten Expeditionen keinem Engländer, denn die beiden vorzüglichsten britischen Aegyptologen S. Birch und Le Page Renouf sind alte Herren, sondern einer frischen, jugendlichen Kraft, dem ausgezeichneten Genfer Gelehrten E. Naville, anvertraut.

Es war ihm die Aufgabe gestellt worden, in Gosen Ausgrabungen zu machen, und er hat dieselbe glänzend gelöst. Freilich fühlen sich seine Auftraggeber kaum für dasjenige unter seinen Resultaten verpflichtet, welches wir besonders hoch stellen: wir meinen die Argumente, die er gegen die extreme Richtung der Bibelkritik, welche den Aufenthalt der Juden in Aegypten, den Exodus und die Gesetzgebung am Sinai für späte Legenden erklärt und alles, was mit diesen Ereignissen zusammenhängt, aus dem Gebiete der Geschichte hinausweist, ans Licht gezogen hat. Wenn diese Richtung gerade in Deutschland viele Anhänger findet, so gilt dies keineswegs in gleichem Maße für England. Die im Verhältnisse zu unsern kritischen Heißspornen gar bedächtigen Colenso und andern Streitern der essays and reviews haben wohl manchen denkenden Kopf auf ihre Seite gezogen, und der treffliche Wellhausen ist selbst Mitarbeiter an einer der maßgebenden englischen Encyklopädien, aber das Talent der Engländer, alles blindlings zu glauben, was die Bibel berichtet, ist heute noch sehr groß.

Ein schottischer Matrose — diese Anekdote ist noch immer nicht veraltet — war viele Jahre lang auf See gewesen, und wie er heimkehrte und sein Mütterlein ihn nach dem Wunderbarsten fragte, was ihm begegnet sei, gab er zur Antwort: „fliegende Fische“. Das wollte die Alte nicht glauben, ja ihr bangte, ihr Sohn habe es unter den Blaujacken verlernt, die Wahrheit zu ehren. Als der Seemann ihr aber dann auf die zweite Frage versetzte: „Am Roten Meere sah ich ein Rad, das wohl zu dem Wagen das Pharao gehört hat,“ da wurde das Mütterchen warm und rief freudig bewegt: „O davon mußt du mir mehr erzählen!“

Auf wenige von denen, welche für den Fund gesteuert, wird diese Geschichte passen, aber es hat doch wohl kaum einer unter ihnen für nötig erachtet, die Historicität des Aufenthalts der Juden in Aegypten zu erweisen. Daß Reliquien

[1]) Vgl. S. 3.

aus der Zeit des Exodus oder doch Spuren der Existenz der israelitischen Zwangarbeiter und ihrer Bedrücker, sowie andre ägyptische Denkmäler gefunden werden könnten, wird alles gewesen sein, was sie von Navilles Thätigkeit erwarteten. Diese hat nun allerdings eine sehr bedeutsame Reliquie, ja die einzige, zu Tage gefördert, welche man an der Stätte seiner Ausgrabungen zu finden erwarten durfte; aber nicht als solche, sondern als Argument gegen die oben erwähnte extreme und negierende Kritik besitzt sie einen Wert, den auch wir als bedeutend anerkennen müssen.

Seit den Epoche machenden Grafschen, Wellhausenschen und Kuenenschen Arbeiten durchweht eine gesunde Lebensluft die alttestamentarische Bibelforschung in Deutschland und Holland. Man hat erkannt, daß die heiligen Schriften derselben historischen Kritik unterzogen werden dürfen und müssen, der die moderne Geschichtsforschung die Profanschriftsteller unterwirft; denn es giebt nur eine Wahrheit, und diese auf wissenschaftlichem Wege vom Irrtum zu sondern, ist wiederum der einzige Zweck und die einzige Aufgabe einer vernünftigen und gesunden Kritik. Alles, was sich für historisch giebt, gleichviel ob es den Anspruch auf Heiligkeit erhebt oder nicht, muß sich die gleiche kritische Würdigung gefallen lassen; nur dürfen solche Angaben, welche jahrtausendelang für gerecht und unantastbar gegolten haben, verlangen, daß die Kritik, bevor sie sie als unerweislich und falsch über Bord wirft, gerade ihnen gegenüber besondere, schon von der Pietät diktierte Vorsicht übe und keinen Umstand, welcher die Wahrheit aus Licht bringen könnte, unerforscht und unberücksichtigt lasse.

Was nun die Frage angeht, ob der Aufenthalt der Juden in Aegypten, der Exodus und die Gesetzgebung am Sinai für geschichtliche Thatsachen zu halten seien oder nicht, so wird eine umsichtige und unparteiische Kritik sich zuerst nach Zeugnissen umzusehen haben, welche die ehrwürdigen biblischen Angaben über diese Thatsachen stützen, und solche wird man — namentlich was den Aufenthalt der Israeliten in Gosen angeht — zuerst im Nilthal selbst und im Bereiche der ägyptischen Denkmäler zu finden erwarten dürfen.

Die Ehrfurcht vor dem schon durch das Jahr Geheiligten fordert hier das liebevollste Eingehen, und wenn wir dennoch sehen, daß die Führer der extremen Richtung der Bibelkritik, ohne sich sonderlich um die Monumente und die Resultate der ägyptologischen Forschungen zu kümmern, den Aufenthalt der Juden im Nilthal und ihre Befreiung für unhistorisch erklären und ein tieferes Eingehen auf diese Dinge für ebenso müßig und unnütz erklären, wie etwa den Versuch, auf dem Olymp nach den Stühlen der Götter zu suchen, so verfallen sie (Wellhausen selbst übt größere Vorsicht) in Skepsis, das heißt denjenigen Fehler des Historikers, welcher die geschichtliche Wahrheit nicht weniger schädigt, als kritiklose Leichtgläubigkeit.

Was uns betrifft, so scheint uns der bloße Umstand, daß eines der hochmütigsten und dünkelvollsten Völker sich selbst nachsagte, — ohne diese That-

sache je auch nur mit einem Worte zu bezweifeln — es habe jahrhundertelang in der Knechtschaft eines andern Volkes gestanden, mit dem es noch bald in freundlicher, bald in feindlicher Berührung lebte, von vornherein jeden Zweifel an der Historicität des Aufenthalts der Juden in Aegypten aufzuheben. Auch die strengste Kritik muß bekennen, daß der Sinai als heiliger Berg und die Stätte der Gesetzgebung schon sehr früh im Bewußtsein der in Palästina angesiedelten Hebräer lebte, und wer will dem Volke Gottes einen glaubhafteren Weg zu diesem Berge anweisen, als denjenigen, welchen er nach den Mitteilungen im Exodus gezogen ist? Diese sind allerdings übervoll von legendarischen Ausschmückungen aus späterer Zeit, aber sie tragen doch den aktuellen Verhältnissen im damaligen Aegypten so stark Rechnung, sind überall, wo das Wunder nicht mithineinspielte, und die Phantasie der Orientalen die Zahlen nicht verderbt und vergrößert hat, so ganz angemessen den in Frage kommenden geographischen Bedingungen, daß sehr viel Leichtgläubigkeit und ein völliges Verkennen des schriftstellerischen Vermögens in jener Zeit dazu gehört, um diese angezweifelten Nachrichten für eine bloße Erfindung späterer Litteraten oder für die den realen Verhältnissen angepaßte Aufzeichnung von Volkssagen zu halten. Vergegenwärtigt sich der Völkerpsycholog die Juden in denjenigen Tagen, in welchen die Exoduserzählungen entstanden oder aufgezeichnet worden sind, mit ihrem stolzen Gefühl der „Auserwähltheit“, ihrer unleidlichen Selbstgefälligkeit und ihrer festen Ueberzeugung, das erste aller Völker zu sein, so wird er das Schicksal dessen, welcher es zuerst gewagt hätte, die Sage von der Knechtschaft der Israeliten oder gar die eigne Erfindung einer solchen aufzuzeichnen und öffentlich mitzuteilen, sich nur als ein beklagenswertes und mit Steinigung verbundenes vorzustellen vermögen. Diese Berichte konnten dem Volke nur erträglich erscheinen, nur von Geschlecht zu Geschlecht weiterverbreitet werden, wenn sie auf Thatsachen, welche nicht wegzuleugnen waren, beruhten.

Der durchaus verkehrte kritische Grundsatz, eine ganze Gruppe von historischen Mitteilungen für bar jeder geschichtlichen Grundlage zu erklären, weil sie mit der Zeit legendarische Zuthaten in reicherer oder weniger reicher Fülle in sich aufnahm, hat Stade und seine Meinungsgenossen irregeführt. Die angedeuteten inneren Gründe hätten sie von der strikten Negation solcher Thatsachen abhalten sollen, für deren Authenticität doch auch eine schöne Reihe von äußeren Gründen bekräftigend eintritt. Wir möchten hier auf ein Wort weisen, welches Leopold von Ranke bei Gelegenheit der Würdigung einer arabischen Tradition im fünften Bande seiner Weltgeschichte ausspricht: „Sollten wir auch hier nur einer Tradition folgen, so ist es doch schon von historischem Gewicht, daß sie sich bilden konnte.“

Die Denkmäler hatten uns mit einem Volke bekannt gemacht, welches Aperu, Apurīu und so weiter geschrieben wird und in dem Chabas zuerst die Hebräer wiedererkannt hat. Einige Papyrus erzählen von demselben, daß sie

Zwangsarbeiten und besonders das „Steine herbeiziehen" für den Pharao zu besorgen hatten, und dies in jenem Tanis (hebr. Zo'an), welches die Stadt oder Stätte des Ramses-Miamun genannt wird, und in dem wir das als Schauplatz jüdischer Zwangsarbeit im Exodus erwähnte Ramses wiedererkennen zu dürfen meinen. Die lautlichen Schwierigkeiten, auf welche Stade hinwies, können keinen Kenner der ägyptischen und hebräischen Lautwerte verhindern, die 'Apurīu für Hebräer zu halten, und der Umstand, daß einige Jahrzehnte nach der Zeit, in welcher wir vernünftigerweise den Exodus spätestens setzen dürfen, auch noch 'Apurīu in Aegypten vorkommen, hat gleichfalls geringes Gewicht, denn man beseitigt kein Volk aus einem Lande, wie man einen Apfel aus dem Kasten nimmt. Die Israeliten waren über einen weiten Landstrich verbreitet, und daß zu Heliopolis, welches kaum mehr selbst zu Gosen gehört hat, Juden, die sich den Aegyptern assimiliert und doch an ihrer unverwüstlichen ethnischen Eigenart festgehalten hatten, sitzen bleiben konnten, ist ein ganz natürlicher Vorgang.

H. Brugsch hat dann in seinem Dictionnaire géographique die 'Apurīu für ein Volk erklärt, welches in der Landschaft 'An zwischen dem Nil und dem Roten Meere östlich von Heliopolis gesessen habe, und nicht mit Unrecht; ja wir werden sehen, daß die Navilleschen Grabungen die Landschaft 'An als mit zu Gosen gehörend erweisen. Dieses 'An ist gewiß das Aean des Plinius, und dieser läßt dort Heroon oppidum gelegen sein, welches, wie wir nun wissen, gleich ist jenem Pithom, wo die in Gosen geknechteten Israeliten Zwangsarbeiten für den Pharao zu verrichten hatten. Daß die 'Apurīu kein ostafrikanisches Nomadenvolk gewesen sein können, dafür zeugt der Umstand, daß sich in einem historischen Märchen, welches auf einem Papyrus des British Museum von der Einnahme von Ipu (Joppe) erzählt, ein 'Apurīu-Mann erwähnt wird, welcher Botendienste verrichtet. Ein Hebräer konnte — gerade in Joppe — leicht, ein Nomade aus der Gegend zwischen dem Nil und dem Roten Meere zu solchem Geschäfte schwer verwandt werden.

Der Name Gosens als einer der Ostprovinzen des Delta hat sich auf den Denkmälern wiedergefunden, und in unserm „Durch Gosen zum Sinai" haben wir in einer Weise, welche bisher keinen Widerspruch erfahren, dargelegt, daß sich in Phakus (Pha-kōs) die Metropolis der Provinz Gosen samt ihrem Namen erhalten hat.

Die begeisterten Schilderungen, welche die Papyrus von der Fruchtbarkeit dieser Landschaft und dem üppigen Leben in derselben entwerfen, stimmen mit dem biblischen Bericht aufs beste überein, und sowohl der Verfasser als auch später H. Brugsch haben bewiesen, daß Gosen, oder besser, daß das gesamte östliche Delta eine Provinz war, in der die semitischen Elemente den ägyptischen mindestens das Gleichgewicht hielten.

Versetzen wir uns nun in diejenigen Zeiten, in denen der Aufenthalt

der Juden in Aegypten und der Exodus einzig und allein gesetzt werden können, so finden wir, daß die thatsächlichen politischen Zustände jener Epoche so beschaffen waren, daß sie dem biblischen Bericht überall zur Erklärung dienen. Für den Pharao der Bedrückung halten wir allgemein jenen Ramses II., welcher gern in Tanis, dem biblischen Zoʿan, das heißt der Stadt residierte, wo nach dem Psalmisten Moses mit dem Pharao zusammengetroffen sein soll. Mit seinem Namen (Ramsesstadt) wurde diese Residenz belegt, und die Denkmäler lehren, wie gewaltig die Bauthätigkeit gewesen, welche er in derselben geübt hat. ʿApurīu hatten dabei „Steine zu ziehen", und als ihre Vögte werden libysche Polizeisoldaten genannt, welche, da sie den Semiten durchaus nicht stammverwandt waren, keinen Grund hatten, sie schonend zu behandeln. Den Kanal, welcher den Nil mit dem Roten Meere zu verbinden bestimmt war, hatte des Ramses Vater, Seti I., schon in Angriff genommen. Eine Darstellung zu Karnak nennt ihn den „Durchstich", und er durchzog ganz Gosen. Die Hebräer müssen an demselben thätig gewesen sein, und so haben wir in seiner Nähe eine Niederlassung derselben zu erwarten, die denn auch, wie wir sehen werden, thatsächlich gefunden worden ist.

Das Delta war voll von semitischen Elementen, und diese blieben dem König im Rücken, wenn er nach Asien in den Krieg zog, was häufig geschah. Er mußte die Fremden beschäftigen, und dies ist auch geschehen.

Nach Ramses' II. Tode bestieg Merenptah, den wir für den Pharao des Auszuges halten, den Thron. Er hatte schwere Kämpfe gegen die Libyer zu bestehen und allen Grund, die Fremden in der Ostmark scharf im Zaume zu halten. Aber all diese Dinge haben wir schon anderwärts eingehend behandelt;[1]) hier gilt es nur diejenigen, welche sich für Bibelkritik interessieren, mit den Resultaten Navilles und den Argumenten vertraut zu machen, welche die Ausgrabungen dieses fleißigen und gewissenhaften Gelehrten für die Historicität des Aufenthaltes der Juden in Aegypten neu herbeigebracht haben.

Am 5. Februar 1883 begann Naville seine Thätigkeit. Der Platz, wo er den Spaten einsetzte, war glücklich gewählt, denn an demselben hatten Denkmäler aus der Pharaonen-Zeit zu Tage gelegen, und er gehörte sicher zum Gebiet der Landschaft Gosen. Wo diese zu suchen sei, unterlag von vornherein keinem Zweifel; denn die Bibel selbst giebt darüber sichere Auskunft. Es war im Osten des Landes gelegen, und jedenfalls hatte das von dem v. Lesseps'schen Süßwasserkanal bespülte Gebiet, welches heute Wadi Tumilat heißt, dazugehört. Vor Navilles Grabungen war die Trümmerstätte Tell el-Maschūta von vielen für das Ramses der Bibel gehalten worden; aber sehr bald förderten die Arbeiter des umsichtigen Genfers Inschriften zu Tage, welche erwiesen, daß hier ein Ort gelegen habe, welcher den altägyptischen Namen Pi-Tum, d. i.

[1]) G. Ebers, Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. 2. Aufl. Leipzig, 1882.

das koptische Pethom, das hebräische Pithom, das griechische Pithom, Peithô und Patumos trug. Von dieser Stadt weiß der hebräische Bibeltext zu erzählen, daß die Juden daselbst Vorratshäuser für den Pharao erbaut hätten, während die Septuaginta statt des hebräischen Wortes, welches wir mit „Vorratshäuser" übersetzen, „befestigte Städte" giebt. Diese Bauten sollten nach der betreffenden Stelle im Exodus mit Nil-Ziegeln hergestellt worden sein, und wenn die heilige Schrift hier über wirklich geschehene und nicht über solche Dinge kund giebt, welche der Legende angehören, mußte man Spuren derselben bei Tell el-Maschûta wiederzufinden erwarten. Und in der That entdeckte hier Naville das einzige, worauf er zu stoßen hoffen durfte; denn seine Arbeiter stießen in unmittelbarer Nachbarschaft des Platzes, wo sich der Tempel erhoben hatte, auf ein Bauwerk von großer Ausdehnung. Die Mauern bestanden aus ungebrannten, mit Mörtel verbundenen Ziegeln, waren von vorzüglicher Beschaffenheit, 6—9 Fuß (2—3 englische Yards zu 3 Fuß) dick und nach außen hin mit besonderer Sorgfalt, ja so gut geglättet, wie sich dies mit einfachem Nil-Schlamm nur immer bewerkstelligen läßt. Dieses Bauwerk gehörte sicher in eine sehr gute Epoche und in die Zeit, in welcher die Pharaonen noch bestrebt waren, Werke von langer Dauer herzustellen. In seinem Innern fanden sich viele rechtwinkelige Räume in verschiedener Größe, von denen keiner mit dem anderen verbunden war, und zu denen man nur von obenher zu gelangen vermochte. Wer die Darstellung von ägyptischen Kornspeichern in den Grüften von Beni Hasan und Theben kennt, welche uns die Landleute zeigen, wie sie zu ihnen auf Treppen hinansteigen, um das Korn von oben hineinzuschütten, der wird nicht zweifeln, daß wir es hier mit solchen zu thun haben. Wozu sollten auch Räume, die nur von oben zugänglich sind, anders dienen, als zur Aufbewahrung von Vorräten? Dazu hat Naville in der Mitte der Wände Oeffnungen gefunden, welche, wie er vermutet, mit Holz oder festen Zeugvorhängen abgesperrt werden konnten. Sollte der Speicher gefüllt werden, so ward das Verschlußstück niedergelassen, hatte man ihn bis zu den Oeffnungen geleert, so zog man es wieder auf, und ein ganz ähnliches fensterartiges Viereck findet sich in jeder Abteilung des Bildes eines Speichers zu Beni Hasan. Der von Pithom war ungemein groß, und eine außerordentlich starke Mauer, von welcher ganze Stücke erhalten geblieben sind, umgab ihn. Wenn man nun bedenkt, daß von hier aus die Heere des Pharao oft nach Syrien zu ziehen und dabei unter allen Umständen mehrere Tage lang die Wüste zu passieren hatten, und wenn man ferner durch eine hier entdeckte Inschrift aus der Zeit des Ptolemäus Philadelphus erfährt, daß Pithom zu denjenigen Städten gehörte, wohin die Völker des östlichen Afrika ihre Tribute zu bringen hatten, so begreift es sich leicht, welchen Zwecken diese Vorratshäuser zu dienen hatten. Da sie an der Ostmark des Landes gelegen waren, welche stets von raublustigem Schasu-Gesindel (Beduinen) beunruhigt wurde, und da ferner von

Heroonpolis, d. i. Pithom, aus, die Flotten aufbrachen, welche das Rote Meer zu befahren hatten — dies muß mit der Stätte des heutigen Tell el-Maschûta durch einen Kanal verbunden gewesen sein — begreift es sich leicht, daß es hier an Befestigungen und einer Garnison nicht gefehlt haben kann. Daß in der Römerzeit ein festes Lager (Ero castra) mit der Stadt verbunden war, haben die Ausgrabungen gleichfalls erwiesen.

Durch Naville ist also das im hebräischen Bibeltexte erwähnte Vorratshaus von Pithom und die befestigte Stadt Pithom der Septuaginta wiedergefunden worden; aber eine vorsichtige Kritik kann doch die Frage nicht umgehen, ob denn die Denkmäler von Tell el-Maschûta nicht nach der Zeit entstanden sind, in der man den Exodus verständigerweise setzen darf. Am besten mit dem biblischen Berichte würde es stimmen, wenn unter denselben Monumente aus der Zeit Ramses II. vorkommen würden, und solche sind denn auch in der That dort zu Tage gefördert worden, und zwar als die ältesten von allen. Kein früherer König, wohl aber eine Reihe von späteren Pharaonen, wird hier genannt, und so darf man vermuten, daß Pithom erst unter Ramses II., dem Pharao der Bedrückung, begründet worden sei. Es wäre ja möglich, daß Monumente älterer Herrscher hier einmal gestanden hätten; aber wahrscheinlich ist es nicht, denn das Existieren eines Ortes an dieser Stätte setzt das Vorhandensein eines Süßwasserkanals notwendig voraus, und nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Denkmäler und Klassiker, welche unter den Thaten des Sesostris alles zusammenfassen, was von Seti I. und seinem Sohne Ramses II. geleistet ward, ist der den Nil mit dem Roten Meere verbindende Kanal von Seti I. angelegt und dann wohl von seinem Sohn mit Hilfe der jüdischen Zwangarbeiter vollendet worden. Der Pharao, welcher die nach ihm benannte Ramsesstadt ausbaute, ist auch der Gründer der befestigten Vorrats- und Tempelstadt Pithom.

Naville fand das große Monument Ramses' II. von rötlichem Sandstein, welches die Aufmerksamkeit der Forschung zuerst auf Tell el-Maschûta gezogen hat, nicht mehr an Ort und Stelle; man hatte es in das benachbarte Ismaïlîje am Timsah-See gebracht. Der Pharao wird auf ihm Herr von Theku gegenannt, und hinter diesem Namen steht das Determinativzeichen des Pfahles, welches lehrt, daß wir es hier mit einem vorzüglich von Nichtägyptern bewohnten Orte zu thun haben.

Dieses Theku bietet besonderes Interesse. Es begegnet uns auf vielen der von Naville ausgegrabenen Inschriften und lehrt mit unumstößlicher Sicherheit, daß die Stätte von Tell el-Maschûta auch Theku oder Thelu-t, das ist kaum etwas anderes als das hebräische und biblische Succoth, genannt worden ist. Solche Doppelbezeichnungen für die gleiche Lokalität sind im alten Aegypten ganz allgemein. Hier wie anderwärts wird der Ort — und zwar zunächst sein Tempelbezirk — nach der Hauptgottheit und die Wohnstadt

der Bürger mit einem anderen profanen Namen benannt. In unserm Falle heißt der Tempelbezirk und das zu ihm gehörende, wahrscheinlich von Aegyptern bewohnte Quartier Stadt des Gottes Tum (Pithom) und der übrige Ort, welcher sich in weitem Kranze um den Tempelbezirk hinzog, Theku-t. Hier ist Naville auf zahlreiche zerstörte Wohnhäuser gestoßen.

Wer den biblischen Bericht über den Auszug der Juden kennt, ist auch mit dem Namen Succoth vertraut, denn so wird der erste Ort genannt, wo das Volk nach dem Aufbruch von Ramses (für uns Tanis, hebräisch Zo'an, arabisch Sān) rastete. Ein englischer criticus negativus im „Athenaeum" hat gegen die Identifizierung von Theku-t mit Succoth aus lautlichen Gründen Einsprache erhoben, aber mit Unrecht, denn daß die Aussprache des Zeichens, das wir gewöhnlich th umschreiben, von fremden Ohren für die Sibillante s gehalten werden konnte, beweist nicht nur der griechische Name Sebennytos, dessen hieroglyphisch geschriebenes Vorbild mit derselben Letter beginnt. Andere lautliche Schwierigkeiten sind nicht vorhanden.

Durch die geographische Bestimmung dieser Exodusstation fällt auf den Weg, den die ausziehenden Juden genommen, neues Licht, und der Anastasi VI genannte Papyrus lehrt, was Navilles Ausgrabungen bestätigen, daß Theku-t eine feste Stadt war. Es heißt dort in einem Dekret des Pharao wörtlich: „Wir haben geduldet, daß die Tribus der Schasu von Atum (Beduinen von Edom?) überschreiten die Festung des Königs Merenptah von (bei) Theku, um sich nach den Teichen von Pithom des Königs Merenptah von Theku zu begeben, um sich zu nähren und ihre Herden zu nähren, auf der großen Domäne des Pharao ꝛc."

Aus dieser Notiz geht nicht nur hervor, daß Pithom-Succoth befestigt war, sondern auch, daß der Nachfolger Ramses' II., Merenptah, der Pharao des Auszuges, von dem sich bei Tell el-Maschūta keine Denkmäler gefunden haben, diese Grenzstation, in deren Nähe noch manche stehenden Wasser fluten, nach seinem Namen benennen ließ. Er scheint wenig vorsichtig gehandelt oder dem Druck der Notwendigkeit nachgegeben zu haben, als er Beduinen gestattete, ihr Vieh in einer von semitischen Elementen überfüllten Provinz zu hüten. Wenn es noch in seiner Hand lag, die Schasu einzulassen, so war er doch nicht stark genug, um dem Auszuge der Hebräer zu wehren, welche auf ihrer ersten Wanderstation Vorräte genug gefunden und sich ihrer bemächtigt haben werden. Gerüstet zogen die Söhne Israels aus dem Lande Aegypten. 2. Mos. 13, 18. „Mit aufgehobener Hand" ꝛc. 2 Mos. 14, 8.

Sollte es ein Zufall sein, daß je mehr Denkmäler aus jener Zeit ans Licht gezogen werden, desto reichere Bestätigungen für die Historicität des Aufenthalts der Juden in Aegypten der Forschung entgegenkommen? Darf man nicht an die oben angeführte Stelle aus dem Papyrus Anastasi VI denken, wenn wir 2. Mos. 12, 37 und 38 lesen: „Und so zogen die Söhne

Israels aus von Ramses nach Succoth bei 600 000 Mann zu Fuß, die Männer ohne die Kinder. Auch eine Menge Fremde zog mit ihnen, und Schafe und Rinder, sehr viel Vieh."

Unter diesen Fremden haben wir gewiß jene Scharen zu verstehen, welche mit Erlaubnis des Pharao ihre Herden neben denen der Hebräer weideten, und so bestätigt der schriftliche Nachlaß der Aegypter auch diese Angabe der Bibel, die wir für historisch halten, obgleich sich in unmittelbarer Verbindung mit ihr Zahlen finden, welche sich in keiner Weise mit der Wanderung durch die Sinai-Halbinsel vereinigen lassen und der legendarischen Uebertreibung den Ursprung verdanken.

Diese beiden Verse sind charakteristisch für die gesamte biblische Erzählung vom Aufenthalte der Juden in Aegypten und dem Exodus. Die Grundlage ist geschichtlich, und zwar hier der Zug von Ramses nach Succoth (Theku-t) und der Anschluß von andern Nichtägyptern an die Auswanderer; aber in jedem Teil der später in eins zusammengearbeiteten Tradition mischt sich leicht und gern das Ungeheuerliche und Wunderbare, womit die Ueberlieferung unter einem phantasievollen Volke die schlichte Begebenheit zu vergrößern und auszuschmücken trachtet.

Nach Merenptah und dem Auszuge treten innere Unruhen in Aegypten ein, Ramses III. weiß sich zwar mit Glück gegen die Völkerschaften, welche das Nilthal von Westen, Osten und Norden her angreifen, zu verteidigen, aber seine Truppen können Asien nicht halten. Seine schwachen Nachfolger sinken zu elenden Werkzeugen der Amonspriester herab, und als diese sich endlich des Thrones bemächtigten, fehlt ihnen die Thatkraft, Aegyptens Macht nach außen hin zu bethätigen.

Das 22. Herrscherhaus der Bubastiden, welches aus Libyen zu stammen scheint, nahm einen kräftigen Anlauf, und sein erster König Scheschonq, den die Bibel Sisaq nennt, unternahm im 5. Jahre des Rehabeam einen Beutezug nach Syrien. Dabei eroberte er Jerusalem, „und nahm die Schätze des Hauses Jehovahs und die Schätze des Königshauses, und alles nahm er, und nahm die goldenen Schilde, welche Salomo gemacht". 1. Kön. 14, 26.

Das älteste Denkmal nach dem Ramses' II., welches Naville fand, trägt den Namen dieses Scheschonq. Natürlich, denn erst unter ihm hatte Pithom-Theku-t wieder seine Bedeutung zu bewähren, das Heer zu verproviantieren und ihm den Rücken zu decken. Aus der 22. Dynastie stammt auch die Statue (Naophorus von rotem Granit) des 'Anch-renp-nefer, welcher erster Stellvertreter (Lugar teniente) oder Wekîl des Königs gewesen war und außer andern, auch richterlichen Aemtern dem eines Statthalters des Gebietes nicht nur von Succoth, sondern auch der Landschaft 'An vorgestanden hatte, in der jenes lag und von der wir oben gehandelt haben.

Die schwarze Granitstatue des 'Nak, welcher einen seltsamen priesterlichen

Titel führt, bietet für unsre Frage einiges Interesse, weil der hohe Beamte, für den sie hergestellt ward, und welcher erster Prophet, das heißt Oberpriester des Gottes Tum von Theku-t (Succoth) genannt wird, zu gleicher Zeit „erster Prophet des Sopt, Herrn des Ostens“ gewesen war, und diese Landschaft gleich ist dem 22. unterägyptischen Nomos, deren mit dem Gau selbst gleichnamige Hauptstadt altägyptisch Gesem hieß. Wie aus dem ägyptischen Ortsnamen Gesem das hebräische Gosen oder nach der Schreibung des Artapanus bei Eusebius Kaisan werden konnte, ist jedem Kenner der semitischen Sprachen verständlich. Unser ʿAak, der erste Prophet des Sopt, des Gottes der Landschaft Gosen, war also zu gleicher Zeit Oberpriester des Tum-Tempels von Pithom.

Der dreimal auf einem Kalksteinblocke, welchen Naville weiter entdeckte, wiederkehrende Königsname ist leider unlesbar; das Bild dieses Pharao blieb aber erhalten. Einmal wird er dargestellt, wie er mit Bogen und Keule in der Hand ins Feld ziehen will,[1]) einmal mit dem Gefangenen am Schopfe, das heißt nach vollendeter Ueberwältigung seines Gegners.

Die spärlichen Fragmente zweier Statuen von weißem Kalkstein, einen Mann und ein Weib darstellend, welche bestimmt waren, einander als Pendants gegenüberzustehen, würden nicht der Erwähnung wert sein, wenn die erhaltenen drei Inschriftzeilen auf dem Rücken des Mannes Navilles Ansicht, daß Tell el-Maschûta Pithom und keineswegs Ramses sei, nicht endgültig bestätigt hätten. Dem Vorsteher des Speichers und des Tempels des Tum von Succoth, Namens Pa-mes(?)-Isis, welchen diese Bildsäule darstellt, wird von der Göttin Hathor gewährt, daß sein Name im Heiligtume des Tum, des „großen lebendigen Gottes von Theku-t“, dauerhaft fortbestehe. Wie dem Tum von Succoth, so diente er auch der Hathor von ʿAn, jenes größeren Bezirkes, den wir schon lange als Heimat der ʿApurīu kennen. Diese Fragmente stammen aus der 26. Dynastie, wie durch zwei kleinere im gleichen Stil, welche sich im Besitze des Herrn Paponot befinden, erwiesen wird.

Das nun folgende Monument, eine Steintafel mit rundem Giebelfelde und 28 Zeilen in Hieroglyphenschrift, ist 4 Fuß 3 Zoll hoch und 3 Fuß 2 Zoll breit und von solcher Wichtigkeit nicht nur für die alttestamentarische Forschung, sondern auch für die Geographie und Geschichte der hellenistischen Zeit, daß sie recht wohl verdiente, neben der Tafel von Rosette und von Tanis die von Pithom genannt zu werden. Sie wird gegenwärtig im Museum von Bulaq (bei Kairo) konserviert, und ihr Entdecker hat sie nicht nur in brauchbarer Weise publiziert, sondern auch, was lesbar auf ihr war, übersetzt. Dies ist wegen der Flüchtigkeit, mit der viele Zeilen in den Stein gemeißelt sind, keine leichte Aufgabe gewesen, aber Navilles Scharfsinn hat sich auch hier bewährt.

---

[1]) [Er scheint vielmehr, nach der Publikation (Naville, The store-city of Pithom, p. 6), Beil und zwei Wurfhölzer zu führen.]

Um den vollen Wert dieses Monumentes zu verstehen, muß bemerkt werden, daß Naville auch lateinische Inschriften gefunden hat, aus denen mit Sicherheit hervorgeht, daß die römische Militärkolonie, welche sich an das ältere Succoth schloß, Ero, Erocastra und auf griechisch Heroönpolis hieß. Eine gut erhaltene lateinische Inskription sagt das Folgende: „Unter unsern siegreichen Herren, den Kaisern Maximianus und Severus, sowie den alleredelsten Cäsaren Maximinus und Constantin waren es von Ero nach Clysma neun[1]) Meilen."

Von diesem Ero oder Heroönpolis konnten, wie wir sehen werden, Flotten aufbrechen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sich noch in der Römerzeit der Busen von Sues weiter nach Norden erstreckte als heute; keinesfalls aber bis nach Succoth. Wahrscheinlich verband ein Kanal diesen Ort mit dem Roten Meere. Naville behandelt diese Frage Seite 21 und giebt Seite 26 eine kurze Charakteristik des Ptolemäus Philadelphus, dem unsre Inschrift die Entstehung verdankt, sowie seiner vergötterten Schwester und Gattin Arsinoë. Ferner zeigt er, wie der von ihm übersetzte Text die Lust nach fremden und neuen Dingen, aus der Ferne stammenden Gegenständen und Nachrichten, welche diesen Monarchen beseelte, sowie seine Liebhaberei für Jagd und ausländische Tiere vortrefflich illustriert; ja, er kann es wahrscheinlich machen, daß der Bericht über eine Expedition nach dem südlicheren Ostafrika, welchen die Tafel von Pithom enthält, sich auf die von Strabo erwähnte Fahrt des Generals Eumedes bezieht, bei welcher der Ort Ptolemais Therôn[2]) gegründet ward.

Bietet es schon Interesse, ein Originaldenkmal über diese merkwürdige Expedition und eine neue Bestätigung der immer bestimmter hervortretenden großen Zuverlässigkeit des Strabo zu besitzen, so sind wir dem Entdecker doch noch mehr für die geographischen Notizen verpflichtet, welche die Tafel von Pithom enthält. Schon auf dem Giebelfelde begegnet uns neben dem Tum von Succoth ein Osiris von Pikeheret, eines Ortes, welcher auf unsrer Inschrift häufig vorkommt und der in der Nähe von Succoth und unweit des Meeres gelegen haben muß. Wer sollte in ihm nicht gern den Namen jenes Pihachiroth wieder erkennen, über dessen Lage so viel geschrieben und gestritten worden ist? Jetzt kennen wir dieselbe, und zwar ziemlich genau, wenn Navilles Vermutung, Serapiu sei nur der lateinische Name für Pikeheret, sich bestätigen sollte, und wiederum sind wir durch die Denkmäler selbst in Besitz einer Angabe getreten, welche den biblischen Bericht über den Auszug verständlicher macht und ihn dadurch bestätigt. Brugschs Vorschlag, in dem Schilfmeer, das die Heere des Pharao verschlang, den Sirbonischen See und nicht das Rote Meer zu sehen und die Juden von Etham (Chetam)[3]) aus

---

1) Das Θ, welches die Meilenzahl angiebt, hat Mommsen für ein 9 erklärt.

2) Oder ἡ ἐπὶ Θήρας wegen der Elefantenjagd.

3) 1868 vom Verfasser in seinem „Aegypten und die Bücher Moses" als das biblische Etham erwiesen.

nordwärts statt südwärts abschwenken zu lassen, kommt durch die Bestimmung der wahren Position von Pihachiroth völlig zu Fall, und der Verfasser dieser Mitteilungen braucht an der Route, welche er den Auswanderern in seinem „Durch Gosen zum Sinai" angewiesen hat, nur wenig zu ändern.

Unter den erwähnten Göttern im Giebelfelde tritt auch als Isis und Hathor Arsinoë II. Philadelphus mit deren beiden Königsschildern auf, welche ihr die volle Machtvollkommenheit eines männlichen Pharao zusichern. Unter der langen Titulatur spielen die Götter der Heroopolitanischen Nomos eine große Rolle. Auf der siebenten Zeile geschieht des Besuches des Königs in diesem Gaue nach Vollendung eines Heiligtums seines Vaters Tum von Thekn-t Erwähnung; auch erfahren wir, daß Philadelphus bei dieser Gelegenheit Pikeheret berührte. Wenn man dem in der achten Zeile Mitgeteilten glauben darf, würde das Heiligtum dieses von der Erde verschwundenen Ortes ein besonders stattliches gewesen sein. Wir müssen es bis auf das Erscheinen einer photographischen Reproduktion unsrer Inschrift aufschieben, an eine Ergänzung des Navilleschen Textes zu gehen. Was übersetzbar war, hat er in zuverlässiger Weise übertragen, und wir fürchten, daß es niemand gelingen wird, viel mehr aus den schlecht in den Stein gegrabenen und halb verwischten Zeichen herauszulesen.[1]) In dem Namen, welchen er Kammerma umschreibt, möchten wir die letzten Hieroglyphen für Determinativzeichen halten und nach einer alten Analogie nur Kam-Ur oder Kam-uer lesen. Hier wurde eine Stadt gegründet und mit dem Namen der Arsinoë geehrt. Weiter lehrt unsre Inschrift, wie der Obergeneral des Königs (doch wohl Eumedes) nach diesem Kam-Ur segelte, wie er dann das Rote Meer durchschiffte, nach Chatit kam, das Negerland erreichte und dort allerlei kostbare Dinge zusammenbrachte. Die Stadt, welche er daselbst erbaute und mit dem Namen des Königs belegte, ist gewiß Ptolemais Therōn. Das Gebiet derselben wurde urbar gemacht und bestellt, und der General war dort bemüht, viele Elefanten für seinen Monarchen zusammenzubringen. Auf dem östlichen Kanal führte er sie dem Philadelphus entgegen. Die weiteren Angaben über die Besteuerung des Landes, die in das Vorratshaus niederzulegenden Abgaben und die dem Tempel von dem Monarchen bewilligten Revenuen sind eines näheren Eingehens wert und bestätigen die Kunde, welche uns schon durch griechische und demotische Papyrus zugekommen ist, daß die Zahlungen an die Steuerbehörden der Ptolemäer in Silber zu leisten waren.

Wir sehen, daß die Navilleschen Grabungen reiche Resultate ergeben haben, unter denen als unumstößlich sicher zu bezeichnen ist, daß an der Stelle

---

[1]) [Ein verbesserter Text nebst Uebersetzung der Pithom-Stele ist in einer hinterlassenen Arbeit von Heinrich Brugsch in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache" 1894 gegeben worden.]

des heutigen Tell el-Maschûta ein Ort mit dem heiligen Namen Pithom [1]) und dem profanen Theku-t gelegen war, daß sich daselbst ein großes und befestigtes Vorratshaus befunden hat, daß die Landschaft ʿAn, in welcher die ʿApuriu saßen, Gosen mit umfaßte, und daß der erste Pharao, welcher auf den dort gefundenen Denkmälern genannt wird, Ramses II., das heißt derjenige König von Aegypten ist, welchen wir längst als den Pharao der Bedrückung kennen. Wenn Pikeheret Pihachiroth ist, so lehren sie uns auch die Lage dieses Ortes ungefähr bestimmen.

Die wissenschaftliche Beilage der „Allgemeinen Zeitung" ist immer noch der Moniteur der deutschen Gelehrtenwelt, und darum erscheint sie uns als der rechte Platz, die Navilleschen Erwerbungen den Bibelforschern, Historikern und Geographen auf einmal zugänglich zu machen. Irre ich nicht, so werden sie manchen Forscher, der sich mit der alttestamentarischen Kritik vertraut gemacht hat, bestimmen, noch einmal zu prüfen, ob es nicht die Negation zu weit treiben heißt, wenn man die biblischen Erzählungen vom Aufenthalt der Juden in Aegypten und dem Auszuge aus dem Gebiete der Geschichte verbannt. Wer hier Licht finden will, für den giebt es nur den einen Weg, die ägyptischen, das sind die einzigen mit den angezweifelten Ereignissen gleichzeitigen Quellen aufmerksam zu studieren. Wir haben aus dem Vertrautsein mit denselben den Mut geschöpft, mit allem Eifer für die allgemeine Historicität der auf Aegypten und die Hebräer bezüglichen Stellen in Genesis und Exodus einzutreten.

---

[1]) Lepsius hat bis zuletzt daran festgehalten, daß Tell el-Maschûta nicht Pithom, sondern Ramses sei; hätte ihm aber, wie uns, die Navillesche Publikation in ihrer ganzen Vollständigkeit vorgelegen, würde er kaum auf seiner alten Ansicht bestanden haben.

Die Freilegung des Tempels von Luksor

mit einem Worte über die Verschleppung der Obelisken und ihre Aufstellung in modernen Städten.[1])

Wenn der Tempel von Luksor sich auch keineswegs rühmen darf, der größte oder schönste in Aegypten zu sein, so ist er doch der berühmteste von allen. Seine Verstümmelung, und zwar durch die Franzosen, hat ihm einen so großen Namen gemacht. Zu beiden Seiten des Thores, welches an der Nordseite des Tempels Einlaß in sein Inneres gewährte, hatte je ein stattlicher Obelisk gestanden, und eine von diesen Spitzsäulen war infolge eines Vorschlages des großen Champollion und als Geschenk Muhammed 'Alis an Louis Philipp am 31. Oktober 1831 von Frankreich in Besitz genommen und dann mit Sorgfalt und Geschick auf das eigens zu diesem Zwecke nach Theben gesandte Schiff „Louxor" geladen und endlich über Rosette, Alexandria, Toulon, Gibraltar, Cherbourg und Rouen nach Paris befördert worden, wo er Ende September 1833 anlangte, aber erst 1836 auf der Place de la Concorde aufgestellt werden konnte.

Wenn Victor Hugo, fortgerissen von dem gewaltigen Schwung seiner patriotischen Begeisterung, Paris als den Mittelpunkt und die Sonne der Welt proklamiert hat, so ist er damit viel zu weit gegangen, aber sicher wird nichts so weithin gesehen und von der gesamten gebildeten Welt bemerkt, als was sich in der Seinestadt Bedeutendes ereignet. Die Errichtung eines großartigen Monuments inmitten des schönsten Platzes dieser merkwürdigen Kapitale, eines Denkmals, welches bald zu ihren Wahrzeichen gezählt werden mußte, konnte nicht verfehlen, alle Augen auf sich zu ziehen, und der „Obelisk von Luksor" gehört längst zu denjenigen Gegenständen, welche in der Vorstellung keines Gebildeten fehlen. Freilich wissen unter diesen nur wenige von dem vielgenannten Luksor mehr zu berichten, als daß es ein Ort in Aegypten sei. Wir gedenken den Leser zu demselben hinzuführen, und hoffen seine Teilnahme für die großartige Unternehmung zu erwecken, welche, während wir diese Zeilen

---

1) Aus „Nord und Süd" 1885.

schreiben, der ausgezeichnete Hüter und Konservator aller Denkmäler in Aegypten, Dr. Maspero, daselbst zu Ende zu führen bestrebt ist.

Er hat die Riesenarbeit auf sich genommen, den Tempel dieses Ortes von allem, was sich zwischen seinen Mauern und Säulen aufgehäuft, eingedrängt und genistet hat, zu befreien und was von ihm erhalten blieb, unbeeinträchtigt von Beiwerk, heiße es wie es wolle, dem Bewunderer und Forscher vor Augen zu stellen.

Bevor wir nun auf die Geschichte und Gestalt dieses Heiligtums, sowie auf den Erfolg der Thätigkeit Masperos näher eingehen, mag es uns gestattet sein, ein Wort über die Verschleppung der Obelisken und ihre Verwendung als Zier öffentlicher Plätze in Europa zu sagen.

In Alexandria hatten sich nur noch drei Wahrzeichen der Größe dieses Weltortes in alter Zeit erhalten: die „Pompejussäule" und die sogenannten Nadeln der Kleopatra. Nach der ersteren hat noch niemand die Hand ausgestreckt, die letzteren sind nach London und New York transportiert worden, nehmen sich in ihrer neuen Heimat recht fremdartig aus, und was ihr Geschick in regenreichen Zonen sein wird, lehrt der Obelisk auf der Place de la Concorde, welcher jetzt schon über und über von Sprüngen und Rissen entstellt wird, während sein in Theben zurückgebliebener Genosse so untadelig und wohlerhalten dasteht, wie bei seiner Errichtung vor länger als 3000 Jahren. — Einsam steht eine ihrer Gefährtin beraubte Spitzsäule gegenwärtig vor dem hohen Pylon des herrlichsten Tempels. Ist dieser freigelegt, was bald der Fall sein dürfte, so wird jeder seinen verstümmelten Eingang beklagen. Dort, zur Seite der von Kolossen bewachten Tempelpforte, waren die Obelisken am rechten Platze, waren sie unentbehrlich als sinnvolle und einem architektonischen Kunstwerke organisch zugehörende Glieder. Wie mächtig das Obeliskenpaar gewirkt hat, als es noch ungetrennt vor der Pforte des Heiligtums von Luksor stand, dem giebt Savary, ein Franzose, Ausdruck, dem es noch vergönnt war, es unbeeinträchtigt zu dem reinen Blau des ägyptischen Himmels hinaufweisen zu sehen. „Nichts," sagte dieser Reisende, „giebt eine bessere Vorstellung von der ganzen Großartigkeit des Bauwerkes von Luksor, als zwei Obelisken, die zu seiner Ausschmückung gehören. Beide bestehen aus einem einzigen Granitblock, und die Härte dieses Gesteins hat sie vor jeder Unbill der Witterung geschützt. Die majestätische Wirkung, welche durch diese Obelisken hervorgebracht wird, ist ganz unvergleichlich, und Aegypten ist auch das einzige Land, wo dergleichen hergestellt werden konnte."

Indem man die eine Spitzsäule nach Paris verschleppte, hat man die Wirkung der ganzen Tempelfassade verdorben, das herrliche Eingangsthor ist seiner majestätischen Wirkung beraubt worden, und es sieht nunmehr aus wie ein schönes Gesicht, das ein Auge verloren. Ist noch ein Jahrhundert ins Land gegangen, so wird die „Unbill der Witterung", die in Theben dem

Granit nichts anhaben kann, das Monument auf dem schönen Platze an der Seine in einen Pfeiler mit abgebröckelten Flächen, auf denen einst Inschriften gestanden, verwandelt haben. Die Pariser empfinden selbst, daß es zu teuer erkauft worden ist. „Jedes Pfund dieses Obelisken,“ kann man sie spotten hören, „kommt auf vier Francs zu stehen.“ Und das ist richtig; denn das Denkmal auf der Place de la Concorde wiegt 500 000 Pfund und sein Transport von Luksor nach Paris hat an 2 Millionen Francs gekostet. Ein hoher Preis für eine granitene Spitzsäule!

Und ist die Wirkung denn schön, welche ein einzelner Obelisk auf modernen Plätzen hervorbringt? Wir meinen diese Frage verneinen zu sollen. So stattlich sich diese Kunstwerke zu zweien an der Front der ägyptischen Pylonen ausnehmen, so berechtigt der Platz ist, welcher ihnen im Organismus des ägyptischen Tempelbaus zukommt, so nackt, mager und unberechtigt erscheinen sie inmitten moderner Plätze, besonders wenn sie dort (was in Paris nicht der Fall ist) den Mittelpunkt eines Kranzes von breiten Häusern bilden, die sie hoch überragen. Zu Rom hatte man sie verständnisvoll in ägyptischer Weise zu zweien, gleichsam als Wächter am Eingange des Mausoleums des Augustus aufgestellt, auf dem weiten und freien Marsfelde diente ein Obelisk als Sonnenweiser, im Zirkus standen Spitzsäulen auf der Spina, der Mauer, welche die Bahn der Länge nach teilte, und konnten dort dem Auge der Agitatoren als Richtpunkte dienen. An der Tiber wie am Nil hingen sie, wenn sie nicht, wie auf dem Marsfelde, einem bestimmten Zweck dienten, stets mit einem monumentalen Bau zusammen, und Obelisken aus vielen Teilen zusammenzusetzen, wäre für die feine Kunstempfindung der Alten etwas geradezu Unmögliches gewesen.

Bei uns geschieht das ohne Bedenken, und so hat denn einer der geschmackvollsten Kunstkritiker unsrer Zeit, Jakob Burckhardt, ganz recht, wenn er ausruft: „Neue wundern sich bisweilen mit Unrecht, wenn ein aus Hunderten von Steinen zusammengesetzter Obelisk einsam in die Mitte eines großen, viereckigen Platzes einer modernen Hauptstadt hingestellt, trotz aller Höhe und trotz allen Ornamenten nur als reinster Ausdruck der Langeweile wirkt.“

Mögen doch diejenigen, welche in unsrer immer schöner erblühenden Reichshauptstadt einen Obelisken aufzustellen gedenken, diese Mahnung beherzigen! Man hat von einer neu herzustellenden Spitzsäule gesprochen, aber was kann an einer solchen interessieren? Ein antiker Obelisk hat wenigstens den Reiz alles dessen für sich, was grau vor Alter, merkwürdig und fremd ist! Doch woher man einen solchen auch nehme, unvermeidlich wird dabei jedenfalls sein, daß man ein schönes Bauwerk verstümmelt oder eine ehrwürdige Stätte ihres Wahrzeichens beraubt. Als letzter von den vielen Obelisken, welche den berühmten Sonnentempel von Heliopolis geschmückt haben, dessen priesterliche

Vorsteher die Lehrer des Pythagoras, Plato und Eudox gewesen sind, ist einer aus sehr alter Zeit im freien Felde stehen geblieben. Die Nadeln der Kleopatra und viele der nach Europa gebrachten ägyptischen Spitzsäulen sind, wie die Inschriften lehren, seine Genossen gewesen. Man könnte ihn fortschaffen, ohne ein architektonisches Bild zu beeinträchtigen; aber wäre es recht, eine der ehrwürdigsten Stätten des gesamten Altertums ihres letzten Erinnerungszeichens zu berauben?

Will unsre liebe Vaterstadt durchaus einen Obelisken haben, und scheuen sich die Berliner nicht, das großartigste Baudenkmal auf Erden zu plündern, so mögen sie doch gleich in das Heiligtum von Karnak, dem älteren und größeren Bruderbau des Tempels von Luksor, greifen! Dort erheben sich die herrlichsten von allen Monumenten dieser Art, und zwar unter architektonischen Gruppen, welche ohnehin längst beschädigt sind. Den großen Obelisken der Hatschepsut fortschaffen, hieße eine gigantische, aber durchführbare Aufgabe lösen; denn es ist ja den Römern mit ihren weit hinter den unsern zurückstehenden technischen Mitteln gelungen, den großen lateranischen Obelisken, [1]) welcher den Pariser an Höhe weit überbietet, vom Nil an den Tiber zu schaffen. Dabei würde dieser Raub das architektonische Gesamtbild des Tempels von Karnak verhältnismäßig wenig beeinträchtigen, während durch die Fortführung des Pariser Obelisken das Heiligtum von Luksor eine schwere und nie zu ersetzende Einbuße erfahren hat. Solch Monument ersten Ranges ist wohl wert einer Sünde; aber raten möchten wir doch nicht zu diesem Raube, denn so wundervoll ausgeführt und grandios das bezeichnete Denkmal auch sein mag, hat es doch, wie jeder andre Obelisk, nur am Platze seiner ersten Aufstellung rechten Sinn und Wert. Dort sollte es zu den spätesten Nachkommen reden, dort den Zusammenhang der versunkenen mit den bestehenden und neu erblühenden Geschlechtern herstellen; und es von dort entfernen, um es Zwecken dienen zu lassen, die ihm ursprünglich fremd waren, heißt wenn nicht vandalisch, so doch pietätlos und selbsüchtig handeln.

Edle Monumente der Vorzeit verunstalten oder gar zerstören, um sie niedrigen, nützlichen Zwecken dienen zu lassen, ist schändlich; und dergleichen Frevel ist nirgends häufiger und sorgloser geübt worden als gerade in Aegypten. Wir haben daselbst viele schöne Denkmale auseinanderreißen und die von den Alten sorgsam behauenen Werkstücke zum Bau von Häusern, mehrmals, wie zu Erment, von Zuckerfabriken des Chedîw, verwenden, haben andre Monumente in Oefen wandern und sie zu Kalk verbrennen sehen. Aus dem harten Granit eines köstlichen Kolosses sind in unsrer Zeit von den Fellachen scheibenförmige Steine für ihre Handmühlen hergestellt worden, und viele liebevoll

[1]) Der Pariser Obelisk ist 22,83 Meter hoch, der vom Lateran 45,5 Meter. Als Sixtus V. ihn aufrichten ließ, bestand er aus drei Stücken. Der der Hatschepsut zu Karnak, auf den wir hinweisen, ist 33,20 Meter hoch, also über 10 Meter höher als der Pariser.

und reich mit Bilderschmuck versehene Grüfte, sowie schöne Tempelbauten dienen heute noch armseligen Fellachenfamilien zur Wohnung. Wie Eulen unter dem Dach, wie Bettelgesindel in den Sälen und Ratten sich in den Kellern eines verlassenen Königspalastes einnisten, haben obdachlose Bauern und Bürger Besitz von den Heiligtümern genommen, deren Gottheit ihrer Würde, deren Priesterschaft ihres Unterhaltes beraubt ward, und dieses Schicksal hat ganz besonders, und zwar schon recht früh, den Tempel von Luksor betroffen. Dies Luksor ist die größte der verschiedenen Fellachenniederlassungen, die sich unter den Trümmern des hundertthorigen Theben gebildet haben. Wir möchten es einen Flecken nennen, und der größte Teil desselben hat sich in den herrlichen Tempel eingebaut, den eine Reihe von mächtigen Königen hart am Ufer des Nils, im Süden ihrer Residenz, für Amon, den größten unter der Göttern Thebens, errichteten. Der Name Luksor bedeutet „die Schlösser“ (el-qusûr) und bezieht sich auf die majestätischen Säulenhallen, Pylonen und Gänge, an die sich der Flecken knüpfte, und in welche er eindrang.

In einem andern Hefte dieser Zeitschrift haben wir das westliche Theben mit seiner Totenstadt geschildert;[1]) der Tempel von Luksor erhob sich in der östlichen, von den Bürgern und Königen bewohnten „Stadt der Lebendigen“ am rechten Ufer des Nils. Er hing mit dem gewaltigen Reichsheiligtume, welches wir heute, gleichfalls nach einem Fellachendorfe, den Tempel von Karnak nennen, durch Sphinxreihen und jene hohen Pylonen zusammen, welche die Griechen veranlaßten, Theben das Hundertthorige zu nennen.

> „Hundert hat sie der Thor', und es ziehen zweihundert aus jedem
> Rüstige Männer zum Streit auf Rossen daher und Geschirren.“

So singt Homer, der ehrwürdigste Dichter des Abendlandes, und auch die ehrwürdigste Schrift des Orients, die Bibel, erwähnt Theben und nennt es No Amon, den Amonsort. Die Aegypter selbst bezeichneten beide Heiligtümer, das südlichere Luksor und das nördlichere Karnak zusammen, mit dem Namen der Apu, und aus diesem Worte (mit dem femininen Artikel T-apu) scheint das griechische *Θῆβαι* (Thebai oder Thebe) mit Rücksichtnahme auf die ägyptische Pluralform entstanden zu sein. Der Tempel von Luksor war das t-ape des Südens, und er ist später als das Reichsheiligtum von Karnak entstanden, denn während dies schon im alten Reiche gegründet worden ist, hat sich in Luksor bisher kein älterer Königsname gefunden, als der des Pharao Amenophis III., welcher zu der 18. Herrscherreihe im Anfang des neuen Reiches gehört. Die wunderlich winkelige Weise, mit der sich einer

[1]) Mein Grab in Theben. Nord und Süd, 10. Heft, Januar 1878. Deutsche Bücherei. (S. Schottlaender, Breslau.) [Wiederabgedruckt in G. Ebers, Das Wanderbuch, eine dramatische Erzählung aus dem Nachlasse und gesammelte kleine Schriften. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.]

seiner Hauptteile an den andern schließt, scheint zu beweisen, daß die Architekten, welche unter Ramses II. neue Stücke an den älteren Bau zu fügen hatten, dem Bestreben gefolgt sind, den Tempel von Luksor in organischen Zusammenhang mit den südlichen Teilen des älteren von Karnak zu bringen. Zwischen den beiden genannten großen Tempelgruppen hat sich, gleichsam vermittelnd, ein stattliches Heiligtum erhoben, welches mit seinen Vorhöfen und den beinahe 600 Statuen der katzenköpfigen Göttin Sechmet, die sie umstanden, demselben Amenophis III. den Ursprung verdankt, den wir als Gründer des Tempels von Luksor kennen, und dessen Person die berühmten Memnonskolosse auf dem andern Ufer des Nils zur Darstellung bringen. — Er ist ein gewaltiger Bauherr gewesen, und das Schicksal hat uns auch mit dem Namen des ägyptischen Leonardo da Vinci bekannt gemacht — Amenophis, Sohn des Hapu, ward er gerufen — der nicht nur in der Staats- und Kriegskunst Hervorragendes leistete, sondern auch als vorzüglichster Baumeister seiner Zeit dem Pharao diente. Unter seiner Leitung ward wohl auch der Grundplan des Tempels von Luksor entworfen; aber die Vollendung dieses groß angelegten Bauwerkes mußten er und sein Monarch späteren Herrschern überlassen.

Zwar trägt das Sanktuarium, bei dem regelmäßig der Bau eines Tempels begonnen wurde, den Namen Alexanders II.; aber dieser späte macedonische Fürst hat das alte Allerheiligste nur restauriert, während die Inschriften, von denen es umgeben wird, lehren, daß sowohl das Sanktuarium als die Kammern und Säle in seiner Nähe von Amenophis III. hergestellt worden sind. Dieser Pharao vollendete auch die gewaltige Halle, in der $4 \times 8 = 32$ Säulen die Decke trugen, und den weiten Vorhof, an dessen östlicher und westlicher Seite sich je eine Kolonnade mit langen doppelten Säulenreihen hinzieht. Ein Pylon schloß dieses weite Peristyl ab, und mit ihm setzte Ramses II. den großartigen Vorderteil des Tempels durch einen Säulengang in Verbindung,[1]) welcher im stumpfen Winkel von dem älteren Bauwerke ausging und dessen mit Glockenkapitälen gekrönte 2×7 Säulen auch vom Strome her einen majestätischen Anblick gewähren. Er mündete bei einem anderen hohen Pylon, welcher das große Peristyl Ramses' II., den lange Kolonnaden mit doppelten Säulenreihen (2×12 an jeder Seite) rings umgeben, nach hinten abschließt, und zu dem ein dritter Pylon, der größte und höchste von allen, Einlaß gewährte.

Die Prozessionen, welche sich diesem gewaltigen Thorbau näherten, bei dem, wenn irgendwo das ägyptische Kunstelement der Großartigkeit sich mächtig entfaltet, hatten die Sphinxallee zu passieren, welche die ersten Heiligtümer und

---

[1]) [Auch dieser Säulengang rührt von Amenophis III. her. Ueber die Baugeschichte des Tempels, wie sie nach dessen Freilegung erkannt worden ist, vgl. Daressy, Notice explicative des ruines du temple de Louxor; Borchardt, Zur Geschichte des Luksor-Tempels (Zeitschr. f. ägypt. Sprache 1896).]

Pylonen der südlichen mit denen der nördlichen Tempelwelt verband, und Ehrfurcht erweckend und wie abwehrend traten ihnen seine wie Festungswälle geböschten himmelhohen Wände entgegen, auf denen Schlachtbilder und lebendige Darstellungen von Lagerscenen an den Kriegsruhm ihres gewaltigen Erbauers erinnerten und an den Dank mahnten, den er und das Volk dem Vater Amon für erfochtene Siege schuldeten. Die Obelisken an der Eingangspforte feierten mit stolzen Worten die göttliche Größe des Fürsten, der den Himmlischen solches Denkmal errichtet, und die Kolosse zu ihren Seiten zeigten den Thebanern ihren König und dienten den beiden Flächen des ungeheuren Thorbaues zum Schmucke.

So leicht es nun auch sein mag, die Anordnung dieses schönen und großen Tempels (er hat eine Längenausdehnung von etwa 255 Meter) mit einem von kundiger Hand unter schweren Mühen hergestellten Plane vor sich, zu beschreiben, so schwer ist es noch vor kurzem dem Reisenden gefallen, sich an Ort und Stelle eine rechte Vorstellung von dem Grundriß dieses merkwürdigen Heiligtumes zu bilden; denn wenn man von Karnak aus darauf zukam, machten zwar die vordersten Pylonen Ramses' II. einen großen Eindruck, aber man mußte sich sagen, daß sie noch weit gewaltiger hätten wirken können; war doch ihr ganzer unterer Teil so tief verschüttet, daß die Kolosse an der Seite der Obelisken nur von den Oberarmen an sichtbar waren. Wenn man vom Strome, also von Westen her, den Tempel zu überblicken versuchte, so übte die Höhe der Säulen und Mauern, besonders aber die den älteren und jüngeren Teil des Bauwerks vermittelnde Kolonnade eine großartige Wirkung, doch es war unmöglich, den Intentionen der Architekten zu folgen, denn neue Bauten von jeder Gestalt und Größe mischten sich störend in alle Teile des Tempels. Groß, eigenartig und malerisch im höchsten Grade war immerhin das Gemälde, welches dieses Konvolut von alten, schön gestalteten, gigantischen Architekturgliedern und kleinen, regellos aneinander geklebten, elenden Nützlichkeitsbauten bot, wenn die Sonne hinter den libyschen Bergen im Westen unterging und ihr Wiederschein den östlichen Horizont rötete. Dann stellten sich in diesem ungeheuren Gebäudekomplex Lichter und Schatten in wunderbar wirkungsvollen Kontrast, das rauhe, gelbe Gestein der alles überragenden Glockensäulen glänzte wie lauteres Gold, und zwischen ihren Schäften hindurch leuchtete wie ein purpurner Vorhang das feurige Rot des abendlichen Himmels. Stand der Vollmond am Himmel, so verwandelte sich in Silber, was Gold vor Einbruch der Nacht gewesen, und statt des Purpurs breitete sich sattes, mit glühenden Sternen geschmücktes Schwarzblau hinter den Säulen aus.

Die Etesien, Aegyptens periodische Winterwinde, welche schon das Schiff Herodots von Norden nach Süden getrieben, wehen frischer und kräuseln die Oberfläche des Stromes. Aus den Furchen des Wassers werden höhere Wellen, die unsre Feluka auf und nieder werfen. Das Spiegelbild des Tempels, das

noch vor kurzem regungslos auf der glatten Fläche des stillen Wassers gelegen, beginnt mit den Wellen zu schwanken, die Formen des Riesenbauwerkes schieben sich in- und auseinander, und der Träumer sieht es sich neigen, sieht Säulen, Pylonen und Mauern lautlos zusammensinken und den Strom rauschend über seine Trümmer hinweggehen. Aber der Wind hat ermunternde Kraft. Wachen Auges schauen wir uns um, und nun nehmen wir wahr, daß unser Traum gar bald zur Wirklichkeit werden muß, wenn der Mensch der rastlosen Arbeit des Elementes nicht Einhalt gebietet. Schon hat das Wasser Stück für Stück losgelöst von dem braunen, fruchtbaren Uferlande, auf dem das Heiligtum steht. Die Ueberschwemmung reißt jedes Jahr neue Erdschollen von der östlichen Lehne des Flußbettes ab, und wenn niemand dem gefährdeten Tempel beispringt, wird er, bevor ein Menschenalter vorbei ist, sein Grab auf dem Boden des Stromes gefunden haben, der schon so viel edles Menschenwerk, das sich am Saum seines Laufes erhoben, zum Opfer gefordert. —

Maspero hat recht, wenn er alles einsetzt, um das Ufer von Luksor durch Mauerwerk zu stützen. Das Denkmal dieses Ortes zu Grunde gehen lassen, würde heißen, eine der ehrwürdigsten und vollendetsten Proben menschlichen Kunstvermögens dem Untergang preisgeben, und erst jetzt wird gestattet sein, recht zu erkennen, ein wie herrliches Meisterwerk der ägyptischen Architektur wir in diesem Heiligtum besitzen, dessen Größe und Schönheit voll zu würdigen dem Beschauer durch tausenderlei Nebenwerk verwehrt wird.

Schon bald nachdem die letzten Gebete und Opfer dem Amon in seinen Räumen dargebracht worden waren, hatten sich Bekenner der neuen Religion Jesu Christi in dem älteren (hinteren) Teile des Tempels eine Stätte für ihren Gottesdienst eingerichtet. Um die Blicke der Frommen vor dem verderblichen Anblicke der alten Götzenbilder und heidnischen Schriften zu schützen, war es ihnen nötig erschienen, die mit Darstellungen und Hieroglyphen geschmückten Wände mit Stuck zu bewerfen; den aber hatten sie mit Bildern bedeckt, welche den Christen kein Aergernis boten, und die teilweise bis heute erhalten blieben. In einer überwölbten Nische stellten sie ihren Altar zwischen Säulen auf, welche der korinthischen Ordnung am nächsten stehen und, wie die erwähnten Bilder, von guten Künstlern aus früher byzantinischer Zeit — vielleicht aus dem sechsten Jahrhundert — hergestellt worden zu sein scheinen.

Später bauten Kopten, ägyptische Christen, welche sich zu der monophysitischen Lehre bekennen, ihre Kirche mitten in den Tempel hinein. Ueber den ordnungslos umbauten, ausskulptierten Lotosknospensäulen aus der Zeit Amenophis' III., eine der edelsten Ordnungen der Pflanzensäule, erhob sich ein großes, rohes Gebäude von gemeinen Nilziegeln, das nach den französischen Ingenieuren, die sich darin niedergelassen, als es den Obelisken von Luksor nach Frankreich zu schaffen galt, die Franzosenburg (Qasr fransawi) genannt wird. Hier hatten Araber, dort Kopten ihre elenden Wohnhäuser, Viehställe

und Taubenschläge zwischen majestätischen Säulen eingeklebt. Das wunderliche runde Gebäu von Nilschlamm, das sich dort neben andern Lehmcylindern, in denen die Fellachen ihre Brotfrüchte aufbewahrten, erhob, war ein Brütofen, in dem Kopten junge Hühner auf künstlichem Wege zum Auskriechen brachten — eine schon dem Aristoteles bekannte Kunst der Aegypter —, und von Ziegelwänden umgeben, welche man wie Schranken zwischen Säulen eingebaut hatte, saß dort eine Schar von arabischen Buben und sprach mit der Blechtafel in der Hand und auf und nieder pendelndem Oberkörper dem Fikih, vor dessen Füßen Hühner und Tauben Körner aufpickten, die Koranverse nach, welche er ihnen vorrecitierte. Ein Esel schrie aus seinem Stall, den er mit zwei Kamelen teilte, in den Unterricht hinein. Neben der Wohnung eines italienischen Photographen haufte in einer Wohnung, die er mit Ziegen und Hühnern teilte, ein Mann, der mit Antiken Handel trieb. Sein Sohn unterstützte ihn bei diesem Geschäft durch die Herstellung von falschen Skarabäen. — Dem gleichen Gewerbszweige (nicht gerade der Skarabäenfälschung, sondern dem Antikenhandel) widmete sich, wenn auch in größerem Stil, der Herr, welcher das größte und schönste unter diesen Sperlingsnestern im Adlerhorst besaß: Mustafa Aga, ein ehrwürdig aussehender alter und reicher „dunkler Ehrenmann“, der nur zu geschickt falsche unter die echten Monumente zu mischen versteht, und dessen sich Fellachen aus der Totenstadt gern zum Zwischenhändler für die Altertümer bedienen, die sie in ihrer Heimat finden. Mustafa ist englischer und belgischer Vizekonsul, und diese Würde, welche ihn gegenüber der Regierung des Landes unantastbar macht, weiß er geschickt auszunutzen. Was von britischen Reisenden in Theben landet, findet bei ihm die erwarteten Briefe, und indem er jene zu Abendgesellschaften einlädt, bei denen arabische Tänzerinnen und Musikanten ihre Künste zum besten geben, wirbt er Käufer für seine Antiquitäten. Sein Haus hat bisher nicht angetastet werden dürfen; aber auch seine Stunde schlägt, und der eiserne Besen des begeisterten Altertumsfreundes wird es wie all die andern Tempelparasiten aus dem entweihten Heiligtum fegen.

Es war nichts Kleines, die vielen Hunderte der zwei- und vierbeinigen, gefiederten und behaarten Eindringlinge, welche seit Generationen im „Hause des Amon“ Unterkunft gefunden, wie weiland die Wechsler und Händler aus dem Tempel zu jagen; aber Maspero hat ihre Exmittierung durchzusetzen verstanden. Sein Vorgänger im Amte, Mariette, hatte ihm den Weg gezeigt, als er das große Dorf, welches seit Jahrhunderten mit Mann, Weib, Kind und Vieh in dem Tempel von Edfu eingenistet gewesen war, aus demselben entfernte und seinen Bewohnern eine andre Ansiedlungsstätte anwies. Wie wenige Tage und Thaler bedarf auch der Fellah, um sich ein neues Haus aus Nilschlamm zu erbauen und es mit dem Holz und den Wedeln der Palme oder thönernen Töpfen zu bedachen! — Masperos Aufgabe war schwerer, denn Luksor verhielt sich zu Edfu wie ein Flecken zu einem Dorfe, die Häuser im Innern seines

Tempels waren zum Teil von ziemlicher Größe und ihre Bewohner weder, wie die ältere Generation, der Zwangsarbeit unterworfen noch, wie in den Glanztagen des abgesetzten Chedîw Isma'il, willig, sich jeder Maßregel der Regierung widerstandslos zu unterziehen. — Aber der umsichtige und für seine Aufgabe begeisterte Gelehrte ist doch zum Ziele gekommen! Die Freilegung des Tempels von Luksor darf eine vollendete Thatsache genannt werden, und an die Stelle eines Gebäudekomplexes wird in kurzer Zeit einer der herrlichsten Tempel getreten sein. Wir dürfen auf die Möglichkeit rechnen, seine ganze Großartigkeit bald erfassen und jeden seiner Teile studieren zu können. Noch vor kurzem war es nicht thunlich, das Epos des Pentaur, die schönste Dichtung aus den Glanztagen der Pharaonenherrschaft, mit der auch hier der Bau Ramses' II. geschmückt ist, ganz zu kopieren, und wie dieses wichtige Stück der ägyptischen Litteratur wird nunmehr manche andre Inschrift für die Forschung zugänglich werden.

Herr Maspero teilt uns in seinem letzten Briefe das Folgende mit: „Der ganze südliche Teil des Tempels liegt schon frei bis zum Hause Mustafa Agas, und auch auf dem nördlichen Teile haben wir die meisten Häuser niedergelegt. Der Tempel wächst im eigentlichen Sinne des Wortes aus der Erde heraus. An einigen Stellen habe ich schon den Schutt in einer Höhe von 8 Metern abräumen lassen, und ich bin noch wenigstens 5—6 Meter vom Boden entfernt. Es wird sich ein wundervolles Gesamtbild ergeben. Die Säulen, welche umzusinken drohen, lasse ich stützen und vor dem Einsturz bewahren. Luksor ist nicht mehr wiederzuerkennen, und sobald eine Photographie hergestellt sein wird, sollen Sie sie haben, damit Sie sich selbst überzeugen können, welch eine wunderbare Veränderung da vor sich gegangen ist. Sie können sich wohl denken, daß dies alles nicht mühelos zu bewerkstelligen war: Die Bewohner des alten Heiligtums haben Widerstand geleistet und Intriguen geschmiedet, und was ich noch an Bachschisch auszugeben habe, ist ganz unglaublich. Dieser Kampf gegen die orientalische Spitzbüberei hat mich mehr angegriffen als alles, was mir sonst in Aegypten zu leisten oblag. Alle Hindernisse sind freilich noch immer nicht beseitigt, aber nach und nach schaff' ich sie doch aus dem Wege. Was die Kosten der Freilegung angeht, so hab' ich sie mit Hilfe einer Subskription bestritten, die ich voriges Jahr in Frankreich eröffnet hatte, und welche in drei Tagen 22000 Franken ergab. Auch die ägyptische Regierung hat viel guten Willen gezeigt, und vielleicht hab' ich schon genug beisammen, um zu Ende zu führen, was ich begonnen."

An einer andern Stelle versichert Maspero, der freigelegte Tempel von Luksor werde an Großartigkeit nicht weit hinter dem von Karnak zurückstehen. Die Hoffnung, daß die Engländer, welche so viel Unheil über Aegypten gebracht haben, sich wenigstens der Altertümer annehmen und sich für ihre Konservierung interessieren würden, ist eitel gewesen. Sie haben die Verbrecher aus den Gefängnissen entlassen und eine Unsicherheit in Aegypten hergestellt, welche in

den letzten Jahrzehnten unbekannt war, und das alles, um — wenn mein zuverlässiger Gewährsmann recht hat — um eine augenfällige Ursache für die Notwendigkeit ihres Verbleibens am Nil aufweisen zu können. Wie eine furchtbare Landplage ist ihre Occupation auf alle Gebiete des Lebens gefallen, und niemals, seit dem Bestehen des Museums von Bulaq, ist so wenig für die Denkmäler und Ausgrabung geschehen, als seit der Schandthat von Alexandria und der Herrschaft Albions über Aegypten. — Von Großbritannien aus ist wenig für Masperos schöne Bestrebungen zu erwarten; aber auch in Deutschland leben viele Freunde des ägyptischen Altertums, giebt es Hunderte, die am Nil selbst an der Großartigkeit der ägyptischen Tempelwelt das Herz erhoben haben, und wenn der Tempel von Luksor freigelegt ist und es gelten wird, das Ufer zu stützen, welches ihn trägt, dann gedenken wir unsre Landsleute zu einer Subskription aufzurufen, welche hoffentlich dem wackeren französischen Hüter der Altertümer in Aegypten schöne und reichliche Subsidien zuführen wird.[1])

[1]) [Die Freilegung des Luksor-Tempels ist von den Nachfolgern Masperos, Grébaut und de Morgan, fortgesetzt und vollendet worden. Jetzt sind alle Teile des Heiligtums vom Schutte gereinigt; nur in der nordöstlichen Ecke des Hofes Ramses' II. steht noch eine arabische Moschee, die sich aus religiösen Gründen nicht leicht beseitigen läßt.]

Ein Friedhof ohnegleichen und vierzig auferstandene Könige.[1])

Vor zwei Jahren hat der Botaniker und Afrikareisende Schweinfurth den Lesern der „Gartenlaube“ (Nr. 38, 1884) interessante Mitteilungen über den Blumenschmuck ägyptischer Mumien gemacht. Er hatte solchen an den Leichen fürstlicher Männer und Frauen gefunden, welche aus einem Versteck über dem berühmten Terrassentempel von Der el-bahri im westlichen Theben zu Tage gefördert worden waren.

Die Entdeckung der sterblichen Reste so vieler Beherrscher des Nilthales, unter denen sich die größten aller Pharaonen befanden, wurde von dem genannten Gelehrten mit Recht als der denkwürdigste von allen Funden aus dem Altertume bezeichnet, und so wollte es dem Herausgeber der „Gartenlaube“ wünschenswert erscheinen, den Lesern seines Blattes durch den Verfasser etwas Näheres über denselben mitteilen zu lassen, zumal bei Gelegenheit der Auswickelung gewisser Mumien im Museum von Bulak in jüngster Zeit wieder viel auf diesen Fund hingewiesen worden ist.[2])

Je interessanter uns nun die gestellte Aufgabe erscheint, desto williger gehen wir an ihre Lösung, desto lieber wollen wir auf den folgenden Blättern die Totenstadt von Theben, welche wir in der Ueberschrift mit Recht einen „Friedhof ohnegleichen“ nannten, beschreiben und dann erzählen, welchen Platz Der el-bahri in demselben einnahm, wie es kam, daß die wunderbare Entdeckung, um die es sich hier handelt, gemacht wurde, welche Gegenstände sie umfaßt, und wie es geschehen konnte, daß die Leichen so vieler Fürsten, unter denen mehrere eigne große Grüfte, die längst entdeckt worden sind,

---

1) Aus der „Gartenlaube“ 1886, Nr. 42. 43. 45—47.

2) [Die Annahme, daß der Tempel von Der el-bahri zugleich ein Königsgrab sei, ist wohl kaum richtig. Ueber die oben geschilderte Persönlichkeit der Königin, sowie über die politischen Verhältnisse nach Thutmosis I. weicht man jetzt vielfach von der oben ausgesprochenen Ansicht ab. Vergl. Sethe, Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Aegyptens I.; Naville in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache“ 1897 und Sethe, ebenda 1898.]

besaßen, an einer einzigen Stelle beisammen gefunden werden konnten. Man denke, wie erstaunt unsre Nachkommen sein würden, wenn sie Friedrich Wilhelms III. von Preußen Mausoleum in Charlottenburg und Friedrich Wilhelms IV. Grab in Potsdam entdeckten und später die Leichen dieser Könige an einer dritten Stelle beisammen fänden.

Die Totenstadt nahm das westliche oder linke Nilufer des hundertthorigen Theben ein und darf als ein weit ausgedehnter Friedhof von höchst absonderlichem und wechselvollem Aussehen bezeichnet werden. — Während sich auf dem rechten (östlichen) Nilufer die Wohnstadt der Bürger von Theben mit Straßen und Plätzen, Magazinen und Palästen, mit der viele Quadratkilometer bedeckenden Tempelstadt, welche die gewaltigen Reichsheiligtümer umfaßte, sowie mit den Arsenalen und Sitzen für die öffentlichen Behörden erhob, war das ganze ziemlich breite Flachland auf der andern Seite des Stromes samt dem nackten libyschen Kalkgebirge, das es im Westen wie eine Mauer abschloß, ganz und gar dem Tode, den Verstorbenen und solchen Dingen und Bestrebungen gewidmet, die nicht von dieser Welt sind.

In der Ebene der Nekropole reihte sich ein Flecken an den andern, und diese bestanden sämtlich aus einem Heiligtume, um welches sich die Häuser der Priester, der Tempeldiener, sowie der Handwerker, Gärtner, Landleute, Lebensmittel- und Opferverkäufer scharten, welche dem betreffenden Tempel vorstanden, zu ihm gehörten oder ihm als Fröhner dienstbar waren.

Als Stiftungen, welche sich an mehrere Heiligtümer auf dem Gebiet der Nekropole schlossen, gab es auch Lehranstalten, in denen weit ab von dem Treiben der Residenz junge Aegypter aus allen Ständen in der Ruhe der Totenstadt erzogen und unterrichtet wurden.

Die berühmteste war das sogenannte „Haus des Ramses", dessen Trümmer unter dem Namen des Ramesseums bekannt sind. Als ihre Vorgängerin ist das „Setihaus" zu betrachten, der heutige Tempel von Gurna, welcher unter Ramses II. und seinem Sohne Merenptah. von dem Ramseshause weit überflügelt werden sollte. An dieses schloß sich auch eine berühmte Bibliothek, welche den Namen der „Heilanstalt der Seele" führte, und einige der besten Stücke der ägyptischen Litteratur, welche ein glückliches Ungefähr gerettet und bis auf uns gebracht hat, sind von Gelehrten dieser Hochschule verfaßt oder doch abgeschrieben worden. Sie stand samt ihren Hörsälen, Schreibstuben, Sternwarten, Gerichtsstätten und Alumnaten in nächster Verbindung mit einem herrlichen Tempel, der von Ramses II. als Votivbau errichtet worden war, nachdem ihn in der Schlacht bei Kadesch die Truppen der Cheta, des mächtigsten Volkes im damaligen Vorderasien, umzingelt hatten und er, verlassen von all seinen Mannen, „allein geblieben war unter Tausenden".

Die Aegypter nannten diese Stiftungen in der Nekropole menu, das heißt Erinnerungsmale oder Denkstätten, und sobald nach der Eroberung des

Nilthales durch Alexander den Großen die Griechen nach Theben gekommen waren und die Monumente gesehen hatten, brachte sie ihr beweglicher Geist mit eignen Erinnerungen und den Mythen ihres Volkes in Beziehung. Da stand vor den Pylonen der Denkstätte des Königs Amenophis III. in der Nekropolis ein Paar von Kolossen, welche die Gestalt dieses Pharao in riesigem Maßstabe zur Darstellung brachten, und als nun ein Erdbeben die nördlicher aufgestellte Statue verstümmelt und sich die Kunde verbreitet hatte, daß sie beim Aufgang der Sonne einen Klang von sich gebe, erklärten die Hellenen sogleich das von den Aegyptern menu genannte Bildwerk für die Statue des Homerischen Helden Memnon, welcher „der herrliche Sohn der leuchtenden Eos“ genannt wird, und der den Antilochos, Nestors Sohn, in der Feldschlacht getötet. — Dieser Memnon, das Kind der Morgenröte, wurde bald von den Griechen in einen äthiopischen Heros verwandelt, und sie umflochten das Andenken an ihn mit einem schönen Mythenkranze. Wenn Eos, so hieß es nun, in der Frühe den östlichen Horizont rosenrot färbe, solle sein Standbild der Mutter einen Gruß entgegentönen, sie aber Thränen der Rührung, den Morgentau, auf den geliebten Sohn niederweinen.

Wie der Koloß des Amenophis den Namen der Memnonssäule, so haben alle der Erinnerung geweihten Baudenkmäler in der Nekropole, welche auf Aegyptisch „menu“ heißen, durch die Griechen den Namen „Memnonien“ erhalten, und die ganze Totenstadt wurde bald die Memnonienseite von Theben genannt.

Von den frühesten Zeiten an waren hier die Leichen nicht nur der Könige, sondern auch der Bürger bestattet worden, und es haben sich auf diesem Riesenfriedhofe die Gräber schon von Pharaonen aus der elften Herrscherreihe, deren Regierungszeit in der Mitte des dritten Jahrtausends vor Christus endete, gefunden. Diese Fürsten ließen sich, anknüpfend an die Sitte ihrer Vorfahren, kleine Pyramiden am Fuße des libyschen Gebirges erbauen und im Anschluß an sie Grabkammern in den Felsen meißeln. Fürsten und Große aus jener und der ihr folgenden Zeit haben sich Grüfte in den Boden des Flachlandes der Totenstadt ausgraben und sie zum Teil überwölben lassen; nachdem aber die Eindringlinge, welche unter dem Namen der Hyksos bekannt sind, Aegypten vier Jahrhunderte lang geknechtet hatten und endlich wieder aus dem Lande vertrieben worden waren, suchten die ersten Befreier, welche für den verzweifelten Entscheidungskampf aller Männerarme so dringend bedurften, daß sie dieselben nicht für die Herstellung ihrer Gruft aufrufen konnten, durch die künstlichste Ausschmückung der Mumien das gut zu machen, was ihren Grabstätten im Durnet Murrai am östlichen Fuße des libyschen Gebirges an Größe und Schönheit abging.

Ihre Nachfolger in der achtzehnten Dynastie, denen es dann gelungen war, ihre semitischen Nachbarn zu unterwerfen und sich einen großen Teil von

Vorderasien tributpflichtig zu machen, gaben die alte Sitte des Pyramidenbaues auf, und nachdem einige von ihnen noch im nördlichen Teile der Nekropole bestattet worden waren, legten sie einen neuen Friedhof an und ließen sich Felsengrüfte in das Gestein eines westlichen Querthales des libyschen Gebirges hauen.

Ihrem Vorgange folgten die Pharaonen der neunzehnten und zwanzigsten Dynastie, indem sie die große Schlucht hinter dem sogenannten Sargberge, welcher das Flachland des Memnonienviertels nach Westen zu abschließt, benutzten, um sich ewige Ruhestätten in derselben auszuhöhlen.

Im alten Reiche war es den Pharaonen Ehrensache gewesen, sich bei ihrer Residenz Memphis eine möglichst hohe Pyramide zu erbauen; von der achtzehnten Dynastie an boten die Könige bei der Herstellung ihrer Ruhestätten alles auf, um möglichst tief in die Felsen zu dringen. Ein mächtiger Herrscher, wie Seti I., und ein reicher Fürst, wie Ramses III., stellten Grüfte für ihre Leichen her, welche eine Längenausdehnung von wenigstens 60 Meter besaßen und dabei über und über mit schön ausgemalten Skulpturen und Inschriften bedeckt waren.

In diesen Teil der Nekropole, welcher heute Biban el-Mulûk oder Pforten oder Gräber der Könige genannt wird, und in dem ausschließlich gekrönte Häupter bestattet werden durften, führten zwei Wege: eine Fahrstraße in der Ebene und ein Fußweg, welcher den Berg überschreitet, an den sich das Memnonium von Der el-bahri lehnt.

Die Großen und Reichen aus der Zeit, welche der Vertreibung der Hyksos folgte, ließen sich wie die Könige, denen sie dienten, in Felsengrüften bestatten; diese finden sich aber weitab von den Fürstengräbern im östlichen Abhange des Sargberges, und ihre Pforten öffnen sich nach dem Flachlande der Totenstadt hin. Ihre Zahl ist groß, und wenn man, etwa vom Ramesseum aus, nach dem libyschen Gebirge hinschaut, so gewährt dies an vielen Stellen den Anblick einer Honigwabe oder der Rinde des Korkbaumes; denn eine Gräberöffnung gähnt neben der andern aus dem hellen Kalkstein dem aufwärts Schauenden entgegen.

Wie im alten Aegypten jedes Einzelding einem vorgeschriebenen Typus, einem fest normierten Gesetze zu folgen hatte, so wurden sowohl die Gräber der Könige wie die der Privaten nach einem bestimmten Plane angelegt, von dem nur geringe Abweichungen gestattet waren.

In den Pharaonengrüften schließt sich Raum an Raum, oft so, daß die ganze Gruft schräg abwärts führt, und man bald auf geneigten Flächen, bald auf Treppen zu ihrem Ende niedersteigen muß. Je mächtiger, langlebiger oder frömmer der zu Bestattende war, desto mehr Säle und Kammern gab es, desto reicher ward die Ausschmückung des Grabes mit Bildern und Inschriften.

Diese beziehen sich sämtlich auf das Leben nach dem Tode, die Dua-t

oder Tiefe, die Fahrt der Sonnenbarke, in der auch die Seele des Verstorbenen Aufnahme gefunden hat, durch alle Stunden des Tages und der Nacht. An den Sternbildern des oberen und unteren Himmels gleitet der Nachen vorüber; flinke Schakale ziehen ihn, treue Gefährten halten die Schlange zurück, über deren Windungen das Boot in der Unterwelt vorwärts zu streben hat. Dort beleuchtet die Sonne die Sitze der Verstorbenen und der Dämonenwelt in der Dua-t, und wer die finsteren Felsenräume der Königsgräber mit der Fackel in der Hand durchschreitet und die Augen über die Bilder an den Wänden und Decken hinschweifen läßt, der meint in einer sinnverwirrenden Zauberwelt zu verweilen; denn gar befremdlich ist das rege Treiben im Reiche des Todes, und wenn er an Schlangen und Nattern, den menschlich gebildeten Trägern höchst wunderlicher Geräte, an Männergestalten ohne Kopf, an den Barken, welche über den Rücken unermeßlich langer, wellenförmig gekrümmter Kriechtiere hingleiten, an Personen, die auf dem Kopfe stehen und deren Füße gen Himmel weisen, vorbeigekommen ist und die barocken Namen all dieser Phantasiegebilde gelesen hat, sieht er sich zu Häupten seltsam geordnete Sternbilder auf gekrümmten Barken auf und nieder fahren, beugt sich eine weibliche Riesengestalt über ihn hin, die Himmelsgöttin, deren blauer Leib mit Gestirnen besäet ist, auf deren Rücken sich das Sonnenschiff von Osten nach Westen oder, wenn der nächtliche Himmel gemeint ist, von Abend nach Morgen fortbewegt.

Schön ist der Gedanke, daß Seele und Herz verantwortlich sind im Jenseits für die Gesinnung und sittliche Führung während der Zeit ihrer Vereinigung mit dem Körper, dem sie Leben, Bewegung, Selbstbewußtsein, Willenskraft, Empfindung und Denkvermögen verliehen hatten. Vor dem Totenrichter Osiris und seinen 42 Beisitzern wird das Herz des Verstorbenen, der Träger der Gesinnung und der Regungen des Gemütes, gewogen, und zwar mit der Straußenfeder, welche die Wahrheit symbolisiert. Ist das Ergebnis dieser Wägung günstig ausgefallen und festgestellt worden, daß der Erdenbürger sich enthalten hat, die 42 Todsünden zu begehen, welche das 125. Kapitel des sogenannten Totenbuches aufzählt, und die sich auch auf den Wänden mancher Königsgruft eingemeißelt finden, dann wird der Seele gestattet, zu dem lichten Weltgeist zurückzukehren, von dem sie ausgegangen ist, und als Teil des Rē und eins mit ihm die Welt zu beleuchten und sie zu regieren, oder auf die Erde zurückzukehren und sich in jede Gestalt zu kleiden, die ihr genehm ist. Vor ihrem Aufgehen in Gott muß sie ganz frei sein von jedem Makel; denn der kleinste Flecken würde die vollkommene Reinheit dessen, der sie in sich aufnehmen soll, trüben. Darum hat sie wohl, bevor sich die Vergöttlichung vollzieht, „durch Feuer und Wasser“ zu gehen und dann in den Gefilden der Seligen zu verweilen, dort an klaren und vollen Strömen Felder von wunderbarer Fruchtbarkeit zu bestellen und Aehren von einer Größe zu ernten, wie sie die Erde nicht kennt. — Die Mühe der Bewässerung der Aecker, des

Pflügens und Säens wird den Seligen von gehorsamen Dienern abgenommen, den Uschebtifiguren, Püppchen aus gebranntem Thon, Holz oder Stein in Mumiengestalt mit Hacke und Pflug in den Händen, dem Saatbeutel auf dem Rücken und dem sechsten Kapitel des Totenbuches, das ihre Bestimmung erläutert und ihre Hilfe anruft, auf der vorderen Seite des Körpers.

Nach seinem Hingang trennen sich die verschiedenen Teile des menschlichen Organismus. Der Körper, welcher der Erde und gemeinen Materie angehört, heißt Chat; er wird aber durch die Mumifierung in eine höhere Existenzordnung erhoben und empfängt dann, nachdem er durch Amulette, Zeremonien und Sprüche Reinheit erlangt hat, die Erlaubnis, die Pforten der Dua-t als Sahu zu überschreiten. Seele und Herz — ba und ab — kennen wir bereits. Der Schatten oder Chaib-t wird selten erwähnt. Sehr eigentümlich ist die Idee des Ka oder Genius, welcher als Doppelgänger des Menschen betrachtet werden darf und die körperliche und geistige Form darstellt, die ihn auf Erden von andern Individuen unterschieden hat. Dieser Ka ist gewissermaßen das Vorbild, das der Gestaltung des einzelnen zu Grunde gelegen hat. Nach dem Tode löste er sich von dem Körper ab, diente, gleichfalls als luftiges Spiegelbild des Lebenden, seiner Seele zum Gefäße und vereinte sich nach der Apotheose derselben mit dem Sahu oder der geheiligten Mumie, auf die er paßte wie die Totenmaske auf das Gesicht, wie der Schuh auf den Fuß, von dem er sich selbst abgezogen. Wie dem Entschlafenen selbst sah er der porträtähnlichen Statue desselben gleich, und mit seinem Namen Ka, das ist das Abbild, wurde auch die von Menschenhänden verfertigte Bildsäule bezeichnet. Wenn diese angerufen ward, konnte er sich an sie heften, wie an die Mumie; aber seine Existenz blieb abhängig von der Erhaltung der letzteren. Uebrigens war der Ka keine bloße Form, sondern ein Sonderwesen, das, wie der Genius der Römer, als Schutzgeist des Lebenden wie des Verstorbenen, dessen äußere Erscheinungsform er darstellte, gelten konnte. Die Hinterbliebenen wandten sich an ihn mit Gebeten und Opfern, die Seele des Dahingegangenen blieb im Verkehr mit ihm, redete mit ihm, und wenn es sie, der es frei stand, sich in jede Gestalt, auch in die von Tieren und Pflanzen zu kleiden, gelüstete, auf die Erde zurückzukehren und mit den Ihren zu verkehren, hüllte sie sich in ihre von ihr abgesonderte äußere Form, den Ka. Darum ist in den meisten Gräbern eine Statue des Verstorbenen aufgestellt worden, darum mußte die Mumie mit aller Sorgfalt vor jeder Beschädigung gehütet werden. Ward sie zerstört, so paßte der Ka nicht mehr auf den Körper, die Totenmaske nicht mehr auf das Gesicht. Die Seele, welche sich vielleicht nach der Erde zurücksehnte, war um ihren Schutzgeist gekommen und ihr Kleid verdorben. Sie kehrte nicht mehr in den Ka zurück, und der, wenn der Ausdruck erlaubt ist, seiner Füllung beraubte Schemen verflüchtigte sich oder enteilte, um vielleicht bei der Entstehung einer neuen Menschenknospe zum Vorbild und ihr später als Schutzgeist zu dienen.

Aus diesen Gründen wurden die Leichen der Aegypter mit so ängstlicher und opferwilliger Sorgfalt vor Vernichtung geschützt.

Das Erdenleben des einzelnen sollte nicht verloren gehen; verantwortlich für ihr Verhalten auf Erden war jede Seele. Manche sehen wir auch ewiger Verdammnis anheimfallen; denn unter den tausend Gestalten, denen das Auge in den Königsgrüften begegnet, finden wir auch Verurteilte in glühenden Oefen, die, von Flammen umzüngelt, Fächer in der Hand halten, mit denen sie sich wie zum Hohn Kühlung zuwedeln. Aus dem Hals der Geköpften spritzt rotes Blut, eine unreine Seele wird in Gestalt eines Schweines aus der unterirdischen Gerichtshalle herausgepeitscht, und kein Dante könnte eine wunderlichere, sinnverwirrendere Gestaltenfülle ausdenken als diejenige, welche wir, wohl benannt und mit bestimmter Bedeutung, in dieser unterirdischen Divina Commedia zusammenfinden. Alles, was hier in Schwindel erregender Menge auf Auge, Geist und Seele einstürmt, bezieht sich auf den Tod, und nur auf diesen, wenn wir einige kleine Darstellungen im Grabe Ramses' III. ausnehmen.

Ganz anders war es mit den Grüften der großen und reichen Privatleute bestellt. Die schönsten derselben sind unter den Königen der achtzehnten Dynastie (16. bis 15. Jahrhundert vor Christo) in den Kalkstein des Sargberges gemeißelt worden, und von ihren Oeffnungen aus läßt sich die ganze Totenstadt mit ihren grünen Feldern, Palmen und Tamariskenhainen, ihren herrlichen Tempeln und elenden Bauernhütten, ihren stolzen Kolossen und grauen Schutthügeln schön überblicken. In der Ueberschwemmungszeit sieht man die Nilflut die Füße der Memnonssäulen bespülen; aber auch dann sticht das staubige gelbliche Weiß des libyschen Kalkgebirges, das sich bis in die Ebene vorschiebt, scharf ab von dem saftigen Blaugrün des Fruchtlandes.

Die Anlage jedes Einzelgrabes folgt mit geringen Abweichungen dem gleichen Plane. An einen Vorraum schließt sich die sogenannte Grabkapelle, ein größerer Raum, dessen Decke oft von Säulen oder Pfeilern gestützt wird. Diesem folgt ein anderes Felsengemach oder eine Reihe von Zimmern und Kammern, die bisweilen auch zu kleinen Seitengelassen Zugang gewähren. Am äußersten Ende der Gruft pflegt der sogenannte Bir oder Brunnen angebracht zu sein, ein senkrecht wie ein Schornstein abwärtsführender Schacht, der manchmal bis 15 Meter lang ist und an dessen unterstem Ende sich das Gemach befindet, wo der Sarg mit der Mumie des Verstorbenen Aufstellung fand.

Die Oeffnung dieses Schachtes, den man oft mit Steinen und Geröll ausfüllte, um ihn unzugänglich zu machen, wurde möglichst gut versteckt, um ihn vor Leichenräubern zu sichern. Die Statue des Verstorbenen pflegte in einem der hinteren Gemächer aufgestellt zu werden, und hier wurde zuerst die Zeremonie der Mund- und Augeneröffnung an ihr vorgenommen; dann aber

legten die Hinterbliebenen an vorgeschriebenen Tagen die Totenopfer auf den vor der Statue errichteten Altar nieder.

In der Totenkapelle kam — gleichfalls an bestimmten Daten — die Familie des entschlafenen Großen zusammen, gedachte seiner, beging gewisse Totenkulte zu seinem Gedächtnis und stimmte Lieder zu seiner Ehre an. Einige Verstorbene stifteten Legate zur Erhaltung eines Sängers und Harfenschlägers, welcher bei solchen Gelegenheiten die Tugenden des Entschlafenen zum Saitenspiele zu preisen hatte. Andre Stiftungen sicherten die Darbringung der dem Verstorbenen zukommenden Spenden auf ewige Zeiten, und zwar geradezu vertragsmäßig. Uebrigens konnte sich in dieser Hinsicht der Verscheidende auf die Pietät seines Sohnes und Erben verlassen; denn dieser hätte sich durch die Vernachlässigung der Pflichten gegen die Manen des verstorbenen Vaters nicht nur der allgemeinen Mißachtung ausgesetzt, sondern auch gewärtig sein müssen, auf Erden von der in den Ka gehüllten Seele des Abgeschiedenen gequält zu werden und im Jenseits der Seligkeit verlustig zu gehen. Wie leicht konnte auch sein Nachkomme ihm selbst das vorenthalten, was er seinem Erzeuger entzogen hatte, und zu den kläglichen Vorstellungen, welche sich in die schöne Unsterblichkeitslehre der Aegypter mischen, gehört auch die, daß dem in den Ka gehüllten Ba (der Seele) des Verstorbenen in jener Welt Opfer an Brot und Fleisch, Wein und Bier, Kleider und Blumen, Reinigungswassern, Salbölen und Essenzen erwünscht und notwendig seien. Die Mumie der Voreltern galt als ein Pfand, worauf hohe Summen geliehen wurden; denn wer es verfallen ließ, fiel der öffentlichen Ehrlosigkeit anheim.

Aus vielen Texten geht hervor, daß man sich besonders sehnlich viele Nachkommen und unter allen Umständen einen Sohn wünschte, um nach dem Tode der Erhaltung des Grabes und der Totenopfer sicher zu sein. Der Mutter und Gattin kam, wie im Leben, so auch nach ihrem Hingang das Gleiche, ja unter Umständen mehr zu als dem Vater und Ehemann.

Wenn sich die Ueberlebenden in der Grabkapelle eines Großen versammelten, so gedachten sie seiner nicht unter Klagen und Thränen, sondern erinnerten sich dankbar seiner hohen Stellung, der Fülle seines Besitzes, seiner Gastlichkeit und Güte. Sehen wir von dem Sargzimmer und dem „Brunnen" ab, so sind auch alle Darstellungen und Inschriften in solcher Gruft so beschaffen, daß sie nur von dem Erdenwallen des in ihr Bestatteten erzählen. An den Tod mahnt nichts als die Abbildung des Leichenzuges, der uns den Sarg des Verstorbenen zeigt, wie er über den Strom geführt wird, wie auf dem Deck des Kajütenhauses der Trauerbarken die Frauen der Familie des Dahingegangenen und gemietete Klageweiber mit aufgelöstem Haar und erhobenen Armen sich in lautem Jammergeschrei ergehen und sich dabei gerade so benehmen, wie die Aegypterinnen von heute. Ihnen steht es zu, die Verstorbenen laut zu beklagen; denn, so sagt das Sprichwort: der Weiber Haar

ist lang, aber ihr Verstand ist kurz; die Männer sollen dagegen, wie bei den heutigen Arabern, dem Tode gegenüber ruhige Würde bewahren.

In diesen Grüften erinnert alles an das Leben, und zwar in geradezu munterer Weise. Wir sehen den Hausherrn unter den Seinen in froher Gesellschaft, zu der sich die Mitglieder beider Geschlechter eingefunden haben. Die Büffets brechen unter der Last der Früchte, der erlesenen Speisen und bekränzten Weinkrüge, Musik würzt das Mahl, junge Herren reichen den Damen duftende Sträuße, und die Schönen haben das Haupthaar mit Blumen geschmückt. Diener eilen hin und her, und selbst die Folgen des üppigen Mahles werden in einigen unserer Grüfte zur Darstellung gebracht.

Die am Gedächtnistage versammelte Familiengemeinde erinnert sich beim Anblick dieser Gemälde der frohen, im Hause des Verstorbenen verlebten Stunden, und wenn sie weiter durch die von Lampen hell erleuchteten Räume der Gruft schreitet, erzählen ihr andre Bilder und Inschriften, einen wie bevorzugten Platz im Herzen des Pharao der Entschlafene eingenommen, wie hohe Würden, Titel und Ehrenzeichen er erworben hatte, wie groß, kostbar und mannigfaltig die Tribute gewesen waren, welche unterworfene Nationen ihm als Statthalter für den königlichen Schatz zugeführt hatten, wie stattlich sein Haus, wie groß und schön gepflegt seine steif, aber gar ordentlich angelegten Gärten, wie ausgedehnt, wohlbestellt und bewässert seine Landgüter, wie ergiebig seine Jagdgründe gewesen. Jeder Angehörige dieses großen Herrn konnte stolz auf die Verwandtschaft mit ihm sein, auch wenn er die Herden, welche er besessen, abgebildet und ihre große Häupterzahl aufgezählt sah.

An das Leben, das irdische Dasein erinnert alles, und vergebens sucht man in der Grabkapelle und den Räumen, welche sich an sie schließen, nach Darstellungen von Inschriften, welche von der Dua-t und dem Schicksal der Seele im Jenseits erzählen. Um solche zu finden, muß man durch den Bir oder Brunnen in die Sargkammer hinab oder herauf zu gelangen versuchen.

Dies Vorhaben ist oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, und hat man das Ziel erreicht, so begegnet man häufig leeren Wänden. Manchmal freilich wird der unerschrockene Forscher schön belohnt. So haben wir uns mit unserm Freunde und Kollegen Stern eine ganze Woche lang Tag für Tag durch den 10 Meter tiefen Schacht, welcher zu der Sargkammer des Amenemhêt führte, in die Tiefe hinabsenken lassen und dort in einem Raume, welcher nur vier Fuß hoch war und unserm mehr als mittelgroßen Körper an keiner Stelle gestattete, sich schlank aufzurichten, von früh bis spät die Feder gerührt; waren doch alle vier Wände der Sargkammer mit Kapiteln des Totenbuches, und zwar den wichtigsten, bedeckt.

Wie in der erwähnten Sargkammer, so finden sich auch in andern manche Inschriften und Bilder, welche sich auf das Leben nach dem Tode beziehen, niemals aber solche, die sich mit dem Erdendasein des in ihnen Be-

statteten beschäftigen. Wo die Wände der Kammer am Ende des Bir nackt blieben, empfing statt ihrer der Sarkophag Ausschmückungen in Bild und Wort, welche sich auf das Leben in der Dua-t und das Schicksal der Seele bezogen; und war auch der Sarg unverziert geblieben, so hatte man doch zu der Mumie Papyrusstreifen oder Rollen gelegt, welche entweder mehr oder weniger zahlreiche Kapitel des Totenbuches, oder „das Buch vom Atem", oder die Schrift „von dem, was sich in der Tiefe befindet", oder „das Buch vom Durchwandern der Ewigkeit" enthielten. Manche Mumien waren auch mit Binden umwickelt, die man mit heiligen Schriften bedeckt hatte. Alle diese Texte, von denen man auch gern gewisse Stücke auf oder in den Sarkophagen anbrachte, bezogen sich auf das Jenseits und hatten, ähnlich wie die Inschriften der Königsgrüfte, der Seele als Reiseführer und Gedächtnisstützen zu dienen.

Blicken wir nun auf das Mitgeteilte zurück und vergegenwärtigen wir uns die Besonderheit der Aegypter, sich bei all solchen Dingen schablonenhaft streng und eng an ein gegebenes Vorbild zu halten, so wirft sich die Frage auf, wie es kommt, daß die Ausschmückung der Pharaonengräber so weit von derjenigen der Privatgrüfte abweichen konnte. In den letzteren wird alles, was wir in den ersteren betrachten und lesen, in den Sargraum zusammengedrängt, und über das Erdenleben des Verstorbenen, wovon die Wände der Privatgräber so reiche und eingehende Kunde erteilen, fehlt in den Grüften der Könige jede Erwähnung. Ferner findet sich in ihnen kein einziger Raum, wo sich eine größere Gemeinde hätte versammeln können, um sich des Abgeschiedenen zu erinnern und seinem Ka gemeinsam zu opfern.

Läßt es sich denken, daß die Fürsten freiwillig auf diejenigen Leistungen der Pietät verzichtet hätten, auf welche die Privatleute das schwerste Gewicht legten? Gewiß nicht!

Auch die Könige wünschten, daß man ihrer gedenke; doch trennten sie die beiden Teile des Grabes, welche die Gruft der Privatleute in sich zusammenschloß. Die Höhlenmausoleen im Thale der Königspforten entsprachen dem Bir und dem Sargzimmer in der Ruhestätte des Privatmannes, und statt der Grabkapelle und der ihr folgenden Räume ließen sich die Pharaonen im Flachlande der Nekropole besondere Bauwerke errichten, und zwar jene Memnonien oder Erinnerungsmale, welche wir bereits kennen gelernt haben. Und diese Sonderung ist keine zufällige gewesen, sondern hat mit zwingender Notwendigkeit vorgenommen werden müssen.

Für die Familie und Klientel eines Großen, welche sich an gewissen Gedenktagen zu vereinigen wünschte, bot ein geräumiges Felsengrab genügenden Raum; diejenigen aber, welche den Pharao betrauern, sich seiner erinnern und ihm opfern sollten, waren ein ganzes Volk, und welches Aufgebotes an Geld und Arbeiterkräften hätte es bedurft, um Säle aus dem Felsen zu meißeln,

welche groß genug gewesen wären, um die Repräsentanten einer ganzen Nation in sich aufzunehmen!

Eine Antilope, auch wohl ein Stier und einige Gänse ließen sich leicht vor der Gruft des Privatmannes schlachten, und der kleine Altar in ihrem Hintergrund gewährte Platz genug für fette Tierschenkel, gebratenes Geflügel, Kuchen, Blumen &c.; für die Manen des Königs mußten dagegen Hekatomben verbluten, und zahlreiche Priester hatten die Opfertische zu umgeben und die Zeremonien beim Totenfeste zu leiten. Der Gruft des Würdenträgers näherte sich an den Gedenktagen eine beschränkte Zahl von Besuchern, dem Memnonium des Pharao eine glänzende Prozession von unabsehbarer Länge. Die bescheidenen Höhenpunkte im Leben eines Privatmannes: heiteres Beisammensein mit den Seinen, Vergnügungen im Haus und im Freien, Inspizierung reichen Besitzes &c. lassen sich leicht auf beschränkten Flächen darstellen; die großen Momente im Dasein des Herrschers gehören dagegen der Geschichte an; die ganze Nation nimmt an ihnen Teil, und wo wir, wie in den Grüften von Abd el-Gurna, das Familienhaupt mit seinen Hunden die Gazelle verfolgen und das Nilpferd mit der Harpune erlegen sehen, finden wir im Memnonium den Pharao dargestellt, wie er sich auf dem Kriegswagen von mutigen Rossen gezogen in das Schlachtgetümmel stürzt oder mit zahlreichen Gefangenen siegreich in die Heimat zurückkehrt, an deren Grenze seine Getreuen den Triumphator mit Jubel empfangen.

Wie die Bedeutung der Thaten des Königs die der Unterthanen weit übertrifft, so dürfen die Darstellungen derselben einen viel größeren Raum in Anspruch nehmen, als die der Leistungen des Bürgers. Ein Jagdstück läßt sich auf einen breiten Pfeiler in der Grabkammer malen, ein Schlachtgemälde füllt die breite und hohe geneigte Wand einer turmhohen Tempelpforte aus. Die Gemälde, welche den Memnonien zur Ausschmückung dienen, sind umfangreicher und behandeln bedeutendere Stoffe als diejenigen, denen wir in den Privatgrüften begegnet sind, und wandern wir von einem königlichen Erinnerungsmale zum andern, so finden wir, daß auch hier die schriftliche und bildliche Dekoration Bezug nimmt auf das Erdendasein des Königs.

In dem südlichen Memnonium der Totenstadt, dem von Medinet Habu, sehen wir den reichen Ramses III., jenen Rhampsinit, von dessen Schatzhause und dem klugen Baumeisterssohne Herodot eine besonders hübsche Geschichte erzählt, wie er im Frauengemache mit jungen Schönen, denen er so hold war, daß ihn seine Zeitgenossen deswegen in Karikaturen verspotteten, das Brettspiel spielt. Auf den Pylonen dieses Memnoniums zeigen in den Stein gegrabene Gemälde von riesigen Dimensionen ihn selbst, wie er in die Schlacht zieht und seine Gegner, zwei mächtige und vielgliedrige Völkerbündnisse, niederwirft.

Prächtig erhalten blieb das Memnonium Ramses' II. Nur die Bildsäule, welche seine Gestalt und seine Züge den Nachgeborenen bis ans Ende

der Tage zeigen sollte, ist wie durch ein Wunder der Vernichtung anheimgefallen. Sie liegt zertrümmert am Boden, und doch hatte sie aus hartem Granit bestanden und an Größe den berühmten Memnonskoloß überragt. Aus ihren Bruchstücken verfertigen gegenwärtig armselige Fellachen kreisrunde Steine für ihre Handmühlen. Der bildliche Schmuck, welcher sich an den Pylonen und in den Sälen dieses Meisterwerkes der ägyptischen Architektur erhalten hat, bezieht sich wiederum auf die Heldenthaten, welche sein Erbauer auf Erden verübte.

Wandern wir vom Ramesseum aus wieder nach Nordwesten, so begegnen wir in unsrer Totenstadt demjenigen Memnonium, welches als ältestes von allen angesehen werden darf und in vieler Hinsicht besonderes Interesse gewährt. Wir meinen den Terrassentempel der Königin Hatschepsut, welcher heute nach einem christlichen Cönobium, das hier in byzantinischer Zeit bestanden hatte, Der el-bahri oder das Nordkloster genannt wird.

Um diese merkwürdige Anlage zu erblicken, bleiben wir in einiger Entfernung von ihr stehen. Die Kalkberge des arabischen Gebirges, welches die Wohnstadt Theben auf dem andern Nilufer nach hinten abgeschlossen haben, zeigen ein weit interessanteres und schöner gegliedertes Profil, als der Sargberg mit seinem flachen Kamme im Rücken der Totenstadt. Nur bei Der el-bahri gewinnt das libysche Gebirge ein großartiges und eigentümliches Ansehen; denn hier ziehen sich die Felsen gleichsam in sich zusammen und erheben sich in einem schön geschwungenen Halbrund zu imposanter Höhe. Beim Aufgang und Scheiden der Sonne glänzt das gelbe und bräunliche Gestein dieser gewaltigen Bucht wie lauteres Gold, und wir haben dann seinen höchsten Saum flimmern und strahlen sehen wie eine weithin leuchtende Aureole.

Dieses nackte, ganz vegetationslose Halbrund würden die Bürger von Theben, wenn sie Griechen gewesen wären, sicher benutzt haben, um dort wie zu Tauromenium oder Syrakus ihr Theater anzulegen. Die unternehmendste aller ägyptischen Königinnen muß die großartige Schönheit dieser Felsenbucht empfunden haben, als sie dieselbe wählte, um die Terrassen ihres Mausoleums zu ihr aufsteigen zu lassen. — Der Gedanke, ihre Grust von der Grabkapelle oder dem Erinnerungsmale zu sondern, scheint ihr, deren Voreltern sich mit bescheidenen Gräbern und überreich ausgestatteten Mumien begnügt hatten, nicht gekommen zu sein.

Königin Hatschepsut war ein Kind jener großen Epoche der ägyptischen Geschichte, für die wir mit Recht den Namen der „Ritterzeit“ gewählt haben; kam doch während der Kriege gegen die Hyksos und der großen Eroberungszüge, welche die ägyptischen Truppen zum ersten Male nach Asien und bis über den Euphrat hinaus führten, zur vollen Geltung, was der einzelne in der Schlacht — sei es auf dem Kriegswagen, sei es auf dem Schiffe — an Heldenthaten verrichtete. Das Roß, ein vor der Hyksoszeit am Nil unbenutztes

Tier, wird in diesen Tagen der Stolz und Genosse des Streiters, der seinen edlen Liebling mit hoch klingenden Namen und das Haupt desselben mit prunkenden Federn schmückt. Später hören wir nur noch erzählen, welche Siege der König mit Hilfe der Götter erfochten; in Hatschepsuts Zeit werden auch die Großthaten einzelner Helden gepriesen, und wir erfahren, wie sich der Schiffsführer Ahmes auf den Gewässern bei Avaris auszeichnete; wir sehen auf einem geschnittenen Steine im Louvre, wie sich der Bruder der großen Königin, Thutmosis II., den Namen des Tapferen beilegt und einen Löwen bändigt; wir hören von einem Feldherrn des Stiefbruders derselben Fürstin, Thutmosis III., einen märchenhaften Heldenstreich berichten. Amen-emheb, einer der tüchtigsten Kriegsobersten desselben Monarchen, giebt in seiner Biographie nähere Kunde über die Thaten, welche er auf den Feldzügen gegen die Semiten des westlichen Asien verrichtet, und er vergißt dabei nicht zu erzählen, ein wie kühner und glücklicher Elefantenjäger er war. Die Dame Hatschepsut selbst versucht, sich ein männliches Ansehen zu geben, indem sie sich den Kriegerhelm auf das Haupt setzt und sich auf mehreren ihrer Bildnisse einen künstlichen Bart an das glatte Kinn heften oder auf Dekreten von sich selbst mit den grammatischen Formen für das männliche Geschlecht reden läßt. Ließen wir eine moderne Königin eine Schrift im gleichen Sinne verfassen, so würde es heißen: „Königin Viktoria wollte den Frieden. Er schrieb nach Rußland &c.“

In der That muß ein kräftiges Herz in der Brust dieser Frau geschlagen haben.

Männlichen Sinnes wußte sie mit alten Vorurteilen zu brechen, und wenn man vor ihr das unbeständige, salzige Meer für eine Domäne des feindlichen Seth-Typhon gehalten, es zu befahren gefürchtet und nur größere und kleinere Barken für friedliche Reisen und kriegerische Unternehmungen auf dem Nil hergestellt hatte, so überwand Hatschepsut die alte Scheu, ließ stattliche Seeschiffe auf neuen Werften am Roten Meere herstellen und drang mit ihnen bis zum südlichen Arabien, der Arabia felix und der Aromatifera regio der Römer vor, um aus den Küstenländern des kuschitischen Puntvolkes, welches mit rötlicher Haut und scharf geschnittenem Profil — seltener dunkelhäutig — abgebildet wird, Elfenbein und Gold, Gewürze, Weihrauchkerzen, Gummi und edle Hölzer, Affen und andre kostbare und seltsame Dinge in das Nilthal zu bringen und den königlichen Schatz sowie die Heiligtümer, besonders des Amon, zu bereichern.

Die Erbauerin des Tempels von Der el-bahri war die älteste Tochter Thutmosis' I., und dieser muß ihre Tüchtigkeit und ihren unternehmenden Geist früh erkannt haben; denn obgleich er einen legitimen männlichen Erben und einen Sohn von einem seiner Nebenweiber besaß, erhob er sie dennoch in seinen letzten Lebensjahren zur Mitregentin. Sobald er die Augen geschlossen, wußte

sich Hatschepsut des Thrones für sich allein zu bemächtigen, und wenn sie zunächst auch nur als Vormünderin ihres jüngeren Bruders Thutmosis II. die Regierung geführt haben mag, so stellte sie diesen doch so tief in den Schatten, daß sie während einer Reihe von Jahren unumschränkt über das Reich ihres Vaters herrschte. Aber aus dem Knaben ward ein Mann; die Königin mußte dem Volljährigen die Hälfte des Thrones einräumen, und Thutmosis II., der dem edlen Waidwerk sehr ergeben, sonst aber von geringer Bedeutung gewesen zu sein scheint, hat doch der schwesterlichen Macht Widerstand zu leisten verstanden. Gemeinsam und, wie es scheint, in guter Harmonie begannen beide während dieser Zeit der Teilung der Krone die Anlage ihrer Doppelgruft in dem schönen Felsenamphitheater von Der el-bahri. Für jeden wird zunächst eine Grabkammer in den Kalkstein gehauen und an der Fassade der zu diesen Grotten führenden Eingänge links und rechts je eine gleichlautende Inschrift angebracht, die sich nur dadurch voneinander unterscheiden, daß die eine der Hatschepsut, die andre Thutmosis II., ihrem Mitregenten, gewidmet ist.

Diese Felsenkammern, welche zur Aufnahme der Mumien des königlichen Geschwisterpaares hergestellt worden zu sein scheinen, sind zugleich als Sanktuarien des Memnoniums zu betrachten, und mit der Anlage des Allerheiligsten begann der Bau jedes ägyptischen Tempels. Bevor sich die Anlage der Terrassen dem Abschluß näherte, segnete Thutmosis II. das Zeitliche, und dieser Umstand ermutigte Hatschepsuts illegitimen Stiefbruder, Thutmosis III., den sie als Knaben aus der Nähe von Theben entfernt und als Verbannten in den Marschdistrikten bei Buto im Delta zurückgehalten hatte, sie zu zwingen, ihn an der Regierung teilnehmen zu lassen.

Die Expedition nach Punt ward von ihr auf eigne Hand unternommen, und nur ungern überließ sie dem Halbbruder einen Teil des Ruhmes und Reichtums, der ihr aus derselben erwuchs. Von der andern Seite war Thutmosis III. keineswegs dazu angethan, sich dem Willen eines Weibes geduldig zu unterwerfen, und so zeigte er seiner Stiefschwester, an deren Liebe er mit gutem Rechte zweifeln durfte, bald, daß er mehr und Größeres vermöge als sie. Kein Pharao vor und nach ihm hat so kühne, großartige und glückliche Feldzüge gegen die Asiaten unternommen wie dieser — seine nun aufgefundene Mumie lehrt dies — an Wuchs kleine Mann, in dem eine große Heldenseele wohnte.

Wir wissen nichts über das Ende Hatschepsuts, wohl aber lehren die Denkmäler, daß sie in argem Unfrieden mit ihrem gewaltigen Bruder gelebt hat; denn dieser, welcher sich gegen seine Getreuen dankbar und mit echt fürstlicher Freigebigkeit zu benehmen gewohnt war und sich — vieles deutet darauf hin — die Liebe des Volkes im höchsten Maße zu erwerben verstand, ließ den Unwillen und Haß, welche ihn bei Lebzeiten der Schwester gegen sie erfüllt hatten, auch die Verstorbene fühlen und ordnete an, daß man — eine unter

den Pharaonen häufig gegen Vorgänger, deren Andenken man zu verunglimpfen suchte, geübte Unsitte — ihren Namen selbst auf den von ihnen gemeinsam erbauten Denkmälern auskratzte und den seinen über die halb zerstörten und doch noch kenntlichen Lettern des ihren hinschrieb. Im Andenken der Aegypter hat Thutmosis' III. Name den Hatschepsuts lange überlebt.

Die Herstellung der Terrassen, welche zu den Felsenkapellen führten, ist ihr allein zuzuschreiben; denn sie sind der Hathor, ihrer Lieblingsgöttin, gewidmet, aus deren Eutern wir sie auf einem köstlichen Basrelief in der von ihr und für sie vollendeten Felsenkammer die Milch des Lebens trinken sehen, und viele der polygonalen Säulen, welche sich auf den Plattformen des Terrassenbaues zu Kolonnaden gesellten, zeigten an den Kapitälen das Antlitz dieser himmlischen Frau, welche als Totengöttin in der Nekropole von Theben schon früh verehrt ward.

Der Grundplan des Memnoniums der Hatschepsut hat für denjenigen, welcher weiß, mit wie geringen Abweichungen die priesterlichen Architekten sich an die vorgeschriebene Anordnung der Heiligtümer zu halten verpflichtet waren, etwas sehr Ueberraschendes; denn er weicht durchaus von demjenigen aller Tempel oder Memnonien, welche früher oder später in Aegypten hergestellt worden sind, ab; aber wenn man auch am Nil vergeblich nach etwas Aehnlichem sucht, so hat es doch schon früh an einer andern Stelle Denkmäler gegeben, welche dem Tempel von Der el-bahri gleichen, und zwar in Assyrien. Dorthin waren die siegreichen Heere des Vaters der drei Geschwister gelangt; dahin hatte sie wahrscheinlich Thutmosis II. und jedenfalls zu wiederholten Malen Hatschepsuts Stiefbruder Thutmosis III. geführt, ja vielleicht war die unternehmende Königin, welche wir auch mit dem Kriegerhelme abgebildet sahen, der ägyptischen Armee bis an den Euphrat oder noch weiter nach Osten gefolgt, und so will es uns scheinen, als habe diese merkwürdige Frau, welche sich das Fremde auch auf andern Gebieten, wo es ihr eben genehm war, zu benutzen nicht scheute, bei der Herstellung ihres Memnoniums ein assyrisches Vorbild herangezogen, es im ganzen nachahmen lassen, sich im einzelnen aber der ägyptischen Kunstformen und mit Vorliebe der polygonalen Säule und andrer älterer unter ihnen bedient.

Dieser Prachtbau war so angelegt, daß Prozessionen zu Schiff aus dem Reichsheiligtum im östlichen Teile Thebens gradewegs zu einer Landungsstelle in der Nekropole hinüberfahren konnten, von der aus eine stattliche Doppelreihe von Sphinxen zu ihm hinführte. Nur wenige Löwenleiber und Pflasterstücke deuten noch an, welche Richtung die alte Wallfahrtsstraße innegehalten, und einzelne Fundamentsteine bestätigen die Vermutung, daß man einst ein hohes Pylonenthor zu passieren hatte, um Einlaß in das Memnonium zu gewinnen. Durch die geöffneten ehernen Pforten desselben war es dann gestattet, den Riesenbau zu überschauen, in dem breite Stufenreihen von einer

Terrasse auf die andre und endlich zu den Felsengemächern führten, deren Fassade das von außen her sichtbare Menschenwerk abschloß, während die größer bildende Natur das Auge einlud, zu dem herrlichen Halbrund hochragender Felsen hinter und über dem Tempel aufzuschauen.

Unzerstörbar sind die Unterbauten von wohlbehauenen Quadern, welche den Terrassenbau stützen, und Künstlerhände haben ihre Seitenflächen mit mächtigen Sperbern, den Vögeln des Horus, des Gottes der Auferstehung, würdig geschmückt.

Säulenhallen dienten jeder Terrasse zur Zier und boten den Prozessionen, welche hier zu rasten und Zeremonien vorzunehmen hatten, Schutz vor dem Brande der Sonne oder dem seltenen, aber, wenn er eintritt, heftigen Regen dieser Breiten.

An der Hinterwand der Plattformen, welche die erwähnten Treppen verbinden, sind die Bilder und Inschriften angebracht worden, welche die kühnste der Unternehmungen Hatschepsuts im Gedächtnisse der Nachgeborenen lebendig zu erhalten bestimmt sind. Unser Straßburger Kollege und Freund Dümichen war es, der sie zuerst durch eine großartige Publikationsarbeit in die Wissenschaft einführte. Da sehen wir die Schiffe der Königin, wie sie ausfahren, wie sie befrachtet werden und mit voller Ladung die Heimfahrt antreten. An diesen höchst sorgfältig ausgeführten Bildern, welche uns jeden Teil der Takelage und Ausrüstung aufs deutlichste und bis ins kleinste vor Augen führen, hat sich zum Teil noch die Farbe erhalten, und die begleitenden Inschriften lehren, daß sie belastet worden sind „mit einer unerhörten Menge von Kostbarkeiten des Landes der Punt, allen edeln Holzarten des ‚heiligen Landes‘, Haufen von Weihrauchharzkörnern, grünen, Weihrauch spendenden Rehtbäumen, Ebenholz, reinem Elfenbein, Gold aus dem Amu-(Semiten-)Lande, Teschebs und Chesi-t-Holz (Kassiarinde?), (mineralischen) Ahemstücken, Weihrauch und Mestemt (Spießglas), Anau und Gefu-Affen, Thesemtieren (Windhunden), bunten Fellen der Panther des Südens, Eingeborenen und Kindern (als Sklaven)“. Außer den Pfauen hat diese Expedition alles nach Aegypten gebracht, womit die Ophirfahrten Salomos den Schatz des jüdischen Königshauses bereicherten.

Wie das Heer Alexanders des Großen oder die französische Expedition unter dem General Bonaparte ist die Flotte der Hatschepsut von gelehrten Naturfreunden begleitet worden; denn unter den Bildern der Schiffe finden sich Borten, welche mit den gebrochenen Linien erfüllt sind, die unter den Begriffszeichen das Wasser bedeuten, und auf diesen Zickzackstreifen sieht man alle ins Auge fallenden Gattungen der Fische des Roten Meeres abgebildet, und zwar in so charakteristischer Weise, daß es unsern Zoologen leicht gelingen konnte, jede einzelne Spezies wieder zu erkennen und sie zu bestimmen. Die geschuppten Bewohner des Roten Meeres sind ihm sicher über 3000 Jahre lang treu geblieben, und die Gelehrten Hatschepsuts haben sie so genau beobachtet, daß sie

z. B. bei einer Scholle, deren Augen in der That verschiedene Größe zeigen, diesen auffallenden Umstand bemerkt und in ihrer Zeichnung wiedergegeben haben. — Sie sind auch bestrebt gewesen, neue Pflanzen in das Nilthal einzuführen, und so sehen wir sie grünende Rehtbäume in großen Kübeln auf die Schiffe schleppen; später haben es auch die Botaniker Thutmosis' III. nicht versäumt, Abbildungen von einigen der ihnen bekannten Blumen zu geben.

Daß dies merkwürdige Bauwerk ein Königsgrab, an welches sich ein Erinnerungsmal schloß, werden sollte, unterliegt keinem Zweifel. Ob aber Hatschepsut und Thutmosis II. hier in der That bestattet worden sind, wissen wir nicht. Jedenfalls haben sich weder von ihnen noch von ihrem Stiefbruder Thutmosis III. anderwärts Grüfte gefunden.[1]) Dem letzteren scheint es durchaus nicht genehm gewesen zu sein, den eignen Ruhm mit dem seiner Schwester vermischt zu sehen, und er ließ sich gewiß darum ein besonderes Memnonium errichten, welches gegenwärtig einen Teil des Erinnerungsmales von Medinet Habu bildet.

Welchen Zwecken eine Säulenhalle gedient hat, die sich an die Nordseite der Terrassen der Hatschepsut schließt, wagen wir nicht zu bestimmen; dagegen haben Mariettes und frühere Untersuchungen ergeben, daß man von der zweiundzwanzigsten Herrscherreihe an nicht nur den erwähnten Nordbau, sondern jeden Teil des Tempels, welcher einigen Raum bot, und so auch die oberhalb der Terrassen gelegenen Felsenkammern und die hohlen Räume unter den Unterbauten benutzt hat, um sie im eigentlichen Sinne des Wortes mit Mumien vollzustopfen.

Bis in die römische Kaiserzeit hat man dies Memnonium zur Unterbringung und vielleicht zum Versteck von balsamierten Leichen benutzt, und wenn wir nun hören, daß die große Felsenhöhle, in welcher vierzig Mumien von verstorbenen Mitgliedern des Pharaonenhauses gefunden worden sind, am oberen Teile des Felsenamphitheaters gelegen war, das den Terrassenbau Hatschepsuts stolz überragte, so wirft sich die Frage auf, welche Gründe die Thebaner veranlaßt haben können, ihre Toten gerade hierher in Sicherheit zu bringen. Indem wir der Aufklärung dieses rätselhaften Umstandes nähertreten, machen wir den Leser darauf aufmerksam, daß die jüngsten der vierzig neu entdeckten Leichen fürstlicher Pharaonen zur Zeit derselben Dynastie gelebt haben, in der Der el-bahri anfing, eine Ablagerungsstätte für die Mumien nicht nur geringer, sondern auch sehr vornehmer Bürger von Theben zu werden, und laden ihn weiter ein, davon abzusehen, die Nekropole der Amonsstadt mit unsern Friedhöfen zu vergleichen.

Statt der wohlthuenden Stille, welche auf diesen herrscht und ihre Besucher zu freundlichen Rückerinnerungen und zu stiller Sammlung ladet,

---

[1]) [Im Jahre 1898 ist das Felsengrab Thutmosis' III. in dem „Thale der Könige" von Theben, wo auch die andern Pharaonen der 18. und 19. Dynastie bestattet waren, durch den Direktor der ägyptischen Ausgrabungen, Loret, wieder aufgefunden worden.]

herrschte in der Totenstadt zwar mehr Ruhe als in der Wohnstadt Theben, es muß aber dennoch lebendig genug in derselben hergegangen sein; denn da gab es Balsamierungshäuser, wo allerlei Zeremonien, die wir bis ins einzelne kennen, an den zu mumifizierenden Körpern vorzunehmen waren, da wohnte die zahlreiche, zu den Memnonien gehörende Priester- und Schülerschaft, da hausten in einem besonderen Viertel die Koachyten oder Leichenbesorger, die eine wirkliche Kaste bildeten und deren trauriges Geschäft von dem Vater auf den Sohn überging, während Kasten im indischen Sinne den Aegyptern sonst unbekannt waren. Da wohnten die Klageweiber und Sargfabrikanten, da gab es Verfertiger von Amuletten, mit denen die Mumien ausgestattet werden mußten, und große Webereien, in denen die Binden hergestellt wurden, von denen man viele hundert Ellen gebrauchte, um eine einzige Leiche zu umwickeln. Da schlug der Hammer der Bildhauer und Steinmetzen auf den Block, aus dem es Statuen der Verstorbenen sowie Grabsteine herzustellen galt. Die letzteren wurden mit bescheidenen Darstellungen und Inschriften bedeckt und wie die Bildsäulen und Opferlisten in den Grüften aufgestellt.

Bei der großen Menge von Blumen und Kränzen, mit denen die Särge und Grüfte auszuschmücken waren, muß es viele Gärtnereien in der Nekropole gegeben haben, und neben manchem alten pyramidenförmigen Grabe in dem heute el-Assassif genannten Teile der Nekropole, der sich dicht an das Gebietdes Terrassentempels von Der el-bahri schließt, wurden Gärtchen gehalten und sorgsam gepflegt.

Zahlreiche Fleischer, Bäcker, Bierbrauer und Weinhändler waren nötig, um die große Menge von Opfertieren oder Fleischstücken, Braten und Kuchen, Bier und Wein zur Verfügung zu halten, welche Sitte und Glauben den Manen des Verstorbenen darzubringen geboten.

Auf den heiligen Seen neben den bedeutendsten Memnonien, von denen der größte im Süden der Totenstadt flutete, wurden nächtlicherweile im Zusammenhang mit gewissen Festen mysteriöse Spiele in dramatischer Form zur Darstellung gebracht, und man hatte in der Ptolemäerzeit — wahrscheinlich weil es damals auf dem schmalen, von Straßen und Plätzen überfüllten östlichen Nilufer an Platz gebrach — da, wo sich die äußerste Mittagsgrenze der Netropole an das benachbarte Hermonthis schloß, einen großen Hippodrom angelegt, in dem noch unter den römischen Kaisern Wettfahrten abgehalten wurden.

Zu jeder Tageszeit kamen Leichenzüge über den Nil und zogen, je nach der geselligen Stellung des zu Bestattenden, in größerer oder geringerer Länge und Pracht dem Sargberge entgegen, wo sie bei der Menge der Zeremonien, welche mit der Mumie vorzunehmen waren, oft bis zum Einbruch der Nacht zu verweilen hatten.

Die Häfen der Nekropole müssen stets voll von Schiffen gewesen sein; denn keine Brücke verband beide Ufer von Theben und, wie wir wissen, gebot die Pietät, die Grüfte lieber Verstorbener zu besuchen.

Oft kamen Angehörige der hier Bestatteten aus weiter Ferne, um an ihrer Ruhestätte zu beten und auf ihren Opfertisch fromme Gaben niederzulegen. — An gewissen Tagen des Jahres füllte sich, wie namentlich die Inschriften in der östlichen Säulenhalle des Tempels von Gurna lehren, die Nekropole mit Abgesandten aus allen Gauen und Haupttempeln des Landes, um den Memnonien besonders heilig gehaltener Pharaonen Geschenke zuzuführen und den Ka vergöttlichter Herrscher durch Opfer und Gebet günstig zu stimmen. Diesen priesterlichen Gesandtschaften schlossen sich auch viele Laien an, und für diejenigen, denen der Tag zu kurz gewesen war, um das Geschäft, welches sie in die Nekropole geführt hatte, zu beenden, gab es Herbergen, an die sich Wein- und Bierhäuser schlossen, denen nicht nur von Arbeitern, Gräberbesuchern, Schiffsführern und Matrosen, die auf die heimkehrenden Leidtragenden stundenlang warten mußten, sondern auch von Soldaten, Schülern und Priestern fleißig zugesprochen wurde.

Wie viele Arbeiter nötig waren, um neue Grüfte in den Stein zu meißeln und in standzuhalten, läßt sich leicht denken; die Maurer und Schmiede unter ihnen werden in Papyrusakten besonders erwähnt, und ebenso die Aufseher und Kontrolleure, welche sie und die zahllosen Gräber diesseit und jenseit des Sargberges zu überwachen hatten.

Je menschenreicher das Memnonienviertel und je kostbarer die Ausstattung war, welche viele Tempel und Grüfte auf diesem Riesenfriedhofe empfangen hatten, und an je entlegeneren Stellen endlich manche Königs- und Königinnengräber gelegen waren, desto eifriger mußte für eine gute Bewachung der Totenstadt gesorgt werden, und so war denn auch ein Gendarmeriecorps, welches von einem hochgestellten Befehlshaber kommandiert ward, die sogenannten Mazain, in der Nekropole stationiert.

Während der Glanztage Thebens und seiner Könige aus der 18. und 19. Dynastie waren die Memnonien voll von Priestern und Schülern, waren die Händler und Fabrikanten der Nekropole in voller Thätigkeit und Menschen genug vorhanden, welche für die Sicherheit ihrer Wohnsitze sorgten. Kam es einmal zu Unruhen oder Räubereien, so war die Kriegsmacht der Fürsten mächtig genug, um ihnen ein schnelles Ende zu machen. Die Behörden der Wohn- und Totenstadt handelten in gutem Einvernehmen, und die Mazain (Gendarmen) hatten nicht viel mehr zu thun, als mit offenen Augen in allen Teilen der Nekropole, wo es Gräber gab, zu patrouillieren.

Aber diese Lage der Dinge hatte sich früh geändert. Ramses III. war es noch gelungen, die verbündeten Völker, welche Aegypten überfallen hatten, kräftig zurückzuweisen und sich teils durch die Beute, welche den Feinden abgejagt wurde, teils durch Lösegelder und die gut verkäufliche Ware kriegsgefangener Sklaven, teils auch durch Wiedereröffnung alter und in den unruhigen Tagen vor ihm aufgegebener Handelsverbindungen zu einem der reichsten

Fürsten zu machen, von denen die ägyptische Geschichte erzählt. Aber dieser üppige Fürst verzettelte in übermäßigem Wohlgefallen an unerhörter Pracht einen Teil des schwer erworbenen Gutes, und mit dem andern bedachte er die Priesterschaft und die Tempel des Landes. Der Himmel hatte ihn mit mehreren Söhnen gesegnet, und diese in Ueppigkeit und tiefer Devotion aufgewachsenen Prinzen sollten schlechten Gewinn von der sorglosen Freigebigkeit des Vaters ernten; denn die Priester des Amon von Theben, denen sie blindlings zu gehorchen gelernt hatten und in deren Hand der Löwenteil des Erbes, welches ihnen von Rechts wegen zukam, schon bei Lebzeiten Ramses' III. gefallen war, wußten sie nach Gutdünken zu leiten. Sie halfen ihrem Vater, sich ein Grab im Thale der Königspforten und ein Memnonium im Süden der Nekropole (das heutige Medinet Habu) herzustellen, wie er es sich nicht großartiger wünschen konnte, und ließen sich auch für ihre eignen Mumien ansehnliche und reich ausgeschmückte Grüfte anlegen. Der Sorge für das Leben nach dem Tode sollte das Dasein dieser Ramsessöhne gewidmet sein. Kein Wort, keine That auch nur von geringfügiger Größe sehen wir sie aussprechen oder verrichten. Endlich geht die gesamte Lenkung des Staates auf ihre priesterlichen Vormünder über, und der Oberpriester Herihor macht aus dem Gaukelspiele Ernst, reißt den Ramessiden das Zepter aus der schlaffen Hand und regiert Aegypten zugleich als geistlicher und weltlicher Herrscher. Alle Attribute der Pharaonenwürde nimmt er für sich in Anspruch, und das echte Herrscherhaus wird teils verbannt, teils in dunkler Verborgenheit am Leben erhalten, um den Usurpatoren durch Ehen mit ihren Töchtern den Schein der Legitimität zu verschaffen.

Die Macht Aegyptens und die Größe Thebens ging in dieser Zeit der geistlichen Herrschaft mit jäher Schnelligkeit zurück. Was ihm in Asien und Aethiopien unterthänig oder tributpflichtig gewesen war, fiel von ihm ab, und während sich die Städte im Delta durch den zunehmenden Verkehr mit den aufblühenden Staaten des Nordens und Ostens hoben, sank Theben zu einer Priesterwohnung herab.

Die geistlichen Leiter der Tempel und Schulen in der Nekropole hatten früher mächtigen Einfluß auf den für die Seligkeit nach dem Tode besorgten Pharao geübt; jetzt mußten sie sich blindlings den Verordnungen des priesterlichen Herrschers und königlichen Oberpriesters fügen, der jenseits des Nils residierte.

Die Mazaiu, denen die Bewachung der Nekropole nicht aus der Hand genommen werden konnte, gehörten jener libyschen Söldnertruppe an, welche sich in der Armee der großen, kriegführenden Pharaonen ausgezeichnet hatte, und die nun ein Mamlukencorps bildete, dessen Macht den priesterlichen Königen von Jahr zu Jahr gefährlicher wurde und endlich auch ihren Sturz veranlaßte. Ihr Befehlshaber in der Nekropole stand in offenem Gegensatz zu dem Haupte

der Wohnstadt und Residenz Theben, und das aufmerksame Studium des sogenannten Papyrus Abbott, welcher das Protokoll über die Wirksamkeit einer Enquetekommission in der Nekropole enthält, macht uns mit den Verhältnissen daselbst recht wohl vertraut. Unter einem der letzten Ramessiden waren Königsgräber beraubt worden, und nun mußte eine Fürstengruft nach der andern untersucht werden, damit man feststellen könne, in welche die Diebe gedrungen seien, in welche nicht. Die Enquete ergab, daß von zehn untersuchten Gräbern nur eins beraubt worden war, und die folgenden Ereignisse, von denen unser Papyrus berichtet, lehren mit voller Sicherheit, daß die hohen Beamten, denen die Leitung des Wohnortes Theben anvertraut war, den andern, welche über die Nekropole geboten, höchst feindselig gegenüberstanden. Wir mögen den längst verstorbenen Mazain und ihrem Chef, die sich nicht mehr verteidigen können, nicht an die Ehre rühren, aber das oben erwähnte Dokument muß doch den Verdacht erwecken, als hätten sie mit den Kontrolleuren gemeinsame Sache gemacht und den Plünderern der kostbar ausgestatteten Fürstengrüfte durch die Finger gesehen. Jedenfalls muß kurze Zeit später die Mumie des Pharao Amenophis I., dessen Gruft die Untersuchungskommission für unangetastet erklärt hatte, bereits ihres kostbaren Schmuckes beraubt gewesen sein, und das Geständnis der Diebe, welche in die einzige von der Kommission für ausgeraubt erklärte Gruft gedrungen waren, liefert den Beweis, daß es in einer Fürstengruft in der That recht ansehnliche Beute zu machen gab.

Je schwächer die Regierung ward, desto leichter konnten sich Diebesbanden bilden, welche einen wohlorganisierten und so gewinnreichen Gräber- und Leichenraub trieben, daß es den libyschen Mazain, welche sich wenig um die ägyptische Unsterblichkeitslehre gekümmert haben werden, recht wohl reizvoll erscheinen konnte, den Verbrechern gegen einen erheblichen Gewinnanteil freies Spiel zu lassen. Dabei waren die Mazain und ihre Stammes- und Standesgenossen in allen Gauen des Landes zu mächtig, als daß es die priesterlichen Pharaonen hätten wagen können, sie abzusetzen; übrigens war es auch keine leichte Arbeit, die stundenweit auseinanderliegenden Teile der Nekropole genügend zu überwachen. Jedenfalls geschah in dieser Zeit das Unerhörte, daß — die 1881 entdeckten Mumien und die schon früher geöffneten Fürstengrüfte beweisen es — die Leichen und Gräber der größesten aller Pharaonen jeder Kostbarkeit, mit der man sie und ihre Särge geschmückt und ihre Ruhestätten ausgestattet hatte, beraubt worden sind. Kein Goldbeschlag, kein wertvolles Amulett, kein verkäufliches Gerät, das die Pietät der Nachkommen ihnen mit ins Grab gegeben hatte, blieb erhalten, und doch sind sie vor vier Jahren in genau demselben Zustand wiedergefunden worden, wie man sie, um sie vor völliger Vernichtung zu retten, unter einem der Könige der 22. Dynastie, welche sich zu Bubastis im Delta erhoben und mit ziemlicher Gewißheit zu den libyschen

Mamlukenhäuptern gehört haben, in der Sammelgruft der Pharaonen des tanitischen Hauses der 21. Dynastie zusammengebracht hatte.

Das priesterliche Regiment des Herihor sollte keine lange Dauer haben. Schon sein Sohn und Enkel werden nur noch Oberpriester genannt, und ihre Macht scheint nicht über die Grenzen Thebens hinausgereicht zu haben. So mußte denn das Land widerstandslos den libyschen Söldnern gehorchen, und einer von ihnen, Seamon, machte sich, wenn unsre, von E. Meyer und andern schon früher erörterte Kombination das Rechte trifft, zu Tanis zum Beherrscher des ganzen Landes. Er ist auch nach Theben gekommen, und als er dort in der Nekropole die Grüfte der größten Pharaonen ausgeraubt und sogar ihre Mumien von Dieben aufgerissen fand, befahl er, sie vor völligem Untergange zu retten und sie so gut wie möglich wieder herzustellen. Zuerst war die Leiche Ramses' II., des großen Sohnes Seti's I., in die herrliche Gruft des letzteren gebracht worden, um sie dort in einen würdigern Zustand zurückzuversetzen. Später wurden dann die Mumien des Vaters und Sohnes im Grabe Amenophis' I. aufbewahrt, wohin man schon andre balsamierte Körper bedeutender Fürsten aus der Zeit der 17. und 18. Dynastie gebracht hatte. Dies war jedenfalls geschehen, weil das Thal der Königspforten, wo sich Seti's I. Felsenmausoleum befand, hinter dem Sargberge und ziemlich weit von dem bewohnten Teile der Nekropole lag, während die Ruhestätte Amenophis' I. sich unweit des Terrassenbaues der Hatschepsut öffnete und mit Hilfe eines wenig zahlreichen Wächtercorps bequem zugleich mit derjenigen Gruft, welche die Könige der 21. (tanitischen) Dynastie für die Mitglieder ihrer eignen Familien angelegt hatten, behütet werden konnte.

Dieses Grab wich sowohl in seiner Gestalt, wie in seiner Lage und Verwendung durchaus von denjenigen früherer Pharaonen ab; denn es ward in einer Höhe von 64 Metern an einer schwer zugänglichen Stelle der Gebirgsbucht angebracht, welche sich nach Abd el-Gurna hin an das Felsenamphitheater von Der el-bahri schließt, und sein Eingang war von keinem Teile der Ebene unter ihm sichtbar. Außerdem bestand es nicht, wie die Grüfte im Thal der Königspforten, aus einer Reihe von Gemächern, die einander folgen, sondern zuerst aus einem Schacht, der, nur 2 Meter breit, 11,50 Meter tief in den Felsen führte und von dessen Ende aus in der Westwand ein Stollen sich abzweigte, der, nicht höher als 0,80 und nicht breiter als 1,40 Meter, den Besucher zwang, dem Laufe des Ganges in gebückter Haltung zu folgen. 7,40 Meter geht er so fort und schwenkt dann plötzlich nach Norden hin ab. Diese Richtung hält er in einer Länge von 60 Metern inne, wird dabei bald bis zu 1,30 schmal, bald bis zu 2 Meter breit und ändert auch sein Niveau so beträchtlich, daß man von vornherein zur Bequemlichkeit der Besucher des Gruftsaales ein halbes Dutzend Stufen roh in den Stein gehauen hat. Eine durch Meißelhiebe erzeugte Vertiefung an der rechten Wandung des Ganges

beweist, daß einmal die Absicht vorlag, ihn eine neue Schwenkung machen zu lassen; dieselbe ist aber nicht zur Ausführung gekommen, und so mündet dieser lange Schacht gegenwärtig in einen großen, schmalen Saal, der roh und ungleichmäßig in den Felsen gehauen ist und die beträchtliche Länge von 80 Metern besitzt.

Mit dieser Sammelgruft in einer Felsenhalle hatten die Pharaonen der 21. Dynastie, denen es gefiel, wie die spanischen Könige in der Fürstengruft des Eskurial, an ein und derselben Stelle eng vereinigt die lange Dauer des Todes zu verbringen, das alte Prinzip aufgegeben, welches jedem einzelnen Könige vorschrieb, eine Gruft für sich allein herzustellen, und allerdings besaß dieses Grab in unsicherer Zeit und an einer schwer zu erkletternden Stätte den Vorzug einer beinahe absoluten Unzugänglichkeit. Von der Ausschmückung desselben mit Inschriften und bildlichen Darstellungen war abgesehen worden; dafür aber hatte man den dahingegangenen Mitgliedern dieses wenig begünstigten Emporkömmlingsgeschlechtes als Wegweiser durch die Unterwelt je einen Papyrus, wie man ihn sonst für reiche Privatleute herstellte, mit in den Sarg gelegt.

Nachdem die 22. Herrscherreihe, sehr wahrscheinlich die Familie des Chefs des zu Bubastis stationierten libyschen Mamlukencorps, die Taniten vom Throne gestoßen, fand einer der ersten unter ihnen die Sammelgruft des Regentenhauses, welches dem seinen vorangegangen war, für geeignet, die Mumien der größten Pharaonen zu beherbergen, die er bei einem Besuche Thebens in der Gruft Amenophis' I. vorgefunden und dann pietätsvoll noch einmal einer Ausbesserung unterworfen hatte. Seine Wahl war gut; denn dies Grab konnte, wie gesagt, für das unzugänglichste in der ganzen Nekropole gelten, und es war von Der el-bahri aus sehr leicht vor Dieben zu schützen.

Als man vor kurzem in diesem Versteck so viele Mumien solcher Pharaonen fand, deren Grüfte an andern Teilen der Totenstadt längst aufgefunden worden waren, hatte man anfänglich geglaubt, daß man sie vielleicht während des Einfalles der Assyrer unter Assarhaddon und Assurbanipal in Oberägypten, oder um sie vor der Wut des Persers Kambyses zu schützen, der ja nach Herodot in der That Pharaonenleichen freventlich zerstört haben sollte, in ein unfindbares Versteck zusammengebracht habe; aber es sind an mehreren Särgen Notizen von der eignen Hand der Ausbesserer gefunden worden, welche über die genannten Restaurationen und Verschleppungen Näheres mitteilen und uns berechtigen, den Hergang der Dinge so, wie es hier geschehen ist, darzustellen.

Auch ein andrer oben erwähnter Umstand findet nun seine Erklärung.

Alle Räume des großen Terrassentempels von Der el-bahri und selbst die Höhlungen in seinen Substruktionen sind in den der Zeit, von der wir reden, folgenden Tagen mit Mumien aus allen Ständen angefüllt worden,

und dies ist gewiß nur geschehen, weil im Tempel von Der el-bahri oder in seiner unmittelbaren Nähe die Mannschaften stationiert waren, welche das Versteck der Königsleichen zu bewachen hatten. Man konnte also nirgends besser als hier die irdischen Reste seiner Hinterbliebenen vor dem Raubgesindel der Nekropole, welches in der Ptolemäer- und Römerzeit sein Wesen frecher als je getrieben haben wird, sicherstellen.

Das große Felsenversteck enthielt bei seiner Entdeckung nichts Erhebliches mehr von solchen Dingen, welche die Habsucht der Leichenräuber reizen konnte, und so liegt die Vermutung nahe, daß, nachdem diese mehrfach erfahren hatten, es sei in dem schwer zu ertlimmenden Versteck nichts Belangreiches mehr zu holen, ihre Anziehungskraft auf die Diebe verschwand und sie endlich völlig in Vergessenheit geriet.

Als wir uns im Winter 1872 bis 1873 während einer Reihe von Monden in einer Gruft zu Abd el-Gurna häuslich niedergelassen hatten und nach uneröffneten Grüften und neuen Inschriften suchten, stellte sich häufig ein schneidiger, gewandter und findiger Araber Namens Abd er-Rassul in unsern Dienst. Er war ein guter Jäger, kannte die Wechsel der Schakale und begleitete uns des Abends, wenn wir nach gethaner Arbeit diesen schlanen und schnellen Söhnen der Nekropole auflauerten, welche oft zu Vieren und Fünfen in langer Reihe an dem gelben Kalkgefels hin lautlos zum Fruchtlande niedersteigen, um dort Beute zu suchen.

Leider ist es mir damals nicht eingefallen, diesem Manne, der die Denkmäler wie kein andrer kannte, einen ungewöhnlich hohen Lohn für einen wichtigen neuen Fund zu bieten! Ja leider; denn es lag schon damals in seiner Hand, mich die größte Entdeckung machen zu lassen, von der unsre an herrlichen archäologischen Funden so reiche Zeit zu erzählen weiß. Jedenfalls ist er ein Jahr nach unserm Aufbruche in der Lage gewesen, an den englischen Obersten Campbell, welcher sich der britischen Expedition zur Beobachtung des Venusdurchganges in Theben angeschlossen hatte, einen aus unserm Versteck stammenden Papyrus für 400 Pfund Sterling zu verkaufen.

Bald darauf zeigte der französische Orientalist Mr. de Saulcy seinem Landsmanne Maspero, dem trefflichen Direktor des Museums von Bulaq und aller Ausgrabungen in Aegypten (Mariette's Nachfolger), Photographien des Totenbuches der Mutter des ersten Priesterkönigs, und bald ergab es sich, daß diese lange Rolle von ihren Entdeckern in zwei Stücke geschnitten worden war, von denen eins schließlich nach Paris in den Louvre gelangte und das andre in England vor Anker ging.

Von 1878 an kamen sodann in Aegypten (sogar in Snes) immer mehr Papyrus und andre Antiquitäten in den Handel, welche sicher nur Mitgliedern der 21. Dynastie angehört haben konnten, deren Gräber bis dahin ganz unbekannt geblieben waren, und in Dr. Maspero wurde der Verdacht rege, daß

Grüfte aus der Zeit der erwähnten Herrscherreihe eröffnet worden seien, und ihr Inhalt hinter dem Rücken der Regierung von den Fellachen unter der Hand und, wie es sich bald herausstellte, mit Hilfe eines der reichsten und angesehensten Bürger von Luksor, Mustapha Aga, an den Mann gebracht werde. Diesem alten Herrn war schwer beizukommen; denn er bekleidete die Würde eines englischen und belgischen Vizekonsuls, und sobald die Regierung ihn ernst anzufassen und ihn zu zwingen versuchte, über die Herkunft der von ihm verkauften Stücke aus unbekannten Königsgräbern Rechenschaft zu geben, pochte er in der That auf seine Stellung als Vertreter des mächtigen England.

Mein alter Jagdgenosse Abd er-Rassul benutzte den Diplomaten und Hehler in einer Person als Schirm und gab sich für seinen Diener aus; aber gerade durch ihn waren verdächtige Stücke in den Handel gekommen, und so machte denn Dr. Maspero eines Tages kurzen Prozeß und ließ ihn, obgleich er sich auf Großbritannien berief, das Mitglied eines englischen Hauses zu sein beteuerte und Mustapha Aga ihm beizustehen versuchte, nach Kene bringen und dort ins Gefängnis setzen. Indessen mußte er nach zweimonatlicher Haft wegen mangelnder Beweise freigelassen werden.

Abd er-Rassul kehrte nach Theben zurück, aber dem Jäger hatte das Stillsitzen zwischen vier Wänden nicht gefallen, und es war ihm klar geworden, daß Maspero der Mann sei, Ernst zu machen. Es konnte ihm sehr übel ergehen, und nachdem er dann auch noch in Zwist mit seinen Brüdern geraten, machte er sich heimlich nach Kene auf und legte dort vor der höchsten Behörde das Geständnis ab, daß er eine große Gruft entdeckt habe, in der sich viele Mumien befänden, die er nach gewissen äußeren Anzeichen für Königsleichen halten möchte. Diese frohe Botschaft ward sogleich nach Kairo telegraphiert; da Maspero sich aber kurze Zeit vorher nach Europa begeben hatte, wurde Emil Brugsch-Bē, der rührige und für das Museum, welches unter seinen Augen und mit seiner Beihilfe groß geworden war, begeisterte Bruder des großen Aegyptologen H. Brugsch, mit dem Auftrage betraut, das Sammelgrab, dessen Existenz Abd er-Rassul verraten, zu untersuchen und die Schätze, welche es barg, nach Kairo zu befördern.

Am 6. Juli 1881 wurde Emil Brugsch-Bē von Abd er-Rassul zu dem Verstecke geführt, welches wir kennen, und der Eindruck, den er empfing, wie er in den weißen Felsensaal vordrang und sich dort von den größten Königen umgeben sah, welche die Geschicke des Pharaonenreiches geleitet, muß ein geradezu überwältigender gewesen sein. Das Herz stand ihm still, und er fand keine Worte, dem Staunen und dem Entzücken, das ihn erfüllte, Ausdruck zu geben. Es war ihm, als habe ihm ein seltsames Ungefähr eine Wünschelrute in die Hand gegeben, welche ihm die Macht verlieh, den großen Eroberern, denen es gegeben gewesen war, die Völker des Nordens, Ostens und Südens vor alter

Zeit zum Schemel ihrer Füße zu machen, ein neues Leben zu erschließen. Der Todesschlaf dieser Leichen hatte ebenso viele und mehr Jahrhunderte gedauert, als der Himmel dem Menschen durchschnittlich Jahre zumißt, und die gewaltigsten, thatkräftigsten und an glücklichen Erfolgen reichsten Pharaonen scharten sich hier um ihn her in regungsloser Ruhe, gehorsam seinem schwachen Willen und seiner spärlichen, erborgten Macht. Die ganze Wonne des Entdeckers stürmte in dieser Stunde auf ihn ein, und neben dem Herzensjubel, welchen die Liebe gewährt, neben dem Hochgefühle des Feldherrn nach einem großen Siege, neben dem wundervollen Glücke des Künstlers, dessen Genius aus ihm heraus Erhabenes schafft, giebt es keine Wonne, welche sich mit derjenigen des Entdeckers zu messen vermag.

Gleich die dritte Mumie, der er begegnete, war die Setis' I., dessen herrliche Gruft unter dem Namen des Belzonigrabes längst bekannt war. Ein gleiches Stück wie das Leichenzelt der Königin Isis-em-chebt hatte noch keines Aegyptologen Auge erblickt. Es war bestimmt gewesen, die Mumie der genannten Fürstin bei der Fahrt über den Strom in die Nekropole wie ein an den Seiten verhängter Baldachin den Blicken zu entziehen und sie vor der Berührung unberufener Hände zu schützen.

Ein Korb enthielt Opfergaben, welche die Königin in jener Welt genießen sollte: Gazellen- und Hammelkeulen, einen Kalbskopf und Gänse, alles vor Verwesung geschützt und zum Teil mit Mumienbinden umwickelt. — Dort standen Kanopen, steinerne Krüge, deren Deckel überall und so auch hier in Gestalt der Köpfe der vier Horuskinder und Totengenieen oder mit andern Worten als Haupt des Menschen, des Hundskopfaffen, des Sperbers und Schakals gebildet wurden. Auch an Uschebtifiguren, an Libationsgefäßen von Bronze und dergleichen fehlte es nicht. Ueber die Blumen und Guirlanden, welche sich bei den Leichen fanden, hat Dr. Schweinfurth berichtet („Gartenlaube“ 1884, Nr. 38). Jetzt galt es, all diese Schätze schnell und sicher ins Freie zu schaffen, und zu diesem Zwecke bot Brugsch-Bē mit der ihm eignen Energie und unterstützt von den öffentlichen Behörden ungesäumt 300 Fellachen auf, welche sie am Fuße des Felsenrundes von Der el-bahri aufstellen mußten. Achtundvierzig Stunden lang konnte er bei der Leitung dieser anstrengenden und nicht ungefährlichen Thätigkeit sich keine Minute Ruhe gönnen und keine Sekunde die Augen schließen; denn es galt nicht nur der Habsucht der Totenstadtbewohner entgegenzutreten, sondern auch die kostbaren, ans Licht gezogenen Altertümer vor Beschädigung zu hüten.

Als das Versteck endlich entleert war, sah er die Leichen der meisten Mitglieder des einundzwanzigsten Königshauses vor sich; aber die sterblichen Reste dieser Pharaonenreihe, von der die Geschichte nicht viel zu erzählen weiß und deren Regierung dem ägyptischen Staate wenig gefrommt hatte, regte sein Interesse in geringerem Maße an, obgleich auch diese von vornherein Probleme

stellten, die der Lösung würdig erschienen. Was wollte die Kindermumie dort, welche sich bei näherer Besichtigung als Attrape erwies, weil sie aus einem Bündel von Stäben bestand, welches, um ihm das Ansehen einer balsamierten Leiche zu geben, mit Binden umwickelt und mit einem Kinderschädel gekrönt war? Durfte man dieses Falsifikat für das Produkt einer Haremsintrigue halten? Hatte man ein erbberechtigtes Kind beseitigt, es für tot ausgegeben und ein Bündel Stäbe begraben, um die Mitlebenden in dem Wahn zu bestärken, daß es gestorben sei? Was bedeutet die andre Mumie, welche die Fellachen aufgerissen hatten und die sich gleichfalls als eine Attrappe erwies? Einen wie herrlichen Anblick mußte der Sarg der Königin Nezemet geboten haben, bevor verbrecherische Hände ihn seiner goldenen Bekleidung, in welche Hieroglyphen aus edeln Steinen und Glasfluß eingelegt gewesen waren, bis auf einige kaum erkennbare Reste beraubt hatten.

Zum ersten Male sah Brugsch hier eine Königin, welche sich mit ihrem neugeborenen Töchterchen in dem gleichen Sarge hatte beisetzen lassen. Dennoch sollte die Wonne des Entdeckers erst den Gipfel erreichen, als ihm das helle Sonnenlicht bestätigte, was er beim Scheine der Fackel in dem Felsenverstecke nur hatte ahnen können, nämlich daß er im stande sei, das Museum von Bulak auch mit den Leichen der größten Könige aus der Blütezeit der Pharaonengeschichte zu bereichern.

Da stand der Sarg und die Mumie eines jener Fürsten der siebzehnten Dynastie, welche die Waffen zuerst gegen die Hyksos erhoben. Neben dem längst aus der Geschichte bekannten Raseqenen sah er den Heldenkönig Ahmes I., welcher die Hyksos aus ihrer Veste Avaris vertrieben, und eine andre, die er für die seiner Gattin Nefreteri, welche noch in später Zeit hoch geehrt wurde und Anbetung genoß, zu halten berechtigt war. Bei ihrer Auswickelung im Juni dieses Jahres ergab es sich indessen, daß er die Leiche Ramses III., des reichsten unter den Pharaonen, von welchem Herodot das hübsche, allbekannte Märchen von dem klugen Baumeisterssohne erzählt, vor sich gehabt hatte. Durch eine Verwechselung war bei den Reparaturen der Särge die Leiche des Königs in den seiner großen Vorgängerin geraten.

Nun trugen die Fellachen den Schrein und die Leiche Amenophis' I. herbei, des ritterlichen Fürsten, der es gewagt hatte, das ägyptische Heer nach Asien zu führen. Von Kopf bis zu den Füßen fand er seinen Leichnam mit Gewinden von blauen, gelben und roten Blumen umgeben, und unter diesen eine Wespe. Sie war in den Sarg mit eingeschlossen worden, hatte in drei und einem halben Jahrtausend Gestalt und Farbe erhalten und hing, wenn auch vertrocknet, immer noch an dem Kelche der letzten Blume, aus der sie Honig gesogen.

Jetzt erschien auch der Sarg jenes Thutmosis I., des kriegerischen und baulustigen Königs, den wir als Vater der Geschwister Thutmosis II. und III., sowie der unternehmenden Königin Hatschepsut kennen gelernt haben.

Die meisten dieser Schreine, von denen die älteren bestimmt waren, in steinerne Sarkophage gestellt zu werden, deren sich denn auch einige in den ausgeraubten Grüften leer wieder gefunden haben, tragen die Form der in Binden gewickelten Mumie, und am oberen Kopfende ist häufig das porträtähnlich gebildete Antlitz des verstorbenen Herrschers zu sehen.

Wem mochte der Schrein mit dem mild lächelnden Gesichte ursprünglich angehört haben, den die Träger nun brachten? Er war für den legitimen Bruder der großen Hatschepsut hergestellt worden; so hatte der König ausgesehen, der sich so willig, oder doch mit so fruchtlosem Widerstande dem schwesterlichen Joche unterworfen.

Die Mumie der thatkräftigen Regentin kam nicht zum Vorschein; wohl aber scheint ihr eine Lade von Elfenbein und Holz, welche aus der Cachette hervorgeholt wurde, angehört zu haben, und später sollte es sich ergeben, daß der andre Sarg, welcher bald darauf ins Freie gebracht wurde und der von den Dieben seiner goldenen Bekleidung beraubt worden war, die sterblichen Reste des mannhaften Thutmosis III. geborgen, vor dessen Größe sich auch Frau Hatschepsuts starker Geist hatte beugen müssen.

Mit rücksichtsloser Brutalität waren die Räuber mit der Mumie dieses gewaltigen Monarchen, dessen Leiche reiche Beute zu gewähren verhieß, umgegangen. An drei Stellen hatten sie seinen Körper zerbrochen, und die Messungen in Bulak ergaben später, daß er nur 1,60 Meter groß, und Thutmosis III. also ein recht kleines Männlein gewesen sei. Als dem deutschen Kronprinzen dieser Umstand mitgeteilt wurde, sagte er: „Unser großer Friedrich war auch nur klein." Wir wollen hierzu bemerken, daß wir es bei der Betrachtung dieser 1,60 Meter langen Mumie thatsächlich und ganz zweifellos mit den sterblichen Resten dieses Riesen an Thatkraft zu thun haben; denn der betreffende Leichnam ist mit Binden aus der feinsten, batistartigen Leinwand umwickelt und mit einer Art von Leichentuch umgeben, worauf lange Texte des Totenbuches verzeichnet stehen; diese aber beginnen mit einer Art von Einleitung, aus der hervorgeht, daß die ihr folgenden heiligen Schriften auf Befehl des Pharao Amenophis II. (des Sohnes Thutmosis' III.) hergestellt worden sind für seinen Vater und Vorgänger Thutmosis III., den Sohn der königlichen Gemahlin Isis. Dieser Frauenname erscheint hier zum erstenmal und lehrt, daß der größte der Pharaonen das Kind nicht der legitimen Gemahlin Thutmosis I., sondern einer gewissen Isis, der Favoritin unter seinen Nebenweibern, gewesen.

Bald kamen neben die Mumien dieser berühmten Pharaonen diejenigen der größten Könige aus der 19. Herrscherreihe auf dem staubigen Boden der Nekropole zu stehen. Der Sarg Ramses' I. und die Körper Setis' I. und Ramses' II., deren gemeinsame Thaten von den Griechen dem Sesostris zugeschrieben worden sind, hatten sich in der Cachette gefunden. Welch ein wunder=

bares Ungefähr, daß die sterblichen Reste gerade dieser Größten unter den Großen erhalten bleiben sollten bis auf den heutigen Tag!

Auch Ramses' II. Mumie wurde vor kurzem, am 1. Juni 1886, eröffnet. Er war ein Mann von stattlicher Figur, und seine Mumie übertrifft die Thutmosis' III. an Länge um 13 Centimeter. Emil Brugsch-Be, welcher bei ihrer Auswickelung zugegen war, versichert, daß der Kopf das allgemeine Erstaunen der ausgezeichneten, zu dieser Handlung gebetenen Gäste des Museums erregt habe. „Der Ausdruck der Züge," sagt er, „ist der eines Mannes von entschlossenem, fast tyrannischem Charakter," und ihre Photographie deckt sich durchaus mit dem Bilde, das wir von ihm an andern Stellen entworfen. Obgleich er erst als Achtziger dahinging, blieb an seinem Antlitz alles Charakteristische erhalten, besonders auch die stark gebogene Nase, welche die Vermutung zu bestätigen scheint, daß er einem semitischen Hause entstammte.

Die mit den Mumien bestatteten Papyrus sollten erst später aufgefunden und gewürdigt werden.

Bald stand alles, was das Felsenversteck geborgen, zum Transport nach Luksor bereit, in dessen Hafen der aus Kairo herbeigerufene große Dampfer es aufnehmen sollte. Unter Brugschs Leitung setzte sich der Zug in der brennenden Hitze des ägyptischen Juli in Bewegung. Es galt, zuerst die staubige, Glut ausstrahlende Ebene der Nekropole, welche sich zwischen Der el-bahri und dem Nil weit ausbreitet, zu durchmessen. Die 12—16 Träger, welche unter der Last der größten Stücke, die man ihnen aufgebürdet hatte, beinah erlagen, brauchten 6—8 Stunden, um zu den Booten zu gelangen, die ihrer harrten.

Wieviel Schweiß ward bei dieser Arbeit vergossen, wie mögen des wackeren Beamten Nerven gebebt haben, bis er endlich am Abend des 11. Juli dahin gelangt war, die in Zeug und Matten wohl verpackten Monumente am Hafen von Luksor zu registrieren!

Am 14. Juli legte der Dampfer an; seine Beladung ging ohne Störung vor sich, und bald darauf lichtete er mit seiner Fracht von Königen, getrieben von einer Kraft, deren mächtige Wirkung all diese gekrönten Häupter, wenn es ihnen vergönnt gewesen wäre, ins Leben zurückzutreten, mit Bewunderung und Schauder erfüllt hätte, den Anker, und der Nil trug sie nach demselben Norden hin, dem so mancher von ihnen an der Spitze gewaltiger Heere lebensfroh und siegesgewiß entgegengezogen war.

Die Nachricht von der Entdeckung so vieler Königsleichen hatte sich schnell durch ganz Oberägypten verbreitet, und nun sah man ein unerwartetes Schauspiel, das in denjenigen, welche ihm beiwohnen durften, einen unauslöschlichen Eindruck zurückließ.

An beiden Seiten des Nils strömten nämlich die Fellachen zusammen, um das wunderbare Leichenschiff zu sehen und der Schar von Königen, die es als stumme Passagiere stromabwärts führte, die letzte Ehre zu erweisen. Als gälte

es, einem großen Verstorbenen aus ihrer Mitte das Ehrengeleite zu geben, folgten die Fellachenweiber mit aufgelöstem Haar dem Dampfer; bestrichen sich Stirn und Brust mit Staub und stießen jenes weit hinschallende Sagarit aus, mit dem sie bei den Leichenzügen, an denen sie sonst teilnehmen, der leidenschaftlichen Trauer, die sie erfüllt, Ausdruck geben.

Die Männer mischten sich unter die klagenden Weiber und schossen Flinte auf Flinte ab, wie sie es zu thun gewohnt sind, wenn sie angesehene Verstorbene bestatten. Von Luksor bis Kuft begleitete das ägyptische Volk die schwimmende Königsbahre mit allen Zeichen der Trauer. Ahnte die klagende Menge, welche in dieser Zeit der englischen Oberherrschaft Wohlfahrt und Selbständigkeit verloren, daß sie den Schöpfern und Erhaltern ihrer einstigen Größe die letzte Ehre erwies?

In dem neu hergestellten Museum von Bulak fanden die Königsleichen würdige Unterkunft. Da stehen sie jetzt als numerierte Museumsstücke,[1]) und welch seltsame Fügung des Schicksals! Dieselben Kronenträger, welche tiefe Schachte in harte Felsen getrieben hatten, um ihren sterblichen Resten ewige Ruhe zu sichern und sie dem Blick und der Berührung der Ueberlebenden zu entziehen, müssen es sich nun gefallen lassen, daß ihre Mumien den neugierigen Blicken aller Welt preisgegeben werden, und daß Tausende von Fremden, deren bloße Nähe sie bei Lebzeiten verunreinigt hätte, sie mit den Händen betasten, sie öffnen und nach Willkür mit ihnen verfahren.

Dr. Maspero hat all diese Schätze in seinem Museum aufs würdigste aufgestellt, und es war gewiß eine weise That dieses Gelehrten, daß er den Waidmann und glücklichen Antiquitätensucher Abd el-Rassul mit 500 Pfd. St. belohnt und ihn mit dem Posten eines Aufsehers der Ausgrabungen in Theben betraut hat. Der Plünderer der Gräber weiß nun, daß er für jeden neuen Fund auf rechtlichem Wege hübsche Summen verdienen kann, und der frühere Dieb ist, wie wir zu unsrer Freude erfahren, zu einem brauchbaren Polizeimanne geworden.

---

[1]) [Sie sind mittlerweile nach dem neuen Museum im Palais von Gise bei Kairo überführt worden.]

Eine neue Entdeckung in der Totenstadt von Theben.[1]

Die auf telegraphischem Wege nach Europa gelangte Nachricht von einem neuen Denkmälerfunde in Aegypten ist schon seit einigen Tagen durch die Zeitungen gegangen. Glücklicherweise findet sie nunmehr volle Bestätigung, und ich teile darum ungesäumt das bisher Bekanntgewordene in diesem unserm „deutschen Universitätsmoniteur“ mit. Dies findet sich in dem Bericht, welchen der Entdecker selbst, Mr. Grébaut, Direktor des Museums von Bulaq (jetzt el-Gise) und Vorsteher der ganzen in Aegypten erhaltenen Denkmälerwelt, an Dr. Gaston Maspero, den vorzüglichen Nachfolger Champollions auf dem Lehrstuhl für Aegyptologie an der Pariser Universität, unmittelbar nach der Eröffnung des großen Priestergrabes sandte.

Mit der ihm eignen liebenswürdigen Gefälligkeit gestattet mir der verehrte französische Freund und Kollege, diesen vom 21. Februar datierten interessanten Brief in Deutschland zu veröffentlichen, und ich mache gern von dieser Bewilligung Gebrauch, nachdem ich dem Schreiben des Herrn Grébaut einige erläuternde Worte vorausgeschickt habe.

Merkwürdigerweise wurden die neuentdeckten Altertümer in der Nähe des Mumienversteckes von Dēr el-bahri (Theben) gefunden, aus dem die Königsleichen, welche jetzt zu den kostbarsten Zierden des Museums von Bulaq gehören, 1881 unter Masperos Anspizien von unserm Landsmann Emil Brugsch-Bē zuerst gesehen und zu Tage gefördert worden sind. Unter diesen Jahrtausende alten Leichen befanden sich diejenigen der größten und berühmtesten Pharaonen aus dem neuen Reiche, und neben den sterblichen Resten hervorragenderer Herrscher auch die des reichen Königs, den Herodot Rhampsinit nennt und von dem er die schöne Geschichte vom Schatzhaus und dem klugen Baumeisterssohne erzählt. Die Denkmäler machen uns mit seiner Persönlichkeit ziemlich gut bekannt und lehren, daß er, den wir wegen seiner zügellosen

[1] Aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 57 und 69 (Beilage-Nummern 48 und 58), 1891.

Neigung zum schönen Geschlecht verspotten hören, die Priesterschaft des Landes mit unerhörter Freigebigkeit beschenkte. Der große Londoner Papyrus Harris I. enthält die Liste der von ihm den Tempeln des Landes gestifteten Gaben an Menschen (als Hörige), Vieh, Naturallieferungen, Edelmetallen rc., und wenn wir diesen Aufzählungen entnehmen, daß Ramses III. den Heiligtümern 113433 Sklaven, 514 Weinberge und Gärten, 514968 Stück Rinder und andres Vieh, beinahe 6 Millionen Scheffel Korn, sowie Edelmetalle im Werte von vielen Millionen verehrte, und dazu aus erhaltenen Inschriften ersehen, daß schon durch die Vorgänger dieses Herrschers die Priesterschaft des Amon, des obersten Gottes der Reichshauptstadt Theben, den Löwenpart der Kriegsbeute und der andern, den Tempeln von seiten der Pharaonen zugedachten Geschenke erhielt, werden wir es nur für natürlich halten müssen, daß der Besitz und mit ihm die Macht der Hierarchie schließlich die des weltlichen Herrschers überbot. Den Oberpriestern des Amon gelang es denn auch, nachdem dem verschwenderischen Ramses III. eine Reihe von unbedeutenden Nachkommen gefolgt war, die Herrschaft an sich zu reißen, und in dem Sammelgrabe von Dēr el-bahri fanden sich auch Leichen derjenigen Priesterkönige, die neben den Taniten die 21. Dynastie gebildet hatten. Uebrigens lehren die Denkmäler, daß die obersten Diener des Amon, schon bevor sie sich des Zepters bemächtigten, zu großer Macht auf allen Gebieten, nicht nur des religiösen, sondern auch des bürgerlichen und militärischen Lebens gelangt waren; ja wir erfahren sogar durch verschiedene Monumente, in welcher Folge und in welchen Zwischenräumen diese Prälaten von einem Grade ihrer Würde zum andern und endlich bis zu dem des ersten Propheten oder Oberpriesters des Amon aufstiegen. Der in der Glyptothek zu München konservierte Naophorus, der für einen dieser Herren, Namens Bek-en-Chonsu, hergestellt wurde, ist an seinen ebenen Stellen mit einer Inschrift bedeckt, welche zeigt, daß dieser Prälat als Knabe im Marstall des Königs sich wahrscheinlich neben andern, weniger weltlichen Dingen der edeln Kunst des Rosselenkens befleißigen mußte. Dann wurde er zu einem Priester geringerer Ordnung, dessen Titel, „ein Reiner", allen Dienern der Gottheit gemeinsam war, ernannt. Hierauf erreichte er die Stellung eines heiligen Vaters (ātef nuter), und im zweiunddreißigsten Jahre die des dritten Propheten des Amon. Drei Lustren hatte er das Amt eines solchen zu verwalten, dann aber wurde er zum zweiten und nach zwölf Jahren endlich zum ersten Propheten des Amon oder Oberpriester befördert. Zuletzt steigt er sogar zum Chef der gesamten Hierarchie des Reiches auf, und zwar unter dem Titel eines ersten Propheten des Amon und „Vorsteher der Propheten sämtlicher Götter". Auch aus andern Denkmälern geht hervor, daß ein Geistlicher, der die höchste Würde erreichte, zu der Bek-en-Chonsu es brachte, auch schon bevor sich der früheste erste Prophet des Amon auch der weltlichen Herrschaft bemächtigt hatte, in beinahe päpstlichem Ansehen über die Tempel „des Südens

und Nordens" gebot, und also als Chef der Hierarchie des gesamten Nilthales fungierte. Daß das priesterliche Amt des ersten Propheten des Amon so wenig erblich war wie ein andres, sei hier ausdrücklich bemerkt.

Diesen Priestern stehen auch Priesterinnen des Amon zur Seite; und zwar in der uns allein beschäftigenden Zeit des Neuen Reiches recht viele. Die höchste, gewöhnlich die Königin, wird als dem Gotte rechtmäßig angetraut betrachtet, — die andern nehmen in seinem Dienste nur den Rang ein, welcher am Hofe des Pharao den Nebenweibern zukam. Als solche hatten sie den göttlichen Gatten und Herrn mit Musik zu erheitern, wurden seine Sängerinnen (qmʿat) oder Musikantinnen genannt und zogen bei Prozessionen dem Bilde des Gottes mit musikalischen Instrumenten, gewöhnlich mit dem Sistrum, voran.

Nun wußten wir schon längst, daß die Oberpriester des Amon feierlich und in kostbarer Weise bestattet zu werden pflegten — daß aber ihre in einem Sammelgrab vereinten Leichen einmal entdeckt werden würden, ließ sich um so weniger erwarten, als wir schon eine Reihe von Sondergräbern vornehmer Amonspriester kannten. Um so größer ist die Ueberraschung, die der Grébautsche Fund jetzt hervorruft. Je besser man die Stätte kennt, an der er gemacht wurde, desto erstaunlicher muß er erscheinen; denn wie viele Reisende und Fellachen haben die Felsen von Dēr el-bahri schon seit langer Zeit durchsucht! Von beiden ist dies noch dazu mit Leidenschaft geschehen; denn diese, die behend wie Gemsen die steilen Hänge mit den nackten Füßen erkletterten, wagten das Aeußerste, angestachelt von der ihnen eignen Gewinnsucht, jene aber wurden beim Suchen von einem der stärksten Triebe in der Menschenbrust, dem Eifer des nach Entdeckungen begierigen Forschers durchglüht.

Dies Dēr el-bahri mit seinem Felsenamphitheater und dem Terrassentempel der Hatschepsut, den diese unternehmende Königin vielleicht einem assyrischen Bauwerk nachbilden ließ, gehört zu den malerischsten Punkten der an solchen ohnehin reichen Totenstadt von Theben, und wir kommen an dieser Stelle vielleicht noch einmal auf ihn zurück. Hier sei nur bemerkt, daß die Höhle, in der man die Königsmumien entdeckte, sich in einem der felsigen Vorsprünge des nackten Kalkberges findet, der Dēr el-bahri von dem Thale der Königsgräber (Bibān el-Mulūk) trennt. Der Eingang liegt hoch über dem Boden, und ihr Inneres ist ungeglättet geblieben. Hieratische Notizen auf dem Sarg Seti's I. und auf Mumienbinden lehren, daß man die Leichen berühmter älterer Pharaonen unter den Priesterkönigen der 21. Dynastie aus den Gräbern, in denen sie einzeln geruht hatten, in dieser Höhle zusammenführte. Es geschah dies, um sie vor der Gefahr der Beraubung zu schützen. Das gleiche scheint mit den Mumien der Amonpriester geschehen zu sein, die Mr. Grébaut jetzt auffand, und die Zukunft wird hoffentlich lehren, ob man dies infolge einer besonderen drohenden Gefahr, oder nur um sie vor Dieben zu schützen, welche die Grüfte beraubten, gethan hat.

Der Papyrus Abbott, der zu den Akten des gegen die Räuber eingeleiteten Gerichtsverfahrens gehört, macht uns mit den Angeklagten und ihrem Schicksal vor den Richtern bekannt. Hören wir nun, was Mr. Grébaut, der glückliche Entdecker selbst, dem Pariser Altmeister der französischen Aegyptologie über den zweiten großartigen Fund an der nämlichen Stelle der Nekropole von Theben berichtet:

„Zu Dēr el-bahri sah ich einen Königinnen-Sarkophag, den man dort stehen gelassen hatte, und sogleich ließ ich den benachbarten Grund und Boden, der noch nicht untersucht war, durchgraben. Bei einer Tiefe von 15 Meter fanden wir dabei eine Thür, welche in unterirdische Räume leitete, in denen nicht weniger als 180 Mumienkästen von Priestern und Priesterinnen des Amon aufgestellt waren, dabei auch die gewöhnlichen Nebendinge. Dann gewahrte ich einige 50 Osiris-Statuetten, von denen die ersten 10, die ich ans Licht zog, in ihrem hohlen Innern je einen Papyrus enthielten. Die riesigen Särge mit je drei ineinander gestellten Kästen sind sehr zahlreich und mit außerordentlich reichen Dekorationen verziert. Unter ihrer Menge fiel mein Auge sogleich auf den eines Priesters der Ah-hotep (17. Dynastie). Die ersten zu Tage geförderten Kisten stammen aus der 21. Dynastie der Priesterkönige. Was wir hier fanden, ist also eine Cachette, die der nämlichen Zeit entstammt und von denselben Priestern hergestellt ward, wie diejenige, der man die Königsmumien entnahm. Obgleich der Boden der unsern seit 3000 Jahren unberührt geblieben ist, fanden wir doch stark beschädigte Sarkophage und ursprünglich vergoldete, zerschrammte Gesichter. Ein wirres Durcheinander, Unordnung, Verderbnis, alles deutet, wie bei den Königsmumien, auf eine hastige Ueberführung hieher. Der Sargkasten, der mir eben ins Auge fällt, zeigt einen gewissen Namen, während der zu ihm gehörende Deckel einen ganz andern trägt, und es ist sehr wohl möglich, daß wir auf der in seinem Innern stehenden Kiste noch einen dritten finden werden. Sollten wir es hier auch mit einigen Königsmumien zu thun haben, die in den Schachten im Berge keinen Platz fanden? Ich wage kaum, es zu hoffen. Auf den ersten Blick scheint es, als ob die zur Regierung gelangten Priester die Mumien der Könige nicht hätten mit denen ihrer schlichten Vorgänger vermischen wollen. Jedenfalls werden wir zunächst alles öffnen und studieren müssen. In der Mitte des erschlossenen Schachtes sieht man ein in ein höheres Stockwerk führendes Thor, und einige Anzeichen deuten darauf hin, daß es zwischen der oberen und unteren noch eine dazwischen gelegene Etage giebt. Hätten wir nun auch nur 180 Mumienkästen aus der Zeit der 21. Dynastie oder aus einer etwas früheren Epoche gefunden, wäre uns schon etwas recht Schönes ins Netz gegangen, da die meisten Särge ganz herrlich und vorzüglich erhalten sind. Auch unter den Nebendingen findet sich sehr Gutes. Ich habe Bouriant gebeten, mir zu helfen, ein Inventar von allem, was gefunden wird und was Daressy uns

aus dem unterirdischen Raum zukommen läßt, aufzunehmen. Alle Reisenden in Luksor kommen und bestürmen uns mit Fragen über das Alter und die Bestimmung jedes einzelnen Gegenstandes. Ist der unterirdische Raum entleert, werde ich das obere Stockwerk — vielleicht sind es auch mehrere — öffnen lassen.

„Nach dem Tempel hin, südlich desselben, suchte ich eine Opfertafel aus der 11. Dynastie, die dort liegen geblieben war und von der ich nur unbestimmte Nachrichten besitze, und dabei entdeckten wir die Thür einer bisher unberührt gebliebenen Gruft aus der 11. Dynastie. Sie gehört einer Priesterin der Hathor, Namens Ament, an. Im Hintergrund der kleinen Grabkammer stand ein sehr großer Sarkophag aus Kalkstein, ohne Schmuck oder Inschrift. Wir hoben den Deckel auf und fanden eine zerbrochene Holzkiste mit eingeschnittenen und bemalten Inschriften. Die arme Priesterin schlief noch darin. Zehn zusammengelegte Stoffstücke bedeckten ihre Mumie. Sie tragen die Fabrikmarke und erwähnen des Jahres 24, doch fand sich leider kein Königsname dabei. An ihrer Seite lagen vier Spiegel, drei silberne und einer aus vergoldetem Silber. Die Mumie ist sehr groß und im Gegensatz zum sonstigen Gebrauch jener Epoche gut mit Binden umwickelt.[1]) Einer der großen Mumiensärge, die man heute morgen zu Tage förderte, trägt den Namen eines Pinotmu (Pinozem) aus der 21. Dynastie.

„Auf sehr vielen Särgen ist der Name ausgekratzt oder fortgewaschen worden, aber man fand keine Zeit, einen neuen hinzuschreiben. Wir werden den rechten gewiß auf den inneren Kisten finden."

Aus diesem Schreiben ergiebt sich also, daß in der Nähe des Verstecks der Königsmumien von Dēr el-bahri ein neues großes Sammelgrab entdeckt wurde, das, wenn es wirklich ein zweites Stockwerk oder gar mehr Etagen besitzt, noch zu den merkwürdigsten Entdeckungen führen kann. Bisher wurden 180 vorzüglich erhaltene und schön ausgezierte, dreidoppelte Särge mit den Leichen von Priesterkönigen der 21. Dynastie und von Priestern des Amon gefunden; außerdem aber 50 Osiris-Statuetten, von denen die 10 bisher eröffneten Papyri enthielten. Endlich ist auch der Fund des Grabes der Hathorpriesterin Ament aus der 11. Dynastie mit den vier Silberspiegeln und andern kleinen Altertümern, die es enthält, bemerkenswert genug. Wir sind sehr begierig, was das obere Stockwerk dieses wunderlichen Höhlenraumes enthalten und was man bei den Mumien der Amonpriester an Papyrusrollen und kleinen Altertümern noch vorfinden wird. Dem Worte Masperos: „La découverte

[1]) Hier wird auch noch eines Holzkastens Erwähnung gethan, der das Fell und die Knochen zweier Stiere enthielt, die wohl als Totenopfer für die Verstorbene geschlachtet worden waren, und außerdem die Ueberreste der Ausstattung der Priesterin, zusammengefaltete Leinwandstücke. Auch drei besonders hübsche Netze, um Vasen mit Parfüm darin zu tragen, fanden sich hier unter Bündeln, die nur Lumpen enthielten.

est imposante“ können wir nur beistimmen. Wer weiß, welche Ueberraschungen der unerschöpfliche Boden Aegyptens uns von Dēr el-bahri aus noch in nächster Zeit bereiten wird?

* * *

Soeben erhalte ich aus Paris eine ergänzende Notiz zu der ersten Mitteilung über die Entdeckung des Sammelgrabes der Oberpriester des Amon. Sie kommt aus Dēr el-bahri und stammt von der Hand eines Begleiters des Mr. Grébaut.

„Die an neuen Denkmälern so reiche Cachette liegt dicht bei derjenigen, in welcher man die Königsmumien verborgen hatte. Nachdem man einen zwei Meter langen Schutthaufen abgeräumt hatte, fand man den Anfang eines 18 Meter tiefen Schachtes und auf seinem Grunde eine Thür, die in eine etwa 120 Meter lange Galerie führte. Am Ende derselben liegen zwei Felsenkammern. Ist man der Galerie 90 Meter gefolgt, so stößt man auf eine Treppe, und hier beginnt auch eine zweite, 60 Meter lange Galerie. Das Ganze ist voll von Sarkophagen, die in wilder Unordnung neben-, unter- und übereinander stehen, sowie von kleineren Altertümern.

„Wir haben in diesen in den Stein gemeißelten Räumen eine Cachette zu sehen, welche unter den Priesterkönigen der 21. Dynastie hergestellt wurde. Die meisten Särge sind geöffnet, die Vergoldungen verdorben, die Gesichter und Hände wurden von den meisten abgerissen. Nur ein einziger vergoldeter Sarkophag blieb unbeschädigt. Auch das Gesicht und die Hände an den zweiten, in die größeren gestellten Särgen wurden zerstört. . . . Bis jetzt hat man etwa 150 sehr schöne Mumien gefunden, von denen die meisten in dreifachen Särgen gelegen hatten. Die meisten gehören nach den großen äußeren Kisten der 21. Dynastie an, aber man darf vermuten, daß sehr viele dieser Särge während der Ueberführung hierher gebracht wurden, um andre ältere, die zerbrochen waren, zu ersetzen; denn sie sind nicht nur neu, sondern sehr oft findet man da, wohin der Name des Verstorbenen geschrieben werden sollte, noch eine leere Stelle. Näheres wird erst die Eröffnung aller Sarkophage ergeben. Mr. Grébaut hat indessen schon folgendes notieren können: Zwei Pinezem, von denen der eine ein Sohn des Masaherta, Frauen mit dem Namen Isis-em-heb, einige Hantaui, sehr bemerkenswerte Persönlichkeiten, Priester der Ah-hotep und einiger seltenen Gottheiten, zum Beispiel des Set. Alle Mumien sind mit neuen und außerordentlich merkwürdigen Darstellungen bedeckt.

„Man hat den Osiris-Statuetten schon mehr als 50 Papyri entnommen, etliche von ganz enormer Größe. Sie enthalten das Thebaische Totenbuch und wahrscheinlich einige andre ähnliche religiöse Schriften. Außerdem fand man noch zwei Statuen der Isis und Nephthys, eine ungeheure Zahl von Uschebti-

Figuren [1]), hübsche Kästchen, einige hölzerne Stelen mit farbigen Inschriften ꝛc. Alle Mumien, Sarkophage und andre Gegenstände sollen nach Gise in das neue Museum für Altertümer gebracht werden. Schon hat man zwei Schiffe damit vollgeladen, und man sandte bereits aus Siut ein drittes."

Bis hierher der französische Berichterstatter. Wir bemerken dazu nur, daß die Notiz, die Gesichter und Hände seien von den Mumienkästen gerissen, beweist, daß viele derselben aus jenen Kartonnagen bestanden, welche man in der Pharaonenzeit so geschickt herzustellen wußte, und welche die Gestalt der Mumie zu tragen pflegten. An Stelle des Gesichts und der Hände brachte man Bilder derselben in farbigem Papiermaché an, und die, wenn der Ausdruck erlaubt ist, „Maske" pflegte die Züge des Verstorbenen porträtähnlich wiederzugeben. Später setzte man, wie wir bei Gelegenheit der Einführung der Grafschen Porträts in diesem Blatte zeigten, an Stelle des in Kartonnage ausgeführten Bildnisses des Toten sein auf einer Holztafel von Künstlerhand gemaltes Porträt.

Diese Kästen in Mumienform, auf denen man das ähnlich dargestellte Gesicht des Verstorbenen, seine Hände und Füße sehen konnte, wurden sicher — mehrere Bilder auf den Denkmälern lehren es (Lepsius, Denkm. III, 102) — auch in den Hauskapellen der Großen in ähnlicher Weise aufgestellt, wie bei uns in den Schlössern des alten Adels sich die Porträts der Vorfahren vereinigt finden, und man hat also vielleicht — wir wagen nicht zu sagen wahrscheinlich — in den neu entdeckten Särgen die hölzernen Statuen der Oberpriester des Amon in übermenschlicher Größe wiedergefunden, welche nach Herodot dem Hekataeus zu Theben gezeigt wurden. Dieser hatte seine Ahnen, sechzehn an der Zahl, aufgezählt und behauptet, der letzte sei ein Gott gewesen. Dies bezweifelten die Priester der Amon-Stadt und zeigten ihm dort 345 hölzerne Bildsäulen, welche die Oberpriester des Amon, wie sie aufeinander gefolgt waren, darstellten. Was wollten gegen eine solche Ahnenreihe die sechzehn Vorfahren des Hekataeus sagen! „300 Menschenalter", ruft Herodot aus, „sind schon so viel als 10 000 Jahre."

Die Aegypter wollten auch nicht zugestehen, daß einem Gott ein Mensch folgen, ein Mensch von einem Gott abstammen könne. Sie sagten, daß jede dieser Statuen einen Piromis darstelle, der von einem Piromis erzeugt sei — und Piromis (pi-rōmi) hieß noch in der spätesten Stufe des Altägyptischen, dem Koptischen, nichts als ein Mensch. [2])

[1]) Kleine Statuetten, gewöhnlich aus gebranntem Thon in Mumienform, die an den Schultern hier einen Pflug, dort eine Hacke und auf dem Rücken einen Saatbeutel tragen. Auf der Vorderseite steht das sechste Kapitel des Totenbuchs, welches lehrt, daß sie bestimmt waren, für den Verstorbenen als Diener die Aecker in der andern Welt zu bestellen.

[2]) Herodot II. 143 sagt: Piromis aber heißt auf griechisch ein edler und rechtschaffener Mann, während auf ägyptisch pi-rōmi nur einen Menschen im Gegensatz zu einem Gott oder Tier bedeutet. Die Priester wollten dem Hekataeus gegenüber nur hervorheben, daß all ihre Vorgänger sterbliche Menschen und auch die ältesten keine Götter gewesen seien.

Ausdrücklich bemerkt Herodot II, 143: Jeder Oberpriester des Amon habe in dem geräumigen Tempel, wohin man auch den Hekataeus führte, noch bei Lebzeiten sein Bildnis aufstellen lassen.

Waren nun, wie wir vermuten, die erwähnten 345 Holzstatuen Mumiensärge mit porträtähnlichen Gesichtern, so haben wir möglicherweise in der neuentdeckten Cachette das Versteck gefunden, in das man die erwähnten Bildsäulen, welche vielleicht auch die Mumie des Verstorbenen umschlossen, aus dem Tempel, in dem Hekataeus sie sah, überführte, um sie vor irgend einer Gefahr zu retten.

Aber das ist, wie gesagt, nur eine Vermutung, und es kann auch eigentliche Holzstatuen der Oberpriester gegeben haben, die der Vernichtung anheimfielen. Die viel bezweifelte Stelle des Hekataeus-Herodot, auf die wir hinwiesen, wird aber doch durch den Grébautschen Fund in gewisser Weise bestätigt; denn er beweist, wie sorgfältig man die Mumien einer überraschend großen Reihe von Priestern des Amon und mit ihnen ihre porträtartig dargestellten Gesichter vor dem Untergang zu schützen bestrebt war.

Das Erstaunen über den Fund der Leiche eines Priesters des Set-Typhon in Theben, das wir äußern hörten, können wir nicht teilen. Es fanden sich dort zwar nur wenige Spuren der Verehrung dieses Gottes, zum Beispiel in dem Bilde, das ihn dem Pharao beim Bogenschießen beistehen läßt; doch Seti I., einer der größten Pharaonen, der sich auch als Bauherr zu Theben außerordentlich thätig erwies, trug seinen Namen längst vor der Entstehung unsrer Cachette, und so gut wie er, sein Sohn Ramses II. und sein Enkel Mereuptah dem Set zu Tanis dienten, werden sie es auch in Theben neben dem Amon gethan haben. Der Fund der Setpriester-Mumie zu Dēr el-bahri kann also niemand überraschen, der das Wesen dieses Gottes recht erfaßte. Den Set mit dem persischen Ahriman zu vergleichen, wäre ein großer Fehler, der in die ägyptische Religion einen Dualismus brächte, der ihr fremd ist. Auf das höchst eigenartige Wesen des Set und die Wandlungen einzugehen, die es im Verlauf der Geschichte Aegyptens erfuhr, ist hier nicht der Platz.

Die sieben Jahre der Hungersnot aus der Joseph-Geschichte.[1]

Der weite Kreis derer, die sich für Bibelstudien und besonders den Pentateuch und seine Erklärung interessieren, lauschte erwartungsvoll auf, als aus Aegypten die wohlverbürgte Kunde kam, es sei dort ein historisches Dokument gefunden worden, welches der siebenjährigen Hungersnot aus dem ersten Buche Mose gedenke. Dies war um so überraschender, je deutlicher die eigentümliche Fassung der Geschichte von Joseph und seinen Brüdern der Kritik zu erkennen gestattet, daß sie keineswegs durch einen einzigen Chronisten schlichtweg als feststehendes Erinnerungsgut mitgeteilt wird, sondern vielmehr aus verschiedenen, unschwer auseinander zu haltenden Relationen zusammengearbeitet wurde. Bildet nun auch dieser mehrgliederige Bericht ein Ganzes, das der Prophet Mohammed mit gutem Recht „die schönste aller Geschichten" nannte, so bot er doch der Kritik guten Grund, an seiner historischen Treue zu zweifeln. Als dann das Märchen von den beiden Brüdern, das der im Britisch Museum konservierte Papyrus d'Orbiney mitteilt, dem Verständnis eröffnet worden war und es sich fand, daß sein erster Abschnitt der Erzählung vom keuschen Joseph und der Frau des Potiphar außerordentlich gleich sehe, wurde die Vermutung ausgesprochen, der ägyptische Märchenstoff sei von den biblischen Erzählern benutzt worden. Durch die Einarbeitung des ägyptischen Märchenmotivs in die Lebensgeschichte des nationalen Helden habe man diesen auch als Vorbild jünglinghafter Keuschheit dem Volke dargestellt, — und es fällt schwer, die Möglichkeit eines solchen Verfahrens bestimmt von der Hand zu weisen. Dagegen spricht allerdings die außerordentlich innige, ja beinahe unlösbare Verknüpfung des Keuschheitsmotivs mit der übrigen Joseph-Erzählung, sowie der Umstand, daß eben dies von den Späteren und besonders von den Völkern des Morgenlandes für den Kern und Mittelpunkt der ganzen Geschichte angesehen wurde. Das Lob des Mohammed, dessen wir gedachten, bezieht sich

[1] Aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", Nr. 222 (Beilage-Nummer 186), 1891.

besonders auf den mit dem Märchen von den beiden Brüdern verwandten Abschnitt, und auch als Firdusi diesem Stoffe seine Aufmerksamkeit zuwandte, war es die Begegnung des Joseph mit der Frau des Potiphar, die ihm der dichterischen Behandlung besonders wert schien. Die orientalische Phantasie hatte der Verführerin längst einen Namen gegeben, und in seinem von frommer Mystik durchtränkten Gedichte Jusuf (Joseph) und Suleika (die Gattin des Potiphar) feiert der große persische Epiker die Liebe der menschlichen Seele zu Gott.

Die Aehnlichkeit zwischen dem Anfang des ägyptischen Märchens von den beiden Brüdern und der Joseph—Frau Potiphar-Geschichte ist unleugbar, nur spielt sich die ägyptische Erzählung unter einfachen Bauern, die hebräische am Königshofe ab; in beiden aber begegnet uns die Ehefrau eines andern, die in Liebe zu einem Jüngling entbrennt und diesen, nachdem er ihre verbrecherischen Anträge verschmäht hat, vor dem Gatten verleumderisch beschuldigt, ihr nachgestellt zu haben. Doch trotz dieser, man könnte sagen „Kongruenz" der Motive können beide Geschichten sehr wohl unabhängig voneinander bei verschiedenen Völkern entstanden sein. Beiden liegt ja die allgemeine menschliche Thatsache zu Grunde, daß verschmähte Liebe Haß erzeugt. Wie Hebräer und Aegypter, haben auch Griechen, Inder und Perser dies Gesetz erkannt, und besonders unter den hellenischen Mythen finden sich viele, die der Joseph-Geschichte entsprechen und durchaus unabhängig von den Hebräern oder Aegyptern entstanden sein müssen. Wir erinnern nur an die Mythe vom Thesens-Sohn Hippolytos und der Phädra, sowie an Peleus, den Vater des Achill, den die Astydameia bei ihrem Gatten Akastos verklagt, nachdem jener ihre Liebe verschmäht. Die Idaia zeiht ihre Stiefsöhne Plexippos und Pandion lügenhaft, ihr nachgestellt zu haben, um sie zu verderben, und es ließe sich noch auf eine ganze Reihe von ähnlichen, auf hellenischem Boden dem gleichen Anschauungskreis entwachsenen Sagen weisen. Daß hier die Verschmähte, die auf Rache sinnt, mit Vorliebe die Stiefmutter erwachsener Söhne ist, thut nichts zur Sache. Unter den Indern verlangt Urwasi nach der Umarmung des Arjuna, und als dieser sie ihr versagt, weil es Sünde gewesen wäre, ihr, der Stammmutter seines Geschlechts, den Willen zu thun, rächt sie sich furchtbar. Das gleiche Motiv begegnet uns auch in der im Königsbuch des Firdusi so herrlich behandelten Sage von Sejawusch, der sich von der falschen Anklage durch die Feuerprobe reinigt. Der biblische Erzähler braucht also von dem ägyptischen so wenig etwas entlehnt zu haben, wie dieser von ihm oder dem Perser. Es sei hier auch bemerkt, daß der größere Teil der Geschichte von den beiden Brüdern nichts mehr mit der vom Joseph zu thun hat. Ihre zweite Hälfte ist vielmehr bis zum Schluß ein recht phantastisches Märchen.

Darf nun auch, was die Bibel von Joseph berichtet, als hebräisches Gedächtnisgut bezeichnet werden, so hat doch für die Historicität dieser Mitteilungen bisher nichts ins Feld geführt werden können als der Umstand, daß

jede Einzelheit, die sie enthalten, sich sehr wohl als in Aegypten und am Pharaonenhof vorgefallen denken läßt. Hieraus ergiebt sich freilich zunächst nur, daß diejenigen, welche die Endredaktion dieser Erzählung besorgten, mit dem Aegypten ihrer Zeit wohl vertraut waren, und die Form einiger Namen, welche die Joseph-Erzählung enthält, spricht dafür, daß sie nicht früher als im neunten Jahrhundert vor Christus ihre gegenwärtige Fassung erhielt. Die Kritik muß auf dieser Zeitbestimmung bestehen, da die betreffenden Namenbildungen eben nicht früher vorkommen.

Eine Erwähnung des mächtigen hebräischen Ministers und Statthalters des Königs, unter dem Joseph nach Aegypten kam, dessen Name jedoch leider in der Schrift nicht genannt wird, oder des im ganzen späteren Verlaufe der ägyptischen Geschichte unerhörten Ereignisses einer siebenjährigen Hungersnot auf den Monumenten hätte als Zeuge für die Historicität dieser Ereignisse eintreten können, doch ließ sich bis vor kurzem nichts dergleichen finden.

Da Gosen im Delta liegt, und die Residenz des Pharao, unter dem Joseph zur Größe gelangte, aus vielen Gründen, von denen der biblische Bericht selbst die gewichtigsten in sich schließt, nur in Unterägypten gesucht werden darf, war es immerhin zu hoffen gestattet, daß die von dem englisch-amerikanischen Egypt Exploration Fund daselbst unternommenen Ausgrabungen auch neues Material für die kritische Würdigung der Joseph-Geschichte zu Tage fördern würden. Das ist nun zwar nicht eigentlich geschehen, bei seiner Freilegung der Trümmer des alten Bubastis im Delta fand der Genfer Aegyptolog Naville indes einen bis dahin unbekannten König, der zu den Hyksos gehört zu haben scheint. Er heißt Raian, und den gleichen Namen schreibt ein arabischer Chronist demjenigen Pharao zu, unter dem Joseph nach Aegypten kam. Wären nun die Berichte der Araber über biblische Dinge nicht so unzuverlässig und mit den willkürlichsten Angaben durchflochten, so dürften wir behaupten, nunmehr ein Denkmal zu besitzen, das zu Ehren des Königs errichtet worden sei, dem Joseph seine Erhöhung verdankte. Doch aus welcher zuverlässigen außerbiblischen Quelle sollte der Araber geschöpft haben? Es läßt sich keine denken, und so wird man gut thun, dies allerdings merkwürdige Zusammenklingen zweier Namen fürs erste nur als zufällig zu betrachten und keine weiteren Folgerungen daran zu knüpfen.[1]) Dennoch muß hier hervorgehoben werden, daß, wenn Joseph überhaupt nach Aegypten kam, dies nur unter den Hyksos geschehen sein kann; „Hyksos" aber werden die durch eine Völkerwanderung im inneren Asien gegen Südwesten gedrängten Eroberer genannt, welche jedenfalls ganz Unterägypten sich unterwarfen und es etwa 500 Jahre lang bis ins 17. Jahrhundert v. Chr. als Gewalthaber beherrschten. Da sie sich dem

[1]) [Der Name des Königs, dessen Statue Naville fand, wird jetzt richtiger Chian gelesen; damit ist auch die lautliche Gleichstellung des arabischen und ägyptischen Königsnamens aufzugeben.]

Hofzeremoniell der Pharaonen anschlossen, Denkmäler im ägyptischen Kunststil errichten ließen und auch der ägyptischen Wissenschaft nicht hinderlich in den Weg traten, wie der Londoner Papyrus Rhind, ein Handbuch der ägyptischen Mathematik, beweist, das unter einem Hyksos-König verfaßt oder doch niedergeschrieben ward, konnte Joseph am Hof eines Hyksos-Königs gerade so empfangen werden, wie an dem eines einheimischen Pharao. Es wäre also zu hoffen gestattet, auf neu zu entdeckenden Hyksos-Denkmälern eine Erwähnung des wichtigsten Ereignisses aus der Joseph-Geschichte, der siebenjährigen Hungersnot, zu finden. In der Zeit, welche der Vertreibung der Fremdherrscher vorangeht, wird auch in einem Grabe zu el-Kab von einer solchen (die Zahl der Jahre bleibt ungenannt) gesprochen, doch wir hören auch andrer Zeiten des Mangels erwähnen, und es wäre mehr als gewagt, eine derselben für die der Genesis zu erklären.

Einer Hungersnot von siebenjähriger Dauer hat man kein Monument gedenken sehen, bis im vorigen Jahre eine Inschrift entdeckt wurde, die in der That von einer solchen berichtet. Dieselbe stammt aber weder aus der Hyksos-Zeit, noch aus Unterägypten, sondern aus dem allersüdlichsten Teile des Pharaonenreiches; denn sie ward auf der jenseits der ägyptischen Grenze schon auf nubischem Boden mitten im Nil gelegenen Katarakteninsel Sehēl gefunden. Dieser Umstand hat an sich nichts Befremdliches; denn zu einer Hungersnot gehört in Aegypten notwendig das Ausbleiben des Nils oder doch der Eintritt einer Ueberschwemmung, welche nicht bis zu genügender Höhe ansteigt; der erste Katarakt und die von ihm umbrausten Inseln sind aber die Pforte, durch welche der Strom das Pharaonenreich betritt, ja die priesterliche Lehre bezeichnete zwei Strudel bei der Insel Elephantine als die Quellen des eigentlichen, das heißt des Nils, welcher in Aegypten selbst die Fluren befruchtet. Der auch den Dienern der Gottheit unbekannte Ursprung des südlicheren Laufes des Stromes war ein Mysterium, das der Seele des Verstorbenen erst in der Unterwelt eröffnet werden sollte. Diese Anschauungen sind auch dem Herodot, wenn auch in verderbter Form, mitgeteilt worden. Der Quelllöcher bei Elephantine, aus denen der ägyptische Nil kommen sollte, gedenkt auch die Inschrift, welche über die sieben Hungerjahre berichtet, in sehr bezeichnender Weise; denn einmal heißt es in derselben: „Es ist ein Ort inmitten der Nilflut. Es tritt hervor der Nil daselbst, und Elephantine ist sein Name," und weiter: „Die zwei Quelllöcher (qertē) ist der Name des Wassers. Die zwei Mutterbrüste sind dort, die aufnähren alle guten Dinge." Denkmäler in der Kataraktengegend zeigen auch das Bild des Nilgottes, wie er das Ueberschwemmungswasser aus schlanken Vasen nach Aegypten hin ausgießt. Auf Elephantine selbst blieb der alte berühmte Nilmesser erhalten und wurde unter dem verjagten Chedīw Ismael wieder hergestellt. Er ist noch jetzt von Wichtigkeit, und es versteht sich ja von selbst, daß gerade hier, wo die Ueberschwemmungswasser in das Kulturland eintreten, ihnen jederzeit ganz besondere Aufmerksam-

keit gewidmet werden mußte. Erfuhr man doch hier zuerst, wie sich die Höhe des Stromes und damit auch die Ernte im kommenden Jahre gestalten werde; mußte doch von der Kataraktengegend aus, sobald die Hochflut nahte, durch Brieftauben, schnelle Boten oder Signale den nördlicheren Gauen des Landes mitgeteilt werden, daß und in welcher Höhe man das Anschwellen des Flusses zu erwarten habe.

Man hätte also von vornherein mit gutem Recht eine inschriftliche Notiz über die siebenjährige Hungersnot, das heißt über einen sich siebenmal wiederholenden schlechten Ausfall der Ueberschwemmung gerade am ersten Katarakt zu finden erwarten dürfen, und eine solche ward in der That, wie gesagt, im vorigen Jahre dort entdeckt, und zwar von dem Amerikaner Wilbour, einem gelehrten Privatmanne, der den Aegyptologen als ein ebenso wohlunterrichteter wie gefälliger Kollege bekannt ist. Durch ihn erhielt H. Brugsch eine Notiz von dem Fund und eine Kopie der wichtigsten, von der Hungersnot handelnden Stelle des inschriftlichen Textes. Es war darin deutlich gesagt, daß sie sieben Jahre gedauert habe, und so fühlte sich der eifrige und geistreiche Forscher veranlaßt, sie auf diejenige zu beziehen, der Joseph seine Größe verdankte. Sein hübscher Artikel in der „Deutschen Rundschau“ erweckte die Hoffnung, daß eine dem biblischen Text parallele ägyptische Nachricht über die berühmte Hungersnot gefunden worden sei; doch mußte unser gelehrter Kollege von vornherein darauf hinweisen, daß die Inschrift — schon ihr Entdecker hatte dies bemerkt — weit später als in der Zeit des Joseph in den Stein gegraben worden sei. Endlich machte Mr. Wilbour die bewährteren Fachgenossen durch gute Photographien mit seinem interessanten Funde genau bekannt und gestattete ihnen, die Behauptung, welche durch alle Zeitungen gegangen war, es sei am Nil ein Denkmal entdeckt worden, wodurch der biblische Bericht von der siebenjährigen Hungersnot bestätigt werde, näher zu prüfen.

Da ergab sich denn, nachdem Dr. Steindorff in Berlin eine falsche Lesung Wilbours berichtigt hatte, mit Sicherheit, daß die nicht früher als in der Ptolemäerzeit hergestellte Inschrift eines Ereignisses erwähnt, das unter einem der ältesten Könige, dem in den manethonischen Listen beim Afrikanus Tosorthros genannten Pharao, dem Zsr der Denkmäler (dritte manethonische Dynastie) vor sich gegangen sein sollte. Den Aegyptologen fiel es nicht schwer, diesen wunderlichen Umstand zu erklären. Sollte nämlich einem Schriftstück besondere Ehrwürdigkeit und bindende Gültigkeit verliehen werden, so sagte man ihm nach, daß es zur Zeit eines der ältesten Sagenkönige des Landes verfaßt oder aufgefunden worden sei. So sehen wir mehrere heilige Kapitel des Totenbuches und wichtige medizinische Vorschriften mit einer gewissen Weihe umgeben, indem man ihnen Bemerkungen über ihre frühe Herkunft beigiebt. Was grau vor Alter, war auch den Aegyptern heilig, und es ist interessant, wie schon unter ihnen der romantische Zauber helfen muß, um die Teilnahme an der Entdeckung eines wichtigen Dokuments zu erhöhen. So heißt es auf einem im British

Museum konservierten medizinischen Papyrus, diese Heilungsschrift sei gefunden worden „in sinkender Nacht in der Halle des Tempels von Ibut bei den Mysterien dieser Göttin von der Hand des Festredners dieses Tempels. „Siehe," fährt der Text wörtlich fort, „dies Land lag im Dunkel, und der Mond ging auf über diese Rolle und all ihre Seiten. Man brachte sie aber in den Schatz des seligen Königs Cheops." Dieser Fund bei Mondschein soll unter dem Erbauer der großen Pyramide gethan worden sein, während das entdeckte Buch, das ja erhalten blieb, wenigstens 1500 Jahre später geschrieben wurde.

Da Brugsch in der „Deutschen Rundschau" die Wilbour'sche Inschrift „das wichtigste Beweisstück für die einst wirklich eingetretenen sieben teuren Jahre in der Geschichte Josephs" genannt hatte, trat Dr. Wiedemann mit der Versicherung hervor,[1]) der neu entdeckte Text habe nichts mit jenem zu schaffen. Er vermutet, der Name des Königs beziehe sich auf einen Aethiopier, der, unabhängig von Aegypten, das Südland beherrscht habe; die erwähnte Hungersnot aber sei wohl eine von denen, die unter der Kleopatra, dem Tiberius und Trajan vorgekommen sein sollen. Aber einige seiner Angaben beweisen, daß ihm die Photographie der Inschrift noch nicht vorgelegen hatte, ja daß ihm der Fundort noch unbekannt gewesen war, als er seine Entgegnung verfaßte. Der Königsname, das wissen wir jetzt gewiß, kann nur Zsr gelesen werden, er gehört in die dritte Dynastie, und es wird nirgend erwähnt, daß das geradezu unerhörte Ereignis einer sieben Jahre währenden Hungersnot unter Kleopatra und den Römern vorgefallen sei.

Als Schreiber dieser Zeilen schon im Begriff stand, die Wilbour'sche Katarakteninschrift selbständig zu behandeln, ward er davon durch das Erscheinen zweier Arbeiten abgehalten, die einem jeden gestatten, sich ein eignes Urteil über dieselbe zu bilden. Die eine verdanken wir H. Brugsch, die zweite dem Holländer Pleyte. Die erstere[2]) enthält die Uebersetzung der Inschrift und eine ausführliche Behandlung der Gegend, in der sie gefunden wurde. Die natürliche Beschaffenheit der an den Süden Aegyptens grenzenden nubischen Bezirke, die Kulte, welche daselbst in alter Zeit blühten, die Kultur dieser Landschaft und die Völkerverhältnisse auf ihrem Boden werden mit voller Sachkenntnis geschildert und schon in den ersten Abschnitten die Person des Königs, aus dessen achtzehntem Jahre die Inschrift stammen soll, einer unbefangenen und ausführlichen Würdigung unterzogen. Weicht nun auch unsre Uebersetzung an einzelnen Stellen von der H. Brugsch'schen ab, so stimmt sie doch im ganzen mit ihr überein. Seinen historischen und kulturgeschichtlichen Darlegungen folgt die Kritik fast überall mit Vergnügen, und auch seine Ansicht von der Entstehung der Inschrift deckt sich in den meisten Punkten mit derjenigen, welche

---

[1]) Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande. 1890.

[2]) H. Brugsch, Die biblischen sieben Jahre der Hungersnot nach dem Wortlaut einer altägyptischen Felseninschrift. Leipzig, Hinrichs, 1891.

wir uns selbst vor dem Erscheinen seines Buches gebildet hatten. Es bleibt uns nur übrig, zu seiner Erklärung einen neuen Gesichtspunkt zu fügen. Sein Buch sei allen denen empfohlen, welche sich eingehender über unser Dokument zu unterrichten wünschen.

Pleyte [1]) giebt eine lithographierte neue Wiedergabe des Textes, eine selbständige Uebersetzung desselben, und sein Endresultat weicht ebenfalls nicht allzu weit von demjenigen ab, wozu Brugsch und wir selbst gelangten. Wir fassen in den folgenden Sätzen die Ergebnisse der dem Texte von Sehēl gewidmeten Forschung kurz zusammen.

Unser Dokument ward in der Ptolemäerzeit von dem Priesterkollegium von Elephantine verfaßt und zwar zu einem bestimmten Zweck. Es sollte die Könige aus dem Haus der Lagiden an die alten Rechte der Hierarchie erinnern und ihm die Ehrwürdigkeit derselben vor Augen führen. Darum zeigt es ihnen, wie schon unter einem der ältesten und weisesten Könige gehandelt wurde, als eine Hungersnot von unerhört langer Dauer das Land heimgesucht hatte. So bietet unser Dokument zwar für den Bibelexegeten nur wenig, doch enthält es manches für die Kulturgeschichte Interessante. Viele werden auch gern durch dasselbe erfahren, in welcher Form die Aegypter selbst eine der biblischen gleichende Hungersnot schilderten.

Der Inhalt unsrer Inschrift ist nun kurz der folgende: Im achtzehnten Jahre des alten Königs Zsr-Tosorthros aus der dritten Manethondynastie saß als Gaufürst und Statthalter von Nubien zu Elephantine ein Reichsgroßer Namens Madar (?). Zu diesem nun gelangte eine Botschaft des Königs, in welcher der Kummer über die schlimme, sieben Jahre dauernde Hungersnot ausgesprochen wird, die das Land heimsuchte. Zugleich erinnert sich der König der alten Zeit und wünscht die Ursache dieses Unglücks kennen zu lernen. Er verlangt zu wissen, woher die Nilschwelle komme, welcher Gott oder welche Göttin ihr Patron sei, und von welchem Unsterblichen der König etwa reiche Ernten in ununterbrochener Folge zu erwarten habe. Zu diesem Zweck sollen zu Hermopolis im Tempel des Toth Hermes, des Gottes der Wissenschaft, die Bücher aufgeschlagen und eingehendere Kenntnisse über diese Dinge erworben werden. Der Statthalter Madar macht sich nun sogleich auf den Weg. Als er zurückkehrt, hat ihn Toth Hermes in die ganze Litteratur, auch die geheime, eingeweiht, die über die Nilüberschwemmungen handelt. Eingehend berichtet der Statthalter, welche Resultate er jenen Offenbarungen verdanke, und es folgt nun eine Schilderung von Elephantine, seiner Umgebung und aller Vorzüge und Gaben, deren es sich freut. Besonders hervorgehoben wird die Hauptgottheit des Gaues, der Kataraktengott Chnum, und der Kreis der neben ihm

[1]) W. Pleyte, Schenkingsoorkonde van Sehéle uit het 18de Jaar van Koning Tosertatis, aus den „Verslagen en Mededeelingen“ der Amsterdamer Akademie der Wissenschaften, 1891. Letterkonde. 3de Reeks, Deel VIII. Amsterdam, J. Müller.

verehrten Götter. Dieser Chnum (Chnubis) offenbart sich auch dem Statthalter und beklagt sich bei demselben, daß man die Menge der vorhandenen Steine nicht mehr, wie früher, benutze, um Tempel zu bauen oder wenigstens das Verfallene neu herzustellen und auszuschmücken. Dann rühmt der Gott die eigne Größe und verheißt dem Könige, den Nil steigen zu lassen und große Fruchtbarkeit zu erwecken.

Diese Zusage, die der Statthalter dem Pharao im Namen des Gottes von Elephantine erteilt, giebt dem Tosorthros den Mut zurück, und nun kommt an ihn die Reihe, dem Chnum allerlei zu verheißen. Er schenkt ihm Ländereien, er schreibt ihm Abgaben von seiten der Bauern zu und überläßt ihm den Zehnten von der Beute der Fischer und Jäger, dem Zuwachs der Herden und dem Gewinne der Händler mit Gold, Elfenbein, Ebenholz und so weiter. Auch die Handwerker des Gaues sollen den Zehnten zahlen. Damit hofft der König die Klage des Gottes, daß es nicht mehr sei wie früher, grundlos gemacht zu haben. Endlich befiehlt er, daß diese Urkunde in Stein gegraben und aufgestellt werde. Wer sie verachtet, soll gehängt werden. Alle Mitglieder des Chnumtempels werden ermahnt, für die Erhaltung des Namens des Königs in diesem Heiligtum Sorge zu tragen.

Die Form der schriftbildenden Zeichen, grammatische und sprachliche Eigentümlichkeiten, ja auch manches einzelne im Inhalt dieses Dokuments stellen es außer Frage, daß es nicht früher als in der Ptolemäerzeit hergestellt ward, und wenn es dennoch einem uralten König zugeschrieben wird, aus dessen 18. Regierungsjahr es stammen soll, so kann das nach dem oben über den Gebrauch der Namen ehrwürdiger Pharaonen Gesagten und bei der durchsichtigen Tendenz unsres Textes nicht wundernehmen.

Der Verfall, in dem Madar, der Statthalter des Tosorthros, die Kataraktengegenden fand, entspricht dem Zustand, welcher hier nach der persischen Mißverwaltung unter den Lagiden geherrscht haben muß. Vielleicht stand der Besuch eines Ptolemäers bevor, und unsre Inschrift sollte ihm zeigen, was ein wegen seiner Weisheit berühmter Pharao für den Gott Chnum und seinen Tempel in Elephantine auf Rat des Thot Hermes selbst gethan hatte, als das Unglück einer siebenjährigen Hungersnot über das Land gekommen war. Die Schrecknisse einer solchen, die Bedeutung von Elephantine und der ihm benachbarten Strudel, welche das Wasser nach Aegypten versandten, sowie die Macht und hilfreiche Kraft des Chnum werden dem neuen Herrscher lebhaft vor die Seele geführt. Wenn er für die Priesterschaft dem berühmten Eilande das bewilligte, was der alte Tosorthros ihm zuerkannt haben sollte, dann hatten die treuen Verehrer der Kataraktengötter allen Grund, dankbar und zufrieden zu sein.

Es scheint aber, als hätte die mahnende Inschrift nicht nur den Unsterblichen, sondern auch dem Vorteile gewisser Privatleute zu gute kommen sollen.

Wir wissen nämlich durch eine von dem Frankfurter Gelehrten Rüppell auf Sehēl gefundene andre große Inschrift, daß es die Gesellschaft der Basilisten war, welche sich die Verehrung und Feier der Kataraktengötter zur Aufgabe gemacht hatte. Es gehörten zu ihr vornehme und der Person des Königs nahestehende Männer, die an gewissen Tagen zu Sehēl (damals die Insel des Dionysos) zusammenkamen, um den Lokalgöttern dieses Eilandes die ihnen gebührende Verehrung auch von andern zu teil werden zu lassen. Brugsch weist schon auf diese interessante, von Letronne vortrefflich behandelte griechische Inschrift hin, und wir können der Vermutung, die er an einen Vergleich der griechischen mit unsrer hieroglyphischen Inschrift knüpft, willig beitreten. Es mußte eben den Basilisten daran liegen, dem Kataraktengott deutliche Beweise ihrer Verehrung zu geben, um den König zu veranlassen, sie reich zu beschenken; denn die einzelnen Mitglieder des Bundes wurden dann mit der Verwaltung der Güter und Einkünfte der Götter betraut, und daraus erwuchsen ihnen selbst reichliche Vorteile. Wir bemerken hier vorwegnehmend, daß Ptolemäus Euergetes II. es war, den die Basilisten zur Beschenkung der von ihm bevorzugten Götter veranlassen wollten, und diese Angabe gibt uns das Recht, die Erwähnung einer siebenjährigen Hungersnot in einer noch nicht versuchten, indes doch wohl zutreffenden Weise zu erklären.

Auffallend ist diese Siebenzahl gewiß. Die Geschichte weiß von keiner andern so lange dauernden Hungersnot am Nil zu erzählen, und Dr. Pleyte hat recht, wenn er die „Sieben" in dem Berichte der Genesis bei der großen Rolle, welche diese Zahl bei den Hebräern spielte, nur natürlich findet und sich wundert, gerade der „Sieben" bei den Aegyptern, die sich eines dezimalen Zahlensystems bedienten, wie in unserm Fall, als einer „schönen Zahl" zu begegnen. Die sieben Kühe mit dem Stier aus dem Totenbuch sind unserm Leydener Kollegen wohlbekannt, doch scheut er sich mit gutem Grund, sie mit denen im Traum des Pharao zusammenzubringen. Wir bedauern aber, daß er es unterläßt, auf die echt ägyptische Anschauungsweise hinzudeuten, auf der das Gesicht von den sieben fetten und mageren Kühen beruht. Es giebt nämlich in der mythologischen Vorstellung der Aegypter eine Kuh meh ur, die „sehr volle" (vielleicht fette?), welche als Mutter des Sonnengottes bezeichnet wird und, wie Wiedemann jüngst nachwies, als mythologisches Sinnbild der günstigen Ueberschwemmung aufzufassen ist. Der Satz: „Die meh ur-Kühe werden in den Feldern gesehen" bedeutet, daß die Aecker wohl überschwemmt und demzufolge fruchtbar seien. Es liegt also die Annahme nahe, daß der hebräische Erzähler der durchaus ägyptisch gedachten Traumgeschichte die seinem Volke werte „Sieben" an die Kühe und Aehren knüpfte.

Finden wir diese Zahl nun bei der Erwähnung einer Hungersnot aus alten Tagen auf einer echt ägyptischen Inschrift aus der Ptolemäerzeit wieder,

so fragt es sich, wie sie dahin kommt. König Tosorthros kann in keinem Falle der Pharao sein, der den Joseph groß machte; es stand aber der Gesellschaft der Basilisten, der die oben erwähnte griechische Inschrift die Herstellung verdankt, frei, den Pharao, der in der Genesis nicht bei Namen genannt wird, nach irgend einem berühmten Herrscher aus alter Zeit zu benennen, und so wählten sie den Tosorthros. Ward aber, wie die doch wohl mit ihr zusammenhängende griechische Inschrift lehrt, die unsre unter Ptolemäus Energetes II. verfaßt, so ist sehr wahrscheinlich, daß ihren Herstellern der Bericht der Genesis bekannt war. Unter dem Bruder und zeitweiligen Mitregenten Energetes' II., Ptolemäus Philometor, erreichte nämlich der Einfluß der Juden in Aegypten und besonders zu Alexandria den höchsten Grad. Auch bei Hof machte derselbe sich geltend, und Philometor bekümmerte sich auch um ihre Schriften und religiösen Zänkereien. Es ist auch keineswegs unmöglich, daß der Hersteller der griechischen Inschrift von Sehêl einem hellenistisch-jüdischen Geschlechte entstammte. Er war ein hoher Hofbeamter und hieß Herodes. Jedenfalls mußten dem Hofe nahestehenden Männern — und solche befanden sich unter den Basilisten — zur Zeit des Philometor und Energetes II. die jüdischen auf Aegypten bezüglichen Geschichten bekannt sein, und es sieht ganz so aus, als hätte die fromme Brüderschaft jener Basilisten dem König eine erdichtete Geschichte durch die Anspielung auf eine bekannte Hungersnot nahe zu bringen gesucht. Durch Benennung des in der Bibel unbekannten Pharao gaben sie dem Bericht ein geschichtliches Ansehen, das bestimmt war, den König zu Schenkungen an die Götter zu bestimmen, die, wie gesagt, ihnen selbst zu gute kommen sollten. Die Beschreibung der siebenjährigen Hungersnot ist echt ägyptisch. Der Verfasser war sogar bestrebt, dem Text, der ja aus der frühen Zeit der dritten Dynastie stammen sollte, eine altertümliche Form zu geben.

Vielleicht interessiert es den Leser, zu erfahren, in welcher Weise ein Schriftsteller im alten Aegypten eine Hungersnot schilderte, und so sei ihm hier zum Schluß der betreffende Abschnitt in worttreuer Uebersetzung vorgeführt. König Zsr-Tosorthros sagt: „Es ist in Sorge mein Herz wegen des außerordentlich großen Unglücks, da der Nil nicht gestiegen ist zu rechter Zeit bei einem Stillstand von sieben Jahren. Gering ist das Korn, kahl sind die Wiesen, es mangelt an allem, was man ißt. Ein Dieb wird jedermann an dem ihm Nahestehenden. Ihre Kauwerkzeuge sind da, um nicht ihren Gang zu gehen. Es weint das Kind, die frische Jugend schwankt daher, ohnmächtig ist das Herz der Greise. Gekrümmt sind die Beine und nach der Erde ausgestreckt die Arme. [1]) Auch im Saal der Hofbeamten ist man bar des guten Rates. Aufgebrochen werden die Kisten, die noch etwas enthalten, doch was herauskommt, ist das Wehen der Luft."

[1]) Die Stellung des ägyptischen Bittstellers.

So hätte ein Aegypter auch die siebenjährige Hungersnot in der Genesis beschrieben, doch ist, wie wir gezeigt zu haben denken, die Meinung aufzugeben, daß am Nil ein Dokument gefunden worden sei, welches die Historicität des Berichtes von der Zeit der Dürre bestätigt, die Joseph so klug zum Vorteil seines Herrn auszunutzen wußte. Die Zahl sieben in einem so ganz ägyptisch gefärbten Bericht erklärt sich leicht durch die Vertrautheit des Ptolemäerhofes zur Zeit des Philometor und seines den Israeliten abgeneigten Bruders Energetes II. mit den heiligen Schriften der Juden.

Maxence de Rochemonteix

und

die vollständige Auskopierung des Tempels von Edfu. [1]

Es ist ein Ruhmestitel für den hohen Adel Frankreichs, daß viele seiner Mitglieder sich ernster wissenschaftlicher Arbeit hingeben. Unter den berufensten Führern der Altertumsforschung und der orientalistischen Studien nehmen Männer aus den ersten Familien des Landes eine hervorragende Stellung ein. Auf dem kleinen Gebiete der Aegyptologie erwarb sich der berühmte Archäolog Herzog von Luynes als Numismatiker große Verdienste, Vicomte E. de Rougé wurde mit Recht zum Nachfolger Champollions ernannt und war jahrzehntelang der berufene Großmeister und Wegweiser auf allen Gebieten unsrer Disciplin. Sein Sohn Jacques bereicherte sie mit nützlichen geographischen und numismatischen Arbeiten, und in jüngster Zeit sahen wir den Grafen Maxence de Rochemonteix sich eifrig ägyptologischen Forschungen ergeben, und trotz der ihm eignen Scheu, an die Oeffentlichkeit zu treten, einige wissenschaftliche Schriften herausgeben, die ihm den Dank der Fachgenossen erwarben.

Vor uns liegt seine letzte Arbeit über die Aussprache des Koptischen in Oberägypten und eine andre über den großen hypostylen Saal zu Karnak. Schon früher hatte er sich durch eine tüchtige Studie über den ägyptischen Tempel bekannt gemacht, doch ist es weiteren Kreisen verborgen geblieben, eine wie tief eingehende Kenntnis nicht nur des Koptischen, sondern auch des Berberischen, des Nubischen und der Begasprachen er sich erwarb. In geradezu bewunderungswürdiger Weise soll er, wie Maspero uns brieflich mitteilte, arabisch gesprochen und das algerische Berberisch, sowie die verschiedenen nubischen Dialekte auch zu reden erlernt haben, und seine „Prononciation moderne du

---

[1] Aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 154 (Beilage-Nummer 129), 1892.

copte dans la Haute-Egypte“ [1]) legt Zeugnis ab für sein feines Ohr und die Gründlichkeit, womit er sich die jüngste Sprachform des Altägyptischen zu eigen machte.

Auf dem Lyceum zu Algier und dann zu Paris auf dem Gymnasium Louis le Grand vorgebildet, wurde er auf der École des hautes études und am Collège de France Gaston Masperos bevorzugter Schüler und ging später im Auftrage der französischen Regierung auf drei Jahre nach Aegypten, von denen er zwei (1876—78) im Tempel von Edfu verbrachte. In der Stellung eines Mitgliedes der Kommission für die ägyptischen Domänen, die man ihm bald nach seiner Heimkehr übertrug, fand er die günstigste Gelegenheit, seine sprachlichen Studien zu vertiefen.

Der Tod hat ihn, bevor er die Früchte seiner mühevollen Arbeit selbst ernten konnte, abgerufen. Ein Herzleiden, dessen überschnellen Fortschritt er in heldenhafter Weise seiner geliebten Gattin verborgen zu halten wußte, war es, das seinem Forscherleben ein jähes Ende bereitete.

Wenn diese Zeilen auch bestimmt sind, sein Andenken zu ehren, so haben sie doch auch den andern Zweck, die Fachgenossen von einer That zu unterrichten, deren Durchführung ihm gelang, und die uns allen den größten Nutzen zu bringen verspricht. In langer, hingebender Arbeit ist es ihm nämlich in der Nachfolge unsres Johannes Dümichen geglückt, als Bewohner dieses herrlichen Heiligtums den ganzen — ich sage den ganzen — Tempel von Edfu auszukopieren. Die beiden Jahre, die er diesem Zwecke ausschließlich widmete, scheinen kurz für die Länge des zurückzulegenden Weges; denn was das vollständige Auskopieren gerade dieses Tempels, teils durch Abklatsch, teils mit der Feder, bedeutet, welche Anstrengungen, welches Geschick und welche Ausdauer dies Riesenwerk erfordert, können nur diejenigen ermessen, welche die besterhaltene unter allen religiösen Bauten am Nil, die Größe seiner Pylonen, die Ausdehnung seiner Mauern und Höfe, die Höhe seiner Säle, die Menge seiner Zimmer und Kammern kennen und sich vergegenwärtigen, daß es kein leeres Stellchen in diesem Tempel giebt, weil Wand und Decke, Säule und Pfeiler mit in den Stein gemeißelten Inschriftreihen bedeckt sind.

Edfu, die Horusstadt, war das Apollinopolis der Griechen und Römer und der Hauptort des zweiten oberägyptischen Gaues. Für die ägyptische Mythologie besaß es eine besondere Wichtigkeit, weil die erste Schlacht, die dem Set Typhon und seinen Genossen von dem Osirissohne Horus, dem Apollon der Griechen, geliefert wurde, auf dem Boden von Edfu geschlagen worden sein soll. Hier hatte also der gute Gott den ersten Sieg über das Böse, das Licht über die Finsternis erfochten. Hier war Set Typhon, der das Schlechte,

[1]) Extrait des mémoires de la société de linguistique de Paris. Tome VII. Paris 1891. Imprimerie nationale.

die Finsternis, das Uebel, die Unruhe und das Disharmonische im kosmischen und menschlichen Leben in sich verkörpert, in Gestalt eines Nilpferdes erstochen worden, und zu Ehren dieser That und des Erstechens (dbu) erhielt der Schauplatz desselben den Namen Dbu, woraus das Koptische mit Hilfe des Prosthetischen a Atbô und die Araber Edfu machten.

Die Gründung dieses Heiligtums wird in uralte Zeiten gelegt; der Tempel, wie er jetzt besteht, wurde indes, wahrscheinlich an der Stelle seines Vorgängers, unter den Lagiden von Ptolomäus III., Euergetes I. begonnen. Die höchst interessanten und lehrreichen Bauurkunden wurden bereits von Dümichen veröffentlicht und übersetzt, und wenn sich auch der Name Nektanebos I., des bekannten nationalen Gegenkönigs, der sich in Oberägypten eine Zeitlang erfolgreich gegen die persischen Beherrscher des Landes zu behaupten wußte, auf einer Cella von schwärzlicher Grauwacke im Sanktuarium findet, so stammt diese gewiß nur aus dem älteren vorptolemäischen Tempel. Der unter dem ersten Euergetes begonnene Bau dauerte, wie die Urkunde lehrt, 95 Jahre, und wurde erst unter dem neunten Lagiden (Euergetes II.) vollendet. Aus diesem höchst interessanten Dokument erfahren wir auch, daß der Tempel, noch bevor er vollendet war, Aufrührern zur Zufluchtsstätte diente, und wie dies, so wurde manches andre ägyptische Heiligtum neben gottesdienstlichen auch für Verteidigungszwecke benutzt, ja es scheint, als seien sämtliche Tempel mit Rücksicht auf diese Bestimmung angelegt worden. Dem starken Gemäuer der Tempelfeste von Edfu haben die Pfeile und Lanzen der Angreifer nichts anzuhaben vermocht, und es wurde unter den Arabern von Fellachen gewählt, um sich unter seinem Schutze häuslich niederzulassen. Im Anfang dieses Jahrhunderts fanden die ersten europäischen Besucher von Edfu dies Heiligtum noch als Heimstätte eines Fellahdorfes, und so blieb es, bis Mariette, der seine seltene Schönheit und wunderbare Erhaltung erkannt hatte, von dem Chediw Ismael die Erlaubnis erwirkte, es von seinen Bewohnern, dem Schutt, Staub und Schmutz der Jahrhunderte zu säubern und seine Insassen anderwärts anzusiedeln. Wir hörten aus Mariettes eignem Munde von der Schwierigkeit erzählen, die es zu überwinden, dem Jammer, dem es das Ohr zu verschließen galt, um das große Unternehmen zur Vollendung zu bringen. Aber es glückte in ganz unerwarteter Weise. Die Fellachen wurden ausquartiert, und die Sperlinge, die sich des Adlernestes bemächtigt, hatten es in all seinen Teilen erhalten. Während bei andern Tempeln viele Werkstücke verschleppt worden waren, und man aus ihren behauenen Quadern das Fundament neuer Häuser hergestellt, aus Granitstatuen und Pfeilern Mühlsteine verfertigt und Alabaster und Marmor in den Kalköfen verbrannt hatte, war es nicht gestattet gewesen, in dieser Bauernherberge auch nur den kleinsten Block aus den Fugen zu reißen, und nach seiner Entleerung und Säuberung stand das ehrwürdige Apollonheiligtum ebenso da, wie es die letzten Anbeter des Sonnengottes verlassen

hatten. Es liegt keine Uebertreibung in dieser Behauptung; denn wenn die erloschenen Farben wieder hergestellt, die Fahnenstangen an den Pylonen wieder aufgepflanzt, die Altäre, Statuen und Votivbilder in den Höfen und Säulenhallen neu hergerichtet, die schweren Vorhänge, welche die Pforten verschlossen hatten, wieder aufgehängt, die Teppiche über den Boden gebreitet und die Velarien in der Höhe ausgespannt, die mit Metall beschlagenen Cedernholzthüren wieder eingesetzt, die Lampen an den Decken, die Standarten und andrer Zierat wieder an den Pfeilern und Säulen befestigt, der Blumenschmuck frisch gewunden und aufgesteckt und in den Nebenräumen, den Laboratorien &c. die Geräte von edlem und gemeinem Metall, die heiligen Barken, Gewänder und Droguen auf neue Repositorien gestellt, die heiligen Sperber wieder an den ihnen gebührenden Platz gesetzt, sämtliche Tempelräume aber frisch mit Kyphiharz durchräuchert worden wären, so könnte die Priesterschaft getrost wieder den Einzug in seine weiten Räume halten, und sie würde keine Stufe vermissen, die sie in feierlicher Prozession vor zweitausend Jahren betreten, kein Gemach und keine Säulenreihe, die sie durchwallt hatte.

Dazu erwies sich der benutzte Sandstein als so haltbar und vortrefflich, daß die Inschriften, die, wie gesagt, alles bedecken, so gut wie unbeschädigt geblieben sind. Zu den von Dümichen schon publizierten, urkundlichen, geographischen, Kalender- und Laboratorieninschriften, zu den einzelnen Textstücken, die J. de Rougé nach der Kopie seines Vaters veröffentlichte, und den Festkalendern, die Brugsch behandelte, sowie den wichtigen Horustexten, die Naville in die Wissenschaft einführte — sie gestatten, dem Kampfe des siegreichen Lichtgottes gegen Set-Typhon und seine Spießgesellen von Schlacht zu Schlacht zu folgen — tritt jetzt außerdem, dank der großartigen Arbeit des Grafen Rochemonteix, eine Fülle von neuen Texten. Es wird uns nun vergönnt sein, die gesamte inschriftliche Ausstattung dieses unversehrten Heiligtums wie von einem erhöhten Standpunkte aus zu überblicken; denn es ist dafür gesorgt, daß das Resultat der Bemühungen des zu früh verstorbenen Gelehrten Gemeingut der Wissenschaft werde.

Kein Geringerer als der Lehrer und Freund desselben, Gaston Maspero, hat es auf sich genommen, die Abklatsche und Kopien, die teils in der Bibliothèque Nationale, teils im Hause des Dahingegangenen aufbewahrt werden, zu reproduzieren und in einzelnen Heften herauszugeben. „Ce travail immense", schreibt uns Maspero über die Arbeit des Verstorbenen, „ne sera pas perdu, je me suis chargé de le faire et le ferai, si je vis assez longtemps." Das ist eine Freundschaftsthat ohnegleichen; denn wenn der Mann, der heute den Lehrstuhl Champollions mit so gutem Recht inne hat, das von dem Grafen Rochemonteix in Edfu Geleistete „immens" nennt, so ist die Mühewaltung, der er, dem Andenken des Freundes und der Wissenschaft zu Gefallen, sich unterzieht, nicht weniger ungeheuer. Die erste Lieferung, die

20 Tafeln und 10 gedruckte Seiten umfaßt, wird schon in nächster Zeit erscheinen.

Vielleicht findet sich auch unter den Fachgenossen in Frankreich oder Deutschland einer, der es auf sich nimmt, die Manuskripte, die der Verstorbene über die Sprachen des nördlichen Afrika und die nubischen Tempel zurückließ, zum Abschluß zu bringen. Champollions Grabschrift sagt, seine bewunderungswürdigen Werke würden die Dauer der Monumente haben, die er uns kennen lehrte, und in ähnlicher Weise sichert die Auskopierung des Tempels von Edfu dem Andenken Rochemonteix' unter den Aegyptologen eine Dauer, die derjenigen des Bauwerkes gleichkommt, dem er einen so großen Teil seiner Kraft und Zeit widmete. Wir sind ihm zu lebhaftem Dank verpflichtet, doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß seine That ohne Gaston Masperos großherzigen Entschluß kaum die Früchte tragen würde, die sie nun zu bringen verheißt. Der Schreiber dieser Zeilen glaubt seinen Anteil an diesem Danke zum Ausdruck bringen zu sollen, indem er die seinem Forschungsgebiet Fernerstehenden mit dem zu früh zur Ruhe gekommenen, rastlos und erfolgreich thätigen französischen Gelehrten und Masperos edlem Entschluß bekannt macht. Die Aegytologen wird die Nachricht, daß eine vollständige Publikation der Inschriften von Edfu bevorsteht, mit froher Genugthuung erfüllen.

Wie das neue Aegypten gut macht, was es an dem alten verschuldet. [1]

Seit das heidnische Aegypten dem Christentum endgültig unterlegen war, fielen die Monumente aus der Pharaonenzeit, die sich in langen, ununterbrochenen Reihen von Memphis an bis zum Katarakt an beiden Seiten des Nils erhoben, der Vernichtung anheim. Die Dekrete des Theodosius weihten, was an die heidnischen Götter und ihre Verehrung erinnerte, mit schonungsloser Energie dem Untergange. Was stehen blieb, dankte seine Erhaltung gemeinhin nur dem Widerstand, den seine Festigkeit den Zerstörern entgegenstellte.

Die moslemischen Eroberer setzten das Werk der Vernichtung fort, und erst vor wenigen Lustren wurde ihm mit einiger Entschiedenheit Einhalt gethan. Bald nachdem die Araber sich des Nilthals bemächtigt, bildeten sich Aktiengesellschaften, die, was sie in der Totenstadt von Memphis an Gräbern und Denkmälern vorfanden, durchsuchten und, that es not, oder gefiel es nur ihrem Uebermute, zerstörten, um Gold oder andre Schätze ans Licht zu ziehen. Die Säulen in älteren Moscheen wurden beinahe sämtlich aus heidnischen Tempeln, die man zu diesem Zwecke zerstörte, oder aus christlichen Kirchen genommen. In den Trümmern von Memphis fand man behauene Steine in Fülle, die man aus altem Gemäuer riß, um sie, auch wenn sie mit ehrwürdigen Inschriften bedeckt waren, über den Strom zu führen und sie bei der Erbauung der neugegründeten Stadt Fostat, aus der das spätere Kairo entstand, zu verwenden. Als Saladin die Citadelle herstellte, die diese Stadt überragt, wurde ein großer Teil der nötigen Werkstücke den Grabmälern alter Könige entnommen. Die Mamluken benutzten das Antlitz der großen Sphinx von Gise als Zielscheibe für ihre zum Glück nicht allzu zerstörungskräftige Artillerie. Noch in diesem Jahrhundert verhieß die Prophetie eines seiner Glaubensgenossen dem Mohammed 'Ali allerlei Glücksgüter, wenn er die Pyramiden vernichten

---

[1] Aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 88 (Beilage-Nummer 74), 1895.

würde. Dieser große Organisator des neuen Aegypten war indes zu klug, um ihr zu glauben; seine Nachfolger ließen es aber straflos geschehen, daß man edle Werke der alten Kunst einriß oder, bestanden sie aus hartem Granit, zerschlug, um Mühlsteine aus ihnen zu gewinnen. Marmorne Säulen und andre mit Bildwerk von der Hand griechischer Künstler geschmückte Architekturglieder wurden in Kalköfen verbrannt. Ganze Tempel, deren die Gelehrten der französischen Expedition gedenken, und andre, die Champollion noch sah, sind heute von der Erde verschwunden. Ein hübsches kleines Heiligtum zu Erment, dem wir auf unsrer ersten Nilreise begegnet waren, fanden wir wenige Jahre später nicht wieder. Es war abgerissen worden, um in die Fundamente einer Zuckerfabrik verbaut zu werden.

Seitdem Mariette in den Dienst des Vizekönigs Sa'īd Pascha trat und von dem begabten und der europäischen Kultur freundlichen Chedīw Isma'īl zum Direktor der Altertümer am Nil ernannt wurde, konnte dergleichen nicht mehr vorkommen. Gegenwärtig genießen die Denkmäler sogar des aufmerksamen Schutzes der Regierung. Dennoch sind sie keineswegs vor Schaden gesichert; wurden doch noch vor kurzem interessante Bilder und Darstellungen in dem kleineren der von de Morgan zu Saqqara neu entdeckten beiden Gräber aus dem alten Reiche während einer kurzen Abwesenheit der Wächter aufs frevelhafteste verstümmelt. Araber waren die Thäter. Leider sind es aber in unsrer Zeit recht häufig reisende Europäer und Amerikaner, sind es Mitglieder der Kreise, die nicht am letzten ein lebendiges Interesse an den Monumenten zu der Reise nach Aegypten veranlaßte, denen man darum eine pietätvolle Schonung der Monumente zutrauen darf, durch die ihnen in jüngster Zeit der schwerste Schaden zugefügt wird. Um ihre Sammlungen daheim zu bereichern oder auch nur um ein Andenken mit nach Hause zu nehmen, lassen einzelne Touristen manches bemalte Stück des Mauerbewurfes und manchen mit Reliefbildern geschmückten Stein von habsüchtigen Fellachen aus ehrwürdigen Grüften entfernen. Rücksichtslos dringen die Reisenden, die im Winter schaarenweise den Nildampfern entsteigen, mit Lichtern oder gar mit Fackeln in die unterirdischen Räume, und besonders der von jenen ausgehende Rauch ist es, der sich für die auf Stuck gemalten Bilder und Hieroglyphen verhängnisvoll erweist. Der frevelhafte Leichtsinn, mit dem eitle Reisende und ihre Damen oft ehrwürdige Bilder und wichtige Inschriften beschädigen und unlesbar machen, indem sie ihre Namen über sie hinschreiben oder gar in sie einkratzen und meißeln, ward schon oft genug mit gerechtem Unwillen verurteilt.

Wie großen Gefahren sind so alte Denkmäler ohnehin ausgesetzt! Die Zeit ist jedem Werke von Menschenhand feindlich. Die Bauten am Nil widerstanden ihr mit besonderem Glück, doch auch manchem scheinbar unverwüstlichen Heiligtum droht der Einsturz; denn die Architekten, denen so köstliches Material zu Gebote stand, die es so gut für verschiedene Zwecke auswählten und die

so geschickte Steinmetzen beschäftigten, bedienten sich unbegreiflicherweise vielfach statt metallener Baukeisen hölzerner Klammern in Gestalt von Schwalbenschwänzen, die zum Beispiel an vielen Stellen des schönen Osiristempels von Abydos schon aus den Fugen fielen. Die salzigen Stoffe, die der ägyptische Boden ausschwitzt, beschädigten in dem herrlichen Hypostyl von Esne (Latopolis) manche Inschrift. Außerdem erweist sich die Nilflut als gefährlich für die Monumente. Dem eigenartigen Doppelheiligtum von Kôm Ombo droht der Strom schon lange, es fortzureißen, und vor nicht ganz dreißig Jahren (1869) brachte die ungewöhnlich hohe Ueberschwemmung einen stattlichen Thorbau und andres starkes Mauerwerk inmitten des großen Tempels von Karnak zu Falle. Wer schützt endlich die Monumente vor der Wiederkehr eines jener Erdbeben, die sich ihnen schon mehrfach verhängnisvoll erwiesen? Einen der verhängnisvollsten Angriffe richtete jüngst die Regierung Hand in Hand mit einer englischen Gesellschaft gegen eines der edelsten Monumente des gesamten Altertums, gegen die der Göttin Isis geweihte liebliche Insel Philae mit ihren köstlichen Tempeln und lehrreichen Inschriften. Ein großes bei Assuan anzulegendes Wasserwerk sollte diese geweihte Stätte von der Erde vertilgen. Ein Schrei der Entrüstung erhob sich gegen dieses vandalische Vorhaben. Proteste von seiten der angesehensten gelehrten Gesellschaften und der erlauchtesten Geister in England, Deutschland und Frankreich fanden den Weg in das ägyptische Ministerium. Sie blieben auch nicht ungehört; denn wenn die Regierung auch nicht von der Anlage des Wasserwerkes bei Assuan zurücktritt, so soll es doch in kleineren Dimensionen, als vorher beabsichtigt gewesen war, hergestellt werden. Dadurch wird zwar der malerische Anblick der Insel schwer geschädigt, die Denkmäler werden aber vor der Vernichtung gerettet werden.

Bevor aber noch bei dieser Gelegenheit der ägyptischen Regierung vor Augen geführt wurde, wie aufmerksam die gesamte zivilisierte Welt ihr Verhalten gegen die Denkmäler beobachtet, entschloß sich der junge Chedīw Abbas II. Helmi, der Herstellung eines Werkes seine Unterstützung zu leihen, in dem alles abgebildet und dadurch dem Untergang entzogen werden soll, was sich heute noch von Denkmälern ägyptischer Herkunft am Nil und wo auch immer erhielt. Nur diejenigen Monumente, die schon in Museen und Sammlungen Unterkunft fanden, sollen unberücksichtigt bleiben.

Mr. de Morgan, der Generaldirektor der den Altertümern vorstehenden ägyptischen Behörde (service des antiquités), war es, der die Herstellung dieses großartigen Werkes anregte. Nachdem der Chedīw ihm mit der opferwilligen Wärme der Jugend die nötigen Mittel bewilligt, ging er sogleich an die Arbeit. Vier tüchtige junge Gelehrte leisteten ihm Beistand, und so konnte schon im vorigen Sommer der erste Band des auf viele Teile berechneten Riesenwerkes erscheinen: er beschäftigt sich mit sämtlichen zwischen der nubischen Grenze und Kôm Ombo erhaltenen Denkmälern. Ihre Beschreibung wird

durch Baurisse und Karten verständlich gemacht. Die wichtigsten Monumente und Bilder werden (zum Teil sogar in Farbendruck) wiedergegeben und sämtliche Inschriften aufs genaueste kopiert.[1])

Dieser erste Band gestattet vorauszusehen, was seine Nachfolger bieten werden, und dies ist von so großer Bedeutung, daß es vieles gut macht, womit sich die früheren ägyptischen Regierungen an den Denkmälern versündigten. Nicht nur dem Gelehrten, sondern jedem Freunde des ägyptischen Altertums wird mit diesem Werke ein so großes Geschenk gemacht, daß die vielen, die Aegypten selbst besuchten oder sich dafür interessieren, es uns Dank wissen werden, wenn wir ihnen einiges darüber berichten. Nach seiner Vollendung wird es nicht seinesgleichen haben. Wer es besitzt, der verfügt über alles, was sich wissenswertes aus alter Zeit im Nilthale erhielt. Was der „Catalogue" bezweckt, faßt Mr. de Morgan selbst in den folgenden Worten zusammen: „Er soll sämtliche archäologische Monumente, die jetzt noch im Nilthal, sowie in allen Gegenden, wo die Pharaonen Spuren ihrer Macht zurückließen, zu sehen sind, in sich zusammenfassen. Er soll alles enthalten, was wir vom prähistorischen Zeitalter und dem der ersten Dynastien an bis zu den letzten Resten der byzantinischen Kultur aus der Zeit kennen, in der das alte Aegypten auf immer verschwand. Aber er wird nur diejenigen Monumente in sich schließen, die man ‚Immobilien' nennen möchte, das will sagen, alle die, die man nicht fortbewegen will und kann. Die transportablen Monumente, die sich schon in den Museen befinden oder dahin gebracht zu werden bestimmt sind, sollen in einem besonderen Werk . . . behandelt werden."

Der Titel des Werkes, von dem, wie gesagt, der erste Band schon vorliegt, lautet: „Catalogue des monuments et inscriptions de l'Égypte antique", und ist, wie wir sehen werden, gut gewählt. Wir wollen seiner nur noch kurz unter dem Namen des „Catalogue" gedenken.

Zunächst soll er das obere, mittlere und untere Aegypten berücksichtigen, dann aber auch die Monumente, die sich in Nubien, auf den Oasen, am Roten Meere und — natürlich nur so weit sie ägyptischer Herkunft sind — in Asien finden. Es soll also in dem „Catalogue" nichts fehlen, was es, gleichviel wo, an feststehenden ägyptischen Denkmälern giebt. Auch von den äthiopischen Monumenten tief im Süden bis zu den Siegestafeln der Pharaonen auf der Sinai-Halbinsel und in Syrien soll nichts unberücksichtigt bleiben.

Die Pläne und Baurisse, die den ersten Band des „Catalogue" begleiten und den folgenden Teilen beigegeben werden sollen, sind nötig, damit bei jeder Inschrift bemerkt werden kann, zu welcher Stelle des Bauwerks,

[1]) Catalogue des monuments et inscriptions de l'Égypte antique. Ouvrage publié sous les auspices de S. A. Abbas II. Helmi, khédive d'Égypte par la direction générale des antiquités de l'Égypte. Vienne, A. Holzhausen. 1893.

der Gruft oder des Felsens, der sie entnommen wurde, sie gehört. Die Karten haben besonders die Felsengebirge zu beiden Seiten des Nils zu berücksichtigen, die, so weit sie das Ueberschwemmungswasser nicht berührt, noch nicht genau (kartographisch) aufgenommen wurden. Sie sind dem Benutzer des „Catalogue" nötig, um die Stellen aufzufinden, an denen man auf dem Boden der Wüste Denkmäler aus alter Zeit oder Felseninschriften entdeckte.

Was nun die Wiedergabe der Denkmäler in ihrer Gesamtheit angeht, so wirft sich zunächst die Frage auf, ob sie in der That einem Bedürfnis entspricht, da wir ja schon gute Publikationen der wichtigsten Monumente besitzen. Dennoch muß sie mit einem entschiedenen „Ja" beantwortet werden. — Wenn nämlich die früheren Veröffentlichungen auch den Zweck erfüllen, die Inschriften und Darstellungen, die sie wiedergeben, zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen und sie, jeder Beschädigung ihrer Fundstätten zum Trotz, auf die Nachwelt zu bringen, so sind sie doch von sehr verschiedenem Wert, und man wird auch manches Wichtige vergeblich in ihnen suchen. Dazu ist ihre Anschaffung und Benutzung mit großen Kosten und Schwierigkeiten verbunden. Um sich über den gesamten Denkmälerschatz, soweit er veröffentlicht wurde, zu unterrichten, bedarf es einer ganzen Bibliothek, deren Anschaffung nicht nur den meisten Privatleuten, sondern auch den Büchereien unmöglich ist, die nicht zu den größten und besonders reich bemittelten gehören. Auch nur die wichtigsten dieser Werke mit nach Aegypten zu nehmen, verbietet sich für den Forschungsreisenden aufs entschiedenste, da sie zusammen sehr viele Zentner wiegen und einen so großen Raum einnehmen, daß sie sich in der Kajüte der Dahabîje nur schwer und in der Kabine eines Nildampfers gar nicht unterbringen lassen. Um sie mit sich durch die Wüste zu führen, würde es mehrerer Kamele bedürfen.

Das erste Werk, welches das ägyptische Altertum erschloß, die „Description l'Égypte", wurde von den Gelehrten hergestellt, welche die Expedition des ersten Konsuls Bonaparte nach Aegypten begleiteten. Die besten Kräfte Frankreichs beteiligten sich im Anfang dieses Jahrhunderts an seiner Vollendung. Hingebender und tüchtiger Gelehrtenfleiß, gewissenhafte Mühewaltung und große Opferwilligkeit vereinten sich, um es zu der Musterleistung zu machen, als welche es damals bezeichnet werden durfte. Unter kriegerischen Verhältnissen wurde der in Aegypten selbst herzustellende Teil der Arbeit vollendet, und doch sind viele ihrer Abschnitte auch heute noch wertvoll. Aber gerade derjenige Teil, den der „Catalogue" ins Auge faßt, ist, wenn man von den Ansichten der Denkmäler, von den Plänen und Karten absieht, vielfach unbrauchbar geworden. Besonders die Inschriften sind größtenteils nur noch zum Zweck der Vergleichung mit späteren Kopien zu verwenden, da denjenigen, die sie herstellten, die Bedeutung der Zeichen, die sie nicht abschrieben, sondern abmalten, noch unverständlich war. Die Entzifferung der Hieroglyphen sollte

erst zwanzig Jahre nach dem Aufbruch von Aegypten gelingen. Es standen auch den Gelehrten der französischen Expedition die Hilfsmittel, die uns heute zu Gebote stehen, noch nicht zur Verfügung: der Bürstenabklatsch, die Photographie, das Magnesiumlicht ꝛc. So ist denn die Wiedergabe der Inschriften in der „Description de l'Égypte" beinahe ganz unbrauchbar geworden.

Die großen Publikationswerke, die aus der Ausbeute der Expedition Champollions und seines italienischen Fachgenossen und Reisegefährten Rosellini nach Aegypten — getrennt voneinander — entstanden, enthalten viel Wertvolles, da beide Gelehrte schon der Bedeutung der Zeichen Rechnung zu tragen verstanden; doch wird viele ihre Größe und ihr Gewicht verhindern, sie mit auf die Reise zu nehmen.

Die genaueste und schönste aller bisher erschienenen Wiedergaben ägyptischer Monumente ist das große Denkmälerwerk, das Richard Lepsius herausgab. Es enthält die Ausbeute seine 1842—49 unter den Auspizien Friedrich Wilhelms IV. von Preußen unternommenen Expedition nach Aegypten. Bunsen und Alexander von Humboldt hatten den mit warmem Interesse für die Wissenschaft beseelten König bestimmt, die Kosten, die dieses Unternehmen und die Veröffentlichung seiner Resultate erforderten, auf sich zu nehmen. Sie stellten sich sehr hoch, denn allein die Herausgabe des Denkmälerwerkes beanspruchte mehr als hunderttausend Thaler; doch hatte er Grund, sich dieses Opfers zu freuen; sollte es doch ihm und seinem Lande reiche Ehre eintragen und der Wissenschaft zum allerhöchsten Nutzen gedeihen; denn das Lepsiussche Denkmälerwerk ist ein Corpus inscriptionum, das an Großartigkeit, an Reichhaltigkeit, an Genauigkeit und Eleganz jedem andern voransteht. Bis auf den heutigen Tag ist es eines der wichtigsten Hilfsbücher für das Studium des ägyptischen Altertums. Mit der Fülle der Texte und Darstellungen, die es umschließt, ist es eine noch lange nicht erschöpfte Fundgrube für den Sprach- und Geschichtsforscher, den Archäologen und Kulturhistoriker. Die landschaftlichen Bilder, die Karten, Risse und Pläne sind so schön wie genau. Es umfaßt 894 Tafeln in einem Folioformat von solcher Höhe und Breite, daß Auguste Mariette uns einmal sagte, um dies Werk zu benutzen, bedürfe man eines Korporals mit vier Soldaten. Dies Format ist denn auch der einzige bemerkenswerte Fehler des großartigen Werkes, das für sich ein mehrere Lasttiere erforderndes Reisegepäck bilden würde.

Bedenkt man, daß Lepsius die freundlichste Unterstützung des Vizekönigs Mohammed 'Ali und der ihm untergebenen Behörden fand, daß es ihm überall Ausgraber unter billigen Bedingungen auszuheben vergönnt war und daß seine Vorgänger noch verhältnismäßig wenig von dem zu Tage liegenden inschriftlichen Material veröffentlicht hatten, so muß man freilich bekennen, daß ihm die denkbar günstigsten Bedingungen zur Seite standen. Dazu war er der erste,

der die Methode des Abklatsches in großem Maßstabe durchführte. Sie, die jetzt von allen Gelehrten benutzt wird, die in den Stein gegrabene Inschriften zu kopieren wünschen, wird auch für den „Catalogue“ Verwendung finden und hat sogar vor der Photographie einige Vorzüge voraus. — Wessen man für die Herstellung des Abklatsches bedarf, ist in Aegypten zu haben: gewöhnliches Löschpapier, ein Schwamm, eine Bürste und Wasser. Das angefeuchtete Löschpapier klopft man mit Hilfe der Bürste auf die zu kopierenden Inschriften oder Darstellungen. In getrocknetem Zustand giebt der Abklatsch das Original so treu wieder, wie der Siegellack das Wappen, das man in ihn eindrückt. Er gestattet auch, die dem Vorbild kongruente Kopie daheim in Muße und mit aller Sorgfalt zu benutzen. Das Berliner Museum bewahrt die Lepsiusschen Abklatsche als kostbaren Schatz, der in fraglichen Fällen die veröffentlichten Texte mit jenen zu kollationieren gestattet.

Aus dem Lepsiusschen Denkmälerwerke werden die Hersteller des „Catalogue“ besonders da, wo seit der Heimkehr der preußischen Expedition beschädigt ward, was diese noch unverletzt vorgefunden hatte, reichen Gewinn ziehen.

Es könnte sich nun auch fragen, ob es nicht richtig wäre, was diese Tafeln und die späteren genauen Publikationen andrer Gelehrten an Inschriften enthalten, zu übergehen und sich im „Catalogue“ mit dem Hinweis auf sie zu begnügen; doch würde man damit, wie wir sehen werden, eine seiner wichtigsten Bestimmungen aufs empfindlichste schädigen. Dieses Riesenwerk muß eben alles in sich schließen, was ägyptische Denkmäler an Darstellungen und Inschriften zeigen, wenn es seinem Hauptzwecke entsprechen soll, für den reisenden Gelehrten die Menge der früheren Publikationen entbehrlich zu machen.

Führt dieser den „Catalogue“ bei sich und steht in Aegypten selbst einer Inschrift gegenüber, von der er nicht weiß, ob sie schon veröffentlicht wurde, wird dies Werk ihn der Mühe entheben, die große Zahl der früheren Publikationen durchzusuchen, von denen sich viele in Zeitschriften und kleinen, nur in wenigen Exemplaren gedruckten Monographien zerstreut finden, die ihm am Nil auch unter den günstigsten Umständen unerreichbar wären. Und der „Catalogue“ wird das Reisegepäck nicht allzuschwer belasten; denn man gab ihm ein handliches Format (34:28 Centimeter). Auch beim Druck des ersten Bandes, der dennoch deutlich und nicht allzu klein ausfiel, und bei der Wiedergabe der Bilder und Inschriften war man auf Raumersparnis bedacht. Ebenso wird man es bei den andern Teilen halten, damit ihre Zahl und das Gewicht des Ganzen möglichst gering bleibt. Der Reisende braucht ohnehin nur diejenigen Teile mit sich zu führen, die sich auf die Regionen oder Monumente beziehen, denen er seine Aufmerksamkeit zu schenken wünscht; denn jede Landschaft und jedes Denkmal wird besonders behandelt werden.

Der erste Band beginnt mit Oberägypten, und zwar mit seinem südlichsten Teile von der nubischen Grenze an bis Kôm Ombo. Was sich in der Gegend des ersten Katarakts an Denkmälern und Inschriften vom alten Reiche an bis in die frühen Anfänge des christlichen Lebens vorfindet, wurde hier von Mr. de Morgan und seinen Gehülfen veröffentlicht. Dabei findet sich neben dem schon früher Bekannten manches Neue, was bisher der Forschung entging.

Besonders Wichtiges wurde in Photographie wiedergegeben und sogar, wo es darauf ankam, der Farbendruck zu Hilfe gerufen. Die frühe christliche Freske aus dem längst verfallenen Kloster des heiligen Simeon bei Assuan, das hier zuerst nach genauen Untersuchungen in die Wissenschaft eingeführt wird, kommt so zur vollen Geltung.

Schon die meisten jüngeren Publikationen erschienen übrigens in kleinerem Folio. Sie erstreben und erreichen auch größtenteils eine Genauigkeit, um derentwillen man es bedauern möchte, wenn sie durch den „Catalogue“ völlig verdrängt werden würden. Die mühevolle und an schweren Opfern reiche Arbeit, die auf sie verwandt wurde, wird indes schon darum keineswegs vergeblich gewesen sein, weil auch den Herstellern des „Catalogue“ Menschlichkeiten begegnen können. Die Fehler, die sie — im ersten Bande fanden wir nur wenige, kaum bemerkenswerte Versehen — begehen, werden mit Hilfe der älteren Kopien zu verbessern sein, und wo es neu entstehende Lücken auszufüllen giebt, wird man überall auf die früheren Publikationen zurückgreifen müssen. Einzelnen Inschriften gegenüber werden die Herausgeber sich wahrscheinlich sogar der Herstellung neuer Kopien begeben und sich mit der Wiedergabe von schon vorhandenen begnügen. Mr. de Morgan würde es zum Beispiel schwer fallen, den Mann zu finden, der Willens wäre, zum zweitenmal das größte der Privatgräber in Aegypten, das des Patuamenap, auszukopieren. Der leider im Februar des vorigen Jahres (1894) verstorbene ausgezeichnete Aegyptolog Johannes Dümichen in Straßburg unterzog sich dieser furchtbaren Arbeit, vor welcher der Schreiber dieser Zeilen und Ludwig Stern mit ihm schon am zweiten Tage zurückschraken. Es ist diese Gruft, in der, wie in allen unterirdischen Räumen in der geographischen Breite von Theben, eine Wärme von einigen zwanzig Grad Réaumur herrscht, die Heimat vieler Tausende von Fledermäusen, die hier bei Tage lichtschen an den Decken und Wänden der Gänge, Säle und Kammern hängen und erst nach Sonnenuntergang ausfliegen, um sich am Nil zu tränken und Mücken, ihr Abendmahl, zu erjagen. Der Geruch, mit dem sie diese Gruft erfüllen, ist auf längere Zeit schwer zu ertragen, und wenn die Lichter, deren der Kopist bedarf, sie aufscheuchen, wenn sie ihn zu Hunderten umkreisen, ihm an den Kopf und in das Gesicht fliegen und er sich beim Schreiben und Zeichnen genötigt sieht, diese aus dem Bart zu ziehen und jene aus den Falten des Kopftuches zu lösen, in das sie sich

festkrallte, dann wird die Arbeit zur Qual. Uns zwang der vor Widerwillen in Aufruhr geratene Magen, sie aufzugeben. Andern Kollegen erging es ebenso, bis in Johannes Dümichen der Held erschien, der all diesen Schrecknissen während langer Wochen erfolgreich die Stirn bot. Die warme Begeisterung, mit der er diese widrigste aller Aufgaben in Angriff nahm, daneben aber auch kluge Vorsichtsmaßregeln verliehen ihm die Kraft, diese echte Heldenthat zu Ende zu führen. Er, dessen herrlicher langer Bart die Araber veranlaßt hatte, ihn Abu daqn, „Vater des Bartes“ zu nennen, verband sich das Haupt mit Tüchern, und nachdem auch sein Geruchssinn ein Veto gegen die Zumutungen eingelegt hatte, die ihm hier gestellt wurden, kam er auf den Gedanken, sich während der Arbeit Orangenschalen vor dem Mund zu befestigen, und diese Maßregel beschwichtigte sein Widerstreben.

Dümichens That ersparte seinen Nachfolgern solches Martyrium; denn jene Kopien werden nur noch an wenigen fraglichen Stellen mit den Originaltexten zu vergleichen sein. Das nämliche gilt für seine andern vortrefflichen Publikationen, und ebenso für die Burtons, Greenes, de Rougés, Mariettes, Brugschs, von Bergmanns, Navilles, Golenischews, Griffiths, Piehls, Schiaparellis. Es ist auch für diejenigen gültig, mit denen die Abgesandten des englisch-amerikanischen Egypt exploration fund und die Gelehrten, die dem französischen Archäologischen Institut zu Kairo angehören, die Wissenschaft in stattlichen Bänden von ansprechender Größe beschenkten.

Der zu bewältigende Stoff ist ungeheuer, und die Zahl der herzustellenden Tafeln wird ihm entsprechen, zumal der Herausgeber verheißt, wo das paläographische Interesse es empfiehlt, die Inschriften, wenn auch natürlich in verjüngter Gestalt, zu faksimilieren.

Was Jahr für Jahr, seitdem Lepsius Aegypten bereiste, an neuem Material brachte, kann hier nur angedeutet werden. Zunächst waren es die Ausgrabungen Mariettes, die große Denkmälergruppen dem Sande entzogen oder, indem er sie von störenden Eindringlingen befreite, der Forschung zur Verfügung stellten. Seine letzten Stunden verschönerte noch (1881) der Bericht, daß die ersten Pyramiden, deren Innenräume mit Hieroglyphentexten bedeckt waren, eröffnet worden wären.

Gaston Maspero, der hervorragendste Aegyptolog Frankreichs, dem er die gute Kunde verdankte, wurde sein Nachfolger in der Stellung des Vorstehers der Denkmäler in Aegypten. Systematisch und nach einer strengeren wissenschaftlichen Methode als sein glücklicher und findiger Vorgänger setzte er die Grabungen fort, und wie Mariette den herrlichen Tempel von Edfu von dem Fellachendorfe befreite, das sich in ihm eingenistet hatte, säuberte er das schöne und ältere Heiligtum von Luksor von den Arabern jeden Standes, ihren Häusern und Ställen, die seine Säle und Kammern eingenommen und unzugänglich gemacht hatten. Unter seinem Regiment wurde die Felsenhöhle bei Der-

el-bahri entdeckt, in die man die Särge und Mumien der größten Herrscher, von denen die ägyptische Geschichte erzählt, vor den Räubereien der Gräberdiebe sichergestellt hatte. So kamen — welch ein Hohn der Schickung! — die Leichen der berühmtesten und mächtigsten Pharaonen, die auf Erden als Vertreter und Söhne des Sonnengottes der unterwürfigen Verehrung eines großen Volkes genossen hatten, als numerierte „Museumsstücke“ in die Antiquitätensammlung des Chedīw. Bedeutende Ergebnisse lieferte die Thätigkeit Masperos auch in den Totenstädten von Saqqara und Achmīm. Er war es ferner, der das Institut zu Kairo begründete, in dem jüngere Aegyptologen und andere Orientalisten Aufnahme und die günstigsten Arbeitsbedingungen finden. Die „Mémoires“, die sie herausgeben, enthalten jetzt schon eine Fülle von wertvollen Arbeiten, zu denen auch Publikationen besonders wichtiger Inschriften gehören. Von glücklichen äußeren Verhältnissen begünstigt, schöpfen sie gleichsam die Sahne von der Milch ab.

Während Mariette eifersüchtig bedacht gewesen war, Fremde von den Ausgrabungen fernzuhalten, die er als sein Monopol betrachtete, und es doch geschehen lassen mußte, daß bescheidene Reisende, die auf sich selbst gestellt, das Nilthal durchzogen und die Denkmäler studierten, ihm des Wichtigsten viel vorwegnahmen, gab Maspero, weitersehend, Aegypten unter gewissen Bedingungen auch fremden Ausgrabern frei. Die Wissenschaft zu fördern, hielt er für die vornehmste seiner Pflichten, ohne doch die Interessen des Museums zu vergessen, dem er vorstand. Großherzig gestattete er darum denjenigen, auf eigne Hand und Kosten Ausgrabungen vorzunehmen, die sich verpflichteten, von den durch sie gehobenen monumentalen Schätzen seiner Sammlung zu überlassen, was ihm willkommen für ihre Vervollständigung erschien. Weitaus das meiste überließ er ihnen für ihre heimischen Museen. Auch gestattete er ihnen die wissenschaftliche Verwertung ihrer Arbeit.

So begann unter ihm die Thätigkeit des englisch-amerikanischen „Egypt exploration fund“ an verschiedenen Stellen des Delta und besonders an Stätten, die zu der biblischen Landschaft Gosen gehört haben konnten, in der griechischen Handelsniederlassung Nautratis, im Fajjūm, in Siut und Theben. Was der treffliche Naville in Gosen (Pithom, Tell-el-Maschuta, Bubastis ꝛc.) und in Theben, was der unermüdliche Flinders Petrie zu Tanis, im Fajjūm und in der Pyramidenregion von Memphis zu Tage förderte — es gehörten dazu die Reste zweier merkwürdiger von der Erde getilgter Städte —, ward in handlichen Bänden verwertet. Alles an Inschriften der Mitteilung Werte und an Denkmälern der Nachbildung Würdige, ward in ihnen publiziert, dargestellt, beschrieben und behandelt. Zu diesen Bänden gesellte sich als erste Frucht der unter Leitung des tüchtigen englischen Aegyptologen Griffith arbeitenden „Archaeological survey of Egypt“ das von E. Newberry hergestellte schöne, zweibändige Werk, das sich mit den Grüften von Beni Hasan,

die an Darstellungen aus dem Privatleben der alten Aegypter so reich sind, beschäftigt.

Mr. Grébaut, der Nachfolger Masperos, schloß sich den Grundsätzen seines als Gelehrter bedeutenderen Vorgängers an und gab die Ausgrabungen unter den nämlichen Bedingungen wie dieser den Berufenen aus allen Nationen frei. Mr. Grébauts hervorragendste Thaten sind die Endeckung der Särge der Oberpriester des Amon im Abhang des Westberges im Hintergrund der Totenstadt von Theben und die Ueberführung der Schätze des Museums von Bulak in den Palast von el-Gize. Dort konnte dadurch diese großartigste aller Sammlungen ägyptischer Altertümer eine ihrer würdige Aufstellung finden, auch ist sie nunmehr vor der Gefahr beschützt, von der Ueberschwemmungsflut beschädigt oder vernichtet zu werden.

Damit gewann sich das neue um das alte Aegypten ein hohes Verdienst, weit größer aber noch ist die Gabe, die Mr. Grébauts Nachfolger, de Morgan, ihm zu widmen gedenkt. Von den prächtigen Goldfunden, die es ihm zu machen gelang, waren die Zeitungen voll. Tausendfach wichtiger für die Wissenschaft ist indes der „Catalogue“, der alles in sich zu vereinigen und auch für spätere Geschlechter sicherzustellen verheißt, was die steinernen Folianten der ägyptischen Denkmälerwelt als Zeugen einer vergangenen hohen und eigenartigen Kultur in Schrift und Bild auf uns Spätere brachten. Der vorliegende erste Teil, dessen wir schon gedachten, erfüllt alles, was der Herausgeber in dem dem Werke vorausgehenden Prospekte versprach. Mit besonderer Anerkennung müssen wir des die Inschriften, die Bilder, Pläne und Karten begleitenden Textes gedenken. Er begnügt sich mit der Beschreibung des Dargestellten, des Herganges der Untersuchungen und Aufnahmen, und macht den Leser mit den notwendigen historischen Daten und den architektonischen, geologischen und mineralogischen Besonderheiten der Denkmäler und Gegenden bekannt, die der „Catalogue“ behandelt. Der Uebersetzung und Erklärung der Inschriften enthält er sich mit lobenswerter Bescheidenheit. Diese Arbeit durfte er den Fachgenossen daheim überlassen. Sie werden sie in der Bibliothek unter günstigeren Bedingungen lösen als unterwegs; Mr. de Morgan und seine Gehilfen aber werden nun schnell mit ihrer ohnehin ihre ganze Zeit und Kraft beanspruchenden Thätigkeit fortfahren können. Ein wohlgetroffenes Bild am Anfang des ersten Bandes zeigt das hübsche, kluge und offene Gesicht des jungen Chedīw, der die Mittel zur Herstellung dieses in seiner Art einzigen Werkes gewährt. Sind die Denkmäler auch unter der Regierung dieses Herrschers sorgfältig vor Beschädigungen durch menschliche Hände beschützt, so kann die Denkmäler doch keine irdische Macht vor einem jener feindlichen Eingriffe der Natur sicherstellen, deren wir gedachten. Welche Höhe der Nil aber auch erreicht, wie mächtige vulkanische Gewalten und wie wilde Stürme auch die ohnehin vielfach dem Einsturz nahen ehrwürdigen Monumente aus

der Pharaonenzeit erschüttern mögen, wir werden es ruhiger mit ansehen können, sobald der „Catalogue“ vollendet vorliegt — das großartige Geschenk, welches das neue Aegypten, sein junger, auch höheren Interessen zugewandter Beherrscher und sein thatkräftiger Berater auf diesem Gebiete, Mr. de Morgan, dem alten darzubringen unternehmen. Möge seine Vollendung nicht an jenen „unerwarteten Hindernissen“ scheitern, die nirgends leichter eintreten, als in dem an Wundern und Ueberraschungen so reichen Aegypten.

Die Ausgrabungen in Aegypten und die deutsche Aegyptologie.

Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue“.[1])

Sie sprechen Ihre Freude über die vielen wertvollen neuen Publikationswerke aus, die es auch dem Gelehrten daheim bald gestatten werden, den gesamten Inschriftenschatz zu verwerten, der sich auf den Denkmälern in Aegypten erhielt. Sie rühmen den Fleiß und die Opferwilligkeit, mit der viele der in diesen Werken behandelten Denkmäler von Schutt befreit wurden und geben der Bewunderung über die Kunst und das Glück der Männer Ausdruck, deren Grabungen in den letzten Lustren versunkene Städte, verschüttete Gräber und Bauten, sowie Schätze teils von hoher kulturhistorischer Bedeutung, teils von beträchtlichem materiellem Wert ans Licht zogen. Besonders rühmenswert erscheint Ihnen die Schnelligkeit, mit der das Gewonnene der Wissenschaft zur Verfügung gestellt wird, und die so handliche wie übersichtliche Form, deren man sich bei der Veröffentlichung dieser Werke bedient. Endlich aber erheben Sie, tief verstimmt, die Frage, wie es kommt, daß sich der Name keines deutschen Aegyptologen auf dem Titel dieser wichtigen Arbeiten findet, und die andre, die allerdings wie von selbst aus dieser Wahrnehmung hervorgeht, ob die ägyptologische Forschung in unserm Vaterlande so weit zurückgegangen sei, daß sie sich von der Thätigkeit auf ägyptischem Boden habe ausschließen lassen müssen.

Mit einer gewissen Wehmut dürfen wir uns allerdings der Zeit erinnern, in der Lepsius' „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien“ für das jede ähnliche Leistung an wissenschaftlicher Bedeutung weit überbietende Muster einer glücklichen Verwertung der Monumente am Nil angesehen und bewundert wurde, und in der Dümichens feuriger Eifer uns mit ausgezeichneten Publikationen und darunter auch mit solchen beschenkte, vor deren Herstellung der Mut und die Widerstandskraft der übrigen Fachgenossen zurückgewichen wäre. Wenn die Deutschen es aber auch andern überließen, am Nil Lorbeeren zu ernten, so

---

[1]) Aus der „Deutschen Revue“ 1895.

stehen unsre Aegyptologen darum doch — zu Ihrer Beruhigung sei es vorwegnehmend bemerkt — hinter denen keines andern Volkes zurück.

Gestatten Sie mir nun, die Frage näher ins Auge zu fassen, inwieweit der Wunsch berechtigt ist, auch die deutsche Aegyptologie an der Arbeit in Aegypten selbst zu beteiligen.

Was der Aegyptolog dort gewinnen kann, ist zunächst eine Fülle von Anschauungen, die sich daheim nicht erwerben lassen, und zweitens ein leichteres Fortschreiten bei der Erlernung der arabischen Sprache. Drittens ist es ihm am Nil vergönnt, die zu Tage liegenden Denkmäler unmittelbar auf sich wirken zu lassen, sie mit voller Unbefangenheit zu studieren und zu würdigen, an den Inschriften, die sie bedecken, das Auge zu üben und unter ihnen eine Nachlese zu halten, die dem Vorgeschrittenen auch mancherlei Neues zuführen kann. Viertens darf er wünschen, sich als Ausgräber thätig zu erweisen. Bei dieser Gelegenheit wird er, wenn das Glück ihn begünstigt, Entdeckungen machen, die ihm selbst zum Ruhme, seiner Wissenschaft zum Vorteil und seinem Volke zur Ehre gereichen.

Ich verstehe darum recht wohl Ihren Verdruß über die Wahrnehmung, daß der Deutsche sich gegenwärtig von dieser Art der Thätigkeit fern hält. So bedauerlich es nun aber auch sein mag, daß unsre Landsleute, wenn sie überhaupt nach Aegypten gelangen, bei der Ausübung der oben erwähnten Thätigkeiten daselbst unter weit ungünstigeren Umständen arbeiten als besonders die Franzosen, beklage ich es dennoch keineswegs, daß sie in der letzten Zeit nur einen verschwindend geringen Anteil an den Ausgrabungen nahmen.

Wohl mag es Sie befremden, daß gerade ich, der mit besonderem Eifer für die Mitwirkung auch der deutschen Aegyptologie an jeder wissenschaftlichen Arbeit in Aegypten eintrat, [1]) mich zu solchem Zurückweichen bequeme; ich werde aber bis auf weiteres dennoch an dieser Entsagung festhalten müssen. Uebrigens glaube ich auch in dieser Hinsicht Ihrer Zustimmung gewiß zu sein, wenn sie Georg Schweinfurths sorgenvollem Mahnruf das Ohr liehen, den er mittels eines offenen Briefes an Ad. Erman [2]) an alle Beteiligten richtet.

Er bezieht sich auf das Zuviel und die leichtsinnige Art und Weise der Ausgrabungen, die in den letzten Jahren in Aegypten vorgenommen wurden.

Besonders als Naturforscher erhebt er die Stimme gegen das Treiben der Unberufenen, die gegenwärtig am Nil den Spaten führen, und welcher Aegyptologe möchte Schweinfurth nicht beistimmen, wenn er ihn die Art der Thätigkeit dieser Leute, sowie das System verdammen hört, das sie gewähren läßt, statt ihnen mit ernster Entschiedenheit das Handwerk zu legen.

---

[1]) Ein deutsches Institut für Orientalisten zu Kairo. Beilage der „Allgemeinen Zeitung", 24. Mai 1887 Nr. 143 S. 2089 ff. Vgl. S. 289 dieses Bandes.

[2]) Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde. 1895. S. 32 ff. Brief des Herrn Professors Dr. G. Schweinfurth an den Herausgeber.

Die Hast, mit der gegenwärtig gegraben wird, wo auch immer es sich hoffen läßt, auf kostbare Fundstücke zu stoßen, verdient das Brandmal, das er ihr aufdrückt.

„Unsre schnelllebige Zeit," sagt er, „scheint es besonders eilig zu haben mit gänzlicher Aufräumung der ägyptischen Altertümer, auf diesem Gebiet tabula rasa zu machen, damit späteren Generationen ja nichts mehr zu erforschen übrig bleibe. Die späteren Generationen aber werden ganz andre Anforderungen an die Methoden der Forschung stellen, werden Gesichtspunkte in den Vordergrund bringen, von denen sich die heutige Schulweisheit nichts träumen läßt; sie werden uns aber für den Verlust der durch das Zerstörungswerk von heute für immer verloren gegangenen Forschungsobjekte verantwortlich machen und unsrer Epoche den Vorwurf eines unter der Marke der Wissenschaftlichkeit betriebenen Vandalismus nicht ersparen."

Dieser wohlbegründete Vorwurf bezieht sich natürlich nicht auf die Grabungen, wie sie Flinders Petrie, Naville und de Morgan an vielen Stellen unternahmen. Methodisch gingen diese Gelehrten vor, berücksichtigten und verzeichneten alles Gefundene und sorgten für seine Veröffentlichung und wissenschaftliche Verwertung. Wie groß aber gerade auf diesem Gebiet die Gefahr ist, durch schnelles Zusammenraffen in der Gegenwart die Zukunft zu schädigen, hat bereits die Vergangenheit erwiesen.

Schweinfurth weist mit Recht auf die Zeit hin, in der niemand bei Grabungen auf die Pfahlbauten, die Knochen in den Höhlen oder auf die Kieselsplitter achtete, deren Bedeutung für die Forschung erst später erkannt wurde. Für Aegypten selbst beklagt er besonders die Oberflächenzerstörung, die sich für spätere topographische Untersuchungen und Messungen verhängnisvoll erweisen wird.

Die Faust ballt sich auch mir, wenn ich höre, daß im letzten Jahre allein auf dem Totenfelde von Memphis an zwanzigtausend Schürfungen vorgenommen wurden. Was will dagegen die Thätigkeit der Aktiengesellschaften besagen, die, wie Abdul-Latif berichtete, die gleiche Nekropole durchsuchen ließen, um Gold und Silber zu finden? Daneben widersteht es auch unserm Gefühl, wenn wir hören, wie man die menschlichen Knochen, die man aus den geöffneten Grüften gerissen hatte, über den Boden zerstreut umherliegen ließ, ohne das Grab wieder zu schließen oder die Reste von Männern und Frauen mit Sand zu bedecken, denen nichts wärmer am Herzen gelegen hatte, als ihren vergänglichen Resten eine unantastbare Ruhestätte zu bereiten. Mag diese Rücksicht sentimental nennen, wer will; mir erscheint sie nur menschlich.

Den handgreiflichsten Nachteil bringt sicherlich die Zerstörung oder Mißachtung des naturwissenschaftlichen Untersuchungsmaterials. Während es der aufmerksamsten Beachtung wert ist, werfen es die nach gewinnbringenden Fundstücken lüsternen Bodendurchwühler mit größter Nichtachtung beiseite. Diese

Erfahrungen aber zwingen zu der Forderung, daß niemand in Zukunft den Spaten führen darf, der sich nicht zu eigen machte, was der ausgezeichnete Botaniker und Reisende über die Bedeutung der Knochen des Haustieres, des jagbaren Wildes und ihrer Fundstätten, sowie über die Wichtigkeit der vegetabilischen Ueberbleibsel lehrt, aus denen sich schon infolge seiner eignen und der Untersuchungen Flinders Petries, Ungers, V. Lorets, F. Woenigs und so weiter manche überraschende Auskunft ergab.

„Wie wichtig!“ ruft Schweinfurth aus, „wäre es, um nur ein Beispiel anzuführen, gelänge es, aus einer der älteren Perioden ein Reis- oder ein Sorghumkorn zu ermitteln, etwa einen Faserrest von ausgekautem Zuckerrohr und so weiter.“

Wie ernst, fügen wir hinzu, frühere Ausgräber, und unter ihnen noch Lepsius und Mariette, auch stets gewillt waren, der Wissenschaft nach jeder Richtung hin zu dienen, waren sie doch noch nicht zur Erkenntnis gelangt, wie wichtige, von der bildenden Menschenhand unberührte Stücke mit dem Schuttstaube, den die Fellachen als Dünger hochschätzen, fortgeworfen werden können. Jetzt wissen wir es und denken mit Bedauern der naturhistorischen Untersuchungsobjekte und mit noch größerem der geschriebenen Dokumente, die mit ihm auf die Felder geworfen und der Forschung entzogen worden sind. Auf Schriftstücke, sollte man denken, wäre die Aufmerksamkeit auch früherer gelehrten Ausgräber gerichtet gewesen. Dies war allerdings sehr entschieden der Fall, seitdem die Zeit hinter uns liegt, in der die Araber ganze Papyrusrollen verbrannten, um sich an dem Duft des Rauches zu ergötzen, der, während sie in Asche zerfielen, von ihnen ausging. Damit ist es — dank der französischen Expedition unter dem General Bonaparte — schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts vorbei. Jetzt kennt auch der Fellah nur zu gut den materiellen Wert einer Handschrift; wer aber die formlosen zusammengeballten Papyrusstücke sah, die sich unter den Kehricht von Krokodilopolis-Arsinoë mischten, der wird begreifen, daß sie anfänglich auch der Aufmerksamkeit der Gelehrten entgehen und fortgeworfen werden konnten. Erst nachdem man sie mit Hilfe eines mühevollen Verfahrens auseinander gerollt hatte, erkannte man den Stoff, aus dem sie bestehen, und die oft so wichtigen schriftlichen Mitteilungen, die sie bedecken. Auch auf die Scherben hatte man wenig acht, wenn sie nicht beschrieben oder bemalt waren; jetzt aber kann auch das kleinste Bruchstück eines zerbrochenen Gefäßes dem Historiker wichtige Dienste leisten. Der unberufene Ausgräber schleudert sie beiseite; sind ihm doch die Schriften unbekannt oder unverständlich, aus denen sich ersehen läßt, wie wichtige Aufschlüsse die Töpferarbeiten, die man zum Beispiel zu Tell el-Amarna fand und die zur Gattung der mykenischen Keramik gehören, der Forschung gewährten.

Voll und ganz wird sich darum jeder, dem es am Herzen liegt, daß die Reste einer schönen und eigenartigen Kultur, die der Boden Aegyptens so lange

und mit wunderbar konservierender Kraft dem Los alles Irdischen entzog, nicht leichtsinnig verzettelt oder vernichtet werden, sondern der Wissenschaft als wichtiges Hilfsmaterial erhalten bleiben, den Forderungen Schweinfurths anschließen. Adolf Erman leiht ihnen bestimmtere Formen, indem er verlangt, daß dem Treiben der unberufenen Ausgräber ein Ende gemacht werde. In Zukunft, wünscht er, soll nur noch in solchen Fällen die Erlaubnis zu Grabungen gegeben werden, wo volle Sicherheit für die genauste Beobachtung und Aufnahme aller Funde — auch der unscheinbaren — und für die baldige und eingehende Veröffentlichung der Ausgrabungen vorliegt. Das gegenwärtige Ausgrabungswesen nennt er mit vollem Recht einen „Notstand". „In keinem Lande der antiken Kultur," sagt er, „ist in den letzten vierzig Jahren ein derartiger wissenschaftlicher Raubbau — und zwar von Angehörigen aller Nationen — getrieben worden wie in Aegypten."

Ganz ohne Schuld sind wir Deutschen bei diesem frevelhaften Treiben auch nicht geblieben. Sorglos nahmen vielmehr auch einige unsrer Landsleute kleinere Ausgrabungen vor, deren Verlauf leider nie eingehend veröffentlicht wurde, die nicht zu rechtfertigen sind, wenn sie auch gewöhnlich mit dem Wunsche, die Wissenschaft zu fördern, ausgeführt wurden und manches wertvolle Altertum in die Heimat führten.

Möge uns wie den Mitgliedern aller andren Nationen die den ägyptischen Denkmälern vorgesetzte Behörde das Ausgraben für die nächsten Lustren verbieten, oder es nur unter den von Erman angegebenen Einschränkungen gestatten. Sie würde sich damit den Dank eines jeden erwerben, der weiter sieht als bis morgen. Mit Erman meine auch ich, daß es eben kein Unglück wäre, wenn infolge eines weniger sorglosen Gehenlassens der ägyptischen Behörden auf diesem Gebiet wesentlich weniger gegraben und gefunden werden sollte. Steht doch unsrer Wissenschaft zur Zeit Material genug zur Verfügung, das einer sorgfältigen Verarbeitung bedarf.

Außerdem setzt Herr von Morgan, der es auf sich nahm, unter den Auspizien des jungen Chedîw Abbas Helmi ein Denkmälerwerk herzustellen, das kaum seinesgleichen haben möchte, seine Thätigkeit fort. Unter dem Namen eines „Catalogue des monuments et inscriptions de l'Égypte antique" soll es in Abbildungen, Plänen und Kopien alles auf die Nachwelt bringen, was sich an Denkmälern, Darstellungen und Inschriften aus alter Zeit in Aegypten erhielt. Die beiden ersten vorliegenden schnell hintereinander erschienenen Bände beweisen, daß dies Riesenwerk halten wird, was es bei seinem Erscheinen verhieß. Ob es nicht besser wäre, seinen Umfang mit Rücksicht auf die schon vorhandenen guten Publikationen zu beschränken, soll an einer andern Stelle erörtert werden; jedenfalls wird seine Herstellung noch manche Ausgrabung und Freilegung erfordern, und der englische Egypt exploration fund hoffentlich auch fernerhin berufene Gelehrte beauftragen, den Spaten im Dienste

der Wissenschaft zu führen. Wo erfahrene und bewährte Forscher wie Flinders Petrie oder Eduard Naville die Ausgrabungen leiten, darf man sicher sein, daß keine der Forderungen außer acht gelassen wird, deren wir gedachten. Was uns Deutsche angeht, so sollten wir uns für die nächste Zeit getrost des Ruhmes begeben, neue Denkmäler an den Ufern des Nils ans Licht zu ziehen. Es steht dort genug zu Tage, was noch jahrelang dem Aegyptologen Gelegenheit bietet, eine lohnende Thätigkeit zu entfalten. Inschriften über Inschriften bedürfen noch der genauen Veröffentlichung und des eingehenden Studiums. Auch solche, von denen bereits Publikationen vorliegen, lassen sich an Ort und Stelle mit neuem Erfolge verwerten.

Darum ist der Wunsch gerechtfertigt, daß jedem Aegyptologen wenigstens einmal Gelegenheit geboten werde, die Denkmäler mit eignen Augen zu schauen und an ihnen selbst seine Kraft zu erproben. Wo deutschen Gelehrten in früherer Zeit dieses zu thun vergönnt war, bewährten sie sich aufs beste. Lepsius' Publikationen blieben, wenn man von dem zu großen Format absieht, bis heute unübertroffen, und es sind wahrlich ihre schlechtesten Besitztümer nicht, die die Wissenschaft den Forschungsreisen eines Brugsch, eines Dümichen, von Bergmann und Wiedemann verdankt. Auch mir war es bei der Nachlese auf Mariettes eigenstem Arbeitsfelde vergönnt, eine der wichtigsten Inschriften zu finden und sie den Fachgenossen zur Verfügung zu stellen.

Trotz dieser Erfahrung und obgleich es längst feststeht, wie großer Gewinn dem Aegyptologen aus der lebendigen Anschauung erwächst, ist es den deutschen Forschern nur selten vergönnt, nach Aegypten zu reisen. Dazu wird ihm die Arbeit daselbst weit weniger leicht gemacht als den Söhnen andrer Nationen. Daher kommt es auch, daß Sie, als Sie Umschau unter den Werken hielten, die in jüngster Zeit das Inschriftliche auf den Denkmälern wiedergaben, auf den Titeln vergebens nach einem deutschen Namen suchten.

Wie der Genfer Naville im Dienste des englischen Egypt exploration fund die Ausbeute seiner Grabungen im Delta publizierte, so veröffentlichten Griffith und Newberry die Inschriften, die die Grüfte von Siut-Lycopolis und Benihasan bedecken. Die ausgezeichneten Publikationen Flinders Petries, der seine bewährte Kraft gleichfalls in den Dienst jener Gesellschaft stellte, machen uns zu Zeugen seiner großartigen Ausgrabungen. Versunkene Städte sehen wir in ihnen zu neuem Leben auferstehen und dem unscheinbarsten Fundstück so liebevolle Aufmerksamkeit schenken wie dem stattlichen Denkmal von ins Auge springender Bedeutung.

Seit Auguste Mariette das Museum in Bulak ins Leben rief, standen dieser herrlichen Sammlung, und zwar auch noch in der Zeit der englischen Oberherrschaft, nur Franzosen als Direktoren vor. War bei der Wahl dieser Männer auch manche politische Rücksicht mit im Spiel, so darf sie doch als glücklich bezeichnet werden. Einen besseren Nachfolger als Gaston Maspero

konnte sich Mariette nicht wünschen, und der heutige Direktor, Mr. de Morgan, zeigt als Ausgräber Scharfblick, Thatkraft und eine glückliche Hand. Im ersten Band des großartigen Katalogs, dessen wir gedachten, äußert er seine Freude, Gelehrte von verschiedener Nationalität zu seinen Mitarbeitern zu zählen; es befindet sich aber unter ihnen kein einziger Deutscher.

Dem Namen eines solchen bei der Gruppe von Publikationen zu begegnen, die die „Mission archéologique française“ zu Kairo herausgiebt, war von vornherein nicht zu erwarten. In dem oben erwähnten Aufsatze „Ein deutsches Institut für Orientalisten zu Kairo“ teilte ich die Entstehungsgeschichte dieser Anstalt mit und knüpfte daran den Wunsch, die deutsche Regierung möchte eine ähnliche ebendaselbst errichten. Ungehört verklang diese Mahnung; was ich aber damals voraussah, sollte sich in allen Stücken erfüllen.

Besser als irgend ein andres Land sorgt Frankreich eben durch diese Anstalt für die Ausbildung seiner dem Studium des alten und neueren Morgenlandes, der semitischen, hamitischen und afrikanischen Sprachen beflissenen Söhne. Wahrhaft beneidenswert sind die Arbeitsbedingungen, unter denen sie sich dort zu üben und ihr Können zu bewähren vermögen. Außer den Schlafräumen, dem gedeckten Tische und den leicht beweglichen Schätzen der Bücherei der „Mission“ steht ihnen die gesamte ägyptische Denkmälerwelt als steinerne Bibliothek zur Verfügung. Wenn ich voraussagte, daß es ihnen freistehen würde, von der Milch die Sahne zu schöpfen, so läßt sich jetzt überblicken, mit wie löblichem Eifer, unter wie guter Leitung und mit wie tüchtigem Können sie es thaten. Die Mittel des Instituts gaben ihnen auch die Möglichkeit an die Hand, jede vollendete Arbeit in vornehmer Ausstattung der Oeffentlichkeit zu übergeben. In schneller Folge beschenkte die französische „Mission archéologique“ die Wissenschaft mit einer ansehnlichen Reihe von stattlichen Bänden, die nützliche und tüchtige Arbeiten aus den meisten Gebieten der Aegyptologie und der arabistischen Studien behandeln. An die Publikation der hieroglyphischen Inschriften, die ganze wichtige Denkmälergruppen bedecken, schließt sich ihre Verwertung. An der Hand der Monumente, die sie hinterließen, wird neues Licht über bis dahin ungenügend bekannte Herrscherreihen verbreitet. Die plastischen Denkmäler der Kopten wurden gesammelt und gewürdigt und manches Schriftstück in der Sprache dieser christlichen Nachfolger der alten Aegypter den Fachgenossen zur Verfügung gestellt. Die ornamentale Kunst der Araber gab Anlaß zu einer reichhaltigen Arbeit, die auf zahlreichen Tafeln zur Anschauung bringt, was sich auf Bauten und Geräten von ihr erhielt, während andre Schriften sich mit der Geschichte Kairos und mit den Volksmärchen, die man sich dort erzählt, und so weiter beschäftigen.

Wie groß aber auch der Gewinn ist, den die Wissenschaft den Arbeiten der Mitglieder und Leiter des französischen Instituts verdankt, wie willig wir auch den Wert der erwähnten Publikationen, die Frankreich alle Ehre machen,

anerkennen, so können wir doch nicht zugeben, daß es der Einrichtung und Erhaltung dieser vortrefflichen Anstalt gelungen ist, durch die Leistungen der französischen Aegyptologie die der deutschen in den Schatten zu drängen; denn wie selten es auch unsern heimischen Fachgenossen gestattet war, an der Forschungsthätigkeit in Aegypten selbst teil zu haben, stehen sie dennoch bei der Verwertung des gewonnenen Materials gerade in der Gegenwart allen andern Nationen voran.

Wir, denen unsre Regierung keine Brücken nach Kairo schlagen oder gar ein warmes Nest daselbst bauen konnte, sind es dennoch, die der ägyptologischen Forschung die Methode vorschrieben, der sie gegenwärtig folgt, und die ihr erst voll und ganz das Recht verleiht, sich eine Wissenschaft zu nennen.

Deutschem Fleiß und Scharfsinn ist es nämlich zu verdanken, daß aus dem Dolmetschen und Raten der früheren Zeit echte Sprachforschung wurde. Wenn der Bau des merkwürdigen Idioms, das viertausend Jahre lang gesprochen und geschrieben wurde, uns nunmehr in seinen Grundzügen bis auf wenige noch unerschlossene Seitengänge wohl vertraut ist, darf die deutsche Forschung auf den Löwenpart des Verdienstes Anspruch erheben. Dazu ist sie es — dank ihrem scharfsinnigen Vorkämpfer Adolf Erman — ganz allein, die den Nachweis führte, daß die alte Meinung, den ägyptischen Schriftdenkmalen lägen vom vierten Jahrtausend und den Pyramidentexten an bis über den Beginn unsrer Zeitrechnung und der koptischen Litteratur hinaus die gleichen Sprachformen zu Grunde, auf Irrtum beruht. Nur in den demotischen Texten hatte man schon früher die Sprache des Volkes erkannt, die von der der älteren Schriften weit abweicht; erst Erman aber bewies, daß auch die mit hieroglyphischen und hieratischen Lettern geschriebenen Texte zu verschiedener Zeit in verschiedenen Sprachformen abgefaßt wurden.

Erstaunt fragen wir uns heute, wie es möglich war, die Sprache der Pyramidentexte für die nämliche zu halten, in der das Märchen von den Brüdern und vom verwunschenen Prinzen erzählt wird oder die Liebeslieder des Papyrus Harris gedichtet wurden. — Wie große Verdienste sich auch der Franzose Maspero, der Engländer Le Page Renouf, der Schwede Piehl und andre um die ägyptische Sprachforschung erwarben — sind es doch Deutsche, denen sie in den letzten Jahren das Beste verdankt. — Fragen Sie nach den Lexika und nach den Grammatiken für sämtliche Stufen des Aegyptischen, die gegenwärtig dem Stande unsers Wissens entsprechen und als die wertvollsten unter den vorhandenen bezeichnet werden dürfen, so lautet die Antwort: Die großen Wörterbücher des genialen Heinrich Brugsch, dessen unermüdlichen Fleiß der Tod im Jahre 1894 zum Stillstand brachte, werden bis ans Ende die Grundlage für jede spätere ähnliche Leistung bilden. Er wurde als Mann zum Lexikographen unter den Aegyptologen, wie er als Jüngling die Volks-

sprache der Aegypter, das Demotische, zum erstenmal mit einer Grammatik versah. Das nämliche that Erman für die älteren und jüngeren Formen der Schriftsprache in der Grammatik zum Papyrus Westcar, in der des Neuägyptischen und in der „ägyptischen Grammatik", die der „Porta linguarum orientalium" zur Zierde gereicht. Die koptischen Grammatiken, die alle früheren weit hinter sich ließen, danken Ludwig Stern in Berlin und Georg Steindorff in Leipzig die Entstehung. Die ernstesten Studien über das Verhältnis des Aegyptischen zum Semitischen dankt die Wissenschaft Erman und Sethe in Berlin. In der Mitte dieses Jahrhunderts hatte Lepsius der ägyptischen Geschichte das chronologische Knochengerüst gegeben. In jüngerer Zeit vermehrte der Sammelfleiß des Bonners Wiedemann das historische Material, Eduard Meyer in Halle aber sichtete und säuberte es mit der ihm eignen kritischen Schärfe. Der erstaunliche Umfang seiner Kenntnisse gestattete ihm, die ägyptische Geschichte und Kultur mit jeder Regung des Lebens in den übrigen Staaten des alten Orients und Griechenlands in Zusammenhang zu bringen. Ihm und Gaston Maspero verdankt die Erforschung der ägyptischen Geschichte in jüngster Zeit das Beste. Wiedemanns große historische Arbeit ist als reichhaltiges Quellenbuch von bleibendem Werte. Des Engländers Wilkinson berühmtes älteres Werk über die Sitten und Gebräuche der alten Aegypter darf als fundamentale Leistung bezeichnet werden, auf der alle späteren ihr verwandten fußen. Ad. Ermans „Aegypten und ägyptisches Leben" steht ihr indes ebenbürtig zur Seite, ja es überbietet sie sicher durch das unendlich viel tiefere Verständnis der Texte, und das zuerst von ihm gewagte Unternehmen, auch auf dem Gebiet des Kulturlebens der einzelnen Epoche anzuweisen, was ihr und keiner andern zugehört. Diese Methode, von der in Zukunft nicht mehr abgewichen werden kann, verleiht seinem Werke den hohen Wert, der ihm zukommt, und schreibt der Forschung vor, nicht nur auf dem Gebiete der Kunst und Religion, sondern auch auf dem der Litteratur, des staatlichen und bürgerlichen Lebens ihr zu folgen. Wie die Bearbeitung des Londoner Papyrus Rhind durch den Heidelberger Eisenlohr uns mit dem Verfahren der ägyptischen Mathematiker vertraut macht, so erschloß die Veröffentlichung des Papyrus Ebers die Kenntnis der ägyptischen Medizin. Die Geographie des alten Aegypten, mit der François Champollion sich zuerst beschäftigte, wurde von H. Brugsch und J. Dümichen, dem ausgezeichneten, zu früh verstorbenen Wiener von Bergmann und jüngst von dem Nürnberger W. M. Müller in Philadelphia auf neue Bahnen geführt.

Die Arbeiten Schack von Schackenburgs, L. Reinischs und Kralls in Wien, Pietschmanns, von Lemms, Lindes und des Demotikers Heß erwarben sich auch im Auslande Anerkennung, und die der jüngsten Generation der Aegyptologen, die größtenteils aus der Berliner Schule hervorging: Sethe, Krebs, Schäfer, Borchardt, C. Schmidt und Spiegelberg, eines Schülers Dümichens in Straßburg, leisteten der Wissenschaft bereits anerkennenswerte Dienste. Die

griechischen Papyri, die in den letzten Lustren in so großer Anzahl nach Europa kamen, und die so merkwürdige Aufschlüsse gewähren, fanden in U. Wilcken zu Breslau einen ausgezeichneten Bearbeiter. Denjenigen, die in die Sammlung des Erzherzogs Rainer zu Wien gelangten, widmete sich besonders Wessely mit Fleiß und Erfolg. Die zu Berlin erscheinende Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde ist neben dem Pariser Schwesterjournal das Hauptorgan der Aegyptologen. Gestehen wir endlich, indem wir uns auch des fremden Erfolges freuen, willig zu, daß die Navillesche Ausgabe des Totenbuches, die Uebersetzungen dieses Werkes, die Le Page Renouf gegenwärtig zu Ende führt, und die Studien Masperos über die Religion der Aegypter, unter uns nicht ihresgleichen fanden, so war es doch der Deutsche Lepsius, der der Forschung auch auf diesem Gebiete die Wege wies und die Mythologien H. Brugschs und Viktors von Strauß' sind groß angelegte Arbeiten, die die Götterlehre in sehr verschiedener, doch interessanter Weise beleuchten.

Jedenfalls darf die deutsche Aegyptologie mit stolzem Selbstbewußtsein das Haupt hoch halten, zumal sie sich das Recht dazu durch eigene Kraft erwarb. Wie der arme Schüler es dem reichen, in dessen Elternhause es an keinem Bildungsmittel fehlt, so oft zuvorthut, wußte sie sich neben der der Franzosen zu behaupten, die unter so viel günstigeren Bedingungen lernten, schafften und das Gewonnene verwerteten. Auch steht sie keineswegs hinter der der Engländer zurück, die so leicht Gelegenheit finden, in Aegypten selbst thätig zu sein.

Wie schön und förderlich es auch für die deutschen Orientalisten und ihre Arbeiten wäre, wenn ihnen ein Institut wie das der französischen Mission zur Verfügung stände, haben sie doch auch ohne ein solches das Feld zu behaupten verstanden, und sie werden sich nicht überflügeln lassen, auch wenn es fürs erste nicht dazu kommt, daß unter deutscher Leitung Ausgrabungen am Nil vorgenommen werden.

Ohne sonderliches Bedauern sehe ich sogar andre die Maulwurfsarbeit und die Vorwürfe, die sich später mit größerem oder geringerem Recht an sie knüpfen werden, auf sich nehmen. An der Abschrift noch nicht genügend sichergestellter Inschriften möchte ich dagegen auch uns beteiligt sehen; ja ich halte es für notwendig, daß wir uns nicht vollkommen von dieser Thätigkeit ausschließen lassen; denn würde uns das widerfahren, könnte es leicht geschehen, daß wir wenigstens auf einigen der wichtigsten Gebiete unsrer Wissenschaft zurückgedrängt und aus frischen, durch schöne Entdeckungen ermunterten Arbeitern zu Stubengelehrten werden, die bei der Hingabe an das Kleine und Kleinste das große Ganze aus dem Auge verlieren. Um das zu verhindern, muß auch die Regierung aufgefordert werden, das Ihre für uns zu thun, und es nicht nur den Akademien und gelehrten Gesellschaften überlassen, dem tüchtigen

Nachwuchs, an dem es nicht fehlt, sowie den bewährten Führern der Disciplin von Zeit zu Zeit die Mittel zu einer Reise nach Aegypten und zu einem längeren, das heißt die Wintermonate umfassenden Aufenthalt daselbst zu gewähren.

Da, wie die Dinge jetzt liegen, von selbständigen Ausgrabungen unserseits abzusehen ist, wenn nicht die Nötigung dazu aus der begründeten Erwartung eines berufenen Fachgenossen erwächst, und da der Bestand des Berliner Seminars es verbietet, an dem seinerzeit gewiß nicht unglücklichen Gedanken der Begründung einer ähnlichen Anstalt in Kairo festzuhalten, werden die für die Aegyptologie zu bringenden Opfer nur gering sein. — Wie verständnisvoll und, soweit die Mittel reichten, hilfsbereit sich die preußische Regierung auch immer erwies, wo es galt, das Berliner Museum mit dem Ankauf eines wichtigen Monumentes zu bereichern oder die Herstellung eines bedeutenden Werkes zu ermöglichen, möchten wir doch auch das Reich in die Lage versetzt sehen, die Erforschung eines für die Kultur der gesamten Menschheit so wichtigen Landes wie Aegypten mit seinen Mitteln zu fördern.

Das, verehrter Herr, ist meine Antwort auf Ihre Frage. Gestatten Sie mir noch, das Gesagte kurz zusammenzufassen.

Obgleich uns deutsche Aegyptologen Franzosen und Engländer als Ausgräber und Herausgeber großer Publikationswerke in jüngster Zeit weit überholten, zeichnet die heimische Forschung dennoch unsrer Wissenschaft die Richtung vor und steht hinter der keines andern Volkes zurück. — Die Raubwirtschaft, die gegenwärtig auf dem Gebiete der Ausgrabungen getrieben wird, und das ungenügende Maßhalten, das im ganzen auch denen vorgeworfen werden muß, die als Berufene den Spaten in Aegypten führen, läßt es uns nichts weniger als bedauernswert erscheinen, wenn sich die Deutschen jetzt und in nächster Zeit von der Ausgrabungsarbeit am Nil fernhalten.

Uns stellt die Wissenschaft andre, dem deutschen Geist und Wesen entsprechendere Aufgaben, die unsrer Nation zu nicht geringerer Ehre gereichen. Indem die Regierung sie großmütig fördert, wird sie sich das Verdienst erwerben, der deutschen Arbeit die Freudigkeit zu bewahren, ohne die es keinen Erfolg giebt. Sie wird ihre gelehrten Unterthanen vor dem peinlichen Gefühle bewahren, von der Leitung ihres Vaterlandes mit geringerer Fürsorge behandelt zu werden als die Fachgenossen andrer Nationen. Auch wenn deutsche Aegyptologen sich scheinbar kleine Spezialitäten in der Spezialität zum Arbeitsfelde erwählten, wird sie ein Aufenthalt am Nil in Zusammenhang mit dem Gesamtreiche der Wissenschaft erhalten. Die nach Aegypten Gesandten werden, bereichert an Anschauungen und Kenntnissen, mit vertieftem Verständnis und mit neu belebter Frische heimkehren und dem Vaterlande für geringe Opfer mit edlen, ja vielleicht unvergänglichen Ruhmestiteln danken.

An Auszusendenden, deren Ziel daneben auch die großen Museen von

London, Paris, Turin und Leyden sein könnte, fehlt es nicht auf dem Katheder, im Hörsaal und im Studierzimmer. Möchte es sich doch von seiten der Regierung, die es an Zeichen des Interesses und Verständnisses für die Arbeit der Aegyptologen nicht fehlen ließ, ermöglichen lassen, dem empfohlenen Zwecke so reichliche Mittel zur Verfügung zu stellen, wie die Sache gut ist, denen sie gewidmet werden sollen.

Hochachtungsvoll der Ihre
Georg Ebers.

Tutzing am Starnberger See, 10. September 1895.



II.

Zur ägyptischen Kulturgeschichte.



Studien über die Mythologie der Aegypter.[1]

Das Buch,[2]) das uns zu den folgenden Betrachtungen veranlaßt, ist im strengen Sinne des Wortes gar keins, und doch begegnete uns seit langer Zeit kein gleich interessantes. Wer in diesen mythologischen Studien eine wohl disponierte und abgeschlossene Behandlung der ägyptischen Götterlehre suchte, würde sich indes irren; — denn sie bestehen aus einer Reihe von Aufsätzen, in die sich Mitteilungen aus einem wissenschaftlichen Kongreß, Untersuchungen über die Bedeutung besonders wichtiger und in den religiösen Texten häufig wiederkehrender Ausdrücke und die kritische Besprechung andrer mythologischer Werke mischen. Die wichtigsten dieser Essays waren uns schon in der Revue de l'histoire des religions, in der Revue critique und der Londoner Zeitschrift für biblische Archäologie begegnet. Daß sie aber aus dem Versteck dieser außerhalb Frankreichs schwer zugänglichen Blätter gezogen und in einem Buch aller Welt zur Verfügung gestellt wurden, will uns höchst dankenswert erscheinen. Der nämliche Verleger (Ernest Leroux) beabsichtigt, auch andre bedeutendere Monographien französischer Gelehrten, die in verschiedenen Journalen zerstreut sind, zu sammeln und in Buchform herauszugeben, und wird damit der Wissenschaft einen guten Dienst leisten; denn es ist schon jetzt für die jüngere Generation sehr schwer, sich die bahnbrechenden Arbeiten der Vorgänger zu verschaffen, von denen manche als bescheidene Heftchen erschienen waren, die man nur in wenigen Exemplaren hatte abziehen lassen.

Für solche Sammlungen wissenschaftlicher Monographien fände sich in Deutschland schwer ein Verleger. Die Masperoschen bilden freilich eine Ausnahme, nicht nur um ihrer Wichtigkeit und um des hochgeschätzten Namens des Verfassers willen, sondern auch weil diese streng wissenschaftlichen Spezialforschungen in so vollendeter Form, so anregend und, ich möchte sagen, liebens-

---

[1]) Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 184 und 185 (Beilage-Nummern 152 und 153), 1893.

[2]) Gaston Maspero, Membre de l'Institut, Etudes de Mythologie et d'archéologie égyptiennes. Tome I. Paris, Leroux, 1893.

würdig geschrieben sind, daß ihre Lektüre auch dem Laien, der sich für diese Dinge interessiert, Vergnügen bereitet.

So große Sorgfalt der Verfasser aber auch jedem einzelnen dieser Essays widmete, mußte er doch davon absehen, dem Buche, worin sie sich gesammelt finden, eine einheitliche Gestalt zu geben. Da er sich an ein gebildetes Publikum wendet, scheut er sich sogar nicht, zu dem französischen einen in englischer Sprache geschriebenen Aufsatz zu fügen. Dennoch blickt uns aus diesem Bande eine höhere innere Einheit entgegen, als aus den meisten der nämlichen schwierigen Materie gewidmeten früheren Werken. Wie wenig die einzelnen Aufsätze auch äußerlich miteinander zu schaffen haben, und obgleich infolge des Umstandes, daß sie zu verschiedener Zeit und an verschiedenen Stellen unabhängig voneinander erschienen sind, sich hie und da eine Wiederholung mischt, gehören sie dennoch organisch zusammen; denn sie gestatten, der stetig fortschreitenden Erkenntnis eines reich ausgestatteten, scharf und graziös denkenden Geistes gegenüber einem der schwierigsten, verwickeltsten und dunkelsten Wissensstoffe zu folgen. Wir sehen Maspero zu dem Wesen der ägyptischen Religion Stellung nehmen, ihn an der früh gewonnenen Ansicht durch eine lange Reihe von Jahren festhalten und sie mit immer neuen Mitteln stützen, säubern, auf weitere Kreise ausdehnen und vertiefen.

Es lag ursprünglich nahe, der ägyptischen Priesterweisheit, der die Berufensten unter den Griechen ein so glänzendes Zeugnis ausstellen, zuzutrauen, daß sie auch auf religiösem Gebiete Ideen von seltener Tiefe und Erhabenheit zu Tage gefördert habe, und da die Dunkelheit vieler Texte zu Interpretationen jeder Art einlud, gelangte man um so leichter dahin, was man in ihnen zu finden wünschte, in sie hinein zu deuten, je ungenügender man sie verstand. Es war besonders das Bestreben, auch die ägyptische Religion von der Erkenntnis eines einigen Gottes und einer allerdings nur den Eingeweihten erkennbaren Urwurzel ausgehen zu lassen, die zu schweren Irrtümern führte.

Auch Maspero hatte anfänglich an jenen „Urmonotheismus" geglaubt. Je tiefer er in die religiösen Schriften eindrang, desto bestimmter wandte er sich aber einer andern Meinung zu. Er, dem wir die Veröffentlichung und teilweise Uebersetzung der 4000 Textzeilen verdanken, die als älteste religiöse Schriftdenkmäler die Innenwände der 1881 eröffneten Pyramiden aus der fünften und sechsten Dynastie bedecken, und dem es zur Gewohnheit geworden war, im Verkehr mit den jungen Gelehrten, denen seine akademischen Vorträge galten, wo er sich unsicher fühlte, sich innere Gewißheit zu verschaffen, nahm der ägyptischen Religion das Piedestal unter den Füßen fort, worauf sie die von ungewissen, doch ansprechenden Voraussetzungen ausgehenden Deutungen vieler Fachgenossen gestellt hatten. Die Redlichkeit und Enthaltsamkeit, die er seinem beweglichen Geist auferlegt, um nichts in die Angaben der Denkmäler hinein zu interpretieren, und die kritische Schärfe, womit er es thut, sind ent=

schieden der Anerkennung wert. Höchst bezeichnend sagt er von den mythologischen Schriften seines Landsmannes Pierret, sie seien ein Versuch, das herzustellen, was eine ägyptische Religion hätte sein können, wenn die Aegypter ihre Götter so aufgefaßt hätten, wie Pierret es in seinem „Essai sur la mythologie“ thut. Das nämliche läßt sich auch von den meisten andern Mythologien sagen, die in jüngerer Zeit herausgegeben wurden. Wer Strauß von Torneys geistreiches Werk „Der altägyptische Götterglaube“ in die Hand nimmt, das ein göttliches Wesen in zeitlicher Folge aus dem andern entstehen läßt, wer Brugschs groß angelegte und an wertvollen sachlichen Angaben reiche „Religion und Mythologie“ studiert, wird auf Schritt und Tritt an dies treffende Wort erinnert. Le Page Renouf und Maspero gelangen vielfach auf verschiedenen Wegen zu den nämlichen Resultaten. Die kritischen Untersuchungen des letzteren führen ihn aber, wie gesagt, zu einem Ergebnisse, das den hohen Ruf der Geistestiefe und der religiösen Elevation der ägyptischen Priesterschaft in verhängnisvoller Weise erschüttert. Wo die unerbittliche Wahrheit den Thron besteigt, fallen Opfer, und mit guten Gründen stützt Maspero die Berechtigung, auf dem Fetischismus zu bestehen, den schon Pietschmann an der Wurzel des ägyptischen Götterglaubens nachwies.

Wenn Pierret und andre in den heiligen Tieren nur Hieroglyphen oder allegorische Figuren sehen, wenn man behauptete, zum heiligen Tiere eines gewissen Gottes sei das geworden, dessen Eigenschaften denjenigen am besten entsprochen hätten, die man eben diesem Gotte zugeschrieben habe, so geht Masperos Meinung dahin, daß das einzelne heilige Tier zunächst nur als Ibis oder Stier fetischartig verehrt worden sei und daß man erst viel später die Allegorien und die hieroglyphische Bedeutung an das Tier geknüpft habe, die wir kennen, und die sich allerdings endlich untrennbar fest mit ihm, dem Tiere, das zum beseelten Symbol der Gottheit wurde, verbanden. Die Vertiefung in die Eigenschaften des Tiers führte zur Bildung von göttlichen Wesen, das Sichversenken in die Eigenschaften einer Gottheit, die ja auch als Gebilde des menschlichen Geistes gedacht werden muß, kann nicht zur Wahl des heiligen Tiers geführt haben. Die ersten, die vor dem Ibis oder dem Rinde in die Kniee sanken, thaten es nicht vor einer allegorischen Figur oder vor einer Hieroglyphe, sondern vor dem Ibisvogel oder dem Rinde. Der Apis war ein heiliger Stier, bevor er zu einem Stier wurde, mit dessen Hilfe man das Wesen eines Gottes versinnbildlichte. Selbst der alte Göttervater Ptah von Memphis, dessen heiliges Tier der Apis ist, den die Inschriften so oft den Sohn des Ptah oder denjenigen nennen, der das Leben des Ptah wiederholt oder es zum andern Male durchlebt (uhm canch Ptah), scheint auch uns zunächst als Stier angebetet worden zu sein. Auch auf die Mischgestalt ist diese Anschauung anwendbar, denn daß man wirklich an die Existenz von Fabelwesen wie der Sphinx glaubte (der ägyptische Sphinx ist stets männlich), geht schon daraus hervor, daß Bilder

zu Beni Hasan und Theben, die Jagden darstellen, unter den vom Weidmann verfolgten Tieren einen Greifen, einen Leopard, der auf dem Rücken ein Menschenhaupt trägt, und einen Panther mit dem Kopf und Hals einer Schlange zeigen. Die Wüste ist der Schauplatz dieser Jagden, deren das Gemüt ergreifende einsame Stille auch noch den Araber veranlaßt, sie mit wundersamen Phantasiegebilden zu bevölkern. Hier tummeln sich die Ginnen und Ghulen, die die Luft auf seltsamen Reittieren: Heuschrecken, Igeln und Spinnen durchsausen, hier wird die lebhafte Jägerphantasie zuerst die Mischgestalten geschaffen haben, die sich in die Zoologie der Aegypter mit gleicher Berechtigung drängten, wie in die der Griechen die Kentauren, der Onokentauros und so weiter und in die des Mittelalters Einhorn, Drache und Lindwurm. Der Onokentauros, der als menschenköpfiger Esel gedacht wird, den Aelian zu den Tieren zählt und der sich auf der Mosaik von Palaestrina abgebildet findet, wird auch in mehreren Uebersetzungen des aus Alexandria stammenden Physiologus erwähnt, der mit seiner biblischen Zoologie der früheren christlichen Ornamentalkunst manches Motiv schenkte. Alle Mischgestalten, die besonders im neuen Reiche die rege Phantasie der Priesterschaft erdachte, auf Geschöpfe zurückzuführen, an deren Existenz man glaubte, geht natürlich nicht an. Es darf nur angenommen werden, daß die Meinung, ein Löwe mit dem Menschenhaupt und so weiter habe wirklich existiert, die Bildung und Einführung von Mischgestalten unter die heiligen Tiere veranlaßt habe. Das Haupt dieser Tiere auf dem Menschenleibe mehrerer Gottheiten dankt einem ganz andern Hergang den Ursprung. Wenn man die Isis mit dem Kuhkopfe und den Amon mit dem des Widders bildet, so hat man darin nur eine Abkürzung oder die Darstellung erleichternde Verschmelzung zu sehen, die für den anthropomorph mit einem Tiere gebildeten Gott eintritt. Statt des ganzen Kopfes weisen oft nur die Hörner auf den diesem Verehrungswesen heiligen Vierfüßler oder Vogel.

So sicher wie der Tierdienst von der einfachen fetischartigen Tierverehrung ausging, wird man im Lauf der Jahrtausende und nachdem sich das Gottesbewußtsein vertieft und die Kunst des Allegorisierens eine hohe Ausbildung und Wertschätzung erfahren hatte, die Erinnerung an jene ersten Anfänge verloren und unter den Priestern des neuen Reiches geglaubt haben, daß die Verbindung der meisten Götter mit Tieren jenen Spekulationen, an denen sie selbst das höchste Wohlgefallen fanden, den Ursprung verdanke. Voll verständlich werden diese Vorgänge erst, wenn man auf unsre alte Ansicht zurückgeht, zu der auch Tiele auf eignem Wege gelangte, daß die ursprüngliche fetischartige Form des ägyptischen Gottesdienstes als in Afrika heimisch anzusehen sei. In sie mischte sich dann, sie vergeistigend und veredelnd, das höhere Gottesbewußtsein der asiatischen Einwanderer, die sich sehr früh die afrikanischen Ureinwohner unterwarfen. Wir wundern uns, Maspero sich dieses aus der Natur der ältesten Dienste dem Beobachter gleichsam entgegenwachsenden Erklärungsmittels

nicht bedienen zu sehen. Die verschiedene Färbung der ältesten von Flinders Petrie gefundenen Mumien weist ohnehin auf die später verwischte Sonderung zweier Volksgruppen in der frühesten Zeit. Es ist vielleicht gestattet, in ihnen die autochthonen und eingewanderten Bewohner des Landes zu sehen. Wenn andre behaupten, die Einzelgötter seien nur personifizierte Eigenschaften der einen göttlichen Kraft, die die Welt schuf und sie wie das menschliche Leben erhält und regiert, oder „Rollen", die zu spielen oder durchzuführen ihr zugeschrieben würden, so behauptet Maspero dagegen, und wohl mit Recht, die ägyptische Religion sei ursprünglich durchaus polytheistisch. Die Aussprüche über die Gottheit, die seine Vorgänger zu berechtigen scheinen, an ihrer Ansicht festzuhalten, erweist er als Lehrmeinungen späterer vorgeschrittener Schulen und legt Schulter an Schulter mit Le Page Renouf dar, daß, was vielfach für monotheistisch im Sinne der jüdischen oder christlichen Religion gehalten wurde, etwas andres sei, das er mit einer Max Müller in Oxford angehörenden und auch von Le Page Renouf angenommenen Bezeichnung „henotheistisch" nennt. Wenn wir nämlich in religiösen und andern Texten Ausdrücken und Sätzen begegnen, wie: „Er ist einzig, allein und sondergleichen", wenn wir den Amon oder ein andres Verehrungswesen „erhaben über alle andern Götter", „ewig" und „unendlich" nennen hören, wenn wir vernehmen, wie der Betende „den großen Gott des Himmels und der Erde, der alle Dinge geschaffen hat, die da sind," anruft und ihn sein Flehen in Worte kleiden sehen, wie: „O mein Gott, mein Herr, der mich schuf und bildete, gieb mir ein Auge, um deine Herrlichkeit zu schauen, und ein Ohr, um sie zu vernehmen", dann möchten wir wohl glauben, daß es unser „Gott der Herr" sei, an den der Fromme sich wendet. Der bekannte mehrfach übersetzte Hymnus auf den Amon von Theben enthält Stellen, die bei ihrer echten religiösen Elevation auch unsrer ästhetischen Empfindung zusagen und aus denen deutlich hervorzugehen scheint, daß derjenige, der ihn sang, einen einigen Gott kannte, während er in den übrigen Göttern nur Verkörperungen seiner Eigenschaften oder Thätigkeiten erblickte. Einmal ruft er ihn an als „Größesten im Himmel, Aeltesten auf Erden und Schöpfer aller Dinge", ein andermal als „Schöpfer der Götter, der den Himmel ausspannt" und so weiter. Er sagt von ihm aus, daß er, erhaben in seiner Idee, größer sei als jeder andre Gott, und daß er einzig dastehe als Schöpfer der Wesen. Seinen Namen nennt er „verborgen" und doch ist er „ein König unter den Göttern von vielen Namen ohne Zahl"; „Name" aber bedeutet in der poetischen Redeweise der Aegypter wie der Hebräer nicht nur das Lautbild, das ein Ding und eine Person von der andern unterscheidet, sondern das Vorstellungsbild, das die Person bei der Nennung des Namens erweckt, oder ihre Erscheinungsform. Ein Gott mit zahllosen Namen ist also einer, der unter unzähligen Erscheinungsformen gedacht werden kann.

Ein Turiner Naophorus sagt von Amon Rē aus: „Er ist einzig unter

den Göttern, der die Menschen machte, die Götter bildete und den Nil herbeiführt zur Speise. Er ist es, der da erhält die Sinnenmenschen wie die Wissenden." Aber wir hören auch andre Götter „einzig" und „allein", den Vater der übrigen Himmlischen &c. nennen, und wie in vielen andern Texten dem Amon, Rē-Harmachis &c. ruft im Papyrus de Luynes der Sänger dem großen Sonnendiskus zu: „Strahlen versendender einiger Gott, der keinen zweiten neben sich hat." So werden die meisten großen Mitglieder des ägyptischen Pantheon in einer Weise gepriesen, als vereine sich in ihrer Person die Thätigkeit und Macht aller übrigen Götter.

Dieser Umstand nun ist es besonders, der der Ansicht zugute kommt, daß die Aegypter, die schon früh von einzigen Göttern reden, darunter nicht den „Ureinen" verstehen, neben dem es keinen andern Gott giebt, sondern den Hauptgott ihres Gaues und Tempels, den sie, während sie ihn anbeten, über die Schar der übrigen Götter stellen. Solange die gläubige Seele sich an ihn allein wendet, drängt er nicht nur die übrigen Götter in den Schatten, sondern absorbiert sie gleichsam. Dabei wird den andern Göttern die Existenz gelassen, sie versinken nur für denjenigen ins Nichts, der seinen Lokalgott anfleht. Ob dieser nun Ptah heiße, Osiris, Rē-Harmachis, Tum oder Amon, wird er als „einer und einziger" angebetet werden können, sobald er Verehrer findet, die ihn dazu machen. Wie der fromme Katholik seinen Schutzheiligen für den mächtigsten hält, ohne darum die hilfreiche Macht andrer Heiligen zu leugnen, erhebt der Aegypter den Gott, dem der Haupttempel seines Gaues geweiht ist, zum höchsten der Götter. Er legt ihm die Eigenschaften der andern Himmlischen bei und vertraut sich mit so hingebender Gläubigkeit seinem mächtigen Walten an, daß er der andern Götter entraten zu können meint. So wird ihm sein Gott zum einzigen Gotte. Kommen ihm dabei dennoch die andern Götter in den Sinn, macht er sie zu Kindern, Unterthanen oder Erscheinungsformen des seinen. Er geht dabei so weit, daß er die andern, die er vergessen zu haben schien, als er den Hauptgott seiner Verehrung „ewig und einzig" nannte, diesen umwedeln läßt, wie die Hunde den Herrn.

Maspero giebt der Verehrung des einzigen Gottes unter andern Göttern, wie die Denkmäler sie zeigen, den treffenden Titel: „Der Glaube an einzige Götter im Gegensatz zum Glauben an den einigen Gott."

Oft genug begegnet uns der Gebrauch des Wortes „Gott" im Singularis, und auch daraus glaubte man die monotheistische Grundlage der ägyptischen Religion zu erkennen. Brugsch sammelte die betreffenden Stellen und schloß aus ihnen und andern den oben angeführten verwandten Sätzen, daß die Aegypter bereits in der frühesten Zeit ihrer Geschichte den einen, namenlosen, unerfaßlichen, ewigen Gott in seiner höchsten Reinheit bekannt und verehrt hätten. Die schaffende und erhaltende Kraft dieser Weltseele habe sich dann in eine Reihe von Emanationen höherer und niederer Grade aufgelöst, die

als „die Götter" bezeichnet worden seien und den eigentlichen Inhalt der Mythologie in sich zusammengefaßt hätten. Aus der Wurzel und dem Stamme einer reinen Gottesidee entsprossen, hätten sich die Aeste und Zweige eines mythologischen Baumes gebildet, dessen Blätterwerk, eine formelreiche mythische Sprache, sie in üppiger, fast undurchdringlicher Fülle verhüllt habe.

Nun ist es zwar richtig, daß der Name Gott (ntr) früh und häufig in Papyrustexten und auf Inschriften vorkommt; er darf aber so wenig wie das *θεός* und *θεά* im Homer unserm „Gott", das ist dem Eigennamen des einigen Gottes, zu dem wir uns als Monotheisten bekennen, gleichgesetzt werden. Auch bei Homer wird, wo der Name der Gottheit im Singularis gebraucht wird, immer nur an einen bestimmten Gott gedacht. So bezieht sich das *θεά* im ersten Verse der Ilias nur auf die Muse. Das ägyptische ntr ist, wie Le Page Renouf treffend bemerkt, niemals wie unser „Gott" (oder das arabische „Allah") zum Eigennamen geworden.

Dennoch sehen wir, nachdem Aegypten im neuen Reiche in lebhaften Verkehr mit Asien getreten war, nachdem die Kultur sich auf den meisten Lebensgebieten gefestigt und verfeinert hatte und auch die religiösen Anschauungen und Spekulationen zu größerer Lebendigkeit und Vertiefung gelangt waren, den ägyptischen Gottesbegriff sich bis zur Höhe der monotheistischen Idee erheben. Es geschah dies, als das Königshaus von Theben den Gipfel seiner Größe erreicht hatte. Die Amon-Priester jener Zeit hatten in der hundertthorigen Residenz der Pharaonen ihren Gott ursprünglich auch nur als Provinzialgott verehrt. Die alten unterägyptischen Texte beweisen, daß er außerhalb der Heimat in früher Zeit einer mehr als bescheidenen Berücksichtigung genoß. Nachdem aber ganz Aegypten sich zu einer großen weltgeschichtlichen That: die Vertreibung der Hyksos, aufgerafft, und die Macht der Pharaonen und mit ihr das Reich unter seiner Aegide den Gipfel der politischen Größe erlangt hatte, stellte man ihn nicht nur an die Spitze der andern Götter, sondern verschmolz diese mit ihm und gelangte dadurch in der That zu einem Verehrungswesen, das in der Vorstellung zunächst der Priesterschaft in der Königsresidenz Theben die Gesamtheit der göttlichen Macht in sich vereinte.

Die Religion der Amon-Priester darf darum in ihrem tieferen Wesen monotheistisch genannt werden. Eine, wie besonders die Inschriften in den Königsgräbern zeigen, wohl auch von den Pharaonen anerkannte Schule ging damals so weit, den einigen Gott mit der Welt zu identifizieren, ihn die Summe des Alls zu nennen und den Satz, daß Gott und die Welt Eins seien, und daß diese infolge der ihr eignen schöpferischen Kraft da sei, sich wandle und erhalte, durch mannigfache Sinnbildnerei zu illustrieren oder für schwächere Naturen, die vor dem blendenden Licht, das von ihm ausging, zurückschrecken konnten, zu verschleiern.

Aber der Monotheismus, der uns aus den in jener Zeit entstandenen

Texten entgegentritt, ist nichts der ägyptischen Religion Ureignes. Noch weit weniger kann dies von dem Pantheismus angenommen werden, den das vernunftmäßige Denken als etwas Ursprüngliches anzusehen sich weigert. Es ging ihm notwendig der Theismus voran; denn man muß erst einen Gott erkannt haben, um ihn etwas anderm, in diesem Fall der Welt, gleichzusetzen. So konnte erst, nachdem der Begriff der Nation feststand, der des „Internationalen“ sich bilden. Im alten Reiche, und besonders in den Pyramidentexten, würde man vergeblich nach monotheistischen oder pantheistischen Sätzen suchen, obgleich manche henotheistische aus früheren Epochen Vorklänge der fortgeschritteneren Ideen aus der 19. und 20. Dynastie zeigen. Maspero hat darum recht, wenn er sagt: „Es sind nicht die Priester des Amon, denen das Dogma von der Einigkeit der Gottheit den Ursprung verdankt, sie haben es nur aus den schon damals alten Texten der heiligen Litteratur herausdestilliert und es durch Jahrhunderte zur Anwendung gebracht. Hier wie überall war es die politische Größe des Landes, die die Elevation der religiösen Anschauungen förderte ... Der einzige immer siegreiche Gott mußte verhältnismuäßig leicht der einzige Gott werden, und der Sturz seiner weltlichen Herrschaft war es, der am Ende der 20. Dynastie den Triumph des alten Polytheismus über den Henotheismus der thebanischen Hymnen herbeiführte.“

Die Texte, die von der Vertiefung der religiösen Spekulationen in der Glanzzeit des neuen Reiches Kunde geben, sind indessen bald so reich an einer jedenfalls beabsichtigten Verdunkelung durch Allegorien und der Ausführung ermangelnde Andeutungen, bald so hoch erhaben über das Verständnis des gemeinen Volkes, daß wir trotz der abweichenden Ansicht Masperos nach wie vor an dem Bestehen einer Volksreligion neben der priesterlichen festhalten. Das Vorhandensein dieses Gegensatzes geht schon aus dem Umstande hervor, daß der Genuß eines neuen Lebens in jener Welt nur durch Mittel zu erwerben war, deren sich allein Vornehmere und Reichere bedienen konnten, während das Volk sich nach dem Tode mit völligem Vergehen oder einem keineswegs beneidenswerten Zustande begnügen mußte. Auf keine der Freuden, die der Reiche sich im Jenseits verschaffen konnte, durfte die große Menge rechnen. Bei Lebzeiten war dem Volke der Zutritt zu dem Innern des Tempels versagt, und so macht sich überall eine scharfe Sonderung zwischen Priester und Laienschaft geltend, die auch der Tod nicht ausgleichen sollte. Der schriftliche Nachlaß der Aegypter stellt den P'atu oder Sinnenmenschen die Rechyu oder Wissenden gegenüber. Nur für diese waren die höheren Lehren und vertieften Anschauungen zugänglich, während man jenen, den Sinnenmenschen, die man außerhalb der Heiligtümer stehen ließ, auch keinen Anteil an den besten Erwerbungen der priesterlichen Religion gewährte. Aber wie uns ein erster, zweiter &c. Prophet des Amon begegnet, so gab es auch unter den Wissenden verschiedene Grade. Was die Griechen von diesen Dingen an

verschiedenen Stellen erzählen, das stammt keineswegs allein aus dem allerdings recht fruchtbaren Gartenlaube ihrer Einbildungskraft. Denkmäler und Papyri sind vielmehr voll von Erwähnungen der Mysterien. Es war ein Geweihter, von dem auf der Stele des Ptahmes im Louvre ausgesagt wird: „Der da kannte die Umrißzeichnungen (Karten?) der Oberwelt und der Tiefe, von Heliopolis und Memphis, und der Einlaß hatte in die Mysterien (sescht') jedes Tempelinnern. Nichts war ihm verborgen." Deutet es nicht auf die dem Verrat des Mysteriums folgende Strafe, wenn wir sagen hören: „Ein Mysterium (sescht'u) ist die Welt, unbekannt sind ihre Grenzen. Wer da enthüllt ihr inneres (Wesen), der kommt sogleich zu Fall." Eine geistige Auffassung der Gottheit, wie sie sich in einer Stelle des Papyrus Sallier II. findet, der eine andre im Papyrus Anastasi VII. entspricht, und die darum unter den Wissenden wohl besonders hoch geschätzt wurde, würde man vergeblich an einer den Blicken der Menge ausgesetzten Tempelwand suchen. Es heißt hier von der Gottheit: „Nicht hauet man aus (für sie) Bildsäulen von Steinen, um die Krone Ober- und Unterägyptens darauf zu setzen. Nicht kann man ihn sehen, nicht kann man ihm dienen, nicht ihm opfern. Nicht läßt er sich herauslesen aus den Mysterienbüchern, nicht ist erkennbar die Stätte, an der er weilt, nicht läßt er sich finden durch die Kraft der (magischen) Schriften."

Die parallele Stelle zu unserm: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten," stammt aus der Blütezeit des Amonkultus in Theben, und diejenigen, aus deren Kreisen er kam, waren keinesfalls „Sinnenmenschen", ja kaum die gesamte Priesterschaft, sondern nur eingeweihte Wissende. Sie werden Aehnliches mehr in ihrem der Menge vorenthaltenen Privatbesitz gehabt haben. Schon die öffentliche Verbreitung des einen Satzes: „Nicht kann man ihm opfern," hätte die äußere Existenz der Hierarchie in Frage gestellt und einen großen Teil der Vorschriften, die die exoterische Lehre enthielt, Lügen gestraft.

Das Totenbuch, das in viele Hände gelangte, eignete sich so wenig wie die Tempelinschriften für die Aufnahme des höheren geistigen Besitzes der Esoteriker; beide stellen aber beinahe die einzige uns für die Erforschung der ägyptischen Religion zugängliche Quelle dar, und es ist darum natürlich genug, daß die erhaltenen Denkmäler so ungenügende Kunde über den Inhalt des Mysterienglaubens erteilen. Gab es Bücher, worin er zusammengefaßt war — und mehrfach hören wir, daß man sich, ähnlich wie zu Rom aus den sibyllinischen Büchern, aus den alten Schriften Rat holte —, so sind sie verloren gegangen, doch es ist sehr möglich, daß, was die Lippe auszusprechen sich scheuen sollte, noch weniger zu Papier gebracht werden durfte. Wir müssen schon für die geretteten Andeutungen dankbar sein, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie mühevoll man in der Litteratur der gesprächigen und dem

Geheimnisvollen und Mystischen so viel weniger zugeneigten Griechen nach Angaben suchen muß, die sich auf den Inhalt der eleusinischen und andern Mysterien beziehen. Diesen wie ähnlichen Dingen gegenüber ist zu schnell und auf Grund des argumentum a silentio auf das Nichtvorhandensein geschlossen worden. Dazu kann hier nicht einmal von „Schweigen“ die Rede sein. Es giebt vielmehr Sätze genug, die sich auf die Mysterien beziehen; ihre tiefe Verhüllung unter dem Schleier der Allegorie entzieht sie nur vielfach dem rechten Verständnis.

Wenn wir sehen, mit wie frommer Scheu Herodot der Mitteilung dessen aus dem Wege ging, was ihm von den Mysterien des Osiris bekannt geworden war, so verstehen wir, warum kein Text und keine Inschrift uns in fortlaufender Erzählung mit der Mythe vom Osiris und der Isis bekannt macht. Wir hätten sie uns aus lauter Andeutungen und Anspielungen zusammensetzen müssen, wenn Plutarch uns nicht mit ihrem Verlauf bekannt machte. Das gleiche gilt von allen andern Göttersagen, und in ähnlicher Weise verfuhr man mit den der Menge vorenthaltenen, auf eine höhere Auffassung des göttlichen Waltens bezüglichen Dogmen. Die Stätte, an der die Geweihten zusammenkamen, scheint das in den Hauptheiligtümern zu findende „Mysterien-“ oder „mysteriöse Gemach“ gewesen zu sein. So hieß auch das heilige Grab des Osiris, das zu den großen Tempeln gehörte, von denen jeder eines der Glieder des Gottes barg, dessen Leiche zerstückelt sein sollte. In diesen Kammern findet sich auch das Bild der Mumie, aus der Blumen hervorsprossen, als allegorische Darstellung eines Gedankens, der an Schillers Verse erinnert:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schön'rem Los.“

Erinnert es nicht an die noch in den Mithras-Mysterien üblichen Feuer- und Wasserproben, wenn wir in der Einleitung zu Papyrus Ebers (Tf. 1, Z. 17) den Schreiber sich rühmen hören: „Bin ich nicht hineingegangen in das Feuer und herausgekommen aus dem Wasser?“

Weicht unsre Meinung über diese Dinge auch von der Masperos ab, so können wir uns mit dem übrigen Inhalt seines Buches in den meisten Stücken um so entschiedener einverstanden erklären. Klarer, anschaulicher und zutreffender ist anderwärts noch nicht dargestellt worden, was der Aegypter unter der menschlichen Seele verstand, und wie sich in den verschiedenen Schulen der Unsterblichkeitsglaube und die Vorstellung von dem Fortleben in jener Welt gestaltete.

Um die Natur des Teiles des menschlichen Wesens zu verstehen, dem die Aegypter das Fortleben nach dem Tode zuschrieben, und der sich keineswegs

mit unsrer Seele deckt, galt es, in die Gräber zu schauen und diejenigen Denkmäler ins Auge zu fassen, die in keinem fehlen, das sich einer vollständigen Ausstattung erfreut. Es sind die Statue, die Stele und der Sarkophag. Die Bildsäule stellt den Verstorbenen porträtähnlich dar und soll sein Aussehen unter den Nachgeborenen lebendig erhalten, während die Stele ihnen von seinem inneren Wesen, seinen Tugenden und den Thaten erzählt, die ihm das Lob oder auch die Belohnung des Pharao eintrugen. Es stand aber auch darauf verzeichnet, was an Brot und Kuchen, Ochsen und Gänsen, Milch, Wein und Bier, Kleidern und Parfüms dem Osiris oder einem andern Gotte geopfert worden war, damit er es dem Ka des Verstorbenen, dessen Wesen wir zu erklären haben werden, zu gute kommen lasse. Wer diese Formel im Grabe wiederholte, der verschaffte dem Dahingegangenen, was sie ihm verhieß. Oft wird auch dem Texte der Stele eine Anrede an diejenigen zugefügt, die sich dem Grabe nähern. Sie fordert diese auf, für seine Erhaltung das Ihre zu thun, und die auf die Speisung des Ka bezügliche Formel zu wiederholen. Wer das thut und Schaden von der Gruft fernhält, dem wird der Segen, wer sie vernachlässigt oder gar beschädigt, der Fluch des Dahingegangenen und göttliche Strafe in Aussicht gestellt. Reiche und Vorsichtige lassen auch eine Kopie der rechtsgültigen Urkunden in die Wand der Gruft meißeln, die sich auf die Schenkungen bei Lebzeiten beziehen, deren Einkünfte benutzt werden sollten, um dem Ka die Existenz und die ihm gebührende Ehre zu sichern. Auf besondere Steinplatten oder an die Wand des Grabes geschriebene Opferlisten haben den Zweck, dem Ka die auf ihnen hergezählten Gaben zu verbürgen.

Was war nun dieser Ka? Maspero nennt ihn zutreffend „le double", was wir mit „Doppelgänger" übersetzen können, wenn wir darunter nur den Doppelgänger in gespenstischer Bedeutung, „den Geist", im Sinne des Geistes des Vaters Hamlets, das dem Geisterreich angehörende luftige Gebilde verstehen, das wie ein aus dem Spiegel getretenes, mit eignem Leben ausgestattetes Bild denjenigen als Sonderindividuum überdauert, dessen äußere Erscheinungsform es individualisiert. Es gleicht dem Genius der Römer und dem Ferver der Perser, den wir so oft hinter der Darstellung des Königs als sein zweites Ich dargestellt finden. Der ägyptische Ka ist eben die äußere Gestalt, die Form des Menschen, durch die sich einer von dem andern unterscheidet und die er als ein Sonderwesen von dem Individuum abstrahiert. „Der Ka," sagt Maspero, „war wie ein zweites Exemplar des Körpers, doch von weniger dichtem Stoffe wie der körperliche, eine farbige und doch luftige Projektion des Individuums, die ihm Zug für Zug glich. Kind, wenn es sich um ein Kind, Frau, wenn es sich um eine Frau, Mann, wenn es sich um einen Mann handelte."

Als von der Hand gezogener Handschuh oder als Balg eines ausgebalgten

Vogels wird er sich, denken wir, leicht vorstellen lassen, nur muß man ihn auch mit der Fähigkeit eigner Bewegung ausgestattet denken, die der Art und Weise dessen entspricht, von dem er abgezogen wurde.

Ob Epikur Kenntnis von ihm besaß, als er die Natur der Wahrnehmungen erklärte? Wie dünne Häute sollen sie sich nach der Darstellung des Lucretius von der Oberfläche der Gegenstände ablösen und den untrüglichen Sinnen entgegenkommen. Jedes Ding hätte danach etwas dem Ka Verwandtes an sich, und auch bei den Aegyptern werden leblose Gegenstände mit dem Ka gedacht. Nach Epikur war es das an den Dingen Wahrzunehmende, nicht das Ding selbst, sondern jene sehr bewegliche, es überziehende Haut, die den Sinnen bei der Wahrnehmung entgegentrat und die der Aegypter leicht mit „Ka" hätte übersetzen können.

Nach seiner Vorstellung lief übrigens der Ka Gefahr, sich im Laufe der Zeit zu verflüchtigen. Auch die Stoiker nahmen später an, daß die Seele von körperlicher Natur sei und sich nur eine Zeit nach dem Tode erhalte. Um dem Vergehen des Ka zu begegnen, mumisierten die Aegypter den Körper und stellten Statuen in das Grab des Verstorbenen, die dem Ka Halt und Stütze liehen, da er sie überzog, wie das anschließende Tricotgewand den Tänzer. Die andern Teile des menschlichen Wesens, die das Ende des Lebens überdauerten, bedienten sich seiner, um die Gestalt dessen anzunehmen, dem sie auf Erden angehört hatten. Für den Aegypter teilte der Verstorbene sich nämlich nicht nur wie bei uns in zwei Teile: den vergänglich körperlichen und den ewigen seelischen oder geistigen, sondern in mehrere, und das gereicht der spekulativen Kraft seines Geistes keineswegs zur Schande, denn auch die fortgeschrittene Philosophie wagt es nur, das Wesen der Seele mit Hilfe der von ihr ausgehenden und mit ihr verbundenen Phänomene zu ergründen und spricht dem Geiste die Fähigkeit ab, eine Erscheinung von ihrer Art als Ganzes zu erfassen.[1]) Diejenigen Existenzformen, in die wir das, was wir den unsterblichen Teil des Menschen nennen würden, bei den Aegyptern zerfallen sehen, sind, außer dem Ka, die Seele (ba), das Herz (àb), der Schatten (srit),[2]) der Leuchtende oder Lichtgeist (ichu), der Name (ran) und das àbayt genannte, dem Schatten nah verwandte und doch mit individuellen, nur ihm eigentümlichen Attributen ausgestattete Etwas. Der Ka steht an ihrer Spitze, und wir glauben auch zu wissen warum. Das letzte Ziel des unsterblichen oder besser ewigen Teiles des Menschen war die Apotheose, das Zusammenfallen und Einswerden mit der Gottheit. Damit war die Individualität aufgehoben; ein Volk aber, das Pyramiden auftürmte, das Berge aushöhlte und große Mauerflächen mit Inschriften bedeckte, um das Andenken an die eigne Persönlichkeit

[1]) Auch die Stoiker teilten die Seele in viele Teile. Panaetius nahm statt acht nur sechs an; Posidonius gab ihr dagegen nach Tertullian deren zwölf.

[2]) [Der ägyptische Name des Schattens ist richtiger chaybet zu lesen.]

und an alles, was der einzelne Bevorzugte auf Erden gewesen war, vollbracht und besessen hatte, im Gedächtnis der Nachgeborenen lebendig zu erhalten, konnte den Gedanken schwer ertragen, was von dem Ich des einzelnen übrig blieb, mit unzählbaren andern in Eins verschmolzen zu sehen, und wenn dies Eins auch die Gottheit war. Es mußte ein Mittel gefunden werden, dem Individuum, trotz des Osiriswerdens seines unvergänglichen Teiles, eine Sonderexistenz zu verschaffen, und so stellte man sich den Ka, die Erscheinungsform des Menschen als die belebte Hülle vor, die den andern unvergänglichen Teilen des Menschen zur Verfügung stand, wenn sie sich gemeinsam, als das, was sie auf Erden gewesen waren, dort zeigen, die Ueberlebenden besuchen, sie warnen und mit ihnen verkehren wollten.

Wenn wir es unterließen, die den Tod überdauernden Teile des Menschen unsterblich zu nennen, so geschah es mit gutem Grunde. Auch Maspero vermeidet diesen Ausdruck und nennt die Seele der Aegypter lieber „ewig" als unsterblich; denn wie die Gottheit, mit der sie verschmolz und die sich den Erdenbewohnern als Sonne zeigte, trat die Seele am Morgen eines jeden Tages mit der Sonne ins Leben, verschwand am Abend mit ihr im Westen, dem Reiche des Todes, dessen Reich sie mit ihr durchfuhr, um am Morgen des nächsten Tages im Osten neu geboren zu werden und in der Frühe als Kind den zurückgelegten Weg neu zu beginnen, am Mittag zum Manne heranzuwachsen und am Abend wiederum, und zwar als Greis, im Westen zu verschwinden. Sie starb von einem Leben in das andre hinüber, und jedes hatte vor sich und hinter sich eine unendliche Dauer. Eine Seele aber, die sich so viele Tode gefallen lassen mußte, unsterblich zu nennen, hat in der That keinen Sinn, während ihr die Eigenschaft des ewigen Bestandes allerdings zukommt.

Diese Darstellung, die sich im ganzen an die Masperosche schließt, scheint uns indes einer Ergänzung zu bedürfen, von der der französische Erklärer dieser Dinge vielleicht nur absah, um die Verständlichkeit zu bewahren. Der Kreislauf des Lebens und der Sonnenbahn, deren er gedenkt, hätte nämlich statt mit der Geburt und dem Morgen, mit dem Tode und Abend begonnen werden sollen; denn für den Aegypter geht der Tod dem Leben, die Nacht dem Sonnenaufgang voran. Auch auf historischem Gebiet wird dieser Gedanke durchgeführt; denn in der Reihenfolge, die der Aegypter dem Auftreten der lebenden Wesen gab, kommen nach den Göttern die Seelen der Verstorbenen und erst nach diesen die Menschen. Die Königslisten des Manethôs beginnen darum auch mit Göttern und Halbgöttern, denen die νέκυες, das heißt die Verstorbenen, folgen. Erst hinter diesen kommen die ersten Herrscher von menschlichem Geschlecht. So ist jeder Mensch von vornherein ein Auferstandener, und wenn er stirbt, kehrt er nur zu einem früheren Zustande zurück. Das Gleiche gilt von der Sonne. Eine jede ist die Nachfolgerin von vielen vor-

hergehenden und durch Auferstehung dazu geworden. Jede aufgehende Sonne wird wie ein neugeborenes Kind begrüßt, nicht nur als das Wiedererscheinen eines die Jahrtausende überdauernden Himmelskörpers, den die Dunkelheit zeitweilig den Blicken entzog. Als Nachfolger und Sohn eines verstorbenen Vaters, das ist der Sonne des vorhergehenden, wurde die des heutigen Tages verehrt. Auf diesen Glaubenssatz und die Folgerungen, die sich aus ihm ergeben, tiefer einzugehen, ist uns hier versagt. Auch für den Ka ist als Anfang die Zeit des Todes zu denken. Trat er ins Dasein, so geschah es natürlich in Form des neugeborenen Kindes, mit dem er als Doppelgänger heranwachsen sollte. Ein berühmtes Bild zeigt uns, wie der Ka zugleich mit demjenigen, zu dem er gehört, zur Welt kommt. Beide werden als ununterscheidbar gleich gebildete Kinder dargestellt. Der Neugeborene bringt eben seine Erscheinungsform mit zur Welt. Sie wächst mit ihm heran und bleibt bei ihm, bis er als Greis die Augen schließt.

Mit der Regsamkeit der kindlichen Einbildungskraft ist uns Spätgeborenen das Abstraktionsvermögen der Aegypter verloren gegangen. Wenn wir sagen: „Ich spreche", so sind wir ungenau, weil bei dieser Thätigkeit keineswegs das gesamte „Ich" mit Füßen und Beinen beteiligt ist, sondern mit voller Notwendigkeit nur der Mund. Wie viel wird leider nur mit den Lippen geredet! Der Aegypter sagt darum weniger gern „ich rede", als „mein Mund redet" und dies „Mund" wurde ihm zu einem grammatischen Hilfswort. Von unserm Ka gilt das Gleiche, und es heißt nicht: „Lob und Preis sei dem Könige", sondern „Lob und Preis sei dem Ka des Königs", das heißt seiner Persönlichkeit oder seinem Geiste. Bei Gebet und Opfer wendet man sich ebenso nicht regelmäßig unmittelbar an denjenigen, dem beide gelten, sondern nur an seinen Ka. Den vielgestaltigen großen Göttern schreibt man konsequenterweise mehrere Kas zu. Der bekannte Name des dritten Pyramidenerbauers Mykerinos, ägyptisch Men-ka-rē bedeutet „Es bleibt (es hat bleibenden Bestand) der Ka oder Geist des Sonnengottes Rē".[1]) Hier kann unter Ka so gut wie der Genius, der Geist, die von einem göttlichen oder menschlichen Wesen abstrahierte Erscheinungsform, auch die Statue oder, wie Maspero will, „die beseelte Statue" verstanden werden. Diese Bezeichnung ist treffend; denn heftete der Ka sich an die Bildsäule, so wurde er Eins mit ihr und belebte sie mit dem seelischen Inhalte seines Wesens. Es wurden darum auch nicht alle Statuen Ka genannt, sondern nur die porträtähnlichen, mit denen man sich den Ka des Dargestellten vereinigt dachte. Der Stein, woraus sie gemeißelt wurden, ist es nicht, den die Aegypter verehrten, sondern der Ka, der ihn beseelte und mit dem bewegungslosen Mineral das Wesen des Abgebildeten,

[1]) Der gleiche Name kommt auch in der Form men keu rē vor. Das Ka steht hier im Pluralis, und man hat zu übersetzen: Bleibenden Bestand haben die Kas oder Geister des Sonnengottes Rē.

das heißt seine äußeren und inneren Eigenschaften, verband. War der Dargestellte eine Gottheit, so ist es darum nur natürlich, daß man seiner mit dem Ka verbundenen Statue auch prophetische und andere mystische Kräfte zuschrieb.

Maspero irrte nicht, als er diese Auffassung in einer der unter dem Einfluß der Gnostiker entstandenen hermetischen Schriften wiederzufinden meinte. Der dreimal große Hermes ist es nämlich selbst, der dort dem Asklepios, mit dem er sich unterredet, zuruft: „Ja die Statuen, o Asklepios! Siehst du, wie sehr es dir an Glauben gebricht? Die beseelten Statuen, die so voll sind von Gefühl und Leben und die so viele und große Dinge verrichten, die prophetischen Statuen, die die Zukunft durch Träume und allerlei andre Stimmen voraussagen, die uns mit Krankheiten behaften oder, je nach unserm Verdienst, unsre Schmerzen heilen."

Diese beseelten Statuen wurden gleichfalls schlechthin „Ka" genannt, und wir wissen schon, daß es in keiner Gruft eines Aegypters, der die Mittel besaß, sie herstellen zu lassen, an einer oder mehreren Bildsäulen fehlte. Die Kammer, die, um die Statue aufzunehmen, schon bei den ältesten Mastaba[1]) aus der Pyramidenzeit hergestellt wurde und der Mariette den Namen „serdab" gab, heißt „das Haus (oder die Wohnung) des Ka".

Der Bildsäule, oder besser dem Ka, der sie beseelte, räucherte man durch eine Oeffnung schon sehr früh, dem Ka brachte man dar, wessen der Verstorbene überhaupt bedurfte. Darum werden sogar Priester angestellt, die noch Jahrtausende nach ihrem Tode den Kult des Ka großer Könige und Königinnen zu leiten haben, und die Statue, die ihm zur Stütze dient und die seine Formen unbeeinträchtigt lebendig erhält, so lange sie selbst vor Zerstörung bewahrt bleibt, macht er, der Ka, aus einem anorganischen Gebilde von Stein zu einem beseelten Wesen. Die mit dem Ka verschmolzene Bildsäule wird auch in der That noch spät als solches gedacht, und es sei hier noch mitgeteilt, was Maspero von den Spuren zu berichten weiß, die sich von der Verehrung des Ka in der Religion der muslimischen Aegypter von heute nachweisen lassen.

Wie das an so vielen Stellen geschieht, sind auch hier Reste des verdrängten Glaubens als Aberglauben in den herrschenden übergegangen. Wir heben gerade diesen Abschnitt des reichhaltigen Buches hervor, weil er sich mit den Pyramidensagen beschäftigt, deren P. Pasig in diesen Blättern[2]) gedachte. Dieser Herr spricht von denen, die sich auf die Entstehung der Pyramiden, auf ihre Eröffnung und die Geister, die man mit ihnen in Verbindung setzt, beziehen, doch enthält, was er besonders nach den „Wundern Aegyptens" des Murtadi mitteilt, nur einen kleinen Teil der Sagen, die die Araber an die Pyramiden hefteten, und die sich schon in dem Perring-Vyseschen Pyramidenwerke gesammelt finden.

[1]) Mausoleum in Freibau. Das arabische Wort bedeutet eigentlich „Bank".

[2]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 39 (Beilage-Nummer 33), 1893.

Was Hr. Pasig auf dem ihm bewilligten beschränkten Raume mitteilt, giebt ein genügendes Bild der Natur dieser Sagen; wenn er aber in dem letzten „Kritik" überschriebenen Abschnitt zu dem Resultate gelangt, sie dankten unlauteren Motiven den Ursprung; denn das den Kopten und Arabern gemeinsame Interesse habe es erfordert, den Schleier des Geheimnisses, das sich im Laufe der Zeit um die Pyramiden gewoben habe, aus selbstsüchtigen Gründen und zu egoistischen Zwecken nur noch mehr zu verdichten, so irrt er. Die Grabstätten der Wüste — so begründet er seine Meinung — hätten für die Eingeborenen eine reiche Fundgrube gebildet, und diese habe man vor nicht einheimischen Einflüssen schützen wollen, indem man Entsetzen vor den Pyramidengeistern erregte und das gräßliche Schicksal derer ausmalte, die den Versuch wagten, in die Pyramiden einzudringen, um sich mit den fabelhaften Schätzen, die einst in ihnen niedergelegt worden waren, zu bereichern.

Wer die Natur der Sage und ihre Entstehung kennt, der wird indes, besonders bei der bunten Mannigfaltigkeit derer, die hier in Frage kommen, von vornherein bezweifeln, daß sie zu einem bestimmten Zweck erfunden worden seien. Sucht jemand Unberufene von einer Stätte fernzuhalten, so verbreitet er außerdem gewiß nicht die Kunde von fabelhaften Schätzen, die dort ruhen sollten, und deren Existenz er selbst ersann. Lebenskluge Erzähler mußten wissen, daß die Habsucht unter den Kopten wie Muslimen stärker sei als die Furcht auch vor dem schrecklichsten Wächter.

Nein! diese Sagen sind keine bloßen, zum Zweck der Abschreckung erdachten Märchen, sondern, wie ihre Natur es bedingt, allmählich erwachsene Organismen, deren Wurzeln sich in dem Boden des ägyptischen Heidentums nachweisen lassen. Wir hatten dies längst vermutet und freuten uns, Maspero der gleichen Ansicht Ausdruck geben zu sehen.

Auch nach dem Abfall vom Heidentum erhielten sich unter den Aegyptern Erinnerungen an den Ka, der in der Vorstellung und besonders im Totenkult ihrer Vorfahren eine so große Rolle gespielt hatte. Kopten und Araber paßten sie ihrem Glauben und ihren Gewohnheiten an, und diese Sagen schließen sich teils an alte Vorstellungen, teils an die sehr konkrete Hinterlassenschaft der heidnischen Ahnen, die man überall und besonders in Form von Statuen in den Gräbern und unter den Trümmern der verfallenden Heiligtümer fand.

„Saurid" wird in dem erwähnten Büchlein des Murtadi der König genannt, der die Pyramiden erbaute. In die drei größten (denen von Gize) führte er die Leichen der früheren Könige und der Oberpriester, sowie die Götzenbilder zusammen, um sie vor der Sündflut zu schützen, und setzte einen Wächter bei jeder Pyramide ein. Alle drei waren aus hartem Material bestehende Bildsäulen und hatten je einen Knappen oder Gehilfen bei sich. Jeder dieser Kustoden war in seiner Weise furchtbar, und man dachte ihn wie die Kolosse aus der Pharaonenzeit. Von dem der östlichen Pyramide wird aus-

drücklich gesagt, er habe wie die in einem Brunnen bei dem sogenannten Chephrenbau entdeckten Statuen des Erbauers der zweiten Pyramide (Chafrē, griech. Chephren) mit geöffneten Augen auf einem Throne gesessen. Die Hellebarde in seiner Hand bewirkte, daß, wer sie anschaute, einen furchtbaren Lärm zu vernehmen wähnte, der ihm den Mut brach und denjenigen, der darauf hörte, ums Leben brachte. Sein Kollege in der westlichen Pyramide, der von rotem, hartem Stein war, hatte gleichfalls eine Hellebarde in der Hand, dazu aber noch auf dem Kopfe eine zusammengerollte Schlange, die sich auf jeden stürzte, der ihr nahte, sich ihm um den Hals ringelte und ihn erstickte. Sein Knappe oder Diener wird als ein mißgestalteter Greis geschildert. Kleiner, doch nicht weniger furchtbar, war der steinerne Wächter der dritten Pyramide, denn er heftete sich an den, der ihn ansah, und ließ ihn nicht los, bis er — eine Art von Vampyr — ihn ums Leben oder um den Verstand gebracht hatte. Auch er besaß einen Gehilfen. Nachdem Saurid die Pyramiden vollendet, bringt er ihnen Opfer dar.

Maspero hat recht, wenn er in dieser Sage die Grundzüge der Vorschriften wiedererkennt, nach denen man in alter, heidnischer Zeit thatsächlich bei der Herstellung der Grabmäler und der Bestattung der Könige und Vornehmen verfuhr. Wie nämlich der alte Fabelkönig die Pyramiden erbaute, in jede die Statue und den Geist (den Wächter mit dem Gehilfen) setzte und Opfer darbrachte, so hatten die Pharaonen oder die Großen aus ihrer Zeit Pyramiden oder Erbbegräbnisse hergestellt, Statuen darin aufgestellt und ihnen den Ka beigegeben, der sie beseelte und für sie handelte. Endlich hatten sie auch Opfer eingesetzt und Darbringungen vorgeschrieben, die dem Ka als Nahrung dienen sollten. Der Geist der zweiten Pyramide entspricht in der Sage durchaus einer sitzenden königlichen Statue mit dem Scepter in der Hand und mit jener Uraensschlange an der Stirn, von der es so oft heißt, sie brenne die Feinde mit ihrer Flamme.

Der Ka der ägyptischen Religion wird einfach von dem Aberglauben späterer Geschlechter in einen Geist, und zwar gewöhnlich in einen bösen und gefahrbringenden umgewandelt. Die einzelnen Sagen knüpfen sich größtenteils an erhaltene Statuen, und wenn Murtadi von dem Geiste des Birba (Gräberbaues) von Phacat erzählt, er trage die Gestalt einer jungen, schwarzen Frau, die ein kleines Kind auf den Armen halte und auffallend weiße Augen in dem häßlichen Gesichte habe, so dankt dies Gebilde der Phantasie gewiß einer Isis mit dem Horusknaben von schwarzem Basalt den Ursprung, in deren Gesicht die Augen, wie das so häufig geschah, mit Knochen oder Elfenbein eingelegt waren. Wenn der Geist auch die Hundezähne fletschen soll, so wurde wohl an die häufigen schwarzen Sechmetstatuen gedacht, die mit dem Kopfe der Löwin gebildet werden, deren Gebiß bedrohlich genug aussieht. Unter den Afrits, wie die Araber diejenigen bösen Geister uns gegenüber am häufigsten

nannten, die sie sich in Gräbern und unter den Denkmälern hausend denken, hörten wir noch mancher erwähnen, die Maspero unberücksichtigt läßt und die gewiß gleichfalls der Erinnerung an altes Bildwerk oder an den Ka, der sich daran knüpfte, den Ursprung verdanken. Wir fühlten uns darum schon vor vielen Jahren geneigt, in dem arabischen Afrit den in einen bösen Geist verwandelten Nachfolger des heidnischen Ka zu sehen. Auch Masperos Angabe, die Fellachen lebten heute noch in dem Wahne, daß sich an die Statuen, die sich in den Gräbern finden, Geister (Afrits oder Ginn) heften, die denjenigen gefährden, der ihre Ruhe stört, können wir bestätigen. Sie machen sie unschädlich und schützen sich vor Wahnsinn oder Tod, indem sie ihren Sitz, die Bildsäule, zerschlagen, und dieses Radikalmittel ist vielen kostbaren Kunstwerken verhängnisvoll geworden.

Die Beispiele, die Maspero für die prophetische Kraft gewisser Statuen anführt, sind teils bekannten Denkmälern, teils einer noch unbenutzten Schrift des Synesius entnommen.

Auf die andern interessanten Monographien, die das inhaltreiche Buch enthält, können wir hier nicht eingehen. Die wichtigen, ganz vortrefflichen Abschnitte über seine Ausgrabungen und über die Unsterblichkeitslehre der Aegypter denken wir später eingehend zu würdigen.

Alte Schuhe.[1]

Von allen Gebrauchsgegenständen scheint sich keiner so entschieden einer ästhetischen Würdigung zu entziehen wie „alte Schuhe", ja es läßt sich auf den ersten Blick kaum erkennen, welcher Wert ihnen für die Kulturgeschichte innewohnen möchte. Dennoch beweist das vorliegende Prachtwerk,[2]) das wir dem Fleiß und der Opferwilligkeit Heinrich Fraubergers zu Düsseldorf verdanken, daß selbst „alte Schuhe" unter besonderen Umständen eine liebevolle Behandlung verdienen und wohl geeignet sind, auch in weiteren Kreisen das lebhafteste Interesse zu erwecken.

Die in der lithographischen Anstalt von A. Hackenbroich zu Düsseldorf in Farbendruck hergestellten 25 Tafeln, die den knappen, wohlgeordneten und lehrreichen Text begleiten und illustrieren, gereichen diesem Institut zur Ehre und machen den Beschauer mit dem Schuhwerke vertraut, das in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in Aegypten getragen wurde. Sie zeigen, daß damals jede Art der Fußbekleidung von der Socke und Papyrussandale an bis zum Ueberschuh und Stulpstiefel in Gebrauch war, und daneben, daß das Schuhmacherhandwerk an Kunstfertigkeit keineswegs hinter dem von heute zurückstand. Was die Zierlichkeit des Schnittes bei einigen Exemplaren und die Goldornamente betrifft, die die Pantoffeln der Reicheren schmücken, so könnten unsre Schumacher sogar bei ihren alten Vorgängern mit gutem Nutzen in die Lehre gehen.

Frauberger zeigt auch, daß die meisten Werkzeuge, deren sich die Schuhmacherei heute bei der Handarbeit bedient, schon von den Verfertigern der hier dargestellten Fußbekleidungen benutzt wurden. Auch verstanden die ägyptischen Schuhmacher beinahe jedes Verfahren, dessen sich die unsern zu „zwecklicher

---

[1]) Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 78, 1896.

[2]) Heinrich Frauberger, Antike und frühmittelalterliche Fußbekleidungen aus Achmîm-Panopolis. Mit 97 Textillustrationen und 25 Tafeln. Düsseldorf, Gneisenaustraße 13. In 150 numerierten Exemplaren.

und ornamentaler Bestimmung" bedienen: das Schneiden und Nähen, Flechten und Nageln, das Streichen, Granulieren, Schwellen, Treiben, ja sogar das Punzen und Ritzen, das Schälen des Leders, das Sticken, die Lederapplikation, den Durchbruch, die Auflage und Vergoldung in verschiedener Art und vor allem den Wechsel in den Farben.

Wenn wir von zwei Besonderheiten, die hier nicht erklärt werden können, absehen, scheinen die Schuhe aus der Totenstadt von Achmîm in ganz ähnlicher Weise verfertigt worden zu sein, wie man es heute noch in den Bazaren von Kairo sehen kann, wo seltsamerweise Pantoffeln und Bücher im nämlichen Laden verkauft werden. Beide sind zwar so wenig am Nil wie anderwärts innerlich näher verwandt als Kopf und Fuß; die einen wie die andern nehmen aber die Mitwirkung des Lederarbeiters in Anspruch.

Die auch durch das vorliegende Werk als irrtümlich erwiesene Meinung, die Alten wären nur Sandalenträger gewesen, wurde durch Bildwerke und Schriftstellen der verschiedensten Art längst widerlegt. Das Sprichwort „Ne sutor supra crepidam", das wir „Schuster, bleib bei deinem Leisten" übersetzen, spricht allerdings nicht von „Leisten", die die Verfertigung von Stiefeln oder doch von Schuhen voraussetzen würden, sondern nur von dem latinisierten griechischen *κρηπίς* (crepida), einer Art von Halbschuh. Leisten in unserm Sinne wurden aber dennoch von den antiken Schuhmachern benutzt, und zwei bis auf uns gekommene Exemplare sind im Berliner ägyptischen Museum zu sehen. Sie entstammen dem nämlichen Fundorte wie die meisten von Frauberger benutzten Fußbekleidungen: der Nekropole des alten Panopolis, die, in der Nähe der oberägyptischen gewerbfleißigen Nilstadt Achmîm gelegen, der Wissenschaft schon eine so reiche Fülle der verschiedenartigsten Gaben zuführte.

In demjenigen Teile dieses großen Friedhofes, der die Gräber der in nachchristlicher Zeit verstorbenen Ortsbewohner enthält, wurden, nachdem die neue Religion die Mumifizierung und die Staatsgewalt unter den Antoninen die Totenverbrennung abgeschafft hatte, die Leichen in den Gewändern bestattet, die sie bei Lebzeiten trugen. Vorher war dies nie geschehen. Die bekleidet aufgefundenen Verstorbenen können darum nicht früher als in der Mitte der Regierungszeit des Antoninus Pius (138—161) gestorben sein. Die ersten wird man um 150 nach Chr. der Erde anvertraut haben. Dann behauptete sich die Sitte der Leichenbekleidung ziemlich lange und überdauerte die byzantinische Herrschaft, die des Persers Chosroes und sogar den Heimfall Aegyptens an den Islam; denn das jüngste in der Nekropole von Panopolis entdeckte datierte Stück gehört in das Jahr 832 nach Chr.

In diesem Zeitraum von beinahe 700 Jahren wurden denn auch unsre Schuhe verfertigt. Einige lassen sich dem zweiten und dritten, mehrere sicher einem oder dem andern noch späteren Jahrhundert zuschreiben. Für Christen wurden die meisten zweifellos verfertigt, doch that Frauberger gut, von dem

Versuch einer genauen Zeitbestimmung abzusehen; denn obgleich — besonders den Gewändern der hier Bestatteten gegenüber — Eigentümlichkeiten herausgefunden wurden, die das Erhaltene bestimmten Jahrhunderten zuweisen sollen, bewährten diese Merkmale sich doch nur im einzelnen — hier aber freilich mehrfach mit überzeugender Kraft — als entscheidend. —

Das Material, aus dem die zahlreichen, hier abgebildeten Fußbekleidungen, die Frauberger mit so glücklichem Erfolg aus sehr verschiedenen Aufbewahrungsstellen zusammenführte, bestehen, ist mannigfaltig genug. Im rohen Zustande sondert es sich in Faserstoffe und Felle. Daneben fand sich nur eine einzige Holzsandale. Dieser Umstand mag wohl weniger der Holzarmut Aegyptens, als der Scheu der Morgenländer vor geräuschvollem Auftreten zuzuschreiben sein. Auch Kork will man nur an einem Schuh entdeckt haben. Leder ist der am häufigsten gebrauchte Rohstoff. Es wurde in allen Dicken, Härten und Farben verwendet. Rinder-, Ziegen- und Schaffelle wanderten aus der Gerberei am häufigsten in die Schuhmacherwerkstätte. Neben dem üblichen Rindsleder scheint man einmal auch das des Nilpferdes als Sohlenleder benutzt zu haben. Sowohl die Gerberei als die Färberei leistete so Vorzügliches, daß ihre Arbeiten, wie der besonnene Kenner Frauberger versichert, „nicht mehr übertroffen worden sind". An Stücken, die 1200 und mehr Jahre in der Erde lagen, blieb die Farbe vollkommen erhalten. Leinewand findet sich häufig als Futterstoff verwertet, aus Wolle bestehen die Socken, die mehrfach (wie in Japan) an der Spitze so geteilt sind, daß die große Zehe einen eignen Raum erhält. Seide — interessant für die Geschichte der Handelsverbindung mit China — kommt als Zierfaden zur Verwendung. Daneben wird leichteres Schuhwerk vielfach aus Pflanzenstoffen: Palmblättern, Binsen und besonders häufig aus Papyrus hergestellt.

Papyrussandalen waren schon früher häufig an Mumienfüßen gefunden worden und sind oft in ihrer natürlichen Farbe oder auch hell bis zu reinem Weiß gebleicht, gefärbt oder bemalt, zum Beispiel mit dem Bild eines zu Boden getretenen Feindes, in den Museen zu finden. Sie bildeten im alten Reiche, das seine vornehmsten Söhne nur selten, seine Töchter fast niemals beschuht umhergehen sah, die einzige Fußbekleidung. Im neuen Reiche kommen schon Lederschuhe vor. Die Verfeinerung dieser Bekleidungsgattung scheint aus Asien zu stammen und unter den Ptolemäern, Römern und Byzantinern fortgeschritten zu sein. Trotzdem war der Papyrusschuh in den ersten Jahrhunderten nach Chr. noch keineswegs verdrängt.

Früher machte die Stelle bei Martianus Capella, wo bei der Hochzeit des Merkur mit der Philologie die gelehrte Braut solche Fußbekleidung (calcei ex papyro textili) trägt, den Interpreten zu schaffen. Ich erinnere mich wohl der ernstgemeinten Erklärung: „Schuhe von Papyrus existierten natürlich nur in der Vorstellung des Beschreibers dieser Vermählung. Er erfand sie,

um den „Blaustrumpf“ Philologie auch an den Füßen mit einem der Wissenschaft zugehörenden Material, mit Papyrus, der der Schreibstoff der Alten war, zu bekleiden.“ Diese witzige Erwägung veranlaßte den in Afrika heimischen Autor allerdings, die Verlobte in Papyrusschuhen zur Hochzeit zu führen, — er hätte sie ihr aber schwerlich angethan, wenn ihm ihr Gebrauch nicht bekannt gewesen wäre.

Die Figuren 9—18 zeigen Sandalen aus Faserstoffen, verschiedene Flechtarten und in wie überaus sinnreicher Weise die flachen Teile mit den runden so zweckmäßig wie formschön verbunden werden. Die Sandale Figur 15 (Tafel IV) ist in ihrer zierlichen Schlankheit eine wahre Augenweide.

Das schönste und interessanteste bieten freilich die Lederschuhe. Ihre oft geradezu künstlerisch geschnittene Form und die sie schmückenden geschmackvollen Goldornamente verdienen die vollste Beachtung. Die letzteren sind zum Teil auch von wissenschaftlicher Bedeutung; denn sie bringen neue Beiträge für die Beantwortung der jüngst aufgeworfenen Frage, ob es gestattet sei, überhaupt von einer koptischen Kunst zu reden, — auch bereichern sie unsre Kenntnis der Figuren, die als christliche Symbole noch in der Zeit des Bildersturmes an der Person verstorbener Christen anzubringen gestattet war. Wir werden diesen Figuren: des ursprünglich heidnischen Kreises an Stelle der geflügelten Sonnenscheibe, gleichsam im Giebelfelde des Schuhes, das heißt zwischen Spitze und Ausschnitt, des Dreiecks (Symbol der heiligen Dreieinigkeit), der Bäume, der Vögel, der Fische, der Hasen, des Sterns, sowie der einzigen vorkommenden Inschrift an einer andern Stelle eingehender gedenken. Hier sei nur noch erwähnt, daß auch das heidnisch-ägyptische Zeichen des Lebens, das sogenannte gehenkelte Kreuz, unter diesen Figuren vorkommt (88, 90, 95). Das Ornament auf dem Schuh 85 hält Frauberger für „den Lebensbaum, in dem zwei Vögel sitzen“, doch übersah er, daß die Schwänze dieser Tiere das alte Lotosblumenmotiv wiedergeben. In der Verzierung von 87 sieht er mit Recht drei schwimmende Enten und drei Fische, jene aber gehören zu den heidnisch-ägyptischen Ornamentalfiguren. Als das interessanteste Stück läßt sich das 93 und 93a dargestellte Paar Schuhe bezeichnen. Das hohe Lob, das der Herausgeber der echt künstlerischen Form und Verzierung dieser schönen Fußbekleidung von Bocksleder in prächtig roter Farbe angedeihen läßt, ist vollberechtigt. Auch der Behauptung, daß sie in einer Zeit hergestellt wurde, in der noch die besten griechischen Verzierungsgrundsätze gültig waren, stimmen wir willig bei. Die hintere Handhabe blieb, weil sie angefaßt wurde wie der Henkel eines Gefäßes, unverziert, während sich um den ganzen Ausschnitt ein Rand von Goldornamenten zieht, der auf dem Vorderblatte die größte Ausbildung erfährt. Da diese Schuhe ungetragen zu sein scheinen, werden sie für die Leiche neu hergestellt worden sein, und der Herausgeber ist gewiß im Recht, wenn er sie deswegen und wegen ihrer sorgfältigen Arbeit und Verzierung

einem Herrn in hervorragender Lebensstellung angehören läßt. Den vier Verzierungsmotiven am Vorderblatt schreibt er symbolische Bedeutung zu. Mag nun aber auch das kreisrunde Lederscheibchen an der Spitze auf den Rang des Trägers deuten, vermögen wir sie doch nicht für die „Lunula“ der Patrizier zu halten. Schnabelschuhe wie dieser durften sich wohl nur Vornehme bedienen. Auch im deutschen Mittelalter war, wie das Volkslied lehrt, wenigstens den Dienenden verboten, „lange Kleider und spitz'ge Schuh“ zu tragen.

Das hohe Interesse, das der große Doppelkreis bei der vorderen Handhabe bietet, kann hier nur angedeutet werden. Obwohl diese Schuhe, wie das goldene Dreieck an der Spitze lehrt, für einen Christen angefertigt wurden, enthält der erwähnte Diskus dennoch heidnische Motive: die geneigten Schwingen der geflügelten Sonnenscheibe und das Zeichen neb (der als Halbkreis dargestellte Korb), das „Herr“ bedeutet. Diese Hieroglyphen würden, wenn man sie etwa auf einem Skarabäus fände, bedeuten: „Dem im Kampf gegen das Böse siegreichen Prinzip gebührt die Herrschaft.“ Zwar ahmte man diese Zeichen wahrscheinlich nur nach, ohne ihre Bedeutung mehr zu kennen, ihr Gebrauch beweist aber, daß wir mit unsrer Behauptung nicht irrten, man habe sich auch im christlichen Aegypten heidnischer Symbole, wenigstens zu Verzierungszwecken, bedient. Die Ente, deren wir oben gedachten, fanden wir auch auf einem Kinderkleidchen, das aus der gleichen Fundstätte stammte.

Indem wir hier auf ein näheres Eingehen verzichten, möchten wir nur noch auf die Ueberschuhe und Stiefel Tafel XXIV und XXV hinweisen. Der rote mit der gelblichen, reichverzierten Kappe am oberen Teil des Schaftes ist ein so zierliches, in jeder Hinsicht vollendetes Stück Arbeit, daß wenige unsrer allerbesten hauptstädtischen Handwerker ein gleiches herzustellen vermöchten.

Was hier gegeben wird, beschränkt sich auf ein kleines und scheinbar recht unbedeutendes Gebiet der Kultur- und Kunstgeschichte, es wird aber — und das gilt ebenso für den Text wie für die Abbildungen — mit wissenschaftlichem Ernst behandelt und ist schon deswegen der Beachtung und Anerkennung wert. Weit entfernt, nur Kuriositäten zur Anschauung zu bringen, das Auge zu ergötzen oder doch durch Ungewöhnliches zu fesseln, legen diese Farbendrucke dem denkenden Kultur- und Kunsthistoriker, ja auch dem Künstler und Freunde des Kunsthandwerks, eine Menge von Fragen vor, deren glückliche Beantwortung die Wissenschaft zu fördern verheißt. So kann denn das vorliegende Werk leicht zu einem Krystallisationsstocke von starker Anziehungskraft werden. In mehr als einer Rücksicht ist es als vorbildlich zu bezeichnen. Zwar ging Gaston Maspero, der Eröffner der Nekropole von Panopolis, gingen Gerspach, Riegel, Bock und Fischbach, besonders aber Forrer dem Verfasser in der Veröffentlichung und Behandlung ähnlicher Altertümer voraus, wir stehen aber nicht an, dem Fraubergerschen Werke, besonders wegen seiner glücklichen Methode, bahnbrechende Kraft zuzuschreiben. Kann doch eine einzige noch so kleine und

engbegrenzte Gruppe von Denkmälern, wenn sie, wie es hier geschieht, behandelt wird, kaum verfehlen, andre zu bestimmen, weitere spezielle Gruppen der zu Tage geförderten Privataltertümer wissenschaftlich zu verwerten. Wie dem Verfasser, so werden diesen andern die Sammler, so viel ihrer sind, ihren Besitz gern zur Verfügung stellen. Möge sich kein Freund des Altertums von der scheinbaren Geringfügigkeit des hier behandelten Gegenstandes abhalten lassen, das vorliegende Werk zur Hand zu nehmen. Wir versprechen ihm, folgt er unserm Rate, nicht nur Belehrung und manche Ueberraschung, sondern auch, was er wohl am wenigsten von der Betrachtung „alter Schuhe" erwartet: vielfältige Befriedigung des Sinnes für das Schöne. Dem Herrn Verfasser glauben wir voraussagen zu dürfen, daß die 150 Exemplare, die er mit bescheidenen Erwartungen von seinem schönen Werke herstellen ließ, nicht genügen werden, sobald in den Kreisen der Beteiligten bekannt geworden, wie bemerkenswerte Beiträge für die Geschichte der Kultur und ornamentalen Kunst es enthält.

III.

Zur altägyptischen Litteratur.



Papyros Ebers.

Das Buch vom Bereiten der Arzneien für alle Körperteile von Personen.[1])

Eh' ich den Boden der Heimat betrete, halte ich es für meine Pflicht, durch diese Notiz in der wissenschaftlichen Beilage Ihres geschätzten Blattes die Freunde der Altertumswissenschaft unter meinen Landsleuten mit einer antiquarischen Erwerbung von höchster Bedeutung bekannt zu machen. Daß es mir selbst vergönnt war, bei meinem jüngsten Aufenthalt in Aegypten den Schatz, von welchem ich zu reden habe, zu heben und für Deutschland zu sichern, ist ein Glück, für welches ich der Schickung nicht dankbar genug sein kann.

Ich habe in Theben die größte, bisher in Deutschland konservierte, und wohl die drittgrößte von allen bis auf uns gekommenen Papyrosrollen erworben. Dieses ehrwürdige Denkmal gehört zu den ältesten von allen ägyptischen Papyros, wird von keinem an Schönheit der Schrift übertroffen, ist so wohl erhalten, daß ihm im buchstäblichen Sinne des Wortes kein Schriftzeichen fehlt, und ist auch seinem Inhalte nach von höchster Bedeutung, da wir durch ihn im einzelnen erfahren, wie die im ganzen Altertum so hoch berühmte ägyptische Arzneikunde beschaffen war.

Schon vor meiner Reise nach Aegypten wußte ich von der Existenz meines Papyros, da ein zu Luksor lebender Amerikaner ihn zu Gesicht bekommen, stellenweise kopiert, mir und andern Fachgenossen einzelne Teile seiner Abschrift gezeigt und in gewinnsüchtiger Absicht behauptet hatte, der Besitzer des Kleinods zu sein, das er, wenn der rechte Käufer gekommen, von dem Besitzer erwerben zu können hoffte.

Ein freundliches Ungefähr führte mich mit dem wahren Eigentümer zusammen, dessen Freundschaft ich bei meinem längeren Aufenthalt in Luksor gewann, und der mir endlich die lange von ihm verborgen gehaltene Rolle zeigte, deren Größe und hoher Wert mich mit Staunen und Bewunderung

---

[1]) Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 114, 1873.

erfüllte und mich schnell zu dem festen Entschlusse führte, den Papyros zu erwerben und meiner Heimat zu sichern. Hier konnte nur schnelles Handeln zum Ziel führen, denn ich wußte, daß ein andrer Bewerber, dem die reichen Mittel seiner britischen Heimat zur Verfügung standen, mir wohl nur darum nicht zuvorgekommen, weil er in dem erwähnten Amerikaner, der sich noch, nachdem ich ohne sein Wissen den Papyros erworben, für den Besitzer ausgab, den Eigentümer unsers Schatzes vermutete.

Begreiflicherweise führte ich nicht mehr als das erforderliche Reisegeld bei mir, und bis zur Beschaffung der notwendigen Summe waren, bei der großen Wegstrecke, welche Theben von Kairo oder gar von Europa trennt, lange Wochen notwendig, während mir der Papyros vielleicht schon in Tagen entgangen sein konnte; und er wäre mir wahrscheinlich trotz der Bemühungen meines Bruders, der sich als Arzt für den Inhalt des Papyros lebhaft interessiert und mir als medizinischer Berater zur Seite stehen wird, mir die notwendige Summe so schnell als möglich zukommen zu lassen, entgangen, wenn nicht das freundlichste Ungefähr recht als ein Deus ex machina einen Dampfer und in ihm einen Mann herbeigeführt hätte, der mir mit so liebenswürdiger und großartiger Bereitwilligkeit aus der Verlegenheit half, daß ich ihm dafür zeitlebens zu warmem Dank verpflichtet sein werde. Herr Geheimer Kommerzienrat Günther aus Leipzig war als wißbegieriger Reisender nach Theben gefahren, besuchte mich auf meiner Dahabieh, ward zum Vertrauten meines Geheimnisses, und regelte, beseelt von warmem Interesse für die Wissenschaft und dem Wunsch, solchen Schatz dem deutschen Vaterlande zu erhalten, indem er dem Besitzer des Papyros einen bedeutenden Teil der Kaufsumme sogleich auszahlte, in wenigen Stunden die ganze Angelegenheit.

Das ist die Geschichte der Erwerbung meines Papyros, mit dem ich nun den Leser in der Kürze bekannt zu machen gedenke. Eine eingehendere Behandlung der Form, der Zeit und des Inhalts wird erst dann gegeben werden können, wenn der Papyros vor Beschädigung gesichert sein wird, und ich Zeit zu einem tiefer eingehenden Studium gefunden haben werde. Manches schon jetzt Gewonnene würde sich aus vielen Gründen weniger gut oder gar nicht für diese Blätter eignen.

Das ganze Schriftstück besteht aus einer einzigen Rolle des schönsten gelben Papyros, der nur am Anfang durch häufiges Aufrollen und härteres Angreifen an seiner ursprünglichen Festigkeit eingebüßt hat; doch glücklicherweise nur so viel, daß er hier mit großer Vorsicht behandelt sein will, während er namentlich in der Mitte geradezu stark genannt werden darf. Auch an den zartesten Stellen fehlt nichts in der Schrift, die den Papyros in 110 Kolumnen bedeckt. Dazu kommt ein neben 8 Textseiten auf der Rückseite des Papyros angebrachter tabellarischer Abschnitt, den wir mit Brugsch für einen doppelten Kalender halten. Jede Seite ist durchschnittlich 8 Zoll breit, enthält 22 Zeilen

und die Seitenzahl, welche als schöne hieratische Ziffer oben in der Mitte der Pagina wie in einem modernen Buch angebracht ist. Wie fast alle hieratischen Papyros, so ist auch der unsrige von rechts nach links geschrieben worden; der fortlaufende Text mit schwarzer, die Anfänge der Abschnitte mit roter Tinte. Die einzelnen Schriftzeichen müssen außerordentlich schön und fließend genannt werden. Der Mann, welcher sie geschrieben, war ein Meister in seiner Kunst, und gehörte einer Zeit an, in welcher der Hierogrammat nicht nur zierlich, sondern auch kräftig zu arbeiten verstehen mußte, wenn anders er zu den ersten seines Standes gezählt zu werden wünschte. Die Form der Schrift würde für sich allein hinreichen, unsern Papyros in das 17. Jahrhundert vor Christo zu setzen; doch wird sein hohes Alter auch dadurch bestätigt, daß er nicht nur in der Gestalt der schriftbildenden Zeichen, sondern auch in der Wort- und Satzbildung dem viel größer geschriebenen und wohl auch älteren Papyros Prisse am meisten gleicht. Endlich lehrt der Name des in dem doppelten Kalender vorkommenden Königs, den wir Ra-ser-ka lesen, daß das uns beschäftigende Werk nicht später als in der Mitte des 17. Jahrhunderts geschrieben worden sein kann, wenn anders die bisher für Ra-ser-ka (Amenophis I.) angenommene Zeit keiner Modifizierung (wobei es immer nur auf Jahrzehnte ankommen würde) bedarf.[1])

Fällt die Niederschreibung unsers Papyros schon in frühe Zeiten, so ist er doch noch in weit graueren Tagen abgefaßt worden. Wir wissen längst, daß die medizinischen zu den ältesten Schriften der Aegypter gehörten, ja daß sie einen der ersten ihrer Könige als Autor eines großen medizinischen Werkes verehrten. Diese Nachricht des Manetho ist schon durch das schöne, im Berliner Museum konservierte, von Brugsch und Chabas behandelte Papyrosfragment bestätigt worden, und unser Werk enthält auf der 103. Seite eine ähnliche Angabe. Es heißt dort: „Gefunden ward es (das Buch) in den Schriften unter den Füßen des Anubis zu Sechem (Letopolis). Zurückgeführt wird es zu der Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten Zazáti."[2]) Dem gleichen alten König (den der historische Papyros von Turin als einen der ersten Pharaonen nennt) wird auch die Abfassung des Originals des Berliner medizinischen Papyros zugeschrieben — das Original, welches vielleicht kein andres gewesen ist als unser Buch vom Bereiten der Arzneien u. s. w.

Es ist natürlich, daß der dem Priesterstand angehörende altägyptische Arzt und Schriftsteller seinen Stoff keineswegs in der deskriptiven und kritischen Weise unsrer modernen Medizin behandelt. Die Entstehung der Krankheiten wird feindlichen Dämonen zugeschrieben, und ihre Beseitigung kann nur dann

---

[1]) [Die Regierungszeit des Ra-ser-ka oder, wie der Name jetzt gelesen wird, Zeser-ka-rē, liegt nach neueren Berechnungen etwa zwischen den Jahren 1561—41 v. Chr.]

[2]) Die neuere Lesung des Namens, wie sie Goodwin bestimmte, ist mir hier nicht zugänglich.

gelingen, wenn die Macht der Gottheit die menschliche Kunst unterstützt, und ihr im Kampfe gegen die Geister des Unheils und der Qualen als Bundesgenossin beisteht. Daher kommt es, daß neben den eigentlichen Rezepten, deren Zusammensetzung quantitativ und qualitativ genau vorgeschrieben wird, Gebete und Beschwörungen mancherlei Art vorkommen, und wir sogar der Versicherung begegnen, daß die über die Arzneien zu sprechenden Worte wirksamer seien als die Medikamente selbst. Die meisten Rezepte folgen schlechtweg dem Namen und der Beschreibung der Krankheit, gegen die sie angewendet werden sollen, während andre geradezu als von der Gottheit erfunden und verwendet eingeführt werden. Dies gilt namentlich von den Mitteln gegen die sogenannte Krankheit des Rē S. 46, von denen eines die Göttin Tefnut, ein andres der Gott Geb, ein drittes die Göttin Nut für Rē selbst erfunden haben soll. Isis komponierte das ihrige, „als das Haupt des Rē krank war". Am Schlusse dieses Abschnittes heißt es: Diese Rezepte, welche gemacht seien, um den Kopf von allen Krankheiten und allen bösen Dingen zu heilen, bewirkten, daß es ihm wohl werde auf der Stelle.

Die erste Seite unsers Buches enthält die Einleitung, in welcher selbstverständlich das religiöse und das magische Element vorwiegen. Sie zerfällt in vier Teile. Aus dem ersten erfahren wir, woher das Buch stammt. Es ging hervor aus den Tempeln von An (Heliopolis) und Sais, und „Sprüche wurden mir vom Herrn des Alls, zu beseitigen das böse Werk des Gottes und der Göttin des Kranken und der Krankheit".

Im zweiten Abschnitt lernen wir Rē und Thot als die Hauptvernichter der Dämonen kennen. Es heißt dort: „So viele Kapitel da sind von meinem Haupte, von diesem Halse, von diesen Armen, von diesem Fleische, von diesen Körperteilen zu strafen den Zauber des Obersten derer, welche einflößen das Unheil in meine Muskeln, zaubernd über meinen Körperteilen, daß es eindringt in meine Muskeln, in meinen Kopf, in meine Arme, in meine Gliedmaßen, so viele Male erbarmt sich Rē, welcher sprach: ‚Ich beschütze ihn gegen seine Feinde!' Sein Führer ist Thot, welcher die Rede gab, die Bücher macht u. s. w."

Als dritter Abschnitt folgt die Beschwörung, welche einmal bei der Bereitung eines jeden Medikaments gesprochen werden soll. Es heißt: „Worte zu sprechen bei der Bereitung der Arzneien für alle Körperteile der Menschen, welche krank sind, nach den Regeln der Kunst. Einmal (zu sprechen): Das sind die Kapitel von der Heilung der Krankheiten. Möchte mich Isis heilen wie sie Horus heilte von allen ihm angethanen Uebeln, als Set seinen Vater Osiris tötete. O Isis, du große Zauberin, befreie mich, erlöse mich von allen bösen, schlechten, schrecklichen Dingen, von dem Gott des Unheils und der Göttin des Unheils, dem Gott und der Göttin der Krankheit und dem unreinen Dämon, der auf mich eindringt, sowie du erlöst und befreit hast den Sohn Horus u. s. w."

So wie diese Beschwörung Bezug nimmt auf die Isis- und Osirissage, so auch der vierte und letzte Teil der Einleitung, welcher den Spruch enthält, den der Kranke beim Gebrauch der Medizin zu sprechen hat. Es heißt dort S. 2 des Papyros: „Das Kapitel vom Trinken der Arzneien. Es kommen die Arzneien, es kommt die Heilung der Dinge in diesem Herzen und in diesen Körperteilen. Mächtig sind die Zauber über den Arzneien. Umgekehrt; ist denn nicht geschehen, um was du gebeten hast?" Und nun wird auf den Sieg des Horus über Set, den Triumph des guten über das böse Prinzip hingewiesen. Dieser Abschnitt schließt mit den Worten: „Gesprochen beim Trinken der Arzneien der Ordnung gemäß, einmal".

Nun folgen die Krankheiten und die Rezepte. Zunächst werden die Störungen in der Entleerung des Leibes auf vielen Seiten behandelt. S. 16 beginnen die Mittel gegen die heute noch in Aegypten so häufigen Eingeweidewürmer, von denen wir mehrere kennen lernen. Es folgen Mittel gegen verschiedene entzündliche Krankheiten und die Hämorrhoiden. Es wird gelehrt, den Zauber im Leibe zu brechen, den größten Zauber des Gottes der Krankheiten im Leibe, zu heilen den Brand in den Eingeweiden, zu brechen die Glut der Geschwüre am Körper und die Geschwüre vom Körper abzuhalten. Dann lernen wir Arzneien gegen Magenbeschwerden kennen, wobei es auch an treffenden Beschreibungen der Krankheit nicht fehlt. Die Störung am os ventriculi und die Herzkrankheiten füllen mehrere Seiten, dann folgen die von Rē bereiteten Arzneien und die erwähnten von gewissen Gottheiten, namentlich gegen das Kopfleiden des Rē komponierten Medikamente. S. 47 begegnen wir andern Mitteln gegen Kopfschmerzen, auch gegen die Pein an einer Seite des Kopfes (Migräne). Auch auf Kinderkrankheiten wird, namentlich bei dem auf Harnbeschwerden bezüglichen, nun folgenden Abschnitte Rücksicht genommen. Nach den Hals- und andern Leiden folgt wohl der interessanteste Abschnitt des ganzen Buches, nämlich der, welcher die Ophthalmologie behandelt.

S. 55 heißt es: Anfang des Buches von den Augen; was man thut gegen die Auswüchse in den Blutgefäßen im Auge u. s. w. Es wird erwähnt die Verschleierung des Auges, das Thränen oder Eitern (häufiger Ausfluß) des Auges, die Herstellung der Sehkraft, das Blenden in den Augen, das Uebel (?) im Auge, die Entzündung am Auge, „Oeffnen des Gesichts in den Pupillen hinter den Augen", das Zusammenziehen der Pupille des Auges, die uhat (?) in den Augen, Blut in den Augen, das tezen (?), das sich festgesetzt im Auge, das nehat (?) und die šau (?) in den Augen, das Blut über den Augen, Feuchtigkeit in den Augen und Triefäugigkeit, das báti (?) und der Auswuchs (zent) im Auge. Ein Leiden wird „das Krokodil im Auge" genannt, ein andres das Steigen des Wassers in die Augen. Gegen die erkrankten Blutadern im Auge wird eine Verordnung gegeben, eine andre um die Sehkraft zu erfrischen, eine dritte gegen die Schwach-(Kurz?)sichtigkeit. Von den Mitteln

erwähn' ich eins, das im Ohr anzuwenden verordnet wird. Mehrere Salben sollen gebraucht, eine darf nur im dritten Wintermonat, eine andre vom ersten bis zweiten Wintermonat, eine dritte in allen drei Jahreszeiten verwendet werden. Um das Gesicht zu schärfen und zu öffnen wird eine Salbe vorgeschlagen, eine andre, „um die finsteren Schatten und die schädlichen Zufälle, wie sie an den Augen vorkommen", zu heilen. Ein eignes Mittel soll verhindern, „daß nicht die Haare ins Auge wachsen, nachdem es sich entzündet hat". Nach diesem Abschnitte wendet unser Arzt seine Aufmerksamkeit weiter den Haaren zu und giebt Mittel an gegen den Kopfgrind, das Grauwerden und Ausgehen der Haare. Wenn ubennu, wie ich glaube, eiternde Geschwüre sind, so wird von dem Verbinden und Trocknen derselben geredet. Es wird gelehrt die Krätze und den Ausschlag an allen Gliedern zu heilen; ferner wie man das Fieber und das Jucken in allen Gliedern beschwichtigt, wie man das Fieber kühlt und heilt, und wie das Fieber im Leibe zu behandeln sei. Es folgen Rezepte gegen das seftu (?) Jucken, besonders im Schenkel, und hier, wie sonst nicht selten, wird, für den Fall, daß das erste Mittel nicht anschlagen sollte, ein zweites angezeigt. Die Krankheiten des Beins werden besonders behandelt. Das Blut in den Fußknöcheln kann Leiden verursachen, Einreibungen des Beins werden vorgeschlagen, für den Beinbruch, Schenkel und Fußleiden giebt es besondere Rezepte; ebenso gegen die Mattigkeit und Schwäche beider Beine. Da diese Zustände wohl richtig für Merkmale von Rückenleiden angesehen werden, so folgen nun die Krankheiten des Rücken oder Rückgrats und des Rückenmarks. S. 78 wird gewiß von Rückenmarksdarre und bald darauf vom Zittern in den Fingern gesprochen.

Es folgen die Krankheiten der metu an verschiedenen Körperteilen, der metu, die wir mit Chabas und Brugsch für Adern gehalten haben, in denen wir aber doch auch, veranlaßt durch unsern Papyros und unterstützt von dem Koptischen, an mehreren Stellen die Nerven erkennen zu müssen glauben. Es werden die metu der linken und rechten Seite des Beins, sowie des Rückens genannt und Versuche gemacht, sie zu beschwichtigen. Die metu des Arms und aller Glieder kommen vor; denn wenn die metu durch Einreibungen belebt und frisch gemacht werden sollen, so glauben wir das eher auf Nerven denn auf Adern beziehen zu müssen. Es wird auch vom Prickeln und Stumpfwerden der metu geredet und dabei die Gliederschwäche erwähnt. Weiterhin erfahren wir, wie die Krankheiten der Zunge und Kopfschmerzen zu beseitigen sind, und können uns eines Lächelns nicht enthalten, wenn wir sehen, daß unser Autor, der sich die Miene giebt, als führe die Gottheit selbst sein Schreibrohr, es nicht verschmäht, kosmetische Mittel anzugeben. Den Rezepten gegen Zahnschmerzen folgen Vorschriften, wie eine kranke Nase und der leidende Geruchsinn herzustellen seien. Wenn schon die Behandlung der Krankheiten des Ohres (Harthörigkeit, Ohrenlaufen, Geschwülste im Ohr u. s. w.) großes

Interesse bietet, so ist dies wohl gegenüber dem nun folgenden umfangreichen Kapitel von den Frauenkrankheiten in noch weit höherem Grade der Fall. Auch hier finden wir ärztliche Prognosen. So wird gelehrt, woran man zu erkennen vermöge, ob sich eine Frau im ersten, zweiten oder dritten Monate der Schwangerschaft befinde.

Auf diesen der „Herrin des Hauses", wie der Aegypter sich ausdrückt, gewidmeten Abschnitt, folgt ein andrer, handelnd von dem Hause selbst und seiner Reinhaltung, deren einschneidende Wichtigkeit für die Konservierung der Gesundheit, wie wir auch durch die Griechen wissen, am Nil schon in frühester Zeit erkannt worden war. Es wird gelehrt, das Ungeziefer aus dem Hause zu vertreiben, zu verhindern, daß die Schlange aus ihrem Loche hervorkommt, daß die Stechmücken nicht stechen, daß die Flöhe nicht in die Sachen kommen, daß man das Ungeziefer nicht einschleppe, auch wird uns eine Essenz angegeben, die den übeln Geruch im Hause oder in den Kleidungsstücken vertreiben soll.

Die folgenden Seiten sind physiologischen Inhalts, denn hier hören wir nicht nur von der Verzweigung der metu (Blutgefäße oder Nerven), „wie viel in allen Gliedern", sondern auch — und „das sind die Geheimnisse" — von dem Zusammenhang der Seele und des Leibes reden. S. 99 fängt das Kapitel von „den geheimen Mitteln, den Schlag des Herzens zu kennen und das Herz zu kennen" an. Mit S. 103 beginnt das auf der Rückseite des Papyros stehende Buch von der Zerstörung der uzetu in allen Körperteilen des Menschen, und eben von diesem wird berichtet, daß es im Beginne der Pharaonengeschichte, in jener frühen Zeit, die dem Menes folgte, und aus der wir bis jetzt noch kein gleichzeitiges Denkmal besitzen, entstanden sei. Hier hat den Schreibern des Berliner medizinischen Papyros und des unsrigen der gleiche Grundtext vorgelegen, wenn nicht anzunehmen ist, daß unser Buch von der Bereitung der Arzneien für alle Körperteile von Personen dem Hierogrammaten des jüngeren und ärmeren Berliner Fragments zur Benützung offen gestanden habe.

Die Entscheidung dieser Frage wird einer späteren Zeit überlassen bleiben müssen, in der wir und unsre Fachgenossen diesem ehrwürdigen Denkmal ein eingehenderes Studium werden gewidmet haben, als das uns fern von allen litterarischen Hilfsmitteln auf dem Nilboot und in ägyptischen und italienischen Gasthäusern, im Kampfe mit tausend Schwierigkeiten, von denen ich nur die zu nennen brauche, daß der blätterige Papyros auf der Diele und mit der peinlichsten Vorsicht so selten als möglich ausgebreitet werden konnte, möglich geworden. Mußten der Gewinnung eines Ueberblicks über das ganze umfangreiche Schriftstück alle geistigen und physischen Kräfte des Reisenden gewidmet werden, so wird eine eingehende Behandlung des Papyros den Fleiß des Heimgekehrten lange Zeit, ja wahrscheinlich ganze Jahre, in Anspruch nehmen; denn die vollkommene Entzifferung gerade dieses Papyros ist vielleicht die schwierigste Aufgabe, die einem Aegyptologen gestellt werden kann. Man bedenke, daß

nicht nur die Namen vieler Krankheiten und Medikamente gänzlich verloren gegangen sind, und sich in den jüngeren Sprachformen des Koptischen, deren Verständnis uns, wenn es auch kleine medizinische Traktate giebt, doch namentlich durch die Bibelübersetzungen offen steht, nicht mehr nachweisen lassen, sondern daß auch viele der hier dargelegten medizinischen und magischen Begriffe unsrer Vorstellungswelt so fern liegen, daß sie der Uebersetzer nur nach einem eingehenden Studium der medizinischen und magischen Litteratur des ganzen Altertums, und auch dann nur hie und da mit Hilfe einer gewissen Divination, sachgemäß aufzufassen und verständlich wiederzugeben im Stande sein wird. Hier ist Hilfe zu erwarten nicht nur aus dem schriftlichen Nachlaß der alten Aegypter, sondern auch aus den Wörterbüchern der semitischen Sprachen und den verwandten Werken der Griechen, namentlich des Dioskorides. Das meiste wird mit Hilfe des Papyros selbst, und zwar durch eine Vergleichung derjenigen Stellen zu ernieren sein, in denen die fraglichen Namen und Begriffe vorkommen. Schon jetzt läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß der Papyros Ebers weit mehr als 100 bisher unbekannte Hieroglyphengruppen enthält, deren Erklärung das altägyptische Lexikon mit ebenso vielen neuen Worten bereichern wird. Diesen sprachlichen Gewinn halten wir für die wertvollste der von unsrer Erwerbung zu erwartenden Gaben. Dagegen möchte unsre weit vorgeschrittene Physiologie, Pathologie und Therapie von den zum Teil höchst sonderbaren Beschreibungen und Verordnungen des priesterlichen Arztes wenig zu gewinnen haben. Für die Geschichte der Medizin des Altertums wird unser Papyros vielleicht für immer die ehrwürdigste und reichste Quelle bleiben.

Neue Ergebnisse der ägyptologischen Studien auf dem Gebiete der hieroglyphischen Volksschrift. [1]

Es mag manchem Leser dieser Zeilen befremdlich erscheinen, daß ein so eng-begrenztes Gebiet der Wissenschaft wie die Aegyptologie ihre besonderen Spezialitäten besitzt, aber es verhält sich dennoch so, denn da der junge Baum dieser Disciplin an Aesten reich ist, so erscheint es begreiflich und ist nicht zu vermeiden, daß die verschiedenen Forscher sich angemessen ihrer Begabung und Neigung dieser oder jener Unterabteilung ihrer Wissenschaft mit besonderem Eifer und Erfolg zuwenden.

Als die Tafel von Rosette während der französischen Expedition nach Aegypten 1799 ausgegraben worden war, und man auf ihr dasselbe priesterliche Dekret in griechischer Sprache und griechischen Lettern und daneben in zwei verschiedenen ägyptischen Dialekten und Schreibweisen fand, richtete die Forschung zuerst ihre Aufmerksamkeit auf das zweite unter den für die Aegypter bestimmten Dekreten, das in der demotischen oder epistolographischen, das heißt der Volks- oder Briefschrift der Aegypter verfaßt war, von deren Vorhandensein man durch griechische Schriftsteller Kunde besaß und als welche sie der griechische Text der Tafel von Rosette selbst bezeichnete. Und man handelte so aus folgendem Grunde:

Die schriftbildenden Zeichen, aus denen sich das im heiligen Dialekt der Aegypter verfaßte Dekret zusammensetzte, bestanden aus deutlichen Bildern konkreter Gegenstände, und dieser Umstand führte auf die durch falsche oder falsch verstandene griechische Berichte unterstützte Vermutung, daß sie nicht bestimmt wären wie die Zeichen unsrer Alphabete, Laute und Lauttöne (Vokale), sondern Ideen zur Darstellung zu bringen. Das Bild eines Löwen, glaubte man, bedeute den König der Tiere selbst, oder in allegorischer Auffassungsweise einen Helden, Mut, Kraft und dergleichen, aber nicht, wie dieses thatsächlich der Fall ist, einen Laut (den Buchstaben l). Nur durch Rebusraten schien ein solcher

[1] Aus der „Deutschen Rundschau“, 6. Jahrgang, Heft 8, Mai 1880.

Text entziffert werden zu können, und wem es gelungen wäre, seinen Inhalt richtig zu erfassen, dem mußte, so glaubte man, dennoch der Klang der Sprache seiner Verfasser völlig fremd bleiben.

Anders schien es sich mit dem demotischen Dekrete zu verhalten, denn dieses bestand aus Lettern, welche keinem konkreten Gegenstande glichen, und die man darum für reine Lautzeichen halten zu dürfen meinte. Die de Sacy, Akerblad, Th. Young, Kosegarten u. a. gelangten auch wirklich durch das Studium des demotischen Textes der Rosettanea zu den ersten bahnbrechenden Resultaten, nachdem aber F. Champollion und Young entdeckt hatten, daß auch in der eigentlichen Hieroglyphenschrift dem Lautsysteme ein großer Raum zukomme, da wandte man sich mit Vorliebe der heiligen Bilderschrift zu, und die Volksschrift und Sprache ward mehr und mehr vernachlässigt.

Und für den Anfang konnte es kaum anders sein, denn während sich Tausende von schön geschriebenen oder sorgfältig gemeißelten Texten in reinen Hieroglyphen auf großen und gut erhaltenen Papyrusrollen oder an den Thoren, den Wänden, Säulen und Architraven zahlreicher Tempel, sowie in vielen Gräbern, auf unzähligen Sarkophagen, Stelen, Bildsäulen und Geräten der Forschung darboten, fanden sich demotisch geschriebene Stücke gewöhnlich nur auf kleinen Papyrusfragmenten. Dazu kam, daß die hieroglyphischen Zeichen deutlich und oftmals schön geschrieben zu sein pflegten, die demotischen dagegen mit eilender Feder für den bloßen Gebrauch und ohne Rücksicht auf kalligraphische Vollendung.

Wer einen hieroglyphischen Text zu lesen verstand, der bewältigte leicht alle andern, in den demotischen Stücken machten sich hingegen die individuellen Handschriften der Verfasser geltend, und jedes neue Manuskript bot neue graphische Schwierigkeiten. Dazu kam, daß das hohe Alter vieler hieroglyphischen Texte ihnen einen besonderen Wert und Reiz verleiht, und es nicht lange verborgen bleiben konnte, daß alles, was im demotischen Dialekt und mit demotischen Lettern geschrieben ist, verhältnismäßig späten Tagen seinen Ursprung verdankt, denn die ältesten demotischen Stücke stammen aus dem 9. Jahrhundert vor Christo, die meisten aber aus der viel jüngeren Lagiden- und Römerzeit. Auch der Inhalt der hieroglyphischen Inschriften wurde für bedeutender gehalten als der der demotischen Texte, denn während die ersteren viele wichtige Aufschlüsse über die Religion und Geschichte des alten Aegyptens gewährten, schienen sich die letzteren mit geringen Ausnahmen auf persönliche Interessen, auf Fragen des Mein und Dein zu beziehen. Nur in einer Hinsicht mußte der hohe Wert der demotischen Dokumente von vorn herein einleuchten. Die Sprache, in der sie geschrieben waren, wich beträchtlich von der in den hieroglyphischen Texten gebrauchten ab. Sie war gleich dem vom ägyptischen Volke in den letzten Jahrhunderten vor Christo geredeten Idiom und stand dem Koptischen, der in nachchristlicher Zeit gesprochenen und mit griechischen Lettern geschriebenen ägyptischen Sprache, weit näher als der alte, heilige, viele Jahrhunderte nur in

der Schrift künstlich erhaltene Dialekt, der sich zum Koptischen verhielt wie das Gotische zum Deutsch unsrer Tage, während das Demotische dem Koptischen noch näher stand als das Mittelhochdeutsch der von uns geredeten Sprache; allein durch das Koptische aber, das wir durch die in ihm verfaßte Uebersetzung der Bibel genau kennen, ist es möglich geworden, die Sprache der alten Aegypter aus ihrem jahrtausendelangen Tode zu neuem Leben zu erwecken. Die alten heiligen Texte stehen, wie sich aus dem Gesagten ergiebt, dem Koptischen ziemlich fern, das Demotische aber ist die Brücke, welche beide verbindet, und schon um dieses Vorzuges willen verdienten seine grammatischen Eigentümlichkeiten sorgsam erforscht zu werden. Dies ist denn auch geschehen, und zwar mit besonderem Eifer und Erfolg von de Saulcy und H. Brugsch=Bey, welcher Letztere kaum der Schule entwachsen, erst in einer vortrefflichen lateinischen Schrift, dann aber erschöpfender in seiner grammaire démotique die Volkssprache und Schrift der Aegypter zu behandeln unternahm. Während andre, und unter diesen besonders lexikalische und geographische Arbeiten unsern scharfsinnigen Landsmann bestimmten, sich mit besonderem Eifer dem Studium der hieroglyphischen und jener hieratischen Texte hinzugeben, denen der alte heilige Dialekt zu Grunde liegt und die nur dadurch von den hieroglyphischen abweichen, daß sie mit abgekürzten und für die schnellere Schreibung geschickt gewählten Lettern (meist auf Papyrus) geschrieben werden, wuchs in Frankreich ein Gelehrter heran, der sich das Koptische und Demotische zur Spezialität wählte und mit ausgezeichneter Begabung, mit frischer Kraft und unermüdlichem Eifer die gesamte in der Volkssprache der Aegypter geschriebene Litteratur, und nur diese, durchforschte.

Enthaltsamen Sinnes sah Eugène Revillout[1]) völlig von den hieroglyphischen Texten ab, und die Regierung seines Landes gewährte ihm die materielle Möglichkeit, alle europäischen Museen und Bibliotheken zu besuchen, in denen er koptische oder demotische Handschriften zu finden erwarten durfte. So gelangte er zu einer bis dahin unerreichten Vollständigkeit der Kenntnis sämtlicher bis auf uns gekommenen demotischen Schriftschätze, und aus dem tiefen Studium, mit dem er in ihren Sinn und Inhalt einzudringen bestrebt war, ergaben sich höchst merkwürdige und bedeutende Resultate.[2]) Diese können zum Teil nur von den Aegyptologen von Fach verstanden und verwertet werden, viele aber sind so beschaffen, daß sie uns wohl geeignet erscheinen, auch das Interesse weiterer Kreise anzuregen, und für diese sind die folgenden Zeilen bestimmt.

Es wird sich, denken wir, aus dem zu Sagenden ergeben, daß die politische und ganz besonders die Kulturgeschichte Aegyptens in den demotischen Dokumenten

---

[1]) Geb. 1843 zu Besançon.

[2]) In Revillouts Uebersetzungen kann wohl manches Wort, und hie und da ein ganzer Satz anders verstanden werden, wie von ihm, doch sind sie in Bezug auf ihren Gesamtinhalt völlig unanfechtbar.

an neuen und überraschenden Mitteilungen reiche Quellen besitzt und daß namentlich über die privaten Beziehungen der Aegypter und Aegypterinnen untereinander kein griechischer oder römischer Autor auch nur annähernd gleich authentische und eingehende Aufschlüsse zu gewähren vermag. Mehrere theologische Stücke haben sich erhalten, und auch an einigen wenigen mitteilungswerten Proben der dichterischen Gattung fehlt es nicht, wie wir später zu zeigen gedenken, in der demotischen Litteratur.

Geschichtliches. Den meisten Lesern dieser Zeitschrift wird der Name des Manetho bekannt sein. Er war ein ägyptischer, zu Sebennytus im Delta geborener Priester, der neben der Kenntnis seiner Landessprache auch die der griechischen besaß und im Auftrage der ersten macedonischen Herrscher über Aegypten (Ptolemäus Soter und Philadelphus) eine ägyptische Geschichte verfaßte. Durch diese wünschten sich die genannten Fürsten über die Schicksale des Landes, welches sie nun beherrschten, und die Folge und Thaten ihrer Vorgänger zu unterrichten.

Dieses Werk [1]) ging bis auf einzelne, bei Flavius Josephus erhaltene Bruchstücke und die durch christliche Chronographen erhaltenen Listen der Könige verloren, und dies ist tief zu beklagen, da sein Verfasser, wie sich das aus seinen Kenntnissen und seiner Stellung schließen läßt, die Tempelarchive und die in ihnen niedergelegten geschichtlichen Aufzeichnungen, von denen auch der Sizilier Diodor redet, benutzt haben muß. Es ließ sich kaum mehr hoffen, neue Stücke des untergegangenen Schatzes wieder zu finden, noch weniger aber erschien die Erhaltung von ägyptischen Quellen, aus denen Manetho geschöpft haben konnte, wahrscheinlich; ja man begann zu vermuten, daß dem im Dienste der Ptolemäer thätigen Priester keine chronistischen Aufzeichnungen, sondern nur dürre Listen mit Namen und Zahlen und spärlichen, auf wunderbare Ereignisse bezüglichen Notizen zur Verfügung gestanden hätten, bis es Revillout gelang, das Gegenteil zu beweisen. Denn seine scharfsinnige Entzifferung eines in der Pariser Bibliothek aufbewahrten demotischen Manuskriptes lehrt, daß es ein aus Manethos Zeit stammendes Stück ägyptischer Geschichte enthält, in dem die behandelten Ereignisse in ausführlicher chronistischer Darstellungsweise erzählt werden. Schwerlich darf dieses wichtige Fragment als eine Uebertragung des Manetho in die Volkssprache betrachtet werden, wohl aber lehrt es, wie die Quellen beschaffen waren, welche einem des Aegyptischen kundigen Historiographen im Anfange der Ptolemäerzeit zur Benutzung offen [2]) standen. Die Art und Wesenheit und

[1]) Möglicherweise hat zu ihm eine Liste der Könige Aegyptens mit kurzen, auf besonders bemerkenswerte Ereignisse bezüglichen Notizen gehört. Vielleicht lag auch den christlichen Verfassern von Zeittafeln Manethos Geschichte als Ganzes vor, und wir haben die erwähnten Tabellen als Auszüge von ihrer Hand zu betrachten.

[2]) Revillout, dem wir jüngst in Nizza begegneten, teilte uns mit, daß er auf dem Rücken des oben erwähnten Papyrus auch eine auf die Regierung des Amasis und seine Begünstigung der fremden Söldner bezügliche Mitteilung gefunden habe.

den eigentümlichen Geist dieses merkwürdigen Schriftstückes können wir nicht besser charakterisieren, als dieses von seinem Entdecker geschehen ist. „Es wurde," sagt Revillout, „ganz gewiß von einem Priester und zwar wahrscheinlich zu Memphis verfaßt. Der Ton, in dem es gehalten ist, darf entschieden religiös und mystisch genannt werden. Er ist demjenigen verwandt, den wir aus den heiligen Chroniken der Juden und aus der „allgemeinen Geschichte" kennen, welche Bossuet in einer viel späteren Zeit zu schreiben unternahm. Hier wie dort werden die Ereignisse als Wirkungen der göttlichen Vorsehung aufgefaßt und dargestellt, und die die Völker treffenden Unglücksschläge scheinen hier aus keinem andern Grunde über sie verhängt worden zu sein, als um das Gesetz, oder wie die Aegypter sich ausdrückten, „das Recht" zu bekräftigen, sowie als Strafe für ihre Vergehen. Wo von solchen Züchtigungen die Rede ist, unterbricht sich der Verfasser, um seine Empfindungen in einem brünstigen Gebete auszuströmen, oder sich über das Unglück seines Geschlechtes durch Dichtungen zu trösten, die oft einen hohen Grad von Schönheit erreichen."

Freilich sind es Ereignisse der furchtbarsten Art, welche dieses Dokument zur Darstellung bringt, aber sie besitzen ein besonderes Interesse, weil sie sich in Zeiten zugetragen haben, von denen auch außerägyptische Quellen berichten. Was hier erzählt wird, gehört eben nicht nur in die Geschichte Aegyptens, sondern berührt auch die von andern bekannten Völkern, welche in feindliche oder freundliche Beziehungen zum Nilthal getreten waren; denn die Handschrift, von der wir reden, beschäftigt sich mit der Zeit der Eroberung Aegyptens durch die Perser, und mit den dieser letzteren folgenden unaufhörlichen Versuchen des ägyptischen Volkes, sich von dem Joche der asiatischen Fremdherrscher zu befreien und an die Stelle ihrer Satrapen einheimische Fürsten zu setzen. Mit dieser Epoche der Auflehnung der Aegypter gegen Persien fällt die der Kämpfe Griechenlands gegen denselben Staatenkoloß zusammen, und so ist es natürlich, daß wir die Hellenen den Aegyptern Hilfe gegen den gemeinsamen Landesfeind leisten sehen. Wer sich mit dem Studium der spärlichen und häufig gar schwer miteinander in Einklang zu bringenden Quellen beschäftigt hat, aus welchen uns Kunde zufließt von dem Bündnis der Athener mit Amyrtäus, dem Vertrage der Spartaner mit Nepherites, von der Hilfe, welche der Athener Chabrias den Aegyptern leistete, von den Beziehungen des Königs von Sparta Agesilaus zu Nektanebo von Aegypten und desselben Lacedämoniers Abfall von seinem Verbündeten Teos oder Tachos, des letzteren Flucht zu den Persern und des Artaxerxes Ochos glücklichem Feldzug gegen das Nilthal, durch welchen der zweite Nektanebo seiner Krone beraubt und seine Heimat von neuem eine Satrapie des asiatischen Weltreiches wurde, der wird unschwer verstehen, von wie großer Wichtigkeit für die Forschung ein neuer ägyptischer Bericht über diese Ereignisse sein muß. Die Griechen erzählten immer nur das, was sie selbst bei diesen Verwickelungen betraf, der demotische Papyrus beschäftigt sich

dagegen natürlich fast ausschließlich mit dem, was die Aegypter anging, und so wird durch unser Dokument die Geschichte der genannten Epoche vervollständigt, und mit seiner Hilfe gelingt es, die Folge der ägyptischen Könige, die gegen die Perser aufstanden, festzustellen. Nektanebo II., durch dessen Verrat und Schuld seine Heimat wieder den Persern zugefallen war, wird durch den Verfasser unsers Manuskriptes hart gebrandmarkt, die Griechen aber, welche das Nilthal den verhaßten Asiaten entrissen, und unter deren Herrschaft unser Manuskript geschrieben wurde, werden laut gepriesen. Nachdem sie den letzten Darius geschlagen und sich in kurzer Zeit Aegyptens bemächtigt hatten, schenkten sie seinen Bewohnern „Glück und Frieden".

In der That waren die ersten drei Beherrscher des Nilthals aus dem macedonischen Hause der Ptolemäer Männer von ausgezeichneter Begabung und Tüchtigkeit, denen es gelang, das ihnen zugefallene Reich, welches durch die erwähnten Unabhängigkeitskämpfe furchtbar geschwächt und von den persischen Satrapen in unerhörter Weise ausgesaugt worden war, neu zu kräftigen und durch verständige Entwicklung seiner unerschöpflichen Hilfsmittel mit neuem, blühendem Wohlstand zu segnen. Der erste Ptolemäer, welcher anfänglich als Statthalter Alexanders II., des Sohnes Alexanders des Großen, und auch noch nach dem Tode des ersteren in seinem Namen regiert hatte, wird von den Griechen ein Sohn des Lagus genannt; aber die demotischen Dokumente nennen ihn nicht Ptolemäus Sohn des Lagus, sondern Ptolemäus Sohn des Ptolemäus. Bei der Einstimmigkeit der hellenischen Zeugnisse über den Namen des Vaters des Begründers der ptolemäischen Herrscherfamilie kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dieses letzteren Vater wirklich Lagus hieß; weil aber lagos (lagós oder lagōós) der Hase bedeutet, und dieses Tier unter den Aegyptern für verächtlich galt, so scheint der später mit dem Beinamen Soter (der Retter) geschmückte Ptolemäus den übelklingenden Namen seines Erzeugers in den öffentlichen Urkunden durch seinen eigenen ersetzt zu haben. Wie wenig den Aegyptern der Name „Lagos" für den Vater eines Königs behagt haben muß, das beweist auch der schon früher entdeckte Umstand, daß die unter den ersten Ptolemäern thätigen Uebersetzer der hebräischen Bibel ins Griechische (die sogenannten LXX oder septuaginta) überall wo im Grundtexte „Hase" vorkommt, dieses Wort durch ein andres wie lagos wiedergeben.

Die Aegypter empfanden es, wie wir gesehen haben, mit Dank, daß sie ihren macedonischen Herrschern „Glück und Frieden" schuldeten, und erwiesen sich ihnen gegenüber als gehorsame Unterthanen; und so konnten die Ptolemäer mit uneingeschränkter Herrschergewalt gebieten, aber sie mußten dennoch den strengen Anforderungen der Priester in Bezug auf die unantastbare Heiligkeit einer legitimen Thronfolge Rechnung tragen. Der erste unter ihnen (Soter) war als echter Pharao, als Sohn der Sonne anerkannt worden; da er aber

seinen Erstgebornen Keraunus, der in der Fremde als Vertriebener lebte, von der Thronfolge ausgeschlossen und seinen Sohn Philadelphus zum Nachfolger ernannt hatte, so fehlte diesem letzteren im Sinne der Aegypter eines der wichtigsten Attribute der Legitimität (die Erstgeburt), und so sah er (Philadelphus), wie demotische Manuskripte lehren, sich gezwungen, auch nach dem Tode seines Vaters dessen Namen in den Unterschriften der öffentlichen Urkunden mit dem seinen in ähnlicher Weise zu verbinden, wie es Soter mit dem des verstorbenen Alexander II. gethan hatte, bis ihm die Priester selbst die Würde eines Gottes erteilten.

Unter seiner und seines Nachfolgers Energetes I. Regierung geschah viel, was die Macht und das Ansehen des ptolemäischen Herrscherhauses nach Außen und Innen kräftigen mußte, und als unter dem letztgenannten Fürsten (Euergetes I.) das zu seiner Ehre hergestellte Dekret von Kanopus, welches Lepsius zu Tanis wieder auffand, in griechischer, der alten heiligen, sowie in der Volkssprache der Aegypter verfaßt wurde, da stand die Macht seines Hauses auf dem höchsten Gipfel, und eine Vergleichung der ägyptischen Teile des Dekrets mit dem griechischen lehrt denn auch, daß die ersteren als bloße Uebersetzungen der letzteren zu betrachten sind, und es keinem Zweifel unterliegt, daß königliche Behörden, wahrscheinlich durch den Mund des Oberpriesters von Alexandria, dies Dokument im Sinne des ptolemäischen Fürsten den einheimischen Priestern diktiert haben, ohne von diesen letzteren den geringsten Widerspruch zu erfahren. Die ägyptische Hierarchie war eben in dieser Zeit den macedonischen Herrschern gegenüber machtlos. Nur die Erteilung von gewissen äußeren Attributen und Ehren blieb ihnen stets als ihr Recht überlassen, und demotische Dokumente liefern den Beweis, daß den Lagiden ihre Beinamen durch die ägyptischen Priester in feierlicher Weise übertragen worden sind, ein Umstand, welcher früher bestritten worden ist.

In ganz andern Zeiten als das Dekret von Kanopus ward das von Rosette verfaßt, jenes berühmte, gleichfalls dreisprachige Dokument, welches der Forschung den Schlüssel in die Hand gab, mit dessen Hilfe es ihr gelang, das Thor zu öffnen, welches Einlaß zum Verständnis der jahrhundertelang vergessenen Schrift und Sprache der Aegypter gewährte. Auch dieses Dekret bringt einem Ptolemäer Danksagungen und die Huldigung der Priester dar, aber der hieroglyphische Teil desselben ist nicht wie bei dem von Kanopus aus dem Griechischen übersetzt, sondern umgekehrt, der griechische aus dem ägyptischen. Man erkennt leicht aus seiner Haltung, daß die einheimische Hierarchie, und besonders die von Memphis zu neuem Einfluß gelangt war und daß der König, zu dessen Ehre es abgefaßt wurde (Ptolemäus V. Epiphanes 204—181 v. Chr.), nicht mehr über ein willig gehorchendes Volk regierte, sondern sich gegen ernste Aufstände zu verteidigen hatte. Von solchen erzählen auch griechische Berichterstatter, unter diesen aber das Zuverlässigste Polybius. Und wahrlich,

die Aegypter waren berechtigt, unzufrieden mit ihren, einer fremden Nationalität angehörenden Regenten zu sein, nachdem Euergetes' I. Sohn Philopator trotz der von ihm gewonnenen Schlacht von Raphia einen erniedrigenden Frieden mit dem syrischen Könige Antiochus dem Großen geschlossen und des ersteren Sohn als fünfjähriger Knabe den Thron bestiegen hatte. Die Geliebte seines Vaters samt ihrem unwürdigen Bruder führten für diesen Knaben im Purpur die Vormundschaft, bis sie von den Alexandrinern, welche sich mit Recht gegen solche schmähliche Regentschaft empörten, aus dem Wege geräumt wurden. Der von einem Kinde geleitete Staat mußte seinem mächtigen und begehrlichen Nachbar Antiochus wie eine reife Frucht erscheinen, nach der er nur die Hand auszustrecken habe, um sie zu pflücken, und so zog nicht allein er, sondern auch der fünfte Philipp von Macedonien aus, um sich ihrer zu bemächtigen. Die Armee des Epiphanes wurde geschlagen, und die Selbständigkeit Aegyptens würde schon damals verloren gewesen sein, wenn nicht dem römischen Senat die Vormundschaft über das gekrönte Kind angetragen und von ihm übernommen worden wäre.

In das griechische mischte sich nun ein zweites fremdes Element, das römische, bei der Regierung des Landes, in Alexandria folgte ein Aufruhr dem andern, und die Truppen des schwachen Königs wehrten sich nur mit kläglichem Erfolge gegen die auswärtigen Feinde. Die Hand des Herrschers gewährte dem Lande keinerlei Wohlthat, und doch drückte sie fühlbar genug; denn die Gaue Aegyptens wurden zu unerschwinglichen Steuerleistungen von einer Regierung herangezogen, gegen welche die nationale Abneigung mit neuer Stärke erwachen mußte, nachdem sie die Achtung und Dankbarkeit ihrer Unterthanen verscherzt hatte. Als auch die Furcht vor ihr geschwunden war, da ergriff die Bewohner von Oberägypten die Lust, da wuchs in ihren Herzen der Mut, sich gegen den verhaßten, ausländischen Schwächling, der sich ihr Gebieter nannte, zu erheben.

Die nationalägyptischen Gaufürsten standen auf, und ausführlichere Berichte sind namentlich über den Abfall von Lykopolis erhalten, welches durch die Truppen des Epiphanes förmlich belagert werden mußte. Der stark anschwellende Nil erleichterte die Einnahme der tapferen Widerstand leistenden Stadt, deren rebellische Bewohner samt ihren Führern umgebracht wurden. „Preisgegeben der Vernichtung," heißt es wörtlich im demotischen Teile der Tafel von Rosette, „wurden all die Elenden, welche sich in ihr befanden". Die „Dynasten" der Aegypter, welche sich, wie Polybius bezeugt, nach dem Falle von Lykopolis dem Könige unterwarfen, sind nicht, wie dies seit Letronne geschehen ist, für die höchsten griechischen Beamten der Gaue, sondern für kleine, von den Aegyptern selbst auf den Thron erhobene Fürsten aus ihrer Mitte zu betrachten. In Theben wußte sich ein solcher „kleiner Pharao" weit länger zu halten als seine Genossen im Delta, und das, was einige demotische Dokumente

über den Abfall der Ammonsstadt lehren, gehört zu den bemerkenswertesten Entdeckungen Revillouts, denn wenn es auch längst bekannt war, daß es in der Zeit, von welcher wir reden, weder in Unter- noch in Oberägypten an Aufständen gegen die Ptolemäer gefehlt hat, so ahnte doch niemand, daß sich in Theben wahrscheinlich 19 Jahre lang zwei national-ägyptische Könige Harmachis und Anchtu, welche mit den Attributen der Pharaonenmacht ausgestattet waren, in ähnlicher Weise gegen die Macedonier zu halten wußten, wie die oben erwähnten national-ägyptischen Gegenkönige gegen die Perser.

Manchem geschichtskundigen Leser dieser Zeitschrift, dem die Spezialarbeiten der Aegyptologen nicht zugänglich sind, wird die Mitteilung dieser Notizen, welche wichtige historische Ereignisse, die man zu den wohlbekannten rechnete, in einem ganz neuen Lichte zeigen, willkommen und dienlich sein, und doch ist der für die politische Geschichte sich aus der demotischen Litteratur ergebende Gewinn gering anzuschlagen im Vergleich zu demjenigen, welchen sie in kulturhistorischer Hinsicht gewährt.

Revillout spricht in der Vorrede zu seiner „Chrestomathie démotique“[1]) in sehr hohem Tone von den Resultaten, welche durch sein Studium der in der Volksschrift geschriebenen Dokumente für die Kenntnis des privaten und geschäftlichen Lebens der späteren Aegypter erworben worden sind, und wer diese Resultate, die scheinbar unbedeutenden Verträge, Kontrakte und dergleichen, aus denen sie herausdestilliert wurden, und den Weg, auf denen man ihnen auf die Spur kam und sich ihrer bemächtigte, kennt, der wird nicht leugnen können, daß es sich hier um hochbedeutende wissenschaftliche Erwerbungen handelt.

Es ist uns an dieser Stelle leider nur das Wichtigste unter dem Gewonnenen in großen Zügen mitzuteilen gestattet. Es schließt sich an das, was bereits früher durch jene ägyptisch-griechischen Papyrus bekannt geworden ist, die Adolf Schmidt in einer mustergültigen Arbeit zu verwerten gelehrt hat.

Die meisten demotischen Dokumente enthalten Verträge, Kontrakte, Protokolle und dergleichen, und bereichern also vor allen Dingen unsre Kenntnis der wirtschaftlichen und rechtlichen Zustände in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt. Sie lehren uns, in welcher Weise Schuldverhältnisse jeder Art geregelt zu werden pflegten und daß man nicht nur Geldforderungen, sondern auch Ansprüche an liegende Gründe, Korn und andre bewegliche Güter durch notarielle Akte zu sichern bestrebt war. Das Gesetz schützt das Eigentum, und kein Besitz wird ohne Mitwirkung der öffentlichen Behörden und den schriftlichen Abschluß der getroffenen Uebereinkunft von dem einen auf den andern

[1]) Wir können uns mit der Methode dieses wichtigen Buches, in dem sein Verfasser Wort für Wort ohne Umschrift übersetzt, nicht befreunden. Für den Lernenden wäre es dienlicher gewesen, die demotische mit hieroglyphischer Schrift wiederzugeben, wie G. Maspero dies zu thun versucht hat, oder doch wie in seinem Roman des Setnau mit koptischer.

übertragen. Wir sehen Cessionen unter nichts weniger als einfachen Bedingungen vor sich gehen und bemerken, daß auch in verwickelten Fällen nach bestimmten Rechtsgrundsätzen verfahren wurde. Ein Vater oder eine Mutter verteilen ihren ganzen Besitz oder nur ihre liegenden Gründe bei ihren Lebzeiten unter ihre Kinder, und behalten sich doch bis zu deren Tode das volle Eigentumsrecht vor. Kolchyten übertragen aufeinander und ordnen unter sich durch Verträge die Befugnis der Totenbestattung für bestimmte Stadtviertel von Theben. Verkaufs- und Pachtverträge, die sich auf Felder, Weinberge und Brachland beziehen, werden mit Vorsicht und weitschweifiger Genauigkeit abgefaßt, und zwar zu Theben in andrer Form wie zu Memphis und in späterer Zeit, jedenfalls unter dem Einfluß der in geschäftlichen Dingen gewandteren Griechen, in einfacherer Weise als früher. Unter den Persern und noch unter den ersten Ptolemäern wurden beim Abschluß jeden Vertrages 16 Zeugen hinzugezogen, von denen jeder eine Abschrift der Urkunde, um die es sich handelte, herzustellen und zu unterzeichnen hatte; später schrieb ein für diesen Zweck angestellter Beamter das Instrument, und die Zeugen brauchten nur noch ihren Namen auf den Rücken des betreffenden Schriftstückes zu setzen. Ein ausgebildetes Pfandrecht ordnet die hypothekarischen Verhältnisse, aber es kommt dennoch häufig zur Klage, und von besonderem Interesse sind jedenfalls diejenigen Handschriften, welche uns Einblick in die Gesetze, gerichtlichen Formeln und das prozessualische Verfahren jener Zeit gewähren.

Durch die griechischen Papyrus ist bereits viel von diesen juristischen Dingen bekannt und von Lumbroso in seiner gekrönten Preisschrift: Sur l'économie politique des Lagides verarbeitet und leicht zugänglich gemacht worden. Entschiedener noch als die griechischen lehren die demotischen Handschriften, daß zur Zeit der Ptolemäer neben dem macedonischen auch noch das alte ägyptische Gesetz gültig war. Je nach der Nationalität der Parteien oder des Angeklagten konnte nach dem einen oder dem andern Recht gesprochen werden, aber nicht allein die Urteile des griechischen, sowie des ägyptischen Richters, sondern auch die Gesetze konnten durch königliche Kabinettsordres verändert werden. Sehr interessant ist es zu beobachten, in welcher Weise bei konkreten Rechtsstreitigkeiten die Gesetze zur Anwendung kommen. — Es ist zum Beispiel jedem gestattet, sich auf rechtlichem Wege Entschädigung von demjenigen zu erstreiten, der ihm eine fremde Sache verkauft hat, und dennoch kann der Käufer einer solchen nicht unter allen Umständen gezwungen werden, sie dem früheren Besitzer zurückzugeben. Das hat der Soldat Hermias zu seinem Kummer erfahren. Er gehörte zu einer seit vielen Generationen dem Waffenhandwerk ergebenen Familie, welche früher zu Theben in Garnison gelegen und dort ein Haus erworben hatte. Infolge jenes großen Aufstandes, von dem wir oben geredet haben, und bei welchem kleine Pharaonen an die Stelle des Ptolemäus Epiphanes gesetzt wurden, mußte sein Ahnherr aus

Theben nach dem südlicheren Aegypten fliehen. Viele Jahre lang blieb nun das Haus der Soldatenfamilie unbewohnt, bis es endlich ein Mann aus der Klasse der Kolchyten oder Leicheneinsegner, auf deren Gebiet das betreffende Bauwerk gelegen war, in aller Form Rechtens kaufte. — Als der Soldat Hermias nach Theben zurückkehrte und von dem Hause seiner Väter Besitz zu ergreifen wünschte, fand er fremde Gäste darin, die, auf ihren Kaufkontrakt pochend, ihm die Thür verschlossen und ihn an den Richter wiesen. Sie hatten das Haus in guter Form erworben und stritten dem Soldaten jedes Recht an dem Besitz desselben ab. Der Advokat Dinon vertrat die Sache des Kolchyten und erwies, daß, da die Familie der Hermias seit vielen Jahren ihr Domizil in Theben aufgegeben habe, Hermias selbst keinen Anspruch mehr auf das in guter Form erworbene Gebäude erheben könne.

Nach den großen Aufständen, von denen wir gesprochen haben, und ihre endgültige durch Ptolemäus X., Soter II., welcher den Beinamen Lathyrus trug, bewirkte Niederwerfung (86 v. Chr.), konnte sich Theben nicht wieder erholen. Seine alte Größe, sein Glanz und Reichtum waren völlig gebrochen, verlöscht und gewaltsam zu Grunde gerichtet worden. Selbst die Tempel, hinter deren Mauern sich die Empörer verschanzt hatten, sollten nicht von den Siegern geschont werden, doch spottete ihre Festigkeit und Größe der Wut der Zerstörer, denn ihre völlige Vernichtung würde ein Riesenwerk gewesen sein. Die Macht und die Mittel des Lathyrus zeigten sich auch so wenig solchem Unternehmen gewachsen, daß sich unter den Trümmern der Ammonsstadt heute noch die großartigsten von allen Tempelresten aus dem früheren Altertum befinden, welche die Erde trägt. Weit schlimmer als den Tempeln und den „ewigen Wohnungen" der Toten erging es den aus leichtem Baumaterial errichteten Häusern der Bürger.

Sie müssen in solchen Massen der Erde gleich gemacht worden sein, daß das hundertthorige Theben des Homer „ . . . Aegyptens Stadt, wo reich sind die Häuser an Schätzen", den späteren Griechen nur noch „fleckenweise" bewohnt zu sein schien.

Verhältnismäßig glimpflich scheinen bei den wiederholten Plünderungen Thebens durch die Söldner der letzten Ptolemäer die bei der Bestattung der Toten thätigen Familien fortgekommen zu sein, denn unter ihnen, welche größtenteils die Totenstadt bewohnten, erfreuten sich mehrere auch noch in späterer Zeit eines recht ansehnlichen Besitzes, und ein großer Teil der erhaltenen demotischen Verträge bezieht sich auf sie und die rechtliche Ordnung ihres Vermögens und Grund und Bodens.

Am häufigsten genannt werden die Kolchyten, welche zu der Priesterordnung der Pastophoren gehörten, und mit der Einsegnung der Leichen u. s. w., den Recitationen, Gesängen, Ausgießungen und Opfern betraut waren, die bei keiner Bestattung eines wohlhabenden Aegypters fehlen durften. In früherer

Zeit gab es neben ihnen als gesonderte Klassen die eigentlichen Balsamierer (Taricheuten) und die Eröffner des Leichnams oder Paraschisten,[1]) welche, nachdem sie ihre Pflicht erfüllt hatten, von den Angehörigen der durch sie verwundeten Leiche in die Flucht gejagt worden sein sollen und der allgemeinen Verachtung preisgegeben gewesen zu sein scheinen.

In späterer Zeit wurden die in den griechischen Papyrus Paraschisten genannten Leute mit dem gleichen demotischen Worte bezeichnet, wie diejenigen, welche die hellenischen Handschriften Taricheuten heißen; es wurden also die Obliegenheiten beider von den gleichen Persönlichkeiten verrichtet. Zu Memphis, dessen Blüte und Wohlstand den von Theben überdauerte, haben sich auch in späterer Zeit die Totenbestatter nicht mit der Eröffnung der Leichen beschäftigt. Diese befleckende Handlung überließen sie geringen Leuten, und sie waren in der Lage, solche zu besolden, denn die Kontrakte, welche sie abschlossen, lehren, daß sie über außerordentlich großen Besitz verfügten. Außer mit den Obliegenheiten der Kolchyten beschäftigten sich die reichen Begräbnisunternehmer nur mit der Mumifierung der Leichen; diese Thätigkeit aber ließ sich keineswegs allein mit den Händen verrichten, denn die erhaltenen Balsamierungsrituale lehren, daß dabei auch viele Segenssprüche gesprochen und schützende Formeln recitiert werden mußten. Wer da weiß, mit wie reichem Schmuck und wie kostbaren Amuletten die Mumien der vornehmen Aegypter ausgestattet zu werden pflegten, der wird an die hohen Summen glauben, welche nach den Berichten der Griechen für die beiden kostbarsten Arten der Balsamierung den Besorgern des pompe funèbre in Aegypten gezahlt werden mußten, und nicht mehr staunen, wenn er in den unter Kolchyten abgeschlossenen, in demotischer Schrift und Sprache geschriebenen Verträgen Summen von ganz überraschender Größe nennen hört.

Es ist Revillouts Verdienst, festgestellt zu haben, welchen Wert die in den Kontrakten so häufig vorkommenden verschiedenen Zahlungsmittel besaßen. Die Sedel (hebräisch Schekel) entsprachen den griechischen Silberdrachmen; Hellenen und Aegypter bedienten sich ihrer in gleicher Weise. Schlechthin „das Silber“ wird ein Geldstück genannt, welches fünf Sedel oder Drachmen wert war und sich mit keiner griechischen Münze deckte. Es scheint aus alter Zeit zu stammen, und Revillout übersetzt seinen Namen sehr passend „argenteus“. Der „Kerker“ oder das Talent enthielt 300 Silberstücke (argenteus) oder 1500 Sedel oder Drachmen, — und dieser Umstand ist im höchsten Grade

[1]) Das griechische Wort „Paraschist“ scheint uns durch eine Volksetymologie aus dem ägyptischen pa-ra-schit, „derjenige, welcher den Schnitt macht“, entstanden zu sein. Aus diesem Grunde nannte ich in meinem Romane „Uarda“ den alten Leicheneröffner Tinem nicht einen Paraschisten, sondern einen Paraschiten. Es erschien mir passend, in der Zeit Ramses' II. das späte griechische Wort in derjenigen Gestalt zu gebrauchen, welche ich für seine ägyptische Grundform halte.

bemerkenswert, denn er bestätigt und erklärt in völlig befriedigender Weise die bis jetzt für irrig gehaltene oder falsch gedeutete Angabe aus der Zeit der Lagiden, daß das attische Talent von 6000 Drachmen viermal so groß sei als das alexandrinische.

Durch die Kenntnis dieser Münzwerte wird die Bedeutung der demotischen Handschriften nicht unbeträchtlich gesteigert, denn sie giebt uns die Möglichkeit an die Hand, den Wert des Geldes und des Grund und Bodens in der Lagidenzeit ungefähr zu schätzen und uns über die Höhe der bei verschiedenen Gelegenheiten zu zahlenden Buß- oder Entschädigungssummen einen Begriff zu bilden. In vielen Verträgen verpflichten sich die Kontrahenten im Falle der Verletzung von gewissen Bedingungen, deren Erfüllung sie auf sich genommen, bestimmte Summen an den in seinen Ansprüchen beschädigten Teil zu zahlen. Andre Bußgelder fielen der Krone zu oder, wie es in der demotischen Kanzleisprache heißt, waren für „die Opfer des Königs und der Königin" zu entrichten.

Von weit allgemeinerem Interesse als das bis hierher Mitgeteilte ist alles, was die demotischen Handschriften über die Stellung der Frauen in Aegypten lehren; beweisen sie doch, daß die Nachrichten des Herodot und Diodor über diese Dinge meistenteils auf guten Grundlagen beruhen. Wie oft sind diese seltsam klingenden Mitteilungen angezweifelt worden, und es fällt ja auch schwer zu glauben, daß unter einem Volke des Altertums, welches sich in der Zeit seiner Blüte durch gewaltige Kriegsthaten auszeichnete und selbst die Großstaaten Westasiens zwang, ihm Tribute zu zahlen, daß in einem von einer thatkräftigen Priesterschaft, welche alle Zweige der Kunst und Wissenschaft durch energische Arbeit förderte, geleiteten und von einem als irdische Erscheinungsform des höchsten Gottes verehrten Könige regierten Reiche des Altertums die Männer sich in vielen Stücken den Frauen untergeordnet haben sollen.

Dem Griechen Herodot, der, wie alle Hellenen, gewohnt war, daß die Männer auf den Markt gingen, während die Frauen das Haus hüteten, mußte es auffallen, daß in Aegypten die Weiber den Einkauf besorgten, während ihre Gatten zu Hause blieben und webten; Diodor wollte gehört haben, daß es unter den Aegyptern den Töchtern, nicht den Söhnen obliege, ihre alternden Eltern zu ernähren, und beide zuckten über die Weiberknechte am Nil die Achseln, von denen es hieß, daß sie sich ihren Frauen gehorsam zu sein verpflichteten und die jedenfalls dem schwächeren Geschlecht im häuslichen und öffentlichen Leben Rechte einräumten und Freiheiten gestatteten, welche einem Griechen unerhört vorkommen mußten.

Wenn es wahr ist, daß man die Höhe der Kultur eines Volkes nach der mehr oder weniger günstigen Stellung, welche es seinen Frauen anweist, bemessen darf, so läuft die ägyptische der Kultur aller andern Gesellschaften des Altertums den Rang ab.

Schon seit Jahren konnte nicht nur durch die Klassiker, sondern auch durch die bildlichen Darstellungen auf tausend Denkmälern und die sie begleitenden Inschriften, sowie durch den Inhalt mehrerer auf Papyrus geschriebener hieroglyphischer und hieratischer Texte nicht mehr der geringste Zweifel über die bevorzugte Stellung herrschen, welche den Frauen im Reiche der Pharaonen eingeräumt worden war.

Schon in den Grüften, welche den Verwandten und höchsten Beamten der alten Könige, die sich Pyramiden als Grabmonumente errichten ließen, angehören, heißt die Gattin „Herrin des Hauses", nennt man die Kinder nicht nur nach dem Vater, sondern auch nach der Mutter, so zwar, daß jeder N. sich rühmt, der Sohn eines X. und einer Y. gewesen zu sein. In vielen Fällen begnügt sich sogar der N. mit der Aufzeichnung des Namens seiner Mutter und läßt den seines Vaters unerwähnt. In den Grüften vornehmer Aegypter mußte die Statue des Verstorbenen aufgestellt werden, weil an ihr gewisse Zeremonien zu verrichten waren und sich an sie der Ka (das Bild, die individuelle Eigenart, die Person) des Dahingegangenen, die Form, durch die er sich von andern Menschen, während er lebte, unterschieden hatte, heften konnte, derselbe Ka, in den sich die gerechtfertigte Seele kleidete, wenn es ihr beliebte, in ihrer früheren Gestalt zur Erde zurückzukehren. Für die Frauen wurden nun solche Statuen ebenso gut hergestellt, wie für die Männer, ihre Leichen wurden ebenso sorgfältig balsamiert wie die ihrer Gatten, ja viele weibliche Mumien sind um vieles reicher ausgestattet, als die männlichen in der gleichen Epoche. Vor den Totenrichtern wurden Mann und Weib für ihre Handlungen auf Erden zur Rechenschaft gezogen, funeräre Papyrus wurden auch für Frauen hergestellt, und es giebt wenige Totenbücher, welche nicht die neben ihrem Gemahl sitzende oder stehende Hausfrau zur Anschauung brächten. Schon unter den Pyramidenerbauern waren auch Prinzessinnen regierungsfähig, auch sie genossen, nachdem sie den Thron bestiegen hatten, die gleichen göttlichen Ehren, welche die Pharaonen für sich selbst beanspruchten. Für einige von ihnen wurden Dienste eingerichtet, welche sie lange überlebten, und noch unter den Ptolemäern konnten, wie das Dekret von Kanopus lehrt, junge Königstöchter divinisiert werden.

Wie streng die Aegypter auf die legitime Geburt ihrer Könige hielten, ist schon oben erwähnt worden.

Nachkommen des Sonnengottes Rē, und nur solche sollten über Aegypten herrschen, aber das Geschlecht des Gottes konnte ebensogut durch Frauen als durch Männer weiter geführt werden, und so kommt es, daß Usurpatoren von unköniglichem Blut sich um jeden Preis mit Erbtöchtern aus dem Hause ihrer Vorgänger zu vermählen suchen. In solchen Fällen repräsentieren sie selbst die Macht, ihre Gattinnen aber das anerkannte Recht, und in ihrem gemeinsamen Sohne finden sich beide (Macht und Recht) vereint, erkennen die Priester wiederum einen echten Pharao.

Bei Festen und feierlichen Handlungen tritt die Königin neben ihrem Gemahle in die Oeffentlichkeit, und dem Beispiele, welches der Hof gab, folgten die Privatleute, welche die „Herrinnen ihres Hauses", denen natürlich auch die Wirtschaftsführung oblag, nicht nur an den Sorgen und Freuden der Kindererziehung, sondern auch an fast allen geselligen Vergnügungen Teil nehmen ließen, die ihnen selbst offen standen. Die an den Wänden mehrerer Grüfte in farbigen Bildern zur Darstellung gebrachten festlichen Zusammenkünfte, bei denen Männer und Frauen so frei wie bei uns miteinander verkehrten, sind jetzt nur noch wenigen Gebildeten völlig unbekannt. Dagegen ist kaum über den engen Kreis der ägyptologischen Fachgenossen die Kenntnis des Umstandes hinausgedrungen, daß es längst vor jenen „Eingeschlossenen" oder „Klausnern" des Serapis, von denen griechische Papyrus reden, Jungfrauen in Aegypten gab, welche sich gleichfalls, und zwar im Dienste des Ammon, der Klausur unterzogen. Da eine Obere (ur-t) dieser Mädchen[1]) genannt wird, so müssen wohl ganze Schwesterschaften vorhanden gewesen sein, und Revillout vermutet mit Recht, daß im heidnischen Aegypten die Nonnen den Mönchen vorangegangen wären. Er und in Deutschland Weingarten haben erwiesen, daß das klösterliche Leben in Aegypten wurzelt. Nur wurzelt, denn erst im Kreise der christlichen Lehre ist es zu einer höheren Ausbildung und zur Vertiefung des ihm zu Grunde liegenden, auch unter den Buddhisten und andern Religionsgenossenschaften lebendigen Gedankens gelangt. Aber über diese Dinge liefern die demotischen Papyrus nur spärliche Andeutungen; wir begnügen uns also mit dem Gesagten, um auf sie an einer passenderen Stelle zurückzukommen. Die Frage nach dem Ursprung des Mönchsthums ist eine so wichtige, daß von demjenigen, welcher sie berührt, ein tieferes Eingehen als hier am Platze sein würde, gefordert werden darf.

Wir kehren zu unsern Mitteilungen über die Stellung der Frauen im alten Aegypten zurück und werden mit Hilfe der demotischen Papyrus das über diesen Gegenstand durch die hieroglyphischen und hieratischen Texte bekannt Gewordene zu bekräftigen und mit wichtigen Einzelheiten zu bereichern vermögen.

Wie es bei der Natur der in der Volkssprache geschriebenen Handschriften, welche sich meist mit Angelegenheiten der Privatleute, der Familie, des Eigentums und Forderungsrechtes beschäftigen, von selbst versteht, werden wir durch sie in erster Reihe über die rechtliche Stellung der Frau ihrem Gatten, ihrer Familie und den öffentlichen Behörden gegenüber unterrichtet, und diese Stellung war eine so überaus und in manchen Fällen mit Rücksicht auf den Mann geradezu unbillig günstige, daß wir alles das in den folgenden Zeilen Mitzuteilende für unwahr oder übertrieben halten müßten, wenn es uns von griechischen oder römischen Berichterstattern erzählt würde; so aber duldet es keinen

[1]) Diesen Frauen war es gestattet, in die Ehe zu treten.

Zweifel, denn unsre Quellen sind rechtskräftige Dokumente, und alles, was den Frauen in ihnen zugestanden wird, war bindend für denjenigen, welcher vor Zeugen schriftlich erklärt hatte, es gewähren zu wollen. Wir erfahren auch durch andre Papyrus, daß das schwächere Geschlecht es keineswegs scheute, sein Recht zu erstreiten und daß es, vor dem Gesetze völlig gleich mit dem Manne, seine Sache getrost dem Richter vorlegen durfte.

Die erhaltenen Heiratskontrakte lehren, daß in der seit der frühesten Zeit streng monogamischen ägyptischen Gesellschaft bei Eheschließungen [1]) von beiden Teilen mit großer Vorsicht verfahren worden ist, ja diese ging so weit, daß in manchen Fällen Probebündnisse eingegangen wurden. Braut und Bräutigam reichen einander die Hand, doch nicht von vornherein für eine rechtsgültige Ehe. Der Mann behält sich vielmehr die Befugnis vor, den geschlossenen Bund zu lösen, verpflichtet sich aber, bevor er das Weib in sein Haus führt, durch einen rechtsgültigen, schriftlichen Vertrag, ihm im Falle der Verstoßung eine mehr oder weniger hohe Entschädigung zu zahlen, und wenn es ihn mit einem Sohne beschenken sollte, diesen letzteren zum Erben einzusetzen. Entsprach seine Genossin seinen Erwartungen, so erhob sie der Mann zu seiner rechtmäßigen Gattin, und war dies geschehen, so mußte er mit ihr vereint bleiben bis in den Tod und durfte sie nicht mehr verstoßen. Gewiß sind solche „Probeehen" in den meisten Fällen eingegangen worden, um sich Nachkommen zu sichern, Nachkommen, auf deren Besitz unter allen Völkern des Orients stets ein noch höherer Wert gelegt wurde, als unter denen des Abendlandes. Man wahrte das Recht, sich von der ungesegneten Frau zu trennen, um dann an ihre Stelle mit neuer Hoffnung auf einen Erben eine andre zu setzen. Im heutigen Aegypten wird gleichfalls der Frau vor ihrer Hochzeit von ihrem Bräutigam ein gewisses Heiratsgut ausgesetzt, welches ihr auch, wenn sie ihr Gatte verstößt, als ihr Eigentum verbleibt; aber jede Ehe, selbst eine durch vieljähriges Zusammenleben gefestigte, ist getrennt, sobald es dem Gemahle gefällt, dreimal die Worte: „Du bist verstoßen!" zu wiederholen. Eine unverbrüchliche Festigkeit der Ehe, wie sie unter den alten Aegyptern bestand, kennen die Muslimen nicht, und nichts hat der Islâm am Nil einer so durchgreifenden Umwandlung unterworfen wie die Stellung der Frauen. Die meisten demotischen Ehekontrakte, welche wir besitzen, stammen aus Theben, woselbst sich das ägyptische Wesen viel unbeeinflußter von den Sitten der Hellenen zu erhalten vermochte als in Unterägypten. Hier wurde vor der Hochzeit der Frau von dem Manne eine Mitgift und außerdem ein bestimmtes Jahresgeld zugesichert. Um den ehelichen Frieden zu sichern, mußte sich der Mann verpflichten, kein andres Weib wie seine Vermählte in sein Haus zu führen und eine beträchtliche Strafsumme zu zahlen, falls er dies dennoch thun sollte.

[1]) Die Pharaonen sehen wir Kebsweiber halten, aber auch ihnen war es nur gestattet, ein einziges ihnen gesetzlich angetrautes Weib zu besitzen.

Dem zu erwartenden erstgeborenen Sohne wird schon vor der Vermählung das Anrecht auf den Besitz des vom Vater zu hinterlassenden Vermögens verschrieben, das Eingebrachte der Frau aber hypothetarisch sicher gestellt. Durch dieses Verfahren geschieht es manchmal, daß der Frau das gesamte Eigentum ihres Gatten zufällt, zufällt als ihr eigenster Besitz, denn dem Weibe steht durchaus freie Verfügung über alles zu, was ihr an Grund und Boden, an Sachen oder Geld von Hause aus, durch Schenkungen oder rechtliche Uebertragungen zukommt. Wie gegen jeden andern, so kann sie auch gegen den eigenen Mann das Recht auf jedes ihrer Besitztümer geltend machen. Sie gewährt ihrem Gatten Darlehne, und zwar manchmal unter so schwierigen Bedingungen, daß ihr Gemahl sich zuletzt gezwungen sieht, ihr sein gesamtes Vermögen abzutreten. Ueber dieses letztere darf sie, wie über jeden andern ihr rechtlich zukommenden Besitz, ohne jede Einschränkung schalten und walten. Selbst Grund und Boden, Haus und Hof kann sie in diesem Falle, ohne den Mann zu fragen und selbst gegen seinen Willen, kaufen und verkaufen. Ja, die Macht der Gattin und Mutter geht so weit, daß, wenn Söhne vorhanden sind und der Mann das Familiengut beschädigt, die Frau zu Gunsten der Kinder Einsprache erheben darf. Der Vater wird, sobald ihm sein Weib männliche Erben geschenkt hat, nur noch als der Vertreter und Verwalter des Besitzes dieser letzteren betrachtet, und will er sein Haus verkaufen, so kann er dies nur im Namen seiner Söhne thun. Selbst Töchter dürfen Einspruch erheben, und erheben ihn thatsächlich, wenn der Vater sich nicht bestimmen läßt, sich des Familiengutes (zum Beispiel zu Gunsten einer zweiten Frau) zu entäußern.

Das Gesagte genügt, um zu beweisen, daß die Griechen wohl berechtigt waren, sich über die bevorzugte Stellung der ägyptischen Frau zu wundern. Durch das Christentum und namentlich wohl durch den Marienkult ist die Würde des Weibes zu einer unter den meisten Völkern des heidnischen Altertums unbekannten Anerkennung gelangt, aber selbst unter uns, die wir die Frauen uns in den meisten Stücken gleichstellen und ihnen die freiwillige Gabe der Verehrung zollen, sind sie rechtlich weniger günstig gestellt als unter ihren längst dahingegangenen Schwestern am Nil.

Auch unsre Kenntnis der schönen Litteratur der Aegypter ist durch die demotischen Papyrus bereichert worden. Eine merkwürdige zwischen Märchen und Roman die Mitte haltende Erzählung hat Brugsch-Bey und nach ihm auch Revillout bereits weiteren Kreisen zugänglich gemacht, und die von Lauth aufgefundene und von Brugsch neu übersetzte, in der Volkssprache aufgezeichnete Fabel vom Löwen und der Maus, welche ein Leydener Papyrus enthält, giebt über die Heimat vieler Tierfabeln zu denken. Vor allem wird neu erwogen werden müssen, was auf diesem Gebiet Indien, was Aegypten gehört. Es sei uns gestattet, die Fabel von der Maus und dem Löwen in ihrer ägyptischen Form den Lesern mitzuteilen. Wir geben sie wörtlich nach der vortrefflichen Uebersetzung von

H. Brugsch-Bey,[1]) die wir seiner Zeit mit dem Original verglichen haben und der wir nichts hinzuzufügen wüßten; am wenigsten hier, wo uns die Leydener Papyrus unzugänglich sind.

„Es ereignete sich, daß der Löwe sich in einer (Höhle?) befand, und daß er nach Schlaf verlangte. Eine kleine Maus kam in seine Nähe. Sie war winzigen Leibes und so klein wie ein Ei. Da erwachte (?) er und bemächtigte sich ihrer. Zu ihm sprach die Maus: „O du anderer, der mir überlegen ist, mein Herr, o du Löwe, wenn du mich auffrißt, so wirst du nicht von mir satt werden, und wenn du mich laufen läßt, so wirst du doch keinen Hunger nach mir haben. Wenn du mir jetzt die Freiheit schenkst, so werde ich dir einst die Freiheit schenken bei dem, was dir bevorsteht. Wenn du mich los läßt, so wird das dein (eignes) Heil sein, denn ich werde dich erlösen aus deiner elenden Lage.“ Da lachte der Löwe über die Maus, indem er sagte: „Was ist denn das, was du mir thun wirst . . .? Ist denn irgend jemand auf Erden, der meinen Leib vernichten kann?“ Sie (aber) leistete einen Eid vor seinem Angesicht, indem sie also sprach: „Ich werde dich erlösen aus deiner elenden Lage an dem schlimmen Tage, der eintreffen wird.“ — Da dachte der Löwe nach über das, was ihm die Maus gesagt hatte im Gespräch. — Er machte bei sich selbst die Erwägung, indem er also sprach: „Wenn ich sie auffresse, so werde ich in Wahrheit nicht satt werden.“ Er ließ sie laufen.

Kurz darauf geschah es, daß ein Jägersmann dem Löwen nachstellte, an der Stelle unter einem Palmenbaume, in der Weise, daß er ein Loch gegraben hatte vor dem Löwen. Er fiel hinein und ward gefaßt, der Löwe in dem Loche. Er ward mit Gewalt der Hand des Menschen unterworfen, man brachte ihn bis zum Palmenbaum, man band ihn (daran) mit trocknen Lederriemen, man fesselte ihn mit frischen Lederriemen, und also stand er da angesichts des Gebirges. Da war er traurig. Als nun die Nacht hereinbrach, da wünschte der Gewaltige, daß sich bewähren möchten die Worte gegenüber der Behauptung von der Stärke, welche er, der Löwe, ausgesprochen hatte. Da stand die kleine Maus vor dem Löwen, und sie sprach also zu ihm: „Erkennst du mich, ich bin die kleine Maus, welcher du einst die Freiheit schenktest. Das werde ich dir an dem heutigen Tage wieder vergelten, dadurch, daß ich dich erlösen werde aus deiner elenden Lage, infolge der Gewaltthat, welche du hast über dich ergehen lassen müssen. Eine gute Handlung vollzieht der, welcher vergilt.“ Die Maus näherte ihren Mund den Fesseln des Löwen. Sie zernagte die trockenen Lederriemen, sie zerbiß die frischen Lederriemen, welche ihn fesselten, alle insgesamt. Es trat heraus der Löwe aus seinen Banden. Es versteckte sich die Maus in seiner Mähne, und er begab sich ins Gebirge mit ihr an diesem Tage.“

[1]) Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde, 1878. S. 47.

Brugsch hat völlig recht, wenn er auf den gleichen Inhalt der griechischen und ägyptischen Fabel hinweist, wenn er sagt, die äsopische erscheine wie ein Auszug aus der ägyptischen und endlich behauptet, der ägyptische sei der ältere Grundtext. In der That ist dieser letztere voll von Einzelheiten, welche die Erzählung beleben und die in der Fassung Aesops gänzlich fortfallen. Wir erinnern an den Löwen, der nach Schlaf verlangt, die Maus, die so klein ist wie ein Ei, die Prahlerei des Löwen, den Eid der Maus, die Erwägung des Löwen, daß sie kein sättigender Bissen sei, die Schilderung der Gefangennahme des Löwen durch eine von jenen Fallgruben, deren man sich heute noch namentlich in Algerien bedienen soll, um Raubtiere zu erbeuten, und endlich an den hübschen Schluß der Fabel, nach dem die Maus in die Mähne des Löwen schlüpft und sich von ihrem geretteten Freunde in das Gebirge tragen läßt. Das sind lauter kleine, aber dennoch charakteristische Züge, welche der nach möglichster Knappheit ringende griechische Erzähler leicht fortlassen konnte, aber so organisch in die ägyptische Darstellung verflochten sind, daß sie kein Unbefangener für Ausschmückungen des kurzen äsopischen Textes halten wird. — Unmöglich scheint auch die Annahme, daß beide Fabeln völlig unabhängig voneinander entstanden sein sollten. Dagegen sprechen mehrere beiden gemeinsame Einzelheiten, wie das Lachen des Löwen, die Gefangennahme des letzteren bei oder unter (ἐπί) einem Baume, und die letzte Rede der Maus, und so darf wohl die griechische als eine in geschickter und energischer Weise gekürzte Nacherzählung der ägyptischen Fabel betrachtet werden.

Die Litteratur der alten Aegypter.[1]

Die Lebenden haben im alten Aegypten der Wißbegier der späteren Geschlechter wenig, die Toten mancherlei hinterlassen. Aber es ist doch nur von verschwindend geringem Umfang, wenn wir es mit dem einst Vorhandenen vergleichen. Wahrscheinlich übertreibt Jamblichus, wenn er von 20 000 hermetischen Büchern spricht, die die Aegypter besessen hätten; zwar können wir uns keine Vorstellung von dem Umfang der berühmten Reichsbibliothek bilden, die ihr Begründer Ramses II. im Ramesseum zu Theben unterbrachte und „Heilanstalt für die Seele“ nannte, zwar wissen wir nicht, wie viele unter den 400 000 Rollen, die die Ptolemäer in der von Philadelphus gegründeten Bibliothek, die sich an das Museum zu Alexandria schloß, und in der Bücherei des Serapeums daselbst zusammenbrachten, zur Litteratur der Aegypter gehörten; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß Tausende von Werken aus der Pharaonenzeit unwiederbringlich verloren gingen. Was davon auf uns kam, ist eine keineswegs imposante Menge von zufällig geretteten Stücken, die noch dazu zum größten Teile einen und denselben Gegenstand behandeln; denn die meisten gehören zu der Kategorie des sogenannten „Totenbuches“, das in verschiedener Form und Fassung dem Verstorbenen, dessen Mittel ihm erlaubten, sich ein Exemplar herstellen zu lassen, als Wegweiser und Gedächtnisstütze auf der Fahrt durch die andre Welt mit ins Grab gegeben wurde.

Sehen wir von diesen Totenbüchern ab, so ist die Zahl der an Inhalt verschiedenen erhaltenen Bücher eine geringe. Es wäre darum niemand berechtigt, aus dieser verstümmelten Klaue auf den Löwen, aus diesem beschädigten Blättchen auf die gesamte Pflanze zu schließen, wenn in Aegypten die auf dem gleichen Gebiete erwachsenen Geistesprodukte sich einander nicht so ähnlich sähen wie die nur an Güte und Größe verschiedenen Früchte eines Obstbaumes. So genügt denn das gerettete Material, um sich eine zutreffende Vorstellung

[1]) Aus der „Deutschen Revue“ Januar und Februar 1895. — Von der Behandlung der wissenschaftlichen Werke, soweit sie nicht religiöser Natur sind, hat abgesehen werden müssen.

von den der gesamten Litteratur der Aegypter eigenen Vorzügen und Schwächen zu bilden.

Auf jene werden wir zurückzukommen haben, diese (die Schwächen) sind auf der Besonderheit des ägyptischen Wesens begründet, die wiederum aus der eigenartigen Natur des Landes erwuchs, das dem historischen Leben des Pharaonenvolkes zum Schauplatze diente.

Sicherlich dankt die Welt keinem andern Volke so viel Neues wie den Aegyptern. Auf den meisten Gebieten der Kunst und des Wissens durften sie sich als Erfinder und Entdecker bewähren, und geradezu glänzend sind die Anläufe, womit wir sie jede neue Erwerbung, die ihrer eigenartigen Kultur und damit auch der der gesamten Welt zu gute kam, bearbeiten sehen.

Der erste Griff gelingt ihnen in den meisten Fällen; beim Durchbilden und Vollenden versagt ihnen aber gewöhnlich Wille und Vermögen. Sobald sie nach Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten so weit gelangt waren, daß ihnen das eigene Werk zusagte, das ja allerdings in den ersten Jahrtausenden ihrer Entwicklung bei den anderen, weit hinter ihnen zurückstehenden Völkern der Erde nicht seinesgleichen hatte, hielten sie es, schon weil es unübertroffen war, für unübertrefflich. Statt weiter zu streben, untersagten sie sich die freie Fortbewegung und banden sich — aus Furcht vor dem Rückgang — an den Gipfel fest, den sie erreicht zu haben meinten.

Von dem ersten ihrem Geschmack völlig zusagenden Werke auf dem Gebiet der Kunst und Litteratur abstrahierten sie Gesetze, denen sich jedes spätere Werk fügen mußte. Darum sehen die Skulpturen und Bilder, die dichterischen und gelehrten Arbeiten, die den ersten Musterstücken aus der frühesten Zeit folgen, diesen so ähnlich wie nur wenig abgeänderte Wiederholungen. Jede spätere Statue sieht der Bildsäule des Reichsgroßen Ty im Museum von el-Gise (bei Kairo ähnlich, ohne sie zu übertreffen, jedes Reliefbild aus späterer Zeit zeigt trotz geringer Abweichungen die nämliche Vortragsweise wie die in den Mastaba [1]) der Großen aus der vierten bis sechsten Dynastie, und Aehnliches läßt sich auch von den Werken der Dichter, Schriftsteller und Gelehrten sagen, wenn diese auch im neuen Reiche etwas weiter von den Vorbildern aus dem alten und mittleren abweichen als die der Bildhauer und Maler.

Aber es ist nicht nur die Furcht vor dem Rückschreiten unter den angedeuteten Umständen, was diese Erscheinung erklärt, sondern besser noch die Natur des Landes, das die Aegypter umgab, mit ihren in seltener Gleichförmigkeit wiederkehrenden Erscheinungen. Regelmäßiger als die Ueberschwemmung mit ihrer Schwelle, ihrem Höhepunkt, ihrem leisen Fallen, neuen Anwachsen und endgültigen Zurücktreten, als das Erscheinen und Verschwinden der Sonne an den nämlichen Punkten des arabischen und libyschen Gebirges, als der

---

[1]) Gräber in Freibau. Das arabische Wort bedeutet „Bank".

Eintritt der die Schiffe stromauf treibenden Winde, die schon dem Herodot bekannten Etesien bei Beginn des Winters, treten ähnliche Phänomene nirgends ein. Kein andres Land darf darum mit gleichem Recht das der „regelmäßigen Wiederkehr" oder der Wiederholung genannt werden, und dieser Umstand macht sich deutlich genug wie an dem gesamten Geistesleben der Aegypter, so auch an ihrer Litteratur bemerkbar.

Keine historische oder religiöse Inschrift, kein Hymnus und keine Grabschrift, keine Erzählung und kein wissenschaftliches Werk, in dem sich nicht Wiederholungen aus früheren verwandten Schriften fänden. Was auf dem Boden der gleichen litterarischen Kategorie an Einzelschöpfungen entsteht, gleicht den andern, die auf dem nämlichen Gebiete erwuchsen, wie jede Mumie, jede Palme, jede Gruft und Tempelanlage der zweiten und dritten.

Das Typische in der Natur des Landes drückt auch dem Geiste der Aegypter und ihrem litterarischen Schaffen den Stempel auf. Selbst als in späterer Zeit besonders durch die Griechen Vollendeteres, als sie selbst je durchzubilden vermocht hatten, an den Nil kam, verschlossen sie sich dagegen. Ja nicht nur ihre Abneigung vor dem Fremden, sondern mehr noch die Furcht, den nationalen Typus sich selbst untreu werden zu sehen, war so groß, daß die priesterlichen Wächter über diese Dinge, sobald der Stil der Kunst und Litteratur weiter, als es ihnen gut dünkte, von den alten Vorbildern abwich, sich beeilten, einem Vorgange, in dem sie keinen Fortschritt, sondern eine Verirrung sahen, Einhalt zu gebieten.

So kommt es, daß wir überall, wo wir bei andern Völkern den Eintritt einer durchgreifenden Wandlung, ja einer mächtigen Reform in fortschreitendem Sinne erwarten dürften, bei den Aegyptern nur einer Rückkehr zu dem älteren Stil begegnen.

Das äußere der hieroglyphischen Denkmäler und der hieratischen Buchschrift erfährt nur leichte Veränderungen, bis im achten Jahrhundert v. Chr. das Demotische, neben dem jene, die es vereinfacht, dennoch fortbestehen, und das man besonders für den brieflichen und geschäftlichen Verkehr benutzt, eingeführt wird. Die Sprache wandelt sich dagegen in den verschiedenen Epochen. Die hieroglyphischen Texte halten an den alten Formen fest, während das Hieratische bald von ihnen abweicht. Es will sich nicht zu weit von der Volkssprache entfernen, die dem Demotischen dann zu Grunde gelegt wird.

Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß sich trotz ihrer Dauer von mehr als vierzig Jahrhunderten sehr wohl von einer einzigen ägyptischen Litteratur reden läßt. Dem Kenner ist es gegeben, die Zeit der Entstehung der einzelnen Schriftwerke zu bestimmen; dagegen würde es dem Laien, dem der gesamte schriftliche Nachlaß der Aegypter in vollendeten Uebersetzungen vorliegt, ebenso schwer fallen, die Erzeugnisse einer Periode der Litteratur von den Werken einer andern zu unterscheiden, wie gegenüber guten Abbildungen

von Skulpturen die Zeit der Entstehung einzelner Statuen zu bestimmen, die es dem Eingeweihten doch leicht festzustellen gelingt.

Halten wir nun eine Uebersdau über die gesamte erhaltene ägyptische Litteratur, so erkennen wir zunächst, daß es kaum eine Regung des geistigen Lebens giebt, die nicht in einem oder dem andern Werke Berücksichtigung fände.

Auf dem Gebiete der Poesie, die bei den Aegyptern, wie bei allen kindlichen Völkern der Prosa vorangeht, ist jede Gattung, mit Ausnahme der dramatischen, vertreten, da es nicht angeht, die vorhandenen schlichten Zwiegespräche „Dramen" zu nennen.

Die Wissenschaft umfaßt theologische, astronomische, astrologische, magische, historische, chronologische und geographische, juristische, mathematische und medizinische Schriften. Philosophisches im eigentlichen Sinne des Wortes besitzen wir nicht; denn die Proben ägyptischer Spruchweisheit, die sich erhielten, verdienen diesen Namen ebenso wenig wie die magischen und theologischen Schriften.

Mit der Religion steht der Löwenpart der Litteratur, die uns beschäftigt, in einem gewissen und zwar oft sehr engen Zusammenhang. Manche scheinbar durchaus weltliche Zweige der Wissenschaft werden uns auch nur durch Schriften bekannt, die zu den theologischen gehören. Von ihnen besitzen wir im vollen Sinne des Wortes tausendmal mehr als von jeder andern Gattung. Die Religion durchdrang eben das gesamte Leben der Aegypter, und ihr Pantheon bevölkerte eine Unzahl von Göttern, von denen jeder eine Einzelerscheinung in der Natur oder eine Regung der Menschenseele personifizierte. Der Dienst der das Licht und seinen Kreislauf, der mit dem des Lebens verglichen wurde, darstellenden Götter, sowie der der Repräsentanten der Werdekraft in der Natur, führte dahin, jeden Abschnitt der Sonnen- und Mondbahn, jeden Teil des Jahres, die Schwelle des Nils und viele ähnliche Erscheinungen mit in den Kreis der theologischen Betrachtung zu ziehen. So kam es endlich dahin, daß jede Stunde des Tages und der Nacht, jeder Monat des Jahres einer besonderen Gottheit zugeschrieben wurde, und das ewige Kalendarium des gestirnten Himmels nicht nur dazu dienen mußte, für den bürgerlichen Gebrauch den Tag vom Tag, den Monat vom Monat und das Jahr vom Jahre zu sondern, sondern allem voran, um die Feste und die Termine für die Einlieferung der Opfergaben festzustellen und in Einklang mit den zu feiernden Naturerscheinungen und den mit ihnen sinnreich verbundenen mythologischen Ereignissen zu halten.

Da auch die Aegypter — und sie vielleicht vor allen andern Völkern — einen bestimmenden Zusammenhang der Bahnen der Gestirne mit dem Laufe des menschlichen Lebens annahmen, beschäftigten sich die Horoskopen oder Stundenschauer auf den Observatorien der Tempel mit Astrologie, und wenn sich auch keine dieser Wissenschaft gewidmeten Schriften erhielten, besitzen wir

doch neben einigen an den Plafonds der Tempel und Königsgräber angebrachten Konstellationen und mehreren Festkalendern auch einen bekannten Text, der von jedem einzelnen Tage des Jahres aussagt, ob er dem Menschen zum Glück oder Unglück gedeihe. Gewisse Zeichen geben an, ob er heilbringend sei oder schädlich, halb ungünstig oder günstig. Einzelne Vorfälle aus der Göttergeschichte motivieren die Qualität des Tages. So gehört denn zur Religion neben der wissenschaftlichen Astronomie, der Kalenderkunde und Chronologie die Astrologie und nicht in letzter Reihe die Magie.

Zwar war, wie etliche Papyri (besonders Pap. Lee und Rollin) lehren, die Zauberei im gemeinen Sinne ein schwer zu ahnendes Verbrechen; die Magie aber gehörte als integrierender Teil zur Theologie. Galt es für strafbar, durch Liebestränke zärtliche Leidenschaft zu erwecken oder aus der Ferne einen Feind zu verderben, so stand es dem Diener der Gottheit nicht nur zu, sondern war seine Pflicht, mit magischer Kraft auf Götter und Dämonen zu wirken. Diese aber hatten Gehorsam zu leisten, wenn der Beschwörer das „rechte Wort“ kannte und brauchte. Aus den alten Pyramidentexten geht hervor, daß die Priesterschaft in jener frühen Zeit nicht nur glaubte, durch Opfer und Gebet die Himmlischen günstig stimmen zu können, sondern sich auch die Macht zuschrieb, durch Darbringungen und unwiderstehlich mächtige Formeln sie zu zwingen, ihren Vorschriften Folge zu leisten. Auch das Totenbuch, dessen zahlreich erhaltene Exemplare weitaus den größten Teil der altägyptischen Litteratur ausmachen, soll nicht nur den Weg durch die andre Welt weisen, sondern auch den Verstorbenen die magischen Formeln und Worte ins Gedächtnis zurückrufen, denen die Macht zugeschrieben wurde, Riegel zu sprengen, Thore zu öffnen, Hindernisse zu überwinden, feindliche Dämonen, Wächter und Ungetüme gefügig zu machen und die Gunst der Unsterblichen zu erzwingen. Bei der Recitation dieser Beschwörungen und Gebete kam es nicht nur darauf an, kein Wort zu vergessen oder zu verstümmeln, sondern auch es mit der rechten Betonung zu gebrauchen. Der durch das Urteil des Osiris und seiner Beisitzer von den 42 schwersten Sünden freigesprochene und zur Apotheose, das heißt zur Vergöttlichung und zum Einswerden mit Osiris oder andren hohen Göttern, zugelassene Verstorbene wird darum auch ma-cheru, das heißt der recht oder richtig Redende, genannt. Das Schwert und der Schild des rechten Wortes machte den aus diesem Leben Geschiedenen zum Triumphator über seine Feinde. Als ein „richtig Redender“ war es ihm vergönnt, in jener Welt jede Gestalt anzunehmen, die er begehrte, aller Freuden zu genießen, die er auf Erden geliebt, und endlich nach der Apotheose mit teil zu haben an der Ewigkeit und der Herrschermacht des Gottes, mit dem er eins geworden war. Als Unsterblicher durfte er dann in der Sonnenbarke, selbst leuchtend, den Himmelsozean befahren, um die Welt zu erhellen. Auch auf die Erde zurückzukehren, war der Seele dessen, der über das rechte Wort verfügte, gestattet.

Zu diesem Zwecke galt es, den Ka, das heißt die Erscheinungsform, zu erhalten, die den einen Menschen vom andern unterscheidet, und dies geschah, indem man die Leiche durch die Einbalsamierung zwang, die Gestalt des Lebenden zu bewahren, durch das Anbringen des Porträts des Verstorbenen an den Sarg oder die Mumie oder auch durch die Aufstellung der Statue des Dahingegangenen in der Gruft. Diese dem Lebenden ähnlichen Gebilde überzog der Ka wie die Haut den Körper. An sie geheftet, stand er für die Seele bereit, sich in ihn zu kleiden und in der Gestalt, die sie auf Erden trug, sich dahin zu wenden, wohin sie begehrte.

Das alles entnehmen wir den Gräbern und dem Totenbuche, dem wir uns, als dem wichtigsten Werke der gesamten und besonders der theologischen Litteratur der Aegypter, zuerst zuzuwenden haben.

Es besteht aus einer langen Reihe von Schriften, die sich sämtlich mit dem Schicksal des Menschen nach dem Tode beschäftigen. Die ältesten finden sich im Innern einiger Pyramiden, auf alten Sarkophagen und an den Wänden einiger Grüfte. Erst später schreibt man sie auf Papyrus. In Theben beginnt man sie im Anfang des neuen Reichs zu sammeln und stellt Bücher, die dem Verstorbenen ins Grab folgen, her, die sehr viele und, wo es angeht, wenigstens die wichtigsten der beiden großen Hauptabschnitte umfassen. Doch wie „der Hirte des Hermas“ und ähnliche Bücher in biblischem Ton keine Aufnahme in den Kanon der heiligen Schriften fanden, gab es eine Reihe von Texten wie das Buch vom Atmen, das Buch vom Durchwandeln der Ewigkeit und das von dem, was sich in der Duat, das heißt in jener Welt, befindet, den Text vom Lobe des Rē in der Amenthes &c., denen die Aufnahme in das Totenbuch versagt blieb und die dennoch auf den Sarkophag oder die Wand der Gruft geschrieben oder auch, die Blätter eines Papyrus bedeckend, der Mumie in den Sarg gelegt oder in eine hölzerne Osirisfigur gethan wurden, die man dem Abgeschiedenen mit ins Grab gab. Andre Kapitel aus dem Totenbuche benutzte man, um gewisse funeräre Gegenstände oder Amulette, auf die sie sich bezogen, damit zu bedecken. Das wichtige siebzehnte wurde in alter Zeit mit Vorliebe benutzt, um es auf den Sarkophag zu schreiben. Das sechste setzte man auf die kleinen Uschebti genannten mumienförmigen Figuren mit Hacke und Pflug in den Händen und mit einem Saatbeutel am Rücken, denen man die Aufgabe zuerteilte, den Verstorbenen die Arbeit des Säens und Erntens in jener Welt abzunehmen. Mit einem dem Herzen gewidmeten Kapitel beschrieb man gern die untere Fläche der Nachbildung eines Skarabäus, die man der Leiche an Stelle des Herzens in den Leib steckte und so weiter.

Unter den Pharaonen der 18. und 26. Dynastie wurden besonders vollständige Exemplare des Totenbuchs geschrieben; aber auch in der Zeit der letzteren, die das Aelteste mit Vorliebe berücksichtigte, kam es zu keinem kano-

nischen Abschluß dieses merkwürdigen Werkes. Die besten Exemplare scheinen vielmehr, wie Maspero richtig bemerkt, auf gute und vollständige zurückzugehen, die sich in der Hand der Leichenbestatter von Theben befanden, eine Zunft von Geschäftsleuten, denen die Besorgung des gesamten pompe funèbre an einzelnen Orten oder in besonderen Quartieren der großen Städte als Monopol zustand.[1])

Trotzdem enthält das Totenbuch eine ziemlich erschöpfende Darstellung der Schicksale des Verstorbenen in jener Welt. Verbindet man seinen Inhalt mit dem der andren Schriften, die sich auf den gleichen Stoff beziehen und von denen wir nur die Texte an den Wänden der Königsgräber in Theben erwähnen, die das Schicksal der Seele des Pharao behandeln, so ergiebt sich ein Bild der Götterlehre und des Unsterblichkeitsglaubens der Aegypter, das weit weniger an Unvollständigkeit, als an verwirrender Ueberladung leidet.

Wie nämlich die einzelnen Gaue oder Nomen Aegyptens in politischer Hinsicht ein oft feindlicher Partikularismus trennte, so wurde auch in den verschiedenen Haupttempeln nicht nur das Wesen der einzelnen Götter, sondern auch das Schicksal der Seele im Jenseits in besonderer Weise aufgefaßt, und manche Lehre, die in Abydos gültig war, finden wir zu Memphis, Heliopolis, Theben oder in den Heiligtümern am ersten Katarakt in ganz anderer, ja bisweilen jener widersprechenden Form wieder. Die Strahlen dieses — wenn der Ausdruck erlaubt ist — „Provinzialglaubens“ in einen Brennpunkt zusammenzufassen, aus diesen Sonderlehren und -Dogmen ein klares, für das ganze Aegypten gültiges Bild zu gestalten, ist noch nicht gelungen und wird niemals glücken, wogegen es jetzt schon möglich wäre, das Gottesbewußtsein mancher einzelnen Tempelgenossenschaft zusammenzufassen.

Die Wandlungen, die das religiöse Bewußtsein im Laufe der Jahrtausende erfuhr, sind indes auch vielfach erkennbar, obgleich die religiösen Anschauungen der Aegypter nicht wie ein Bambusstab von Knoten zu Knoten oder wie eine Tanne von Ring zu Ring heranwuchsen, sondern sich nur vergrößerten und verdichteten, wie der Wald, in dem ein Baum neben dem andern und zwischen den großen Stämmen eine Unzahl von Pflanzen erwächst.

Durch dies Gestrüpp den Weg zu finden, fällt schwer; denn der Forst,

[1]) Da viele Papyri mit Totenbuchtexten auf Vorrat hergestellt und erst später mit dem Namen derer versehen wurden, die sich ihrer bedienen sollten, und die Schreiber dazu wußten, daß ihre Kopien bei der Mumie im Grabe verschwinden würden, sorgten sie selten für volle Genauigkeit. Es stellte sich darum für uns die Notwendigkeit heraus, den Text von Fehlern zu säubern. Eine Vergleichung der vielen vorhandenen Exemplare machte dies bis zu einem gewissen Grade möglich; so nützlich aber auch die Berücksichtigung, die Lepsius den älteren Texten angedeihen ließ, und Navilles vortreffliche Zusammenstellung der thebanischen Texte und der Varianten, die sie enthalten, genannt werden muß, hat doch jeder neue Ueberseher nach Vorgang des Engländers Le Page Renouf den Text, dem er seine Aufmerksamkeit zuwendet, neu mit den besten andern zu vergleichen.

den es zu durchschreiten gilt, ist stets von dichtem Nebel umwoben. Wir meinen damit die dunkle Form, in der es die ägyptische Priesterschaft liebt, den Glaubenssätzen in bilderreicher Rede Ausdruck zu geben. Sehen wir von dem ethischen Teile der Religion oder den Mythen ab, so finden wir wenige Sätze, die nicht durch Allegorien, Metaphern und Anspielungen verschleiert würden, deren vollen Sinn nur die Eingeweihten, zu denen wir nicht gehören, verstanden.[1])

In der Versicherung, die das hundertundfünfundzwanzigste Kapitel des Totenbuches enthält, die 42 schwersten Sünden, unter denen sich auch die meisten der im mosaischen Gesetze verbotenen befinden, nicht begangen zu haben, werden die einzelnen Vergehen mit klaren, nur ausnahmsweise mehrdeutigen Worten genannt. Häufig wiederkehrende Gebote, wie das, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken, den Nackten zu kleiden, dem Nächsten sich freundlich zu erweisen, die Witwen zu beschützen und den Kleinen nicht weniger gütig als den Großen zu behandeln, werden deutlich und jedermann verständlich ausgesprochen, schon weil sie uns meistenteils in der Form einer Versicherung des Verstorbenen, der sich für ihre Befolgung Anerkennung zu erwerben wünscht, entgegentreten.

Anders verhält es sich mit den Dogmen, deren tiefstes Wesen der Schreiber entweder selbst nicht verstand oder sie, um ihnen ein mystisches und darum in seinen Kreisen ehrwürdiges Ansehen zu geben, in dunkle und an Hinweisen auf uns unbekannte mythologische Vorgänge reiche Sätze kleidete.

Unsre lexikalischen und grammatischen Kenntnisse reichen hin, sie zutreffend zu übersetzen, aber selbst da, wo in dem wichtigen 17. Kapitel dem Hauptsatze mehrere Erklärungen folgen, bleibt uns mancherlei dunkel. Wir verstehen eben die Anspielungen nicht, an denen gerade diese Erläuterungen so reich sind. Wie von späteren Generationen das „Qui panem in praesepi ecclesiae cibum fecisti fidelium“ aus einem alten Breviarium oder unser „der führet uns auf eine grüne Au“ leicht mißverstanden werden könnte, so stehen wir ratlos vielen dieser Erklärungen gegenüber. Die größte Schwierigkeit bereitet uns freilich der Umstand, daß sich sogar in dem nämlichen Buche die verschiedenen Auffassungen der einzelnen Priestergenossenschaften sorglos neben- und durcheinander verwendet finden. Dies gilt von der Kosmogonie an bis zur Götterlehre und bis zum Unsterblichkeitsglauben. Hier hören wir den Bildner Ptah, der mit dem Schmiedehammer das Weltenei öffnet, dort den Tum, der, bevor es noch einen Himmel, eine Erde, die Götter und Menschen gab, allein über dem Urgewässer schwebte, dort den am Katarakt heimischen, an der Töpferscheibe oder mit seinen Baugenossen thätigen Chnum, dort den Amon von Theben, in dessen Wesen eine spätere Schule die Kräfte und Eigenschaften aller übrigen Götter zusammenfaßt, als Schöpfer des Weltalls nennen.

---

[1]) Der Schwierigkeiten, die die Unreinheit der Texte bietet, gedachten wir schon oben.

Das Urgewässer Nu ist wie in der Lehre des Thales von Milet nach der am häufigsten wiederkehrenden Auffassung der Grund aller Dinge. Einsam weilt die schöpferische Kraft des Tum, des Vaters der Götter, in dem feuchten Element. Als diese Kraft sich zu bethätigen beginnt, erscheint Schu, die bewegte Luft, und hebt den Ozean in die Höhe. Er stützt ihn samt seiner Unterlage, die den Himmel bildet, mit den Armen, während die Erde zu seinen Füßen sich zu einer runden Tafel verhärtet. Der Himmel gewinnt die Festigkeit einer ehernen Kuppel, und über sie hin fließt das von Schu aufwärts gehobene Naß, die Wasser der Höhe. Es gewinnt die Gestalt der Nut, der weiblichen Seite des Nu, und der Erdgott Geb wird zu ihrem Gemahl. Stets sind sie bestrebt, zu einander zu gelangen. Lang ausgestreckt erwartet sie der Erdengott, dem es versagt ist, sich zu erheben, sie aber läßt sich zu ihm nieder und ruht auf ihm. Fest halten sich beide umschlungen, bis Schu sie wieder trennt und Nut zu ihrer Höhe zurückhebt. Aus ihrem Bunde entsteht die Sonne. Als Weib, das sich über die Erde beugt und sich mit Händen und Füßen auf den Boden stützt, wird Nut, der Himmelsozean, dargestellt. Sonne und Sterne befahren sie auf goldenen Barken.

Andre Texte zeigen uns den ehernen Himmel mit Pfählen gestützt, die Horus von seinen Söhnen, den vier Totengenien, an den vier Kardinalpunkten der Welt aufstellen läßt. Wieder in andren sehen wir Berge den Himmelsdom an eben diesen Punkten stützen, und in noch andern die Nut in Gestalt einer Kuh, deren Beine an die Stelle der Pfähle des Himmels und an die der Hände und Füße der sich über die Erde beugenden Nut treten. Statt an dem Leibe der Göttin fahren die Gestirne nun auf dem Bauche der Kuh hin und her. So geht es weiter. Beschäftigen wir uns aber eingehender mit den Persönlichkeiten der einzelnen Götter, so finden wir, daß selbst die Genealogie der meisten nicht feststeht, und man ein und denselben hier als den Bruder, dort als den Sohn des andern bezeichnet. Die verschiedenen Tempelgenossenschaften nehmen es sich sogar heraus, *ihren* Hauptgott, obgleich sie wenig dazu berechtigt, als Vater oder *ihre* Göttin als Mutter sämtlicher Götter zu bezeichnen.

In der Unsterblichkeitslehre tritt uns Aehnliches entgegen. Selbst die Frage, welchem Teile des menschlichen Wesens es beschieden sei, eines neuen und ewigen Lebens teilhaftig zu werden und unter welchen Umständen dies vor sich gehe, wird verschieden beantwortet. Allgemein und uralt ist der Glaube an den schon erwähnten Ka, den Doppelgänger des Individuums, mit und durch den die äußere Unterscheidungsform des Menschen erhalten blieb. Ein Volk, dessen Fürsten Pyramiden erbauten und dessen bevorzugte Bürger große Opfer nicht scheuten, um das Gedächtnis an ihre Existenz lebendig zu erhalten bis in fernere Zeiten, mußte notwendig der Hoffnung, in der sein Glaube gipfelte, eins zu werden mit der Gottheit, etwas wie den Ka gegen=

überstellen. Wer das eigne Individuum so sorgsam vor dem Vergessenwerden schützte, konnte sich nicht ungetrübt des Gedankens freuen, mit Millionen verschmolzen ein Gott zu werden, und der Ka war es, der ihn vor der Preisgabe der eignen Persönlichkeit schützte.

Was wir Geist und Seele nennen, sich unsichtbar zu denken, war dem Vorstellungsvermögen des Aegypters, der auch das rein Geistige ins Konkrete und das mit den Sinnen wahrnehmbare Bildliche umsetzte, unmöglich. Er dachte sich darum den unsterblichen Teil des Menschen, der sich nach dem Tode von dem zurückbleibenden Körper trennte, in faßlicher, doch recht verschiedenartiger Weise. Als Sperber mit dem Menschenkopfe entschwebt er der Leiche; in jener Welt tritt er uns bald als Kranich (ba), bald als schwarzer Schattenriß des nackten Menschen (chaybet), bald in derselben Bedeutung und mit demselben Namen als Fächer, bald in einer ähnlichen Auffassung als Biene, ein fliegenähnliches Insekt (äbayt) und endlich als Wasservogel mit einem Federbusch am Kopfe, der Ichu heißt und Lichtgeist bedeutet, entgegen. Was wir Geist und Gemüt nennen, wird mit dem Namen des Herzens äb zusammengefaßt. Ihm eignet auch das Vermögen, auf dem Gebiet des Sittlichen das Gute und Böse zu unterscheiden, und von seinem Gewicht auf der Wage der Totenrichter hängt das Schicksal des Verstorbenen in jener Welt ab. Er wohnt bei dieser Scene scheinbar selbst der Wägung bei und rechtfertigt sich auch in der Gestalt, die er auf Erden trug. Was wir für den Verstorbenen selbst halten, ist aber nur sein Ka, in den alles, was von seelischen Eigenschaften von ihm übrig blieb, sich hüllen darf. Diese kehren sämtlich zu ihm zurück, wenn das Urteil günstig ausfiel, und es dem Verstorbenen gestattet wurde, „jede Gestalt anzunehmen, die er mag“.

Dieser Erlaubnis dankt die Mitteilung der Griechen von der Seelenwandlung bei den Aegyptern den Ursprung. In der That giebt es im Totenbuche besondere Kapitel, die von der Verwandlung der Seele, die sich dies Los wählt, in verschiedene Geschöpfe, und darunter auch in den Phönixvogel und die Lotosblume, handeln.

Die Bedeutung der einzelnen, den Menschen überlebenden unsterblichen Teile, derer wir gedachten, genau zu definieren, ist unmöglich; der Aegypter selbst dachte sich schwerlich die Seele als Kranich, als Schatten oder als Fächer. Er stellte sie nur so dar, weil der Name des Kranichs und Fächers, ba und chaybet, denen der Seele und des Schattens entsprach. Daß der letztere, dessen der Ka bei seiner Rückkehr auf die Erde nicht entbehren konnte, weil sein Mangel doch aufgefallen wäre, so verschiedenartig aufgefaßt wurde, kann nicht überraschen. Das Schwebende versinnbildlicht am besten den körperlosen Geist, und so finden wir den Schatten oder die Seele des Verstorbenen auch bei andern Völkern gern als fliegendes Insekt, ja auch als Schmetterling dargestellt. Viele Bilder zeigen neben der Mumie die Seele, die ihr als

menschenköpfiger Sperber entschwebt; vielleicht aber glaubte man auch, daß sie den erkalteten Leib als Biene (âbayt) verläßt. Wenigstens erhielt sich diese Anschauung unter den heutigen Aegyptern, und der arabische Philosoph Ghazali sagte: „Sie (die glückselige Seele) hat die Gestalt einer Biene und bewahrt dabei doch ihre menschliche Individualität."

Die verdammte Seele verfällt höllischen Strafen, die am ausführlichsten in den Königsgräbern dargestellt werden und den Griechen, die die Strafen der Missethäter im Jenseits schildern, nicht fremd geblieben zu sein scheinen. Auch der Verfasser der neu gefundenen Petrus-Apokalypse muß die Unsterblichkeitslehre der Aegypter — wenn auch nur aus zweiten Quellen — doch wohl gekannt haben.

Es fehlt hier an Raum, zu zeigen, in wie verschiedener Weise man sich den Eintritt des Verstorbenen in die Unterwelt dachte. In ältester Zeit läßt ihn der Glaube eine Leiter benutzen, um in die hohe Region zu gelangen, auf der die Sonnenbarke, die er zu erreichen wünscht, dahinfährt. Nach späteren Texten fliegt die Seele gewöhnlich als Vogel zu der Spalte im Westberge von Abydos, die Einlaß in die andre Welt gewährt. Auch diese Vorstellung erhielt sich in der arabischen Sage vom Vogelberge und dem Bukirvogel. Endlich sucht sie in Gestalt des Ka mit dem Wanderstab in der Hand Einlaß in jene Welt zu gewinnen.

Ist ihr dies gelungen, so nimmt sie die Barke der nächtlichen Sonne auf, und das Totenbuch, das man ihr mitgab, hilft ihr die Hindernisse, deren wir gedachten, durch die magische Kraft des „rechten Wortes" überwinden.

Nach einer Auffassung ist das Totenreich im Westen des libyschen Gebirges, nach einer andern auf verborgenen Inseln im nördlichen Delta und wieder nach einer andern in der Unterwelt gelegen. Hat Osiris ihr die Würde eines „richtig Redenden" zuerkannt und sie die Wahl getroffen, die ihr dann freisteht, so darf sie als Osiris des göttlichen Loses teilhaftig werden, dessen wir schon gedachten. Der König erwartete, — wie die Pharaonengrüfte zeigen — am Ziel der Wanderung eins mit dem Sonnengotte Rē zu werden, als dessen Sohn er auf Erden von seinem Weltenthrone aus Aegypten beherrscht hatte. Der Unterthan begnügt sich meistens mit den Genüssen des Gefildes Aalu, die dieselben sind, die ihm auf Erden blühten; denn er freut sich dort der reich erwachsenden Saat und der Ernte, er sitzt unter einer Laube und läßt sich die Stirn von frischen Lüften kühlen, er angelt in fischreichen Gewässern, wenn er ein Liebhaber dieses Sportes gewesen war, er spielt das Brettspiel und liest ein schönes Buch.

Ein höchst nüchternes Paradies!

Und wie schwer erreichbar sind seine bescheidenen Freuden! — Die schon erwähnten Uschebtifiguren haben die Aecker für den Verstorbenen zu bestellen. Das Saatkorn muß ihm in die Gruft gestellt werden. Hunger und Durst

würden ihn plagen ohne die Opfer, die er seinem Ka und den Göttern jener Welt darzubringen vorschrieb und die er sich oft durch Stiftungsurkunden sichert, die einen interessanten Teil der juristischen Litteratur bilden.

Selbst das Buch und das Brettspiel, dessen er sich zu bedienen wünschte, nahm der Verstorbene mit in die andre Welt.

Das alles spricht mit lauter Stimme gegen die Elevation des religiösen Bewußtseins der Aegypter, zumal wenn wir bedenken, daß ein großer Teil derer, denen der Pharao eine Leichenstele in die Gruft stellen ließ, die ihnen Totenopfer zusicherte, und daß die meisten unter den Verstorbenen, die oft schon bei Lebzeiten die eigne Statue für den Ka und eine Liste für die ihm zu spendenden Darbringungen im Grabe anbringen ließen, Priester, Gelehrte, Beamte und also wohlunterrichtete Männer aus den höchsten Lebenskreisen waren. Es beweist auch, daß das Kind des Volkes, der Arme und Sklave, der gar nichts besaß, was er zu Gunsten des Fortlebens im Jenseits hätte ausgeben können, auf die Auferstehung und eine neue Existenz nach dem Tode verzichten mußte.

Die ägyptische Unsterblichkeit war eben nur für die Begüterten und — aus mancher Andeutung geht dies hervor — für die rechiu, das heißt die Gebildeten, vorhanden. Der vernachlässigte Geist der „Sinnenmenschen", die man jenen gegenüberstellte, schien nicht dazu angethan, eins zu werden mit dem der Gottheit. Diesen Mühseligen und Belasteten — und es gab deren viele im alten Aegypten — war der Tod ohnehin eine Erlösung.

Die Engherzigkeit und Härte dieser Unsterblichkeitslehre, die der größeren Hälfte des Volkes die schönste der Hoffnungen absprach, macht für sich allein den leidenschaftlichen Eifer erklärlich, mit dem der gemeine Mann in Aegypten sich dem neuen Christentum in die Arme warf, das ihm mit vollen Händen entgegengebrachte, was der heidnische Glaube ihm abgesprochen hatte.

Die Nachgeborenen sind der Beschränktheit verpflichtet, mit der die oberen Klassen in Aegypten sich das Leben nach dem Tode angenehm zu machen trachteten; denn ihr verdanken wir es, daß wir überhaupt von einer ägyptischen Litteratur zu reden vermögen. Nicht nur die Tausende der Totenbücher, sondern auch der weitaus größte Teil der erhaltenen Papyri und der Ostraca (Scherben), die mit Werken oder mit Bruchstücken aus der erzählenden oder wissenschaftlichen Litteratur der Aegypter beschrieben sind, wurden bei Toten gefunden, denen sie mit in den Sarg gegeben worden waren, um sich im Gefilde Aalu ihres Inhalts zu freuen oder sie im Jenseits zu gewissen Zwecken zu benutzen.

Trotz der Vergöttlichung, die er anstrebt, fällt es dem Aegypter so schwer, sich anders zu denken wie als Mensch, daß er schon hienieden besonders eifrig bestrebt ist, sich für das Jenseits alles zu sichern, was er auf Erden besaß. Besonders fleißig ist er bedacht, den Gebrauch des Mundes, der Augen, Ohren,

Füße und Hände, sowie das Herz, den Träger des Geistes und Gemütes, zurück zu erlangen und ihm den Platz wieder zu geben, den es bei den Lebenden innegehabt hatte. Die Oeffnung des Mundes, der Augen ꝛc. soll schon bei der Bestattung durch komplizierte Zeremonien bewirkt werden. Die Texte, die von diesen Dingen handeln, füllen Folianten. Schiaparelli veröffentlichte sie in dem Buche „Dei funerali“.

Aber auch diesen scheinbar nichtigen Dingen gegenüber hüte man sich vor einem unvorsichtigen Verdikt. Zwar wimmeln auch die Schriften, die sie enthalten, von Wiederholungen und Sätzen, die uns so unerfreulich wie widersinnig erscheinen, bei vielen aber würden wir milder urteilen, wenn wir ihre tiefere Bedeutung richtig erfaßten. Wen möchte es zum Beispiel nicht wundern, den Gott Tum in dem uralten 17. Kapitel des Totenbuches, das in ganz Aegypten Annahme fand, als den ältesten der Götter nennen zu hören und ihn dann dennoch in seinem Haupttempel zu Heliopolis und anderwärts als Abendsonne feiern zu sehen. Da der Lauf der Sonne mit der Lebensbahn des Menschen verglichen wird, und sie alle Phasen des menschlichen Daseins zu durchlaufen hat, bis sie, nachdem sie das Kindes- und Mannesalter durchlief, als Greis zur Ruhe geht, müßte man erwarten, einen die aufgehende Sonne personifizierenden Gott — und Tum ist der des Untergangs — das Leben der Welt beginnen zu sehen; und doch ist die Stellung, die das Totenbuch ihm anweist, durchaus gerechtfertigt. Sie mußte ihm konsequenterweise zu teil werden; denn der ägyptischen Auffassung gemäß ging der Tod dem Leben voran. Wo wir die die Erde beherrschenden und bevölkernden Wesen in historischer Folge aufgezählt finden, kommen hinter den Göttern die Nekyes (νέκυες) oder Manen, das heißt die Seelen der Verstorbenen, und erst dann die Menschen. Der Papyrus Hood-Wilbour, in dem alles, was der schaffende Ptah bildete und der Gott der Schrift und Wissenschaft, Thot, aufzeichnete, der Reihe nach angeführt wird, beginnt die Liste der lebenden Wesen in folgender Weise: „Gott, Göttin, männliche Geister der Verstorbenen, weibliche Geister der Verstorbenen (νέκυες), der regierende König ꝛc.“ Wie hier aus den Verstorbenen die Lebenden, aus dem Tode das Leben, ließen sie aus dem Dunkel das Licht hervorgehen.

Auch vielen andern, schwer verständlichen Lehren und Auffassungen gegenüber würden wir ein günstigeres Urteil fällen, wenn es uns gestattet wäre, den ihnen zu Grunde liegenden tieferen Sinn zu erfassen. Selbst die Mythen, die sich an die einzelnen Götter heften, sind uns verloren gegangen. Nur die von Osiris und Isis hat sich durch den Griechen Plutarch bis ins einzelne erhalten. Sein Bericht gleicht der Partitur in der Hand des Lauschenden, die ihn befähigt, die einzelnen Takte der Symphonie, die ihm aus der Ferne nur halb verständlich entgegentönt, zu verbinden.

Diese Mythe ist zu bekannt, als daß wir sie hier wiederholen möchten.

Abydos scheint ihre Heimat zu sein. Von dort aus fand sie Annahme im ganzen Lande. Dennoch wird sie von keinem Hieroglyphenterte vollständig in erzählender Form wiedergegeben.

Gedenken wir des Verbotes, das dem Herodot untersagte, diese heiligen Dinge in nackten Worten mitzuteilen, so verstehen wir, warum die Priester sich scheuten, sie wie andre Geschichten zwanglos vorzutragen. Dazu kam, daß der spätere Pantheismus, dessen wir zu gedenken haben, mit der Mythe nichts zu teilen hatte. Was die von Isis und Osiris angeht, sind übrigens die verschiedensten religiösen Terte so voll von Anspielungen auf sie, daß wir sie auch ohne Plutarch in den Grundzügen herzustellen vermöchten. Ja der Bericht über den Kampf des Horus gegen den Set-Typhon, des Lichtes gegen die Finsternis im Laufe jedes Tages, der Dürre gegen die Fruchtbarkeit im vegetativen Leben des Landes, des Bösen gegen das Gute und der Lüge gegen die Wahrheit in der Menschenseele, wird in einer zu Edfu erhaltenen Inschrift von Station zu Station bis ins kleinste dargestellt. Andre Terte lehren uns die Stätten kennen, wo die einzelnen Glieder des Osiris begraben wurden, und wieder andre machen uns mit den Gefahren bekannt, die Götter und Göttinnen glücklich überwanden.

Die Mythographie, die im Museum zu Alexandria ein besonderer, viel behandelter Zweig der Wissenschaft war, scheint im alten Aegypten nach einer schlechten Methode oder ganz unmethodisch behandelt worden zu sein. Wo wir Mythen erzählen hören, geschieht es immer nur gelegentlich; eine Inschrift oder ein Papyrus, der mit instruktiver Absicht mehrere Göttergeschichten hintereinander behandelte, ward noch nicht gefunden. Die Mythe von der Vernichtung des Menschengeschlechtes steht noch unter andern nichts weniger als erzählenden Terten im Grabe Seti's I. Die vollständigste neben ihr, die von der Ueberlistung des Sonnengottes Rē durch die Göttin Isis berichtet, erhielt sich unter Mitteln gegen den Schlangenbiß in einem Turiner Papyrus. Als Rē alt und hinfällig geworden war, heißt es dort, beschloß die in der Magie und Heilkunst wohl bewanderte Isis, dem Sonnengotte Rē seinen höchsten Namen abzulisten, durch dessen magische Kraft sie zur größten Macht zu gelangen wünschte. Zu diesem Zweck ließ sie den Rē, nachdem er alt und gebrechlich geworden war, von einer Schlange stechen, die sie ihm in Gestalt eines Stabes in den Weg geworfen hatte. Als der greise Gott infolgedessen von unaushaltbaren Schmerzen gequält wurde, gab er ihr, um hergestellt zu werden, nach, und so gelangte Isis in den Besitz der höchsten magischen Macht, die ursprünglich dem größten der Götter angehört hatte.

Erhabene Leiter des Geschickes der Welt und der Menschheit, die dem Tod unterworfen sind und der Krankheit, die Schmerzen erdulden, sich gegenseitig betrügen, schädigen, berauben, verwunden und gelegentlich nur zu selbstsüchtigen Zwecken heilen — welch ein klägliches Bild! Hält man es zusammen

mit dem vorher Mitgeteilten, fühlt man sich versucht, die ägyptische für eine verächtlich ärmliche Religion zu halten. Und doch lehren andere Texte, daß sie es nicht ist und besonders im neuen Reiche auch hohen und großen Gedanken Thür und Thor öffnete.

Haftet ihr auch in älterer Zeit noch mancherlei von dem afrikanischen Fetischismus der Urbewohner des Nilthales an, aus dem sie hervorging und den uns erst die Einwanderung eines asiatischen Volkes in früher Zeit auf eine höhere Stufe erhoben und mit würdigeren und erhabeneren Ideen gesättigt zu haben scheint, so wohnte ihr doch früh die Kraft inne, die leidenschaftliche Begierde und gesetzlose Zügellosigkeit zu unterdrücken, die Schwäche des Menschen zu kräftigen und ihn durch das Bewußtsein der sittlichen Verantwortlichkeit für sein Thun hienieden, sei es auch nur durch die Furcht vor der Strafe in jener Welt, zu einem der edlen Regungen seiner Natur würdigeren Leben zu bestimmen. Sie führte ihn zur Erkenntnis der Nichtigkeit alles Vergänglichen im Vergleich zu dem ewigen Sein, das ihm die Gottheit, wenn auch in mangelhafter Form, vor Augen stellte, und zur Konzeption des großen Gedankens der Unsterblichkeit. Es bedurfte bei ihnen langer Zeit, bis sie, wie die indischen Epiker oder gottbegnadigten Geister unter den Hebräern, die Allmacht, die Weisheit, sowie die lohnende und strafende Gerechtigkeit einer ewigen Gottheit erkannten; doch gelangten auch sie endlich dahin.

Man belegte die Besonderheit der ägyptischen Religion mit dem Namen des Henotheismus, und in der That führte sie die Gläubigen in den einzelnen Gauen dahin, in dem obersten ihrer Lokalgötter den Gott zu sehen, der das Wesen aller andern Götter für sie zusammenfaßte. Von diesem Lokalgotte sprechen sie als von „dem Gotte", als ob es neben ihm keinen andern Gott gäbe. Dennoch erkennen sie auch die andern Götter als solche an, wie der fromme Katholik besonders zu seinem Heiligen betet und ihm die Kräfte der meisten andern zuschreibt, während er doch auch diesen andern Anerkennung und Verehrung mit nichten versagt.

Als nach der Ueberwindung der Hyksos unter der Aegide des Amon von Theben dieser Gott mit dem unterägyptischen Rē als Amon = Rē verschmolzen und über alle andern Götter des Landes gestellt worden war, faßte man in seinem Wesen das der übrigen Unsterblichen zusammen. In den an Amon=Rē gerichteten schönen Hymnen aus der 19. Dynastie hören wir bereits die einzelnen Götter des ägyptischen Pantheon nur als Verkörperung der Eigenschaften des größten unter ihnen feiern. Wer zu Amon=Rē betet, betet zu ihnen allen. Wer bittend zu einem von jenen Attributen oder zu den Rollen des Amon=Rē im Drama der Weltregierung (die einzelnen Götter) die Hände erhebt, wendet sich an den großen Gott selbst, dem sie angehören oder der sie darstellt. Die weihevollsten Hymnen, die der Poesie der Aegypter den Ursprung verdanken, nennen endlich Amon=Rē „den Einen" und wieder „den Einen". Ja, die nach

höherer Erkenntnis dürstenden Geister gingen weiter, und in den Gräbern der Könige und sogar in etlichen späteren Kapiteln des Totenbuchs finden sich Texte, die keinen Zweifel offen lassen, daß ihre Verfasser zu einem Pantheismus gelangten, der Gott und die Welt identifizierte. In jenen Königsgräbertexten wird die Gottheit „die Summe des Alls" genannt; denn sie durchdringt dies mit seinen sämtlichen Teilen. Das All folgt in seinen Evolutionen, seinem ewigen Werden, Vergehen und Neuerstehen den Gesetzen, die es sich selbst vorschreibt. Auch der Mensch gehört ihm an und ist somit schon bei Lebzeiten ein Teil der Gottheit.

Aus dieser Lehre ging dann auch hervor, daß die Welt aus und durch sich selbst infolge der ihr eignen göttlichen Werdekraft da sei, und diesem Gedanken gab der Aegypter in verschiedener Weise bildlichen Ausdruck. Am liebsten durch die Triaden oder Dreiheiten der Götter: Vater, Mutter und Sohn. Die Mutter ist der Schauplatz der Zeugung, die der Vater bewirkt. Der Sohn, das Produkt derselben, erwächst zum Manne, nimmt die Stelle des Vaters ein, erneuert den Zeugungsakt und wird so zum Gatten der Mutter, zum eignen Vater und eignen Sohn, da dies Zeugen und Gebären fortgeht bis ans Ende der Tage. Das ist ein faßliches Bild des sich durch die eigne Werdekraft stetig erneuernden Alls.

Aehnlich dachte man schon früher die ewige Wiederkehr des Lichtes und des vegetativen Lebens. Zu Heliopolis schwängert der Mnevis, zu Memphis der Apisstier die Kuh Materie in der Welt des nächtlichen Dunkels oder des Todes. Sie gebiert das Licht in Gestalt der Sonne, die wir wieder bei Anbruch der Nacht in ihre finstere Heimat zurückkehren sehen, wo sich der Zeugungsakt erneuert, und die neue Sonne als Nachfolgerin der versunkenen oder gestorbenen hinter dem Ostberge hervortritt. Durch das semen creationis, das von den männlichen göttlichen Potenzen ausgeht, wird die Materie in all ihren Teilen zur Erneuerung des von ihr ausgehenden Lebens befähigt.

Dem Pantheisten war der Tod nur ein Aufgehen des Verstorbenen in das All, das er der Gottheit gleichsetzte und von dem der Tote schon bei Lebzeiten ein Teil gewesen war. So gelangte auch er zu der Apotheose, dem Gottwerden, das schon eine frühere Stufe des Unsterblichkeitsglaubens der Menschenseele verheißen hatte.

Wie neben solchen für eine höhere Reife des Geistes zeugenden Gedanken die zahlreichen beschränkten und absurden Annahmen stehen bleiben konnten, denen wir bis in die Zeit der Ptolemäer und Römer begegnen, ist nur bei einem Volke begreiflich, das jahrtausendelang, trotz einer starken Neigung zum Vielschreiben, den ganzen Wust von Silbenzeichen und Ideogrammen in seinen drei Schriftarten beibehielt, obgleich ihm von Anfang an die Buchstaben des Alphabets bekannt waren und es sich ihrer auch bediente, nachdem ihm die einfache Buchstabenschrift seiner phönizischen Nachbarn längst bekannt geworden war.

Am engsten verschmolzen mit der Religion war die magische Litteratur der Aegypter. Wie Isis, die gern die „große Magierin" genannt wird, zur mächtigsten unter allen Göttern und Göttinnen wurde, so gewannen die in der Magie bewanderten „ersten der cher heb" oder Vorleser schon früh eine hervorragende Stelle in der Hierarchie. Sie wußten, wie das „rechte Wort" zu betonen sei, und hielten damit den Talisman in der Hand, der den übersinnlichen Mächten in dieser und jener Welt Gaben abzwingen konnte, die dem König so unschätzbar erschienen wie dem gemeinen Manne. Darum sehen wir auch gerade im alten Reiche Prinzen des Pharaonenhauses den Titel cher heb führen und sich nicht nur mit Magie beschäftigen, sondern auch selbst magische Sprüche und Bücher verfassen. Der berühmteste unter ihnen ist der Sohn des Chufu (Cheops), Hor-dadef, dem eine Reihe von magischen Schriften entstammt, aus der eine als von ihm entdeckt, da er sie nicht verfaßt, sondern als Werk der Gottheit gefunden haben sollte, in das Totenbuch aufgenommen wurde. Diesem Werke, das wir kennen, gab die Magie das ihm eigne Gepräge, und wie sie das gesamte Leben durchdrang, übte sie auch auf andre Disciplinen einen mächtigen Einfluß. Astronomie, Astrologie und Medizin sind durchtränkt von ihr, und auch in die Jurisprudenz wußte sie sich einzuschleichen; denn wir sehen, wie gelegentlich das Zuwinken einer Götterstatue Rechtsfragen entscheidet.

Die Ueberzeugung, daß die außerhalb des Menschen wirksame Macht auch von dem Menschen selbst ausgeübt werden könne, ist unter den Aegyptern jeder Zeit, auch noch in der christlichen, mächtig geblieben. Die der magischen Litteratur angehörenden Schriften sind zahlreich. Der von Erman mustergültig herausgegebene Papyrus Westcar macht uns mit den Wunderthaten berühmter Magier vor dem König Cheops bekannt. Er giebt Thatsächliches, während die späteren magischen Bücher (auch noch die griechischen), die bis ins siebente Jahrhundert hineinreichen, mit ihren widrigen Beschwörungen und ihrem häßlichen Galimathias um so abschreckender wirken, je aufdringlicher sich die Religion in sie einmischt. Der sogenannte magische Papyrus Harris aus der 19. Dynastie ist unter diesen Werken das interessanteste. Zu lernen giebt es aus ihm freilich nur Sprachliches und wie sicher der Aegypter glaubte, mit Hilfe der Magie nicht nur auf das eigne, sondern auch auf das Schicksal andrer einwirken zu können.

Noch der letzte nationale König war ein Magier. Um den Macedonier Alexander zum Aegypter zu machen, wird er als ein Sohn jenes Pharao Nektanebus dargestellt, dessen magische Künste ihm die Gunst der Olympias, der Mutter des Welteroberers Alexander, den die Geschichte „den Großen" nennt, gewannen und als dessen Vater die tendenziöse Sage ihn darstellt. Wie stark die Magie auch die Lehren der späteren philosophischen Schulen Alexandrias von den Neuplatonikern an bis zu den christlichen Gnostikern beeinflußte, ist

bekannt. Das ägyptische Volk hörte auch bis heute nicht auf, an Magie zu glauben. Wunderbarer freilich als die merkwürdigsten Thaten der berühmtesten Magier erscheint der Umstand, daß sich manche Lehrsätze aus ihren Schriften bis auf den heutigen Tag erhielten und auch den Weg nach Europa fanden.

Eng verbunden mit der Magie war in ältester Zeit die Chemie, die soweit sie sich auch mit übernatürlichen Kräften verband, den Namen der schwarzen Kunst erhielt. Ob dieser und der Name „Chemie“ selbst sich von Aegypten, das Chemi oder das schwarze hieß, herleitet, ist fraglich, doch immerhin möglich. Die Aegypter besaßen sicher Kenntnisse in der Scheidekunst, wie ihre Metallarbeiten und die Manipulationen der Färber beweisen, deren Plinius erwähnt. Es hat sich indes bis jetzt kein einziges chemisches Werk unter den erhaltenen ägyptischen Schriften gefunden.

Ebenso untrennbar von den religiösen wie die magischen sind die poetischen Schriften der Aegypter. Beide stehen außerhalb der Grenzen des Realen und sind Produkte eines gesteigerten Gemütslebens. Die Phantasie, die den Geist des Dichters über die Erde erhebt, reißt den Magier nicht in die Höhe, wohl aber in die Weite und Irre. Die Dichtung beschäftigt sich mit dem wirklichen Leben, indem sie dies über sich selbst hinaushebt, es weiht und adelt, — die Magie geht auch aus von diesem Leben, doch was sie von ihren Raubzügen in die Welt des Uebersinnlichen heimbringt, soll dem Menschen Vorteile bringen, die sie den himmlischen Mächten, denen die Dichtung huldigt und denen sich nahe zu fühlen ihr genügt, stiehlt oder abzwingt.

Beide sind verwandt wie das Gebet und die unberechtigte Forderung. Die ägyptische Religion kann beider nicht entraten. Mit Hilfe der Poesie feiert sie und stimmt sie dieselben Götter günstig, denen sie durch die Magie das Erwünschte abzuringen trachtet. In jedem religiösen Texte finden sich darum poetische, in vielen magische Stücke; in die magischen Schriften aber mischen sich religiöse und poetische Sätze. Religion, Magie und Poesie sind in Aegypten nicht nur Drillingsschwestern, sondern ein breiter Strom, zu dem drei aus verschiedenen Quellen stammende Gewässer zusammenfließen.

Von den poetischen Texten rein magischen Inhalts, die nichts Erquickliches bieten, denen aber noch die griechisch schreibenden Aegypter dichterische Gestalt liehen, indem sie ihnen die metrische Form des Hexameters gaben, sehen wir ab; dagegen möchten wir weit eingehender, als der bewilligte Raum es gestattet, von der umfangreichen poetischen Litteratur reden, die bis auf uns kam.

Die meisten dichterisch gehaltenen Texte sind natürlich religiös; doch erhielt sich auch eine ziemliche Zahl von poetischen Schriften weltlichen Inhalts. Aber auch in diesen darf man gewiß sein, fast immer Sätze zu finden, die sich auf Göttliches beziehen.

In der inschriftlichen wie in der Papyruslitteratur fand sich Poetisches, und hier wie dort ist es oft schon äußerlich als solches erkennbar. Die Parallelismen

auf der Karnakstele Thutmosis' III. sind zum Beispiel so geordnet, daß man sogleich wahrnimmt, es nicht mit der üblichen Prosa zu thun zu haben. Auf den Papyri sind poetische Texte gewöhnlich durch rote oder auch durch schwarze Punkte über und eine gleichfalls oft rot geschriebene Hieroglyphe, die „Pause" bedeutet, zwischen einzelnen Worten ausgezeichnet. Unsre Hoffnung, mit Hilfe der Punkte einem metrischen System auf die Spur zu kommen, erfüllte sich nicht; denn weder trennen sie konsequent die Glieder eines Parellelismus, noch begrenzen sie regelmäßig die Stichen, aus denen sich eine Dichtung in Form des Buches Job zusammensetzt, noch gestatten sie, Verse mit einer gewissen Silben- oder Wortzahl zu erkennen. In dem Liebeslied der redenden Bäume bilden sie eine Art von Interpunktion. Die „Pause" bedeutende Hieroglyphe beweist, daß diese Stücke zum Vorlesen geschrieben waren. Wo sie steht, sollte der Recitator innehalten, um dem Hörer kurze Zeit zur Sammlung zu gewähren, und die Punkte haben einen ähnlichen Sinn. Es sind bald Interpunktionszeichen, bald Accente, bald Winke für den Vortragenden, die Stimme zu senken, und darum nur als Hilfsmittel für ihn zu betrachten.

In einigen hochpoetischen und magischen Texten, sowie in den typischen Schlußsätzen größerer Schriftstücke, die sich an Thot, den Gott der Schriftsteller und Gelehrten, wenden, hat der Verfasser auch Reime gefunden. Sie mischen sich mitten in die Rede und dienen nur dazu, sie durch Wohlklang gleichsam auszuschmücken, und wohl auch, um dem Recitator als Gedächtnisstütze zu dienen. Es reimt sich da hr und cher, cheft und peft, ha-f cheft ka-f und so weiter. Die Allitterationen, die schon in den alten Pyramidentexten häufig sind, müssen dem Ohr des Aegypters so wohl zugesagt haben wie ihrem Geiste das Wortspiel. Noch in der Römerzeit zeigten sie besonderes Wohlgefallen an dergleichen. Wie sie der späte Flavius Vopiscus schildert, waren sie schon in der frühesten Zeit, und die Lust an Wortspielen, scharf zugespitzten Witzen und Epigrammen hat sie und besonders die Alexandriner oft in schweres Unglück gestürzt. Wortspiele mischen sich denn auch in die ernstesten, dem Schicksal der Seele eines Königs in jener Welt gewidmeten ehrwürdigen Texte. Um die Kraft und Größe des Pharao zu feiern, werden im Papyrus Koller alle Teile eines Wagens genannt, und dieser Bezeichnung der Stücke des Fuhrwerks folgt eine Aussage zum Lobe des Königs, die ein Wort enthält, das mit dem Namen des Wagenteils zusammenklingt. Um dies Verfahren verständlich zu machen, geben wir ein Beispiel. Das „Rad" wird genannt, und ihm folgt als Anruf an den Pharao der Satz: „Du räderst die Völker." — Aehnliche Wortspiele knüpfen sich an jeden andern Namen der aufgezählten Bestandteile des Fuhrwerks. Später bediente man sich der Wortspiele wie der Allitteration seltener, doch in der Ptolemäerzeit erscheinen sie wieder, und es ist dem Verlangen unter den fremden Machthabern das archäische Nationale hervorzuheben, zu danken, wenn die poetischen Texte aus der späteren hellenistischen Zeit wieder

von ihnen wimmeln. Auch andre Kunststücke in der Form lassen sich aus manchen Dichtungen herauserkennen; nur beziehen auch sie sich nicht auf das Metrum. So fanden sich einzelne Stücke, die in der Weise unsrer Akrosticha mit bestimmten Buchstaben beginnen, und unter den Liebesgedichten des Papyrus Harris 500, deren wir zu gedenken haben, findet sich eins, bei dem jeder Abschnitt mit dem Namen einer Blume beginnt, der dann ein Wort folgt, dessen Lautform dem Blumennamen gleicht. Das eine dieser Wortspiele läßt sich so verdeutlichen: „O Primula veris meines Geliebten (Bruders), der gegenüber man sich als Prima (Große, Bevorzugte) fühlt." Diese Tändelei ist in einem Liebesliede am leichtesten erträglich; war doch auch den blumenfreundlichen Aegyptern weder Festfreude noch Liebeslust ohne Blumen denkbar.

Ein Metrum oder der regelmäßig wiederkehrende Reim läßt sich, wie gesagt, auch bei den schwungvollsten Dichtungen nicht nachweisen; wohl aber verleiht der Poet seinen Gesängen mit Glück höheren Reiz durch den Gebrauch der Parallelismen, die denen genau entsprechen, die aus den Psalmen und andern Dichtungen der Hebräer bekannt sind.

Wie es im Buche Job heißt:

„Streue aus den Zorn deines Grimmes; —
Schaue an die Hochmütigen, wo sie sind, und demütige sie,"

so heißt es in einem ägyptischen Epos:

„Mein Fußvolk und meine Wagenkämpfer haben mich verlassen —
Als ich zu ihnen schrie, hörte mich auch nicht einer,"

oder auf der Karnakstele Thutmosis' III.:

„Ich kam und ließ dich zertreten, die da Asien bewohnen —
Zu Gefangenen machtest du die Häupter der syrischen Hirten",

oder in dem Lobgesang auf Rē im Papyrus Herzog Luynes:

„O geheimnisvolle Seele, die aufsprießt aus dem Wasser —
Licht spendend der Welt mit ihren Strahlen."

Diese Parallelismen sind bisweilen echt dichterisch empfunden; sie treten aber auch mit starker Beweiskraft für die Urverwandtschaft der Semiten und Aegypter auf; denn der Geist der Poesie beider Volksstämme ist der gleiche. Er thut sich nicht nur in den Parallelismen kund, sondern auch in den Liebesliedern, deren gesamte Haltung dem hohen Liede Salomonis aufs nächste verwandt ist. In etlichen ägyptischen Liedern dieser Art kann übrigens so gut wie in den Liebesliedern des Hafis die mystische Liebe der Seele zu der Gottheit gemeint sein.

In diesen lyrischen Stücken finden sich recht ansprechende Stellen. Einer der von Rossi und Pleyte edierten Turiner Papyri enthält einen Text, in dem

wir drei Bäume die Reize einer schönen Frau, gewiß der Herrin des Gartens, preisen hören. Der alte Feigenbaum sagt: „Siehe, sie ist gleich mir eine vornehme Dame, keine Dienerin ist sie. Aber ich bin (dennoch) ihr Sklave, damit ich meiner sehr Geliebten als Gefangener diene." Die kleine Sykomore preist mit „honigsüßer Stimme" die Holde, und wenn man annimmt, daß diese Lieder verfaßt worden sind, um durch den Mund der Bäume eine anmutige Gartenbesitzerin zu feiern, darf man sie gewiß für graziös erklären.

Erinnert es nicht an das Pägnion des Anakreon, in dem der Dichter zum Schuh zu werden wünscht, um nur den Fuß der Geliebten zu berühren, wenn wir in einem Liebeslied aus Papyrus Harris 500 den Liebhaber folgenden Wunsch aussprechen hören: „Möchte ich doch zum Thorhüter werden, damit ich sie veranlasse, gegen mich zu schelten. Ja, dann hörte ich doch ihre Stimme, wenn sie auch so zornig wäre, daß ein Kind sich davor fürchtete?" —

„Ich möchte auch der Wächter sein
An deines Hauses Thore —
Daß nur dein zornerregtes Schrei'n
Sich nahte meinem Ohre."

Auch vom Volksliede blieben Proben erhalten. Wie im heutigen Aegypten, wurde auch schon in der Pharaonenzeit jede Arbeit auf dem Acker, in der Dreschtenne, beim Wasserschöpfen und Rudern mit Gesang begleitet. So findet sich neben dem Bilde der Ochsen, die das Korn, das man am Nil so wenig wie in Palästina von Menschen dreschen ließ, austraten, der Gesang in Hieroglyphenschrift angebracht, mit dem der Hirte sie antrieb. Er lautet: „Drescht für euch (bis), ihr Ochsen. Für euch, drescht für euch (bis). Das Stroh bleibt euch zur Speise. Es soll das Korn für eure Herren sein" u. s. w.

Geistreicher als dies ist keines; doch besaß die Melodie ermunternde Kraft. Nicht unwitzig sind dagegen die kurzen Ausrufe, womit Mensch und Tier zur Arbeit angetrieben wurden und von denen mancher vielleicht gesungen zu werden pflegte. Die leidige Wiederholung macht sich auch hier geltend. Wer in unsrer Zeit seine Matrosen auf dem Nil ihr „ja lele" (o Nacht!) oder ähnliche Sätze stundenlang hintereinander singen hörte, der weiß, daß das Volkslied sich seit der Pharaonenzeit wenig veränderte.

Ihr Bestes giebt die ägyptische Lyrik im Hymnus. Wohl ist mancher schwülstig und überladen; mehr als einer genügt indessen auch unserm Gefühl für das Schöne und Erhabene, und bei wenigen Völkern ist ein Gott feuriger und mit höherem Schwunge gefeiert worden, als der Amon-Rē der Thebaner, wenn sich auch bisweilen in die höchste Elevation Stellen mischen, die uns in ihrer weitläufigen Kleinmalerei trivial erscheinen. Andre religiöse Stücke entsprechen weniger unserm Geschmack.

Das Epos ist am besten vertreten durch das sogenannte Gedicht des

Pentaur, das die Heldenkraft Ramses' II. feiert, der sich, als ihn vor Kadesch die feindlichen Cheta und ihre Bundesgenossen abgeschnitten und überfallen hatten, einer großen Uebermacht glücklich erwehrte. Wie hoch dies Epos geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß der König es auf mehreren seiner großen Bauten anbringen ließ. Auch auf Papyrus geschrieben blieb es erhalten, und hier wenigstens hat die Unsitte der Aegypter, sich selbst zu wiederholen, sich als nützlich erwiesen. Eine Uebersetzung der Hauptstelle gaben wir in unserm Roman „Uarda".

Die epische Prosa der Aegypter, die uns am besten in der Form von Erzählungen und Märchen erhalten blieb, krankt nicht an diesem Fehler; die aus dem neuen Reiche stammenden Stücke zeichnen sich sogar durch besondere Knappheit aus. Sie bilden vielleicht den interessantesten und wertvollsten Teil der gesamten ägyptischen Litteratur. Die Erzählungen aus dem mittleren Reiche, von denen die eine, die sich auf einem St. Petersburger Papyrus erhielt, an das arabische Märchen von Sinbad dem Seefahrer erinnert, ist nicht übel erzählt und kann wohl auch auf das Schicksal der Seele eines Verstorbenen bezogen werden. Die zweite steht auf dem bekannten Berliner Papyrus von den Abenteuern des Senuhet und macht uns mit den Schicksalen eines vornehmen Aegypters unter syrischen Nomaden bekannt, unter denen er heimisch wurde, und seiner endlichen Heimkehr nach Aegypten. Diese Handschrift und etliche ihr verwandte sind für den Sprachforscher von hohem Wert, während ihr Inhalt so ärmlich ist wie die Form an vielen Stellen geziert und prätentiös. Der Erzähler will sich dichterisch ausdrücken und verliert dabei die Natürlichkeit. Wenn seine Schrift die eine Reisebeschreibung, ein Idyll, einen Panegyrikus auf die Größe des Pharao, ruhmredige Schilderungen vollbrachter Thaten und ein Bild des feinen höfischen Verkehrs in sich schließt, so hoch geschätzt wurde, daß man ein Ostrakon mit einem Teile davon bei einem Verstorbenen in Theben fand, der sich in jener Welt daran zu ergötzen wünschte, so will das uns schwer verständlich erscheinen. Es war aber gerade die poetisch aufgeputzte, gekünstelte Form, die dem Aegypter jener Zeit an dieser Schrift und ähnlichen zusagte. Die Freude an dergleichen ging so weit, daß eine Schrift Beifall fand, die von einem Bauern erzählt, der sich so gewählt auszudrücken verstand, daß man ihn, als er sich wegen einer Unbill, die ihm widerfahren war, bei dem Gaufürsten beklagte, veranlaßte, recht viel zu sprechen, um den hohen Herrn und den Pharao zu ergötzen. In didaktischen Werken aus derselben Epoche wird die Vortragsweise der Schriftsteller entsetzlich geschraubt und so schwer verständlich wie genießbar. Doch die Unglücksjahre der Hyksoszeit und der nationale Aufschwung, der die Vertreibung der Fremdherrscher bewirkte, räumten auf mit diesen Phrasen. Man hatte handeln und die That schätzen gelernt. Was die Epiker vom Anfang des neuen Reiches an den Zeitgenossen erzählen, muß von Thatsachen berichten, und es geschieht in einer so schlichten wie klaren Prosa, in kurzen Sätzen, von denen jeder die Handlung weiter führt.

Im Berliner Papyrus Westcar (18. Dyn.) wird klar und leichtverständlich berichtet, was der König Cheops von erstaunlichen Wunderthaten großer Magier zu hören und zu sehen bekam. Das Märchen von den beiden Brüdern ist allgemein bekannt. Sein erster Teil enthält eine der biblischen vom keuschen Joseph und der Frau des Potiphar nahe verwandte Geschichte, sein zweiter ein Märchenmotiv, das sich in mehreren Volksmärchen des heutigen Europa erhielt. Wir erinnern an das deutsche vom „Machandelbaum" und das Märchen „Von den goldenen Kindern", das man sich an der Donau erzählt. Das Märchen vom „Verwunschenen Prinzen" (prince prédestiné), dessen Schluß fehlt, versuchten wir zum Abschluß zu bringen. Außerdem sei noch das von der listigen Einnahme von Jpu (Joppe), das an die Sage vom trojanischen Pferde erinnert, und das in demotischer Schrift geschriebene, zu Bulak konservierte, viel spätere vom Setnau, das die Analyse von Heß weiteren Kreisen zugänglich machte, hier erwähnt. All diese Märchen finden sich in geschmackvoller und größtenteils zutreffender Uebersetzung in Gaston Masperos Les contes populaires de l'Egypte ancienne. Deuxième édition. Paris, Maisonneuve 1889.

Der Stoff der meisten stammt wohl aus sehr früher Zeit. Die Erzählungsweise der Märchen aus der 18. und 19. Dynastie sollte am Nil bis auf den heutigen Tag gültig bleiben. Diejenigen, die man in den Kaffeehäusern zu Kairo vortragen hört, erinnern oft an das von den Brüdern und dem „Verwunschenen Prinzen", und seit Spitta die Volksmärchen der modernen Aegypter nacherzählte, unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß sehr viele aus altägyptischen Quellen flossen und altägyptische Motive, deren Grundbedeutung die Erzähler selbst nicht mehr verstehen, in sich schließen. In Aegypten war es auch, wo die Märchen der „Tausendundeine Nacht" gesammelt wurden, und auch von ihnen geht manches auf einen altägyptischen Stoff zurück.

Die Frage, ob die Tierfabel aus Indien stamme, ob aus Syrien oder aus Aegypten, scheint uns für dies entschieden werden zu sollen. Jedenfalls läßt sie sich am Nil lange vor der Geburt des Buddah nachweisen, und der Schonung des Tieres in Indien stand seine Heilighaltung in Aegypten gegenüber. Wir wollen hier nur zweier Fabeln gedenken. Die Aesopsche vom Löwen und der Maus erhielt sich auf einem Leydener demotischen Papyrus, der wohl erst nach dem Tode des berühmten Buckeligen niedergeschrieben wurde, die aber eine so entschiedene nationalägyptische Färbung und so viele spezifisch altägyptische Eigentümlichkeiten zeigt, daß wir sie für die ursprüngliche Fassung halten.[1]) Zweitens gedenken wir der auf einer Turiner, mit Stuck überzogenen Tafel niedergeschriebenen Parabel von dem Magen und dem Kopfe, die, wie die Schrift beweist, im 11. oder 12. Jahrhundert v. Chr. aufgezeichnet

[1]) [Vergl. S. 190.]

wurde. Sie ist leider nicht vollständig erhalten. Was übrig blieb, lehrt aber, daß wir es mit einer Parabel zu thun haben, die derjenigen zu Grunde lag, deren sich Menenius Agrippa bediente, um die Plebejer Roms in ihre Schranken zurückzuweisen. Sie trägt die Form einer Gerichtsverhandlung und beginnt: „Prozeß des Magens mit dem Kopfe".

Etwas früher als diese Parabel, entstanden unter Ramses III. die satirischen Bilder auf einem Turiner sehr obscönen Papyrus, die die Zügellosigkeit des Pharao geißeln, einen Katzmäusekrieg darstellen, sowie das Nilpferd, das sich's in der Krone eines Baumes bequem sein läßt, während der schnellfliegende Rabe sie auf einer Leiter erklettert. Der Fuchs ist der Hüter der Gänse, und ein Priester mit dem Kopf eines langohrigen Esels bringt ein Opfer dar, das der Fuchs in Empfang nimmt. Andre Mitglieder der Hierarchie werden mit dem Haupte des Krokodils oder des Bockes dargestellt. Wo es so früh Gewohnheit war, eine menschliche Eigenschaft durch ein Tier, dem sie in besonderer Weise eigen ist, zur Anschauung zu bringen, darf die Heimat der Tierfabel mit Recht gesucht werden. Die Behauptung Zündels, Aesop sei ein Afrikaner gewesen, ward noch nicht widerlegt.

Die Satire ward, wie schon der erwähnte Papyrus beweist, angemessen der Gemütsart der Aegypter, früh von ihnen geübt. Durch Bilder wie mit Worten wurden die Fehler des Nächsten gegeißelt; aber man gefiel sich auch, sie in lehrhafter Weise zu tadeln und neben die Warnung das Lob eines den Göttern genehmen Lebenswandels zu stellen. So entstanden die mit Sittensprüchen gefüllten Bücher, in die man niederlegte, was man für lebensklug, weise und moralisch erkannt hatte. Sie bilden den didaktischen Teil der ägyptischen Litteratur. Die meisten dieser Schriften enthalten Unterweisungen, wie sie der Vater dem Sohne als Lebensregeln mit auf den Weg giebt, und gehören in die Kategorie der orientalischen Spruchweisheit. Vieles, was sie lehren, findet sich ähnlich in den dem Salomo zugeschriebenen biblischen Büchern (Proverbia und Ecclesiastes), sowie in dem des Jesus Sirach wieder. Das früheste ist das unter dem Namen Papyrus Prisse mit besonders kräftiger Hand unter der 12. Dynastie niedergeschriebene Buch, das indessen, wenigstens im hinteren Teile, schon — doch wohl nur, um ihm das Ansehen größerer Ehrwürdigkeit zu geben — unter dem Pharao Assa (5. Dyn.) verfaßt sein soll. Es ist vielfach dunkel und gekünstelt, während die Lehren, die der weise Aniy seinem Sohne Chonsu-hotep erteilt und die sich in dem Bulakpapyrus IV niedergeschrieben finden, sehr viel einfacher und leichter verständlich sind. Wir müssen uns leider versagen, näher auf diese Schriften einzugehen. Der folgende wie ein Vorklang der christlichen Lehre lautende Satz mag indes hier mitgeteilt werden: „Nichts erscheint dem Heiligtum der Gottheit verabscheuungswürdiger als lärmendes Wesen. Bete du demütig mit einem Herzen voller Liebe, und was es erbittet, soll im verborgenen geschehen." Banaler sind praktische Vor-

schriften, wie: „Bleibe nicht sitzen, wenn einer, der älter ist als du oder durch das Amt, das er bekleidet, dein Vorgesetzter ist, steht.“

Andre didaktische Stücke, die besonders beliebte Schulbücher gewesen zu sein scheinen, legen dem künftigen Schreiber und Gelehrten ans Herz, seinem Stande vor allen andern den Vorzug zu erteilen. Unter ihnen nimmt die poetisch gefärbte Ansprache des Duauf an seinen Sohn Pepy den ersten Rang ein. Der Genannte führt dem zu belehrenden Sohne die übrigen Stände vor und zeigt ihm in einer sie bedenklich herabsetzenden Weise, wie viel Unannehmlichkeiten die Thätigkeit des Kriegers, Bauern, Handwerkers und so weiter mit sich bringt, die sein Beruf, der des Schreibers oder Gelehrten — der erste und vorteilhafteste von allen — nicht kennt.

Auch viele erhaltene Briefe sind didaktisch und gewöhnlich mit religiösen Zuthaten vermischt. Ihre Zahl ist groß, und mehrere gleichen Inhalts blieben bald auf Papyrus, bald auf Scherben — die billigen Schreibtafeln der Schüler — in verschiedenen Exemplaren erhalten. Es sind Musterbriefe, die den Schüler lehren sollen, sich einer gewählten Sprache zu bedienen und sich die feststehende Form des Briefstiles zu eigen zu machen. Daß das dem Typischen so geneigte Volk der Aegypter großes Gewicht auf die Form legte, war von vornherein anzunehmen. Das Ritual — die Höflichkeitsformen des Menschen gegen die Gottheit — stand so fest wie das Zeremoniell des Hofes und der gute Ton in der Gesellschaft, und so mußten denn auch im litterarischen Verkehr gewisse Formen streng innegehalten werden. Sie dem Schreiber einzuschärfen, dienten die erwähnten Briefe. Ihr durch häufiges Abschreiben gefördertes Studium sollte aber auch der Reinheit des Stiles zu gute kommen. Gegen sie zu verstoßen, gereichte dem höher gestellten Gelehrten zu schwerem Vorwurf. Papyrus Anastasi I., eines der merkwürdigsten Stücke aus der Litteratur der 19. Dynastie, enthält ein Schreiben, mit dem der Verfasser nichts bezweckt als einem weniger geschickten Kollegen und mit ihm den lächelnden Lesern mit überlegenem und satirischem Besserwissen vor Augen zu führen, wie viele Verstöße er gegen die Gesetze des Stils und andre Anforderungen der Schreiberkunst beging. Da es sich um die Darstellung einer Reise durch Syrien handelt, ist dies Manuskript auch für die alte Geographie von Bedeutung.

Philosophische Schriften in unserm Sinne wurden kaum je in ägyptischer Sprache verfaßt; dennoch finden sich gewisse Dichtungen, die Zeugnis für eine Weltanschauung ablegen, die uns bei dem ernsten Volke, das so viel an den Tod und das Jenseits dachte, auf den ersten Blick überraschen muß. Wer aber den ägyptischen Kultus näher ins Auge faßt, bei dem so große Massen von Blumen verbraucht wurden und es an gewissen Festtagen so wenig an Weinrausch fehlen durfte wie an Gesang und Musik, wer von dem tollen Jubel bei der Fahrt nach Bubastis hörte, wer die lustigen, bunt bemalten Landhäuser kennt, die sich im Nil spiegelten und von blumenreichen Gärten umkränzt

waren, und dazu bedenkt, daß, wo man tiefem Schatten begegnet, es auch helles Licht geben muß, der wird sich nicht wundern, daß diejenige Richtung des Geistes, deren wir zu gedenken haben, unter den sorgenfrei lebenden Ständen in Aegypten zahlreiche Anhänger fand. —

Wir kennen durch die Klassiker die auch von den Römern nachgeahmte Sitte, eine kleine Mumie beim Gastmahl umherzureichen und die Schmausenden aufzufordern, sie anzusehen und dabei zu bedenken, daß die Zeit des Genießens nur zu schnell vorbei und sie bald selbst sein würden wie jene. Die nämliche Gemütsstimmung nun, die diese Sitte hervorrief, spiegelt sich auch in den Liedern wider, deren wir zu gedenken haben. Sie fordern den Lebenden auf, die kurze Zeit des Daseins zu benutzen, und erinnern im ganzen und einzelnen an das „Der heutige Tag liegt mir am Herzen, wer weiß denn, was der nächste bringt?" des Anakreon. Schon das erste war zur Harfe zu singen und rief einem König der 11. Dynastie zu, der Vorgänger zu gedenken, die unter den Pyramiden ruhen. Was sie erbaut und errichtet, sei zunichte geworden. Wer wisse, wie es im Jenseits aussieht, bis er selbst dorthin gelange? Auf Erden allein blühten sichere Freuden. Diese möge man heiteren Sinnes genießen, den Leib schmücken und das Herz froh sein lassen, bis der Tag komme, an dem man unsern Hingang beweine. Niemand könne mit sich in das Grab nehmen, was er besitze, und von dorther zurückgekehrt sei keiner.

Ein ähnliches Lied aus der 18. Dynastie sollte der dazu von dem Würdenträger Neferhotep angestellte Harfner singen, wenn sich zur Ehre seiner Manen die Angehörigen in der Gruftkapelle versammelten. Neben dem Bilde des Sängers wurde es in eine Wand des Grabes gemeißelt. In unserm Roman „Uarda" versuchten wir die bedeutendste Stelle im rhythmischen Redeflusse des Originals wiederzugeben. Alles, singt der Harfner, komme, um dahinzugehen, auch die Menschen. Darum gelte es, den schönen Tag zu feiern, sich zu salben und sich mit der Geliebten (Schwester) zu bekränzen. Dem Sang und Saitenspiel gelte es zu lauschen, die Sorgen hinter sich zu werfen und froh zu sein, bis uns das Land aufnehme, das das Schweigen liebt. Den schönen Tag soll Neferhotep genießen; denn seine Vorfahren und ihre Werke seien, als ob sie niemals dagewesen wären.

Diese Lieder sind so frisch wie anmutig und auch in der Form tadellos.

Schon eine der 42 Todsünden lautete: „Du sollst dein Herz nicht verzehren", was nach den goldenen Sprüchen des Pythagoras bedeutet: der Mensch soll sich nicht durch Reue das Leben verderben. Auch dem König Antef wird geraten, Trauer und Kümmernis von seinem Gemüt fern zu halten. Neferhotep soll beim frohen Lebensgenuß die Hände rein halten und dem Armen, der keinen Acker besitzt, Brot geben und sich einen schönen Namen gewinnen, der bei den späteren Geschlechtern in Ewigkeit fortleben wird.

So fordern diese Lieder wohl zunächst zur Daseinsfreude auf; sie legen

aber auch dem Menschen ans Herz, sich ein unauslöschliches Andenken durch gute Thaten und redlichen Wandel unter den späteren Geschlechtern zu sichern.

Merkwürdig ist, daß diese Lieder auch für priesterliche Verstorbene gesungen werden sollten, die große Opfer gebracht hatten, um sich durch die Ausstattung der Leiche und des Grabes ein schönes Leben in jener Welt, auf das sie doch nichts weniger als sicher hofften, zu erwerben.

Schon im alten Reiche tritt uns gelegentlich auch eine andre Betrachtung entgegen, die man gleichfalls philosophisch nennen könnte. Bei der Darstellung eines Papyrusdickichts stellt das eine Insekt dem andern nach, dem Insekt der Vogel, dem Vogeljungen im Neste der Fuchs und dem Fuchse der Jäger im Kahne. Dem nämlichen Gedanken wird in einem späteren demotischen Text in Worten Ausdruck gegeben.

Der wissenschaftlichen Litteratur der Aegypter müssen wir, da wir den bewilligten Raum schon überschritten, an einer andern Stelle gedenken.

Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele.[1]

Erfolgreicher als die unsre war noch keine Zeit beim Aufsuchen neuer Schriftstücke aus dem ägyptischen Altertum. Gewiß sind wir denjenigen auch zu großem Dank verpflichtet, die im Nilthal und in Vorderasien auf alten Kulturstätten den Spaten führen oder mit feinem Spürsinn auf andern Wegen zur Gewinnung neuer Schriften aus dem vor- oder nachchristlichen Altertum gelangen; denen aber gebührt vielleicht noch lebhaftere Erkenntlichkeit, die in treuer, stiller Arbeit die von andern heimgebrachten ehrwürdigen Texte dem Verständnis erschließen.

Eine der vorzüglichsten Gaben dieser Art schulden wir dem Fleiße und Scharfsinn Adolf Ermans in Berlin, dessen akademische Abhandlung „Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele" weit über die Kreise der Aegyptologen hinaus bekannt zu werden verdient.

Die Handschrift, die dieses merkwürdige Gespräch enthält, gehört schon längst unter der Nummer 3024 zu den Papyri des ägyptischen Museums zu Berlin. Der sehr schwer lesbare hieratische Text, den sie enthält, wurde schon von Lepsius im Faksimile veröffentlicht. Mehrere Aegyptologen beschäftigten sich auch bereits mit seiner Entzifferung, doch außer Gaston Maspero, der den Sinn des Gespräches richtig erfaßte, mit geringem Glück.

Jetzt liegt der Text in Lichtdruck neu publiziert, voll mit hieroglyphischen Lettern umschrieben, mit Uebersetzung und vortrefflichen kommentierenden Bemerkungen vor, und diese Arbeit, die noch vor nicht gar langer Zeit unmöglich gewesen wäre, gereicht nicht nur Erman und den jüngeren Mitgliedern seiner Schule, deren Stimme er bei fraglichen Stellen hörte, zur größten Ehre, sondern darf auch als eine besonders wichtige Bereicherung der Weltlitteratur bezeichnet werden.

Die uns beschäftigende Handschrift ist nicht viel weniger als 4000 Jahre

---

[1]) Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung". Nr. 189, 1897. — Adolf Erman, Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele. Aus den Abhandlungen der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1896. Als Buch bei Georg Reimer, Berlin 1896.

alt; denn sie wurde unter der zwölften ägyptischen Herrscherreihe (etwa 2000 v. Chr.) niedergeschrieben und gehört einer Gruppe von Papyri an, die aus der nämlichen Zeit stammen und Hand in Hand mit andern Schriftstücken beweisen, ein wie reges litterarisches Leben sich in jener Epoche des friedlichen Wohlergehens in Aegypten ausgebildet hatte. Zwar wirkte das reiche äußere Behagen jener Zeit insofern auch auf das Schriftwesen ein, als der Stil eine gewisse Ueppigkeit annahm und sich in einem Uebermaß von Bildern, in schwülstigen und gezierten Redewendungen gefiel, — ihr litterarischer Nachlaß beweist aber, wie lebhaft schon damals das Bedürfnis herrschte, sich auch in weltlichen Kreisen über die Natur, die Stellung, die Pflichten und das Schicksal des interessantesten aller Beobachtungsobjekte, das heißt des Menschen, zu unterrichten und auszusprechen.

In Sinnsprüchen wird Rat erteilt, wie der Aegypter sich in verschiedenen Lagen des Daseins zu verhalten habe, und uns dadurch ein willkommener Einblick in die sittlichen Anschauungen der Zeit eröffnet. Auch Grabschriften lehren, wie sich das Verhältnis des Menschen zum Nebenmenschen gestaltet hatte und was in der Gesellschaft jener Tage für gottgefällig, für rühmlich oder tadelnswert in den Augen andrer Sterblicher galt. —

Unsre Handschrift zeigt, wie frei es außerhalb der Grenzen der Religion — doch freilich immer mit Seitenblicken auf sie — gestattet war, sich über den Wert und Unwert des Lebens eine eigne Meinung zu bilden.

Die zwingende Gewalt geflügelter Worte ist bekannt. Diodors Ausspruch, die Aegypter nennten ihre Erdenwohnungen „Herbergen" und ihre Gräber „ewige Häuser", trug viel dazu bei, sie für ein ernstes Volk zu halten, dem Todesgedanken die Daseinslust auf der Erdenwanderung verkümmerten, und was wir in späterer Zeit aus gnostischen und magischen Kreisen über die Mysterien sagen hören, scheint für diese Auffassung zu sprechen. Allerdings zeugten schon Berichte der Klassiker und besonders des Herodot gegen sie, und als das Verständnis der Inschriften erschlossen wurde, fanden wir bestätigt, wie ausgelassen die Aegypter frohe Feste feierten und wie lebhaft sich neben der Richtung, die alles vom Tode erwartete, eine andre geltend machte, die in optimistischer Auffassung riet, sich's an der Gegenwart und ihren Freuden genügen zu lassen. Auch Priester in hoher Lebensstellung raten, auszugenießen, was sich in den „Herbergen" an sicherem Lebensgewinne findet, und von den „ewigen Häusern" nicht zu viel zu erwarten. Der Gesang des Harfners, der sich im Grabe des Neferhotep erhielt, ruft den Ueberlebenden zu:[1])

„Fei're, mein Prophet, den Festtag!
Duft'ges Salböl, Balsamharze
Bieten wir, und Blumenkränze
Schlingen wir um Brust und Arme

[1]) Nach unsrer Uebersetzung im Roman „Uarda". Neferhotep bekleidete unter der 18. Dynastie hohe priesterliche Aemter.

Deiner viel geliebten Schwester,
Die in deinem Herzen wohnt.
Lieder singen, Harfe schlagen
Wollen wir vor deinem Antlitz. . . .
Laß dahinten alle Sorgen
Und sei eingedenk der Freude,
Bis uns naht der Tag der Reise,
Da man zu dem Lande hinfährt,
Das das stille Schweigen liebt."

Aelter noch ist ein ähnliches für den König Antef (11. Dynastie) von seinem Harfner gesungenes Lied, das den gleichen Anschauungen huldigt und auffordert, die Gegenwart zu genießen, weil, wenn der Tod kam, keine Macht der Welt den Verstorbenen ins Leben zurückführen kann. Alles, heißt es weiter, ist der Vernichtung erlesen, doch den Genuß, den du dir als Lebender verschafftest, kann niemand dir nehmen.

Neben dieser Anschauung behauptete sich die andre, ernstere, die das Leben verachtet und, weitsichtiger, vom Tode, aus dem alles Leben hervorgeht, das Beste erwartet.

Die Meinung, daß der Tod das Anfängliche sei und daß das Leben ihm erst den Ursprung verdanke, ist so alt wie die frühesten mythologischen Schriften; denn der Gott Tum, der vor allen andern Göttern da war, ist der Gott der untergehenden, nicht der aufgehenden Sonne. Aus ihm ging nach dem Tode durch die Auferstehung das neue Licht hervor. Auch sonst sehen wir nach der Auffassung der Aegypter alles Leben aus dem Tode erwachsen, und dieser Gedanke wird so konsequent durchgeführt, daß in den Königslisten vor den ersten historischen Königen eine Reihe von *νέκυες* (Toten) kommt, aus denen die lebenden Herrscher hervorgehen.

Wer ewig fortleben und selig werden will, der muß sterben, und diese Forderung wird denen am genehmsten sein, die sich die Mängel und das Elend des Lebens zu vergegenwärtigen wissen. Wer deutlich an sich selbst erfuhr, wie reich an Mühe, Elend und Sorgen das Leben ist, wie übelwollend ein Mensch den andern verfolgt und schädigt, und wie reich an Schlimmem und Bösem die Welt ist, der wird dem Tode nicht aus dem Wege gehen, sondern ihn herbei wünschen. Für ihn wird er, wie es in unsrer Handschrift heißt, „eine Heimkehr aus fremdem Lande", „eine Genesung nach schwerer Krankheit" bedeuten.

Was auch immer in der Litteratur der alten Aegypter sich an Wissensstoffe vorfand, scheint später zu Alexandria in hellenischer Weise, gehoben und abgeklärt durch den griechischen Genius, verwertet worden zu sein. Bei der Medizin und bei den rechnenden Disciplinen mit Einschluß der Astronomie trifft dies zu. Ob Eratosthenes ohne die Vorarbeit der Aegypter zu seiner Gradmessung hätte gelangen können, ist fraglich, — und wenn wir uns den Inhalt unsers Papyrus vergegenwärtigen und bedenken, wie eifrig unter den

ägyptischen Lebensverächtern das irdische Dasein zu Gunsten des jenseitigen herabgesetzt wurde, möchten wir auch glauben, der Cyniker Hegesias, der Peisithanatos [1]) genannt wurde und unter dem ersten Ptolemäer (Soter) lebte, habe gewisse Schriften der alten Aegypter gekannt. Es wird von ihm erzählt, seine Vorträge hätten verboten werden müssen, weil er das Elend und die Uebel des Lebens so beredt schilderte, daß viele seiner Zuhörer durch ihn veranlaßt worden wären, sich zu töten. Inwieweit unser Text auch mit dem viel späteren Buche Hiob zusammenhängt, bleibt zu untersuchen, doch ist beiden so viel gemein, daß wir hier darauf hinweisen möchten.

Treten wir nun dem Inhalt des Berliner Papyrus 3024 näher.

Leider fehlt der Anfang der Handschrift, doch läßt sich aus dem erhaltenen Teile ungefähr erkennen, was er enthielt. Zwar findet sich nirgends angegeben, wer der Lebensmüde war, wie er hieß und welchem Stande er angehörte, doch wird es, wie im Buch Hiob, aus der fehlenden Einleitung zu ersehen gewesen sein. Auch das hat unser Text mit jener biblischen Schrift gemein, daß das Gespräch vor Zeugen geführt wird und daß es nach Form und Inhalt poetisch ist. Der Dichter erweist sich als echtes Kind seiner Zeit und läßt es nicht an Bildern und anderm Redeschmuck fehlen, — manche Stellen sind aber wahr empfunden und üben auch auf uns eine ansprechende Wirkung, so schwer der Nichtägypter es auch manchmal hat, das Gemeinte recht zu erfassen.

Schon Erman unternahm es, den fehlenden Anfang aus Aeußerungen des Lebensmüden im erhaltenen Texte zu ergänzen. Jedenfalls muß der nach dem Tode begierige Mann, dessen Name verloren ging, von sanfter Gemütsart gewesen und in schweres Unglück geraten sein. In Elend und Krankheit ließen Brüder und Freunde ihn schändlich im Stich. Niemand hielt ihm Treue oder dankte ihm, was er ihm Gutes erwiesen. Man beraubte ihn und verurteilte ihn ungerecht, und aller Welt wurde „sein Name zum Abscheu".

Wenn der erhaltene Teil des Textes auch den Aussatz unerwähnt läßt, der diesen schwer Heimgesuchten vielleicht befiel, war seine Lage doch der des Hiob ähnlich genug, als das Gespräch begann, doch führte er es nicht wie der fromme Israelit mit den Freunden und Jaweh, sondern mit seinem Ichu, das ist mit seinem eignen Geiste oder, wie Erman übersetzt, mit der eignen Seele.

Dieser Umstand ist befremdlich und nur zu verstehen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Ichu oder verklärte Geist als göttliches Sonderwesen betrachtet wurde, dem man auch das Vermögen zuschrieb, sich von dem Menschen, der ihm als Wohnstätte diente, schon bei Lebzeiten zu trennen. Leicht begreiflich ist es dagegen, daß der Mann, dem das Leben so hart mitspielte, da er sich nach dem Tode zu sehnen begann, zunächst an ein ordnungsmäßiges Begräbnis dachte — weil ihm nach der Unsterblichkeitslehre seines Volkes nur

---

[1]) *Πεισιθάνατος*, d. i. zum Tod Ueberreder, Sterberat.

durch ein solches im Jenseits all das Gute widerfahren konnte, was er von der Gunst des Todes im Gegensatz zum Leid und der Not des Lebens erwartete.

Die Interlokutoren sind also der Mensch und sein als von ihm trennbar gedachter Ichu, sein Geist oder seine Seele. Sich dies zu vergegenwärtigen, will uns nicht sonderlich schwer erscheinen. Dagegen widerspricht unsrer Vorstellungsweise sehr entschieden der Umstand, daß der Mensch es ist, der dem Leben abzusagen wünscht und von der Fortexistenz nach dem Tode ein besseres Schicksal erwartet, während der Geist oder die Seele für das Verbleiben auf Erden eintritt und dem Menschen das Begräbnis und seine Folgen mit dem Ausrufe zu verleiden sucht: „Wenn du des Begräbnisses gedenkst, das ist Trauer, das ist, was Thränen bringt, was den Menschen betrübt macht, das ist was den Menschen aus dem Hause fortnimmt und in das Grab auf den Hügel wirft, von dem aus er nicht an den Tag aufsteigen darf, um die Sonne zu schauen."

Mit dem Rate, dem Vergnügen zu folgen, der Sorge zu vergessen, schließt die Seele ihren Einspruch. Der Mensch sehnt sich dagegen nach dem Reiche des Todes (dem Westen). Für ihn, den Gläubigen, ist es nichts Schlimmes; denn die Götter, deren Namen er auch nennt, werden ihn dort gerecht richten und verteidigen, während er von den irdischen Richtern keine Gerechtigkeit zu erlangen vermochte.

Er war den Mitmenschen ein Abscheu geworden. In acht Strophen, die sämtlich mit dem gleichen Ausruf beginnen: „Sieh, mein Name wird verwünscht," verdeutlicht er in poetischen Bildern, bis zu welchem Grade er den Mitmenschen widerwärtig wurde, und auch dies stellt mich vor die Frage, ob wir nicht auch bei dem von Krankheit heimgesuchten Helden unsers Gesprächs wie bei Hiob an Aussatz zu denken haben. Man höre nur, wie der Unglückliche seinen Zustand beschreibt. Mehr, sagt er zum Beispiel, werde sein Name verwünscht, als ein Fischer am Tage des Fanges, wenn der Himmel heiß ist (und er üblen Geruch verbreitet), mehr als der Geruch der Krokodile und das Verweilen unter diesen Tieren, mehr als ein Weib, gegen das zu dem Manne Lüge gesagt wird u. s. w.

Dann erhebt er sechzehnmal die Frage: „Zu wem spreche ich heut?" das heißt, wen besitze ich heute wohl noch, mit dem ich reden könnte? und begründet jedesmal diesen Mangel mit einer Behauptung wie: „Die Brüder sind schlecht, die Freunde nicht mehr liebenswert, der Sanfte geht zu Grunde, der Trotzige kommt zu allen Leuten hin, die Herzen sind frech, und jeder nimmt die Habe seines Nächsten. — Es giebt keinen Gerechten — die Erde ist eine gelegene Stätte (Gelegenheit) zum Uebelthun.[1]) Ich bin mit Elend beladen, ohne einen Treuen."

[1]) Erman hat „ein Beispiel von Uebelthätern", doch sp kann auch „Gelegenheit" übersetzt werden, und sft ist nur mit dem schlechten Vogel determiniert. Das n macht keine Schwierigkeit. Zwar ist Ermans Version unanfechtbar, unsre aber möchte verständlicher sein.

In sechs Strophen, die recht ansprechende Bilder enthalten, rühmt unser erster Peisithanatos dann die Vorzüge des Todes. Wiederum geschieht es in Bildern, von denen manche auch unser Wohlgefallen erwecken. Ganz wie in der hebräischen Poesie bedient der Dichter sich der Parallelismen, die er in der Ordnung a b b a b b verwendet. Sie beziehen sich sämtlich auf den ersten Vers oder die erste Stiche der dreizeiligen Strophe: „der Tod steht heute vor mir.“ Mit ihm im Auge ist dem Lebensmüden zu Mute wie einem Kranken, der gesund wird, wie man (genesen) nach der Krankheit ausgeht. Der Tod, der ihm gegenübersteht, erscheint ihm wie der Wohlgeruch von Myrrhen, wie man an einem windigen Tage (wenn der Wind den Nilreisenden stromaufwärts führt) unter dem Segel sitzt, oder wie der Duft von Lotosblumen, oder wie wenn man am Ufer des Rosengartens (?)[1] sitzt.

Endlich — in der letzten Strophe — steht der Tod auch vor dem Lebensüberdrüssigen, wie jemand sein Haus wiederzusehen wünscht, nachdem er viele Jahre in Gefangenschaft verbrachte.

Auch diese Strophen erinnern an eine Stelle im Buche Hiob.[2] Bei den Königen und des Landes Räten, die sich Pyramiden aufrichteten, wünscht der Heimgesuchte zu schlafen.

„Ruhe finden dort die Lebensmüden
Die Gestalten zu Hauf sind sicher,
Hören nicht des Treibers Stimme,
Dort ist beides, groß und klein,
Und der Knecht von seinen Herren frei.“

Von denen spricht er, die sich bis zum Jubel freuen und jauchzen, wenn das Grab sie finden.

Zuletzt wird in unserm Papyrus der Verstorbene glücklich gepriesen, weil er in jener Welt zu einem lebendigen Gotte wird. Man sieht, wie fest der Lebensmüde in dem Unsterblichkeitsglauben seines Volkes steht. Seine Verheißungen sind es besonders, die ihm den Tod wünschenswert erscheinen lassen, während Hiob nur einen Erlöser aus der Not des Lebens in ihm sieht.

Weltschmerz und Schopenhauers „Verneinung des Willens zum Leben“ sind älter, als man gemeinhin glaubt. Wer sich genauer über das Gespräch des Lebensmüden mit seiner Seele aus dem Jahre 2000 v. Chr. zu unterrichten wünscht, den verweisen wir auf das Ermansche Buch. Es ist eine mustergültige Leistung, die auch durch die außerordentlich übersichtliche Anordnung den Gebrauch in dankenswertester Weise erleichtert.

[1]) tcht als Blume kann kaum etwas andres sein als die Rose. Mit dem Landdeterminativum übersetzen wir es abweichend von Erman „Rosengarten“.

[2]) Nach der Bearbeitung von A. Marx, „Das Gedicht von Hiob“, Jena 1871.

IV.

Aus dem neuen Aegypten.



Der Kanal von Suez.[1]

Das Rote Meer, jener schmale Ausläufer des Stillen Ozeans, welcher sich durch die Straße Babel-Mandeb als Grenzscheide zwischen das westliche Arabien und das nordöstliche Afrika drängt, spaltet sich im Norden unter dem 28° nördlicher Breite in zwei Arme, welche sich, wie die Fühlhörner einer Schnecke, gen Nordost und Nordwest ausstrecken. Sie trennen das Dreieck der Sinaihalbinsel von Aegypten und Arabien in solcher Weise ab, daß es nur auf seiner nördlichen Seite mit dem Festlande zusammenhängt. Der rechte Arm endete bei Akabah, der linke würde bei der Hafenstadt Suez seinen Abschluß finden, wenn er sich nicht in einer Bodensenkung mit vielen Seen bis zu dem mit dem Mittelmeere zusammenhängenden Behere Menzaleh (Menzalehsee) fortsetzte. Diese Bodensenkung ist die eigentliche sogenannte Landenge von Suez. In der Mitte derselben flutet der zur Zeit der Ueberschwemmung des Nils mit Wasser gefüllte See Timsah (Krokodilsee), bei welchem das sich gen Westen verlängernde Tiefthal Wadi Tumilât, das Gosen der Bibel, beginnt. Zwischen Suez und dem Timsahsee liegen die ziemlich sechs Meilen langen sogenannten bitteren Seen, zwischen dem Menzaleh und Timsah flutet der Ballahsee. So stellt denn die ganze Landenge einen von vielen Wasserbecken besetzten tiefen Thaleinschnitt dar, der nur durch eine einzige kleine Erhöhung, die Schwelle von El Gisr, unterbrochen wird. Das ganze Terrain eignet sich so vortrefflich zu der Anlage eines Kanales, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir von den Ingenieuren und Architekten, welche mit Hilfe des Dampfes und ganzer Regimenter von Arbeitern, der glühenden Sonne jener Breiten trotzend, für die Durchstechung des Isthmus von Suez leben, erfahren, ihr zum Zwecke der Verbindung des Mittelländischen und Roten Meeres begonnenes Werk werde $21\frac{1}{2}$ deutsche Meilen lang, 100 Meter breit, 8 Meter tief und Anno 1868 vollendet werden. Bei Suez solle er im Süden, im Norden unweit des alten

[1] Aus „Ueber Land und Meer“ Nr. 51 und 52, Jahrgang 1865.

Pelusium seine Meereshäfen finden; — ein das Rote Meer und den Nil verbindender Süßwasserkanal sei bereits vollendet und nach dem Voranschlage werde das ganze Werk 200 000 000 Franken oder 42 500 000 Thaler kosten.

Fragen wir uns nun, welche Erfolge denn durch ein so ungeheures Aufgebot von Kräften und Mitteln in einer heutzutage dem Welthandel ganz geringe Tribute zahlenden Gegend erzielt werden sollen, so müssen wir antworten: so mächtige, weltbewegende, fast unabsehbare, daß unser berühmter Geograph Petermann ganz recht hat, da er sagt: „Wenn es möglich wäre, eine Brücke von Calais nach Dover oder gar von Europa nach Amerika zu schlagen, so würde das auf den Weltverkehr und die Machtstellung der Völker der Erde bei weitem nicht den Einfluß haben, als die Zerstörung der Brücke, des schmalen terrestrischen Bandes, welches Asien mit Afrika verbindet." Und diese Ansicht stammt nicht etwa von gestern oder heute, sie hat vielmehr ein ebenso hohes Alter, als das erste Blatt, welches von dem Buche der Weltgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Schon dem alten Kulturvolke der Aegypter konnte es nicht entgehen, welch ungeheurer Vorteil dem Nilthale durch einen das Mittelländische und Rote Meer verbindenden Kanal erwachsen würde. Die Griechen erzählen bereits, König Ramses der Große, welcher im 14. Jahrhundert v. Chr. regierte, habe die Durchstechung des Isthmus begonnen, später aber eingestellt, weil ihm von seinen Baumeistern gesagt worden wäre, das Rote Meer liege höher als der Boden von Aegypten und würde, durch den Kanal in den Nil flutend, das befruchtende Wasser des heiligen Stromes verderben und den gesegneten Boden des Delta verwüsten. Diese Nachricht wird von den bis auf uns gekommenen Denkmälern mehr als bestätigt, denn nach ihnen hat nicht erst Ramses, sondern schon sein Vater Sethos jenen Kanal begonnen, bei dessen Bau die Juden wahrscheinlich stark beschäftigt worden sind. Er führte nämlich bei der Stelle vorbei, woselbst die Israeliten zur Zeit des Moses jene von der Bibel erwähnten Ziegel kneten mußten, deren einige, welche den Namen des Königs Ramses tragen, heute noch in unsern Museen zu finden sind.

Erst im siebenten Jahrhundert vor Christo nahm der Pharao Necho den Plan seines großen Ahnen wieder auf, ließ aber die Arbeiten plötzlich einstellen, weil, wie Herodot erzählt, 120 000 Mann bei ihrem beschwerlichen Tagewerke den Tod in der Wüste gefunden hätten und ihm ein Orakelspruch zugerufen habe, sein Werk würde nur den Ausländern zu gute kommen; Strabo sagt dagegen, er sei durch den Tod von der Vollendung seines Werkes abgehalten worden.

Der erste Grund, welchen Herodot anführt, ist leider weit unwahrscheinlicher, als der zweite, denn die Priester haben sicher ein Unternehmen zu vereiteln gesucht, welches den Verkehr mit den ihnen bis in den Tod verhaßten Fremden zu verdoppeln drohte, während der Verlust einer großen Anzahl von

Fronarbeitern den orientalischen Despoten heute wie damals sehr wenig Sorgen machte; man denke nur daran, daß während des Baues der Eisenbahn von Kairo nach Suez durch die Nachlässigkeit der englischen Unternehmer an einem einzigen Tage mehrere Tausend unglückliche Fellachen verdurstet sind.

Nach Nechos Tode, unter dessen Regierung auch das Kap der guten Hoffnung umsegelt worden ist, blieb das begonnene Werk liegen, bis Aegypten von den Persern erobert wurde, und König Darius dasselbe um 500 v. Chr. wieder aufnahm und vollendete. In den Trümmern des alten Kanalbettes sind vor wenigen Jahren die mit Keilschriftzeichen geschriebenen Worte gefunden worden:

„Daryawush naqa wazarka."
Darius, der große König.

In welchem Maße und wie lange dieser Kanal benutzt worden ist, wissen wir nicht, wohl aber, daß man in verhältnismäßig kurzer Zeit nach seinem wahrscheinlichen Verfalle seine Notwendigkeit von neuem erkannte und daß Ptolemäus Philadelphus, der dritte macedonische König von Aegypten (285—47 v. Chr.) es wiederum unternahm, das Rote mit dem Mittelländischen Meere zu verbinden. Seine Bemühungen wurden von so gutem Erfolge gekrönt, daß noch nach mehreren Jahrhunderten viele schwerbeladene Lastschiffe den Kanal befahren konnten.

Später versandete die Wasserstraße, bis sie zur Zeit des Kalifen Omar, wie Alferan erzählt, wieder aufgegraben wurde, um bei einer Hungersnot Lebensmittel nach Mekka und Medina zu schaffen. Kurze Zeit darauf soll er wieder zugeschüttet worden sein, weil man fürchtete, daß den aufrührerischen Bürgern von Medina Lebensmittel auf demselben zugebracht werden möchten. Der berühmte Harun-al-Raschid, Sultan Mustapha III., Marino Sawedo von Venedig und viele andre denkende und mächtige Europäer begriffen die große Wichtigkeit der Durchstechung des Isthmus, wagten aber nicht, an die Ausführung des weltbewegenden Unternehmens zu gehen.

Endlich, mit der französischen Expedition nach Aegypten, begann der letzte Abschnitt der Geschichte des Suezkanals, denn der junge General Bonaparte erfaßte sofort die hohe Wichtigkeit desselben, knüpfte an ihre Vollendung weitsehende Pläne und begab sich kurz nach der Schlacht bei den Pyramiden in eigner Person von Kairo nach Suez, um das Terrain zu besichtigen. Als er sich am Gestade des Roten Meeres befand, traten eines Tages die Wogen so plötzlich und gewaltig über die Ufer hinaus, daß er ohne die wunderbare Schnelligkeit seines arabischen Pferdes, fast an derselben Stelle, die wir für das feuchte Grab des den Juden nachsetzenden Pharaonenheeres halten müssen, ein Raub der Wellen geworden wäre.

Im Jahre 1799 setzte er eine Kommission ein, die er mit der Untersuchung der Lokalverhältnisse betraute. Als er nach Europa zurückgekehrt war,

erschien eine im Namen jener Kommission von Lepère verfaßte, äußerst reichhaltige Denkschrift, welche Napoleon veranlaßte, von seinem Plane abzustehen. Die Ingenieure behaupteten nämlich irrtümlicherweise, das Rote Meer liege 8,908 Meter höher als das Mittelländische, während spätere Vermessungen das unbestreitbare Resultat ergeben haben, daß das erstere selbst zur Flutzeit höchstens um 2 Fuß 2½ Zoll höher stehe als das letztere. Bemerkenswert erscheint es, daß schon die Baumeister der Pharaonen in denselben Irrtum verfallen sind.

Herrn Lepères Denkschrift hat die Inangriffnahme des Kanals sicher verzögert, und dennoch sind wir derselben insofern zu Dank verpflichtet, als sie es gewesen ist, welche Herrn von Lesseps auf das große Projekt des Kaisers aufmerksam gemacht und ihn veranlaßt hat, sein Leben und seine Kräfte der Herstellung eines Suezkanals zu widmen.

1831 nämlich, so können wir, seiner eignen Erzählung folgend, berichten, wurde Herr von Lesseps als Vizekonsul von Tunis nach Aegypten geschickt. Während der Quarantäne, welche er zu Alexandrien bestehen mußte, versorgte ihn Herr Mimaut, der damalige Konsul, mit Büchern, unter denen sich die Description de l'Egypte mit dem Lepèreschen Aufsatze befand.

„In jenen Tagen habe ich mich," so erzählt Herr von Lesseps selbst, „zum erstenmal ernstlich um die Bedeutung der Landenge von Suez bekümmert und aus den gelehrten Mitteilungen des Herrn Lepère Aufklärung über die Geschichte des Kanals erhalten."

Damals regierte Mehemed Ali in Aegypten, der den jungen Diplomaten sehr wohlwollend aufnahm, weil ihm der Vater desselben sehr wesentliche Dienste geleistet hatte. Er, den man hundertmal des schnödesten Undankes zeihen kann, übertrug die Erkenntlichkeit, welche er dem Vater schuldete, in diesem Falle auf das Kind und brachte den jungen Konsul selbst mit seinem Sohne Said in Verbindung, welcher den liebenswürdigen Franzosen bald mit seiner Freundschaft beehrte. 1847, nach Mehemeds Tode, mußte Said vor seinem Neffen Abbas Pascha, dem Nachfolger seines Vaters, fliehen und begab sich nach Paris, woselbst ihn Herr von Lesseps in seine Familie gastfrei aufnahm und sich so eng mit ihm verband, daß ihn Said, sobald er zur Regierung gelangt war, 1851, nach Aegypten berief und dem ihm vorgelegten Plane zum Bau des Suezkanals um so eher seine Zustimmung gab, je vertrauter er mit dieser Angelegenheit teils durch die Mitteilungen seines Freundes, teils durch gewisse, zur Zeit Mehemed Alis begonnene Arbeiten geworden war. Im Jahre 1840 hatten nämlich englische Offiziere durch Nachmessungen gefunden, daß in der Höhe der beiden Meere keine Differenz bestehe, und der Vizekönig war sowohl hierdurch, als durch die Aufmunterung des Fürsten Metternich, der sich von dem Suezkanale große Vorteile für die südösterreichischen Hafenstädte versprach, veranlaßt worden, ein genaues Nivellement der beiden Golfe und des zwischenliegenden Terrains vornehmen zu lassen. Zu diesem Behufe hatte der Vize-

könig eine Kommission von berühmten europäischen Ingenieuren berufen, welche das Nivellement mit aller Sorgfalt bewerkstelligten, die Lepèreschen Behauptungen bestritten, sich für die Ausführbarkeit des Unternehmens verbürgten und zu Nismes große Karten und Pläne herausgaben, welche leider niemals veröffentlicht worden sind, Herrn von Lesseps aber so zugänglich waren, daß er ihnen zum Teil die Sicherheit verdanken mag, mit der wir ihn von Anfang an sein großes Ziel verfolgen sehen.

Am 18. November 1854 übergab der Vizekönig seinem Freunde auf der Citadelle von Kairo in Gegenwart aller europäischen Konsuln, trotz des Widerspruchs des Vertreters von Großbritannien, die Bewilligungsakte, welche in der Kürze folgende Stipulationen enthält:

Die Bewilligung erstreckt sich, vom Tage der Eröffnung an gerechnet, auf 99 Jahre.

Die Gesellschaft erhält alle notwendigen Grundstücke, welche nicht Privateigentum sind, unentgeltlich.

Die ägyptische Regierung beansprucht fünfzehn Prozent des Reinertrags, welchen der Kanal abwerfen wird.

Die Durchgangsabgaben müssen für alle Nationen gleich sein.

Außer dem Seekanal muß noch ein Süßwasserkanal hergestellt werden.

Die unbebauten Ländereien, welche sich längs des Süßwasserkanales hinziehen, gehören der Gesellschaft und müssen von dieser auf eigne Kosten bebaut und bewässert werden u. s. w.

Das Baureglement enthält in eingehender Weise Bestimmungen über die von der ägyptischen Regierung zu stellenden Arbeiter u. s. w.

Nach der Unterschreibung dieser Akte konstatierte Herr von Lesseps nochmals mit Hilfe der in ägyptischem Dienste stehenden Ingenieure Mongel und Linans-Bey die Gleichheit des Niveaus beider Meere und begab sich dann zuerst nach Konstantinopel, um die Genehmigung des Sultans einzuholen, und dann nach England, woselbst er eine persönliche Unterredung mit Lord Palmerston hatte, der von Anfang an gegen das Unternehmen, welches nicht in sein System paßte, feindlich aufgetreten war und sich dem Urheber desselben gegenüber darauf beschränkte, die technischen Schwierigkeiten des Kanalbaues, den Sand, die Wüstenwinde u. s. w. hervorzuheben.

Herr von Lesseps antwortete auf diese Einwände, welche nur von Männern der Wissenschaft widerlegt werden konnten, dadurch, indem er die bedeutendsten Ingenieure der vorgeschrittensten europäischen Kulturstaaten zu einer internationalen Kommission zusammenberief, welche im November 1855 vom Vizekönig mit hoher Auszeichnung und einem Aufwande, der ihm nahe an 100 000 Thaler gekostet haben soll, in Aegypten empfangen wurde.

Die Kommisson erledigte ihre Aufgabe so schnell und gründlich, daß sie schon am 3. Januar in einem summarischen Berichte „im Angesichte der ganzen

gelehrten Welt und der Zivilisation" erklären konnte, daß der direkte Kanal von Suez nach Pelusium die einzige Lösung der Aufgabe sei, und daß es kein andres praktisches Mittel gäbe, das Rote Meer mit dem Mittelländischen Meere zu verbinden, daß die Ausführung dieses Seekanals leicht und daß der Erfolg gesichert sei; daß endlich die Kosten des Kanals die zweihundert Millionen Franken des Voranschlags nicht überschreiten würden.

Dieses Resultat machte großes Aufsehen und gewann dem Projekte zahlreiche Gönner, veranlaßte aber die englischen Staatsmänner, welche das Unternehmen bis dahin für ein bloßes Hirngespinst gehalten hatten, mit all ihren Kräften gegen dasselbe aufzutreten. Lord Palmerston fürchtete für den englischen Einfluß im Orient, fürchtete, die natürliche Barrikade, welche bis dahin den Seeweg nach Indien versperrt hatte, werde in französische Hände gelangen und das Monopol, auf dem Roten Meere Handel zu treiben, den Engländern entrissen werden, und vergaß darum schnell, wie das in England Sitte zu sein pflegt, den der ganzen Kultur winkenden Aufschwung, weil man einen kleinen Teil seiner eignen Vorrechte einbüßen zu müssen besorgte. Diese Bangigkeit so schnell wie möglich zu verbreiten, war von nun an die Hauptaufgabe des populären Ministers, und sie gelang ihm so gut, daß das Echo der englischen Volksstimmung, die „Times", sehr bald den drohenden Angstschrei ausstoßen konnte: „Europa hat sich um die Schiffahrt im Roten Meere so wenig zu kümmern, so wenig ein Wort mitzureden, als wenn es sich um eine Eisenbahn in Irland handelte." So sprach die Presse. Die Regierung ging aber sofort zur That über und besetzte und befestigte die inmitten der Straße Babel-Mandeb gelegene Insel Perim, um auch im Stillen Ozean ein Gibraltar zu besitzen, um wenigstens den Ausgang aus dem Roten Meere zu beherrschen. Ferner gingen in alle englische Zeitungen von offizieller Seite schändliche Verleumdungen gegen das Kanalprojekt über; ja, man entblödete sich nicht, den ganz gesunden Vizekönig für wahnsinnig zu erklären und darauf zu dringen, daß die von einem Schwachsinnigen gegebene Konzession zur Durchstechung des Isthmus wieder aufgehoben werde. Endlich wußte die britische Diplomatie in Konstantinopel und Alexandria alles aufzubieten, um die Lessepsschen Arbeiten, welche einen stetigen Fortgang nahmen, zu hintertreiben; ja, sie verstieg sich bis zur Androhung eines casus belli, hütete sich aber, um der Verantwortung fern zu bleiben, vor jeder schriftlichen Erklärung und schob in elender Feigheit überall ihren Spielball, die Pforte, vor. Dies gelang ihr um so leichter, weil man in Konstantinopel zu fürchten begann, die Landenge von Suez werde sich als neutrales, von den Europäern besetztes Gebiet zwischen die afrikanischen und asiatischen Besitzungen des Sultans schieben und der Vizekönig sich ganz von seiner Vasallenstellung emanzipieren. Während dieser Anfeindungen, welche ihren Gipfel erreichten, als England die im österreichisch-italienischen Kriege engagierte Macht von Frankreich nicht zu fürchten brauchte, starb Said Pascha

im Januar 1863 und vererbte seinen Thron dem jungen Ismail, welcher alle der Lessepsschen Compagnie gegebene Konzessionen bestätigte und sich anfänglich dem Projekte äußerst gewogen zeigte, später aber sich nicht stark genug fühlte, um den vereinten Angriffen der englischen und türkischen Regierung Stand zu halten. Am 1. August 1863 erschien eine Note, welche den Zweck hatte, die Compagnie ihrer Arbeiter zu berauben. Die ägyptischen Werkleute sollten von nun an, unter dem von England diktierten Vorwande, die Zwangsarbeit sei unmoralisch, nicht mehr zu den Kanalbauten verwendet werden dürfen, obgleich die auf dem Isthmus beschäftigten Fellachen notorisch ganz vortrefflich besoldet und behandelt wurden und die Gesellschaft alle gegen dieselben übernommenen Verpflichtungen mehr als erfüllt hatte, während die Engländer, als sie die Eisenbahn von Suez nach Alexandria gebaut, die Fellachen zu Frontknechten im schlimmsten Sinne herabgewürdigt und in frivoler Leichtfertigkeit beinahe 10000 Mann dem furchtbarsten Tode, dem Tode durch Verschmachten preisgegeben hatten. Ueberdem fiel es der ägyptischen Regierung durchaus nicht ein, für ihre eignen Baumwollen- und Zuckerplantagen die Zwangsarbeit aufzuheben, und England verlangte das auch gar nicht, denn es wollte ja nichts, als den Ruin der Compagnie, welche mit ihren Arbeiten so sehr Ernst machte, daß der Süßwasserkanal schon am 29. Dezember 1863 vollendet und dem Verkehr übergeben werden konnte.

Das Hauptunternehmen, der maritime Kanal, an welchem man noch vier Jahre mit dem Aufgebot aller Kräfte zu arbeiten haben wird, schien freilich durch die neuen Bestimmungen in Frage gestellt werden zu sollen, denn dem gewandten Agenten Nubar-Bey war es gelungen, den Vizekönig zu vermögen, der Compagnie als Preis für einige Bewilligungen, derer man von England und der Pforte bedurfte, folgende Bestimmungen, deren jede einem Vertragsbruche gleicht, kund zu thun:

1. Der Gesellschaft werden statt 20000 nur noch 6000 Arbeiter gestellt.
2. Jeder Arbeiter erhält täglich 2 Franken (16 Groschen), eine Summe, welche den gewöhnlichen Löhnungssatz in Aegypten um das Doppelte übersteigt.
3. Die Regierung zieht die der Compagnie verheißenen, am Kanal gelegenen Ländereien ohne Entschädigung ein.

Diese Sätze würden die Gesellschaft ruiniert haben, wenn sie sich denselben unterworfen hätte; darum holte Herr von Lesseps zuerst das Gutachten von 45 der ersten Juristen Frankreichs ein, welche ohne Ausnahme bekräftigten, daß der Compagnie unrecht geschehen sei, und wandte sich dann mit Bewilligung der Aktionäre, welche am 1. März 1864 zu einer Generalversammlung berufen worden waren, an den Kaiser Louis Napoleon, dessen schiedsrichterliches Erkenntnis für den Vizekönig und die Compagnie Gültigkeit haben sollte. Ismail Pascha stimmte der Wahl des Richters bei, der Kaiser übernahm das neue Ehrenamt und unterschrieb sein ausführlich motiviertes Urteil am 6. Juli 1864

zu Fontainebleau. Die Gesellschaft hatte Ursache, mit demselben zufrieden zu sein, denn sie soll für ihre in Frage gestellten Rechte 84 Millionen Franken, welche in jährlichen Raten ausgezahlt werden müssen, als Entschädigung erhalten. Das klingt äußerst günstig, man darf aber nicht vergessen, daß die Gesellschaft für das zu erwerbende Geld viele zukünftige Vorteile und Rechte opfern muß. Dennoch scheint uns der kaiserliche Spruch schon darum dankenswert für das Unternehmen zu sein, weil er der Welt den Beweis liefert, daß die Lessepsschen Pläne keine bloßen Hirngespinste sind, sondern auf ganz reellem, goldenem Boden stehen. Würde sich wohl sonst der Vizekönig von Aegypten dazu verstanden haben, so große Summen für Dinge zu bezahlen (zum Beispiel die Ländereien an den Ufern des Süßwasserkanals), die mit dem Scheitern des Projekts jeden Wert verlieren? — Die Fortsetzung der Arbeit ist gesichert, und die Lage der Compagnie erscheint nach der letzten Versammlung der Aktionäre so günstig, daß wir der Hoffnung der Beteiligten, der maritime Kanal müsse Anno 1868 fertig werden, gerne beitreten mögen.

Wenden wir uns jetzt zu den Vorteilen, welche der Welt aus diesem Kanale erwachsen können, so müssen wir all unsre Nüchternheit zusammennehmen, um nicht, wie so mancher französische und deutsche Schriftsteller, vor dem hellen Lichte, welches hier leuchtet, das unvermeidliche Dunkel ganz zu übersehen. Und darf man sich wundern, wenn sich viele für ein Unternehmen begeistern, welches Humboldt so warm befürwortete und welches unserm Goethe, wie Eckermann mitteilt, den Wunsch, er möchte noch 50 Jahre leben, um seine Vollendung begrüßen zu dürfen, auf die Lippen zwang; welches nicht nur dazu bestimmt zu sein scheint, den materiellen Verkehrsmitteln, die unsre Zeit erfunden und zu verwerten gelernt hat, eine neue Bedeutung und eine reichere Verwendung zu geben, sondern auch als zivilisatorisches Element rein geistig einen mächtigen Einfluß zu üben? — Der östliche Teil der Erde wird von 600 Millionen Menschen bewohnt, und der Suezkanal muß dieselben unserm Erdteile um so viel näher bringen, als der Seeweg nach Asien durch das Rote Meer kürzer ist, als die Straße, welche um das Kap der guten Hoffnung herumführt. Man denke, daß ein von Triest nach Bombay segelndes Schiff auf letzterem Wege 3576, auf ersterem nur 1404 Meilen zurückzulegen hat, daß beinahe alle europäischen Schiffe, wenn sie nach dem Osten wollen, die Hälfte der früher von ihnen zurückgelegten Meilenzahl durch den Suezkanal sparen werden.

Dieser Abkürzung entsprechend kann zum Teil auch die Schnelligkeit der Ostindienfahrten werden; die Häfen im Mittelmeer, besonders unser gewerbreiches Triest, werden einen neuen Aufschwung gewinnen, das seetüchtige Volk der Griechen wird schnell erblühen, das Rote Meer eine belebte Handelsstraße und die kleinen Häfen an demselben Stapelplätze für europäische Häuser werden. Das Monopol der Engländer, den Arabischen Meerbusen auszubeuten, wird

aufgehoben, und Aden aus einem nur den Briten zugänglichen Platze ein Welthafen werden. Außerdem wird aber die neue Verkehrsstraße die bis jetzt nur oberflächlich oder gar nicht von dem Geiste unsrer Kultur und Religion berührten Völker des Orients bald in das Bereich unsrer Denk- und Gefühls- und Lebensweise hineinziehen. Der aufblühende Verkehr wird diejenigen Völker, welche ihn pflegen, dankbar bereichern und das Gedeihen der Nachbarn auch die widerstrebenden Nationen dahin bringen, daß sie dem Handel die Thore öffnen. Wohlstand und Kultur werden bei ihnen einziehen, und diese beiden brauchen zu ihrem Bestehen vor allen Dingen eins: den Frieden. Darum dürfen wir das Lessepssche Projekt auch als ein Friedenswerk begrüßen, ja, wir könnten noch viele von dem Kanal zu erhoffende Segnungen aufzählen, wenn es uns nicht darum zu thun wäre, nüchternen Sinnes, ungeblendet und unbestochen die Dinge darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie sein könnten. So müssen wir denn zuerst gestehen, daß wir uns der Furcht nicht zu verschließen vermögen, der Kanal möchte dem imperialistischen Plane, das Mittelmeer zu einem französischen See zu machen, bedeutenden Vorschub leisten; doch werden wir in dieser Beziehung durch die Eifersucht der Engländer, welche in Gibraltar, Malta und Korfu festen Fuß gefaßt haben und durch die Aussicht, daß nach der Eröffnung des Suezkanals die türkische Seemacht bedeutend wachsen wird, einigermaßen beruhigt. Unser zweites Bedenken liegt in der Furcht, daß die Kosten des Unternehmens den Voranschlag bedeutend überschreiten und die Compagnie, wenigstens in den ersten Jahren, Mühe haben wird, die erforderlichen Zinsen aufzubringen. Die Hauptprämisse des Herrn von Lesseps, auf welche sich fast all seine pekuniären Konzessionen stützen, ist die, daß von den sechs Millionen Tonnen, welche alljährlich das Kap der guten Hoffnung umsegeln, die Hälfte, also drei Millionen, den Kanal benutzen werden. Diese Annahme wird aber falsch bleiben, so lange fast der ganze Verkehr mit dem Osten denjenigen Völkern gehört, welche den Atlantischen Ozean bewohnen, so lange die Beförderung der Waren zum größten Teile von Segelschiffen besorgt wird, so lange die von unserm Freunde Karl Andree erwiesene Thatsache nicht widerlegt ist, daß ein aus einem atlantischen Hafen kommendes Segelschiff langsamer, teurer und von größeren Gefahren bedroht durch das Rote Meer, als über das Kap der guten Hoffnung fahren wird. Trotz dieser scheinbar ungünstigen Konjunkturen steht dem Kanale dennoch eine große Zukunft bevor, werden sich doch alle mediterraneischen Schiffe und sämtliche europäische Dampfer, welche nach dem Stillen Ozean bestimmt sind, des Suezkanals bedienen. Die meisten den Segelschiffen durch die Benutzung des Kanals drohenden Nachteile haben nämlich für die Dampfer keine Gültigkeit. Diese werden die Fahrt nach Osten in bis jetzt unbekannter Schnelligkeit und Billigkeit zurücklegen können; der Dampfschiffahrt gehört aber die Zukunft, und es kann wohl sein, daß Herr Szarvady recht hat, wenn er sagt, daß in

50 Jahren eine Segelfahrt um das Kap ebenso selten sein werde, als jetzt eine Reise im Eilwagen zwischen Hamburg und Berlin.

Aber wie sich auch die finanzielle Frage des Projekts gestalten möge, — sein Motto: „Terram gentibus aperire“, „Die Welt den Völkern eröffnen“, wird zur Wahrheit und der Kanal ein Füllhorn werden, welches Gaben für jede Nation enthalten wird. Wenn diese zu fließen beginnen, so werden alle Völker der Erde ihren Anteil verlangen, und England, der furchtbare Gegner des großen Unternehmens, wird seine Hand so sicher am ersten und weitesten ausstrecken, als es trotz aller Ränke und Machinationen ein Werk nie und nimmer vereiteln kann, das von dem mächtigsten Bundesgenossen unterstützt wird, nämlich dem Bedürfnisse der gesamten Bevölkerung der Erde.

Der schon im Dezember 1863 vollendete Süßwasserkanal hat sich bis zu dieser Stunde aufs Erfreulichste bewährt. Der Botaniker Dr. Schweinfurth aus Riga, der berühmte Afrikareisende Miani und unser Freund, der Graf C. von Crockow haben den Kanal bereist und sind seines Lobes voll. Oestlich von Zagazig schneidet derselbe eine gut angebaute Gegend und zwei ältere Kanäle, die ihm bedeutendes Wasser zuführen. Bei Abu Hommad, wo ihn eine Zugbrücke überspannt, tritt er ins Wadi Tumilât. Dieses durchaus kulturfähige Thal war durch Mehemed Ali der Seidenkultur eröffnet, nach dessen Tode aber wieder gänzlich vernachlässigt worden. Die Compagnie kaufte es für ungefähr zwei Millionen Franken aus dem Nachlasse des Prinzen Il Hamy und hat es schon jetzt durch den Süßwasserkanal so weit heraufgebracht, daß sie hoffen darf, dasselbe werde die bedeutendsten Revenüen abwerfen.

Bei Nefische geht der Kanal gen Süden nach Suez ab und setzt sich nach Osten hin bis nach Ismaila fort, woselbst er sich mit der maritimen Wasserstraße verbindet.

Ismailia, nördlich vom Timsahsee gelegen, ist der Zentralort der Compagnie, wurde von dieser plangemäß angelegt und enthält schon jetzt 150 schmucke Häuser mit etwa 3000 meist europäischen Einwohnern. Eine mir freundlich übersandte Photographie des Ortes beweist, daß Herr Schweinfurth den günstigen Eindruck, welchen die neue Stadt auf ihn machte, nicht übertrieben hat. Die stattlichen Steinhäuser am Kai Mehemed Ali spiegeln sich in dem Wasser des Kanals, freundliche Kühlung verheißen die schattigen Kolonnaden, welche die Wohnung des Generaldirektors der Arbeiten zieren, und Herrn von Lesseps' Schweizerhaus spricht für den Geschmack des unermüdlichen Mannes. Auf dem Platze, welcher seinen Namen dem großen Entzifferer der Hieroglyphen, dem zu früh verstorbenen Champollion verdankt, glänzen die weißen, weit vorspringenden Dächer der einstöckigen Häuser, hier der verheirateten, dort der unverheirateten Beamten. Im Westen der Stadt ruht der arabische Arbeiter unter den Schilfdächern des für ihn errichteten Dorfes, nach Osten hin, jenseits des „arène de l'impératrice“ genannten Platzes, liegt

das sogenannte griechische Dorf, in welchem die Kaufleute ihre Waren feil=bieten und manches Café und Wirtshaus seine Thore öffnet.

Alle Besucher der mitten aus der Wüste herausgewachsenen Stadt sind voll ihres Lobes. Ohne das durch den neuen Kanal herbeigeschaffte süße Wasser würde ein Leben in derselben unmöglich sein.

Die Abgeordneten der in diesem Frühlinge von Herrn von Lesseps ein=geladenen Handelskammern haben gesehen, daß es sich, wie die Sachen jetzt stehen, sehr gut in Ismailia aushalten läßt, daß der Kanal jetzt schon durch die Möglichkeit, alle Lebensmittel und die schönen am Gebel Geneffe gebrochenen Bausteine leicht zu beschaffen, goldene Früchte trägt und daß er, da er auch Suez mit Trinkwasser versorgt, um jeden Preis erhalten werden muß.

Sein Feind, der Flugsand, wird jetzt mit gutem Erfolge durch zahlreiche Tamariskenpflanzungen bekämpft. Möge Herrn von Lesseps' schönes Werk so dauerhaft sein, wie jener Baum, dessen weit ausgebreitetes zähes Wurzelwerk jahrhundertelang selbst aus dem Sande Lebensnahrung zu ziehen weiß.

Das Alte in Kairo und in der arabischen Kultur seiner Bewohner.[1]

Als mir die Aufforderung zuging, den Lesern dieser Hefte von Kairo zu erzählen, hab' ich lange gezaudert, bevor ich eine zusagende Antwort erteilte, denn wie viel ist gerade in jüngster Zeit über die Kalifenstadt geschrieben worden, und wer hätte sie und ihre berühmtesten Denkmäler nicht in Bildern oder Photographien gesehen? Aber gerade die Erwägung, daß Kairo etwas allen Gebildeten Bekanntes ist, hat mich schließlich bestimmt, diese Zeilen zu schreiben, denn diejenigen Objekte eignen sich doch wohl am besten für eine populäre Darstellung in des Wortes höherer Bedeutung, von denen man erwarten darf, daß sie jedem vertraut und doch nur wenigen gründlich bekannt sind. Auch glaube ich für meine Betrachtungen einen neuen, nicht ungünstigen Gesichtspunkt gefunden zu haben. Es wird meine Aufgabe sein, Kairo als Pflanzstätte der arabischen Kultur zu betrachten und hier überall unter dem Neuen nach dem Alten und Aeltesten zu suchen.

Den wunderbaren Reiz dieser einzigen Stadt zu preisen, ist nicht meine Aufgabe. Sie, der köstliche Diamant am Griff des grünen Deltafächers, ist von Morgen- und Abendländern in Liedern und schwungvoller Prosa gefeiert worden. Der liebenswürdige Dichter Beha ed-dīn Zohēr, welcher als Sekretär des Sultans Melik eç-Çaleḥ, eines Großneffens Saladins, am Hofe zu Kairo lebte, ist nicht müde geworden, den Reiz dieses Ortes, die Macht seiner Fürsten, die Schönheit seiner Frauen, die entzückende Milde seiner Nächte, in denen so süße Träumereien das Herz des Dichters bestricken, wenn er allein ist, und die er so gern mit heiteren Freunden bei Gartenfesten, Nilfahrten und Zechgelagen durchjubelt, in begeisterten Versen zu feiern. In den Märchen der Tausend und eine Nacht wird so mancher Wohnplatz sterblicher Menschen durch die verklärende Kraft der Phantasie des Erzählers in eine Stätte umgewandelt, welche überirdischer Glanz und unsägliche Herrlichkeit umgiebt, aber unter all diesen Perlen glänzt keine mit reinerem Wasser, wird keine für edler

---

[1] Aus „Nord und Süd", Jahrgang 1883; auch als XXIX. Heft der „Deutschen Bücherei" erschienen, Breslau, Verlag von S. Schottländer.

und schöner gehalten als Kairo. Da ruft der Aelteste unter den Anwesenden, das heißt derjenige, welcher am meisten gesehen, und dessen Urteil die vollste Gültigkeit hat, begeistert aus: „Wer die Stadt Kairo nicht gesehen, hat die Welt nicht gesehen! Ihre Erde ist Gold, ihre Weiber sind ein Zauber, und der Nil ist ein Wunder!“ In der folgenden Nacht preist Scheherezade die Reize der Pyramidenstadt also: „Was ist gegen den Anblick dieser Stätte die Wonne, seiner Geliebten entgegen zu schauen! Wer sie gesehen, gesteht, daß es für das Auge keinen höheren Genuß giebt, und denkt jemand an die Nacht, in der der Nil die gewünschte Höhe erreicht, so giebt er den Pokal voll Rebensaft dem zurück, welcher ihn überreicht, und er läßt das Wasser wieder zu seiner Quelle fließen.“ Das will sagen: Er mag nichts andres mehr.

Und für diejenigen, welche diese Märchen aufzeichneten, ist Kairo kein Traumbild, keine unerreichbare Insel der Glückseligen, kein fernes Golconda gewesen, denn es unterliegt kaum einem Zweifel, daß hier — gerade hier, und zwar zur Zeit des Mamluken-Sultans el-Ghuri, der Märchenschatz der muslimischen Welt, welcher in einzelnen Goldstücken seit Jahrhunderten von einem zum andern, von Volk zu Volk gewandert war, gesammelt und in diejenigen Formen umgeprägt worden ist, in denen er gegenwärtig allen Nationen der Erde bekannt ist.

Gott hat dem Schreiber dieser Zeilen die Gunst erwiesen, ihn in die weite Welt zu schicken, ihn über Land und Meer fahren und vieler Menschen Städte und Länder sehen zu lassen, aber wenn er nun in Gedanken rückwärts wandert und das hinter ihm liegende Reich der Erinnerung durchschweift, begegnet ihm doch keine Stätte auf Erden, welche ihm anziehender erschiene als Kairo.

Der Tourist, welcher unvorbereitet unter Führung eines Reiseunternehmers diese Stadt besucht, wird sich ihrem Zauber ebensowenig zu entziehen vermögen, wie der mit jeder Phase ihrer Entwicklung, mit jeder Regung ihres Lebens vertraute Gelehrte. Der Künstler gerät hier in Verwirrung gegenüber der Fülle der Stoffe und dem Reichtum der Farben, welche ihn rings umdrängen, und für den beschaulichen Träumer, den Zuschauer im Schauspiel des Lebens, giebt es keine günstigere Stelle als diese. Die Augen aufthun heißt hier neue Eindrücke empfangen, umherspähen lernen, und angeregt von dieser bunten Gestaltenfülle, fühlt sich auch der Trägste gezwungen, Umschau zu halten. Dem Forscher, dem es vergönnt ist, hier mit Händen zu greifen, was er als geistigen Besitz mit sich an den Nil geführt hat, erwarten in Kairo noch ganz andre Genüsse. Für uns nordische Städter hat sich die Reise an den Nil schon gelohnt, wenn es uns nur vergönnt war, an einem lichten Wintermorgen die reine würzige Luft der Wüste zu atmen, an einem schönen Abend von der Citadelle aus die Sonne hinter den Pyramiden untergehen und die Kuppeln und Minarets der Stadt, um-

wallt von rosenroten und violetten Aetherschleiern gleißen und strahlen und sich dann mit dem dunklen Gewande der Nacht umhüllen zu sehen.

Wer hat Teil genommen an dem Volksgewimmel in der Muski und den Bazaren, wer die ehrwürdigsten Denkmäler aus der Pharaonenzeit auf sich einwirken lassen, die edeln Werke der muslimischen Bau- und Ornamentalkunst mit offenen Augen betrachtet, und den Entschluß, nach Aegypten zu reisen bereut? Der Rat, nach Kairo zu pilgern, ist ein guter Rat, und je eher man ihn befolgt, desto besser, denn die Kalifenstadt ist schon heute lange nicht mehr das, was sie vor einigen Lustren, als es uns zum ersten Mal vergönnt war, sie zu besuchen, gewesen; und wenn ein weiteres Jahrzehnt und noch eins ins Land gegangen ist, wird von alledem, was ihm heute noch besonderen Reiz verleiht, ein Zug nach dem andern verwischt und fortgefeilt sein.

Je festeren Fuß abendländischer Einfluß in Aegypten faßt, desto fühlbarer macht sich hier die gleichmachende Kraft und der nüchterne Nützlichkeitssinn unsrer Kultur. Was unter uns organisch erwachsen ist, das wird unvermittelt in den fremden Boden verpflanzt und nimmt sich da gar sonderbar aus. Es wird dabei häufig nicht anders verfahren, als wollte man die Palmen am Nil ausrotten und an ihre Stelle Fichten und Apfelbäume pflanzen. Die Widersinnigkeit vieler Neuerungen hat jeder empfunden, welcher früher in den engen Gassen Kairos im Schatten der Häuser einhergeschlendert ist und jetzt auf weiten Plätzen und in breiten Straßen schutzlos von den glühenden Pfeilen der Sonne des Südens getroffen wird; sie nimmt jeder Reisende mit Bedauern wahr, welcher früher die Reiter, Wagen, Kameele und Fußgänger wie einen vollen Strom in der Muski auf weichem Boden mit manchem Rufe und Schrei, aber ohne Gerassel, Gestampf und Gepolter an sich vorübergleiten sah, und dem nun von dem glühenden Pflaster ein das Ohr zerreißendes Getöse von Rädern, Hufen und Schritten das Wort vom Munde abschneidet. Die schattenspendenden Bretter und Galerien, welche an vielen Stellen diese Hauptverkehrsader der Stadt bedeckten, sind entfernt worden, weil sich ja in keiner abendländischen Metropole dergleichen findet. In den Wohnungen der wohlhabenden Aegypter verdrängen europäische Möbel die einheimische Ausstattung der Zimmer, welche so malerisch ist, und deren Form den Sitten und Gewohnheiten der Muslimen den Ursprung verdankt. Man stelle sich einen bärtigen Turbanträger mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen vor, welcher statt auf dem breiten Diwan auf einem Pariser oder Wiener Fauteuil hockt! An den alten klimatischen Verhältnissen Aegyptens und den den Eigentümlichkeiten der muslimischen Familie so gut angepaßten Einrichtungen der Häuser und Wohnungen wird auch schon gerüttelt. Wer neu baut, will schnell und billig und ein wenig europäisch bauen, und da sie nur noch selten in Anspruch genommen wird, so geht auch die wunder-

volle Kunst der Steinschneiderei verloren, welche den Kenner an vielen alten Häusern entzückt. Die malerische Erkerverkleidung der Meschrebijen, welche mit ihren tausend fein gedrechselten Stäbchen wie ein hölzernes Spitzengewebe den Frauen, ohne selbst gesehen zu werden, alles was auf der Straße vorgeht, wahrzunehmen gestattet, wird vielfach durch europäische Jalousien ersetzt. Für schöne Exemplare der alten Vergitterung finden sich willige Käufer, und man kann jenen oft genug in stilvoll eingerichteten Zimmern in England, Frankreich und Deutschland wieder begegnen. Das Gleiche gilt von den mit Elfenbein, Perlmutter und verschiedenen Hölzern eingelegten Kursis, Pulten, Schränken und Thüren. Nach Gerät aus guter Zeit fahnden die Kunst- und Antiquitätensammler mit Eifer. In meiner Bibliothek stehen zwei altarabische Krüge, welche der treffliche Maler orientalischer Landschaften und Architekturen, Frank Dillon in London, mit zwölf andern in einem Oelladen gefunden und billig gekauft hat. Ich sah eine amerikanische Familie ganze Ladungen von altarabischem Kunstgerät in die neue Welt expedieren und weiß, daß nicht weniger als siebzig schön gearbeitete Laternen (fanus) aus einer der berühmtesten Moscheen unter der Hand an Reisende verkauft worden sind. Saïd Pascha, der Vorgänger des abgesetzten Chedîw Isma'îl, kleidete sich selber in morgenländischer Weise, und so thaten es ihm denn auch seine Unterthanen nach; gegenwärtig ist diese leichte, weiche und für das Klima Aegyptens so wohl geeignete und dabei so kleidsame Tracht in Verruf gekommen. Den Beamten ist es geradezu verboten, sie zu tragen, und nur die kleineren Bürger und Kaufleute mögen sich noch nicht von ihr trennen. Der abgestumpfte Kegel des Tarbusch, eine häßliche stereometrische Figur, verdrängt den farbigen, faltenreichen Turban, welcher ein würdevolles Ansehen verleiht und den geschorenen Kopf, wenn die Kühlung der Nacht schnell hereinbricht, vor Erkältung schützt. Ein schwerer einreihiger schwarzer Tuchrock mit steifem Kragen ist an Stelle der seidenen oder wollenen leichten und schön gefärbten Kleider getreten. Wer es kann, verschmäht den bunten, bequemen Pantoffel, welcher sich im Hause und in der Moschee so schnell abstreifen läßt, und zwingt den Fuß in Lackstiefel, auf welche die Sonne brennt, und die sich nur mit Mühe ausziehen lassen. In den Bazaren giebt es weit mehr leichte Goldwaren aus Pforzheimer Fabriken, als kunstvolle einheimische Handarbeiten, weit mehr Kattun und andres Zeug aus England und dem sächsischen Vogtland, als schöne arabische Gewebe zu sehen. Sheffield und Solingen haben Damaskus längst den Rang abgelaufen. Die Lokomotive macht dem Roß, dem Kamel und Esel Konkurrenz, und bald wird eine Pferdebahn Kairo durchschneiden. Wie lange dauert es noch und auf dem billigen Boden der Wüste erheben sich Fabriken und verderben mit Kohlendunst die köstlichste Luft, welche man heute atmet, sobald man die Thore der Stadt verläßt. Gewiß ist es recht, der Hygieine, welche in Europa so große Fortschritte zu verzeichnen hat, auch hier

Rechnung zu tragen, aber was ist nicht alles auf Kosten der Sanität in Kairo vernichtet worden! Der Chedîw Isma'îl hat in der Demolierung ehrwürdiger Gebäude und alter Quartiere mit dem Präfekten Hausmann gewetteifert, und was hier gesündigt wurde, ward alles auf Rechnung der Gesundheitspflege geschrieben.

Abscheulich, ja geradezu empörend ist die Unbill, welche den edelsten Werken der arabischen Baukunst unter dem genannten Monarchen widerfahren ist. Die alten Architekten folgten der Regel, auf eine Lage von gelblichem Stein eine andre von Quadern in natürlicher, zart rötlicher Farbe folgen zu lassen und erzielten dadurch eine prächtige Wirkung, denn dies Verfahren belebte die großen Flächen und nahm ihnen das eintönige Ansehen. Als die Einladungen zur Einweihung des Suezkanals erfolgten, gefielen dem Chedîw die alten verwitterten Mauern nicht mehr, und so ließ er den Gästen zu Gefallen die Moscheen tünchen und sie, um die Idee der wechselnden Steinlagen nicht völlig preiszugeben, mit langen Streifen in Rot und Gelb bemalen. Aber wie wurden die Farben gewählt! Das Gelb ist das der Butterblume; das Rot das des frisch gebrannten Dachziegels. Es thut dem Auge und Herzen weh, das Bajazzokostüm anzusehen, mit dem die würdigsten Kunstwerke aufgeputzt worden sind. Und wie hat man diese von außen und innen verfallen lassen, wie barbarisch ist man vorgegangen, wo sich Restaurationen, um der Gefahr des Zusammensturzes vorzubeugen, als unerläßlich erwiesen. Von einem liebevollen oder auch nur verständigen Anschluß an das Gegebene ist nirgends die Rede; mit empörender Pietätslosigkeit hat man die edelsten Ornamentalstücke in Erz und Stein, welche beseitigt werden mußten, der Vernichtung preisgegeben und verkommen lassen.

Diesen Ungeheuerlichkeiten sollte der Einfluß Englands einen Riegel vorschieben. Sie sind schon auf dem Orientalistenkongreß zu London 1874 von dem hochgebildeten und besonders als Kenner orientalischer Münzen hervorragenden englischen Konsul Rodgers gegeißelt worden, — und wie viel hat man dennoch, wie ich aus einem anregenden Schriftchen Rhonés ersehe, seit meiner letzten Anwesenheit in Kairo gerade auf diesem Gebiete gesündigt!

Es giebt fast keine Moschee aus guter Zeit in der Kalifenstadt, von der man nicht sagen darf, daß sie baufällig ist.

Um gerecht zu sein, dürfen wir diesen beklagenswerten Umstand nicht ausschließlich der Nachlässigkeit der Regierung in die Schuhe schieben. Wir haben an einer andern Stelle gezeigt, wie große Schuld an alledem die Sinnesart der Orientalen trägt. Was keinen Nutzen bringt, ist in ihren Augen wert, daß es zu Grunde gehe. Es mangelt ihnen dabei völlig das, was wir historischen Sinn nennen. Die Vergangenheit und ihre Werke haben geringen Reiz für sie. Gott giebt die Gegenwart, und was kommen soll,

liegt in seiner Hand. Wenn ein edles Werk aus der Vorzeit zerfällt, so tröstet man sich mit dem Spruche des Lebid: „Wisse, o Seele, daß alles in der Welt, was außer Allah ist, hinfällig ist." Was aus der Pharaonenzeit stammt, verachtet der muslimische Kairener; es ist ihm in Bausch und Bogen kufri oder heidnisch; wenn es von der Erde verschwindet. — um so besser! Leider sind auch die Architekten aus der Kalifenzeit mit an dem schnellen Verfall der Meisterwerke schuld, die sie geschaffen, denn die Sorglosigkeit, mit der sie bauten, ist in vielen Fällen unverantwortlich und ganz geeignet, ihre Kollegen von heute mit Unwillen zu erfüllen, „Die Zeit spottet aller Dinge, aber die Pyramiden spotten der Zeit", sagt ein arabisches Sprichwort. Man hat sie als Steinbrüche benutzt, und sie nur nicht in die Luft gesprengt, weil man Schaden für die Stadt von der Explosion befürchtete, das Gesicht des großen Sphinx hat den Geschützen der Mamluken als Zielscheibe gedient, aber diese Wahrzeichen aus der Pharaonenzeit sind dennoch stehen geblieben und werden ihren Platz behaupten, auch wenn alles, was in der edeln Metropole der Blütezeit des muslimischen Lebens ehrwürdig durch Alter und Formenschönheit war, verwischt und zerstört sein und Kairo aussehen wird wie eine italienische Stadt, an die sich elende Hütten schließen.

Der Vater überlebt den Sohn um Jahrtausende, denn wenn Kairo auch von Arabern gegründet ward, so steht es doch nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich im Kindschaftsverhältnis zu Memphis.

Die Geschichte der Gründung Kairos samt den Anekdoten, welche sich an sie knüpfen, ist hundertmal erzählt worden, aber es hat noch niemand darzulegen versucht, wie abhängig viele Seiten seiner schnellen und glänzenden Entwicklung von der stark hellenisierten, aber trotz des Christentums, zu dem sich seine Bewohner bekannten, immer noch an echt ägyptischen Elementen reichen Pyramidenstadt am andern Ufer des Nils gewesen sind.

Ein Häuflein jener muslimischen Helden, welche in frischer Begeisterung für ihren neuen Glauben, und ganz erfüllt von sittlichem Ernst und der Heiligkeit ihrer Mission, Reich auf Reich niederwarfen, hat Aegypten im Fluge erobert. Freilich stand ihnen hier als mächtiger Bundesgenosse der Glaubenshaß bei, welcher die dem monophysitischen Schisma anhängenden nationalen Aegypter von den orthodoxen byzantinischen Machthabern trennte, und dieser Haß war so groß, daß es den Kopten erträglicher schien, sich in die Abhängigkeit von Ungläubigen zu begeben, als sich von den andersgläubigen Griechen, welche ihrer Rasse ohnehin ferner standen als die arabischen Nachbarn, beherrschen zu lassen. Einer ihrer eignen Seelenhirten, Bischof Benjamin von Alexandrien, trieb sie in ähnlicher Weise an, den Bund mit den Ungläubigen zu schließen, wie in jüngster Zeit der Bischof von Kus seine koptische Gemeinde veranlaßt hat, mit ihm zum Protestantismus überzutreten.

Der Führer des muslimischen Heeres wußte recht wohl, was er that,

als er die ägyptischen Abgesandten in seinem Lager zurückhielt, um ihnen den würdigen Ernst seiner Krieger und die hohe Frömmigkeit zu zeigen, welche sie beseelte. Nachdem das Schwert für die Anhänger des Propheten entschieden hatte, und die Sache der Griechen verloren war, konnte Mukaukas, ein Kopte, welcher als Statthalter des Kaisers das Nilthal verwaltete, nach Empfang eines ungnädigen Schreibens seines Gebieters ausrufen: „Bei Gott! Diese Araber sind bei ihrer geringen Zahl stärker und mächtiger als wir bei unsrer Menge; ein Mann von ihnen ist so viel als hundert von uns, denn sie suchen den Tod, der ihnen lieber ist als das Leben; wir dagegen scheuen den Tod und lieben das Leben und seine Freuden; wie können wir gegen sie Stand halten?"

Und diese todesmutigen Helden, deren ritterliche Thaten auf dem Boden Aegyptens die Geschichte im einzelnen verzeichnet hat, waren zugleich Staatsmänner von bedeutender Weisheit.

Keinem andern Orte schien in jener Zeit das Recht zuzukommen, die Hauptstadt des Nilthals zu sein als Alexandrien, und der Feldherr 'Amr war auch gewillt sie als solche anzuerkennen; der Kalif Omar befahl ihm indessen davon abzusehen, denn er verhehlte sich nicht, daß die unruhige, stets zu aufrührerischen Bewegungen geneigte Hafenstadt, welche ohnehin an der äußersten Grenze der neuen Provinz gelegen war, wenig geeignet sei, das Zentrum des Lebens, welches er in das Nilthal verpflanzen wollte, zu bilden. Ein von dem Hader der Parteien und den blutigen Glaubensstreitigkeiten, an denen jene Zeit reich war, noch unberührter Ort, sollte für die äußere und innere Umgestaltung des eroberten Landes zum Ausgange und Mittelpunkte dienen.

An einer günstig gelegenen Stelle gegenüber Memphis, am Ufer des noch ungeteilten Nils wurde die neue Hauptstadt begründet, und zwar nach einer bekannten Sage an derjenigen Stelle, auf welcher das Zelt des Feldherrn gestanden. Als 'Amr nämlich nach Alexandrien abziehen wollte, und der Befehl, sein Zelt abzubrechen, erteilt worden war, wurde ihm mitgeteilt, daß ein Taubenpaar auf der Spitze desselben genistet habe. Da rief er: „Gott verhüte, daß ein Muslim einem lebenden Wesen, einem Geschöpf Gottes, das sich vertrauensvoll unter den Schatten seiner Gastlichkeit geflüchtet, seinen Schutz versage!" Das Zelt durfte nicht angetastet werden, und als 'Amr siegreich von Alexandria heimkehrte, fand er es wieder vor, bezog es und ging von ihm aus an die Gründung der neuen Hauptstadt, welche Fostat, das ist das Zelt, genannt wurde. Auch der arabische Name Aegyptens Misr oder Masr wurde früh auf den wachsenden Ort übertragen. Unter den heutigen muslimischen Bewohnern des Nilthals und den Kaireneru selbst heißt es heute noch nicht anders als Masr. Kahira, die arabische Form von Kairo, ist erst 300 Jahre nach der Gründung der neuen Residenz zu den älteren Namen getreten, und wenn sich die Europäer auch ausschließlich des jüngeren bedienen,

so wird er doch unter den Eingeborenen nur selten gebraucht. Viele derselben wissen heute noch so wenig was man meint, wenn man sie nach Kairo oder Kahira fragt, wie ein sächsischer Bauer, bei dem man sich nach dem „Elbflorenz" (Dresden) erkundigt.

Dschohar, der Feldherr des Fatimiden Muizz, welcher an Fostat den neuen Stadtteil reihte, der das heutige Kairo bildet, gab diesem den Namen Masr el-Kahira; denn grade als man den Grundstein zu der Mauer legte, welche ihn umgeben sollte, durchlief der Planet Mars (el-Kahir) den Meridian. Da el-Kahir der Siegreiche bedeutet, darf Masr el-Kahira „Masr das siegreiche" übersetzt werden. Die Gründung Fostats, des heutigen Alt Kairo (arabisch Masr el-Atika) fällt in das Jahr 638 nach unsrer Zeitrechnung, und so wird es mit Recht zu den jüngeren Städten gerechnet.

Seine äußere und mehr noch seine innere Entwicklung ist mit reißender Schnelligkeit vor sich gegangen. Wenn man bedenkt, daß diese Stadt völlig ungelehrten Wüstensöhnen ihre Entstehung verdankt und dann vernimmt, daß nicht ganz zweihundert Jahre nach ihrer Gründung Harun er-Raschids Sohn Mamun, 833, hier ein reiches wissenschaftliches Leben, welches alle, und auch die schwierigsten Disciplinen umfaßte, in voller Blüte vorfand, so stehen wir vor einem Phänomen, das bisher aufgezeichnet, hingenommen und dem feinen und beweglichen Geiste der Araber zu gute geschrieben worden ist, welches aber bei näherem Hinsehen unbegreiflich erscheinen muß, wenn man die nicht muslimischen Faktoren unberücksichtigt läßt, welche bei dieser schnellen Entwicklung mitgewirkt haben. Wir wollen diesen unsre besondere Aufmerksamkeit zuwenden und zu zeigen versuchen, wie die Araber es verstanden haben, gerade in Kairo, das Haus ihrer eigenartigen Kultur aus ägyptischem Holz aufzuzimmern.

Kairo ist nicht so neu wie es scheint. Das von 'Amr gegründete Fostat schloß sich an die Festung Babylon, welche sicher schon in vorchristlicher Zeit bestanden hat. Eine Sage berichtet, daß Kriegsgefangene des großen Ramses, und eine andre, daß die Babylonier in der Armee des Kambyses, welcher Aegypten 525 v. Chr. eroberte, es als ein „Neu-Babylon" gegründet hätten, und die Geschichte lehrt, daß hier eine von den drei Legionen, welche Aegypten im Zaum hielten, im Quartier gelegen. Aber diese Festung hat lange vor dem Einfall der Perser und selbst vor Ramses II. bestanden. Frühe Inschriften nennen sie Cher oder Cherau, die Kampfstadt, und in einem aus dem vierzehnten Jahrhundert v. Chr. stammenden Texte am Tempel von Gurna heißt es von ihr, daß der unterägyptische Nil bei ihr beginne, daß er dort vermessen werde und seinen Weg in die Arme des Delta suche. Aus der Inschrift des Aethiopiers Pianchi geht ferner hervor, daß eine Straße von Memphis (über den Nil) nach Cher (Babylon) und von dort nach Heliopolis führte. Dieser Weg hat doch wohl die Insel Roda berührt, welche zur

Zeit des Einfalls der Muslimen durch eine Schiffbrücke mit beiden Ufern des Stromes verbunden war. Memphis hing also eng mit Babylon zusammen. Der Strommesser, welcher auf der Insel Roda (Babylon gerade gegenüber) steht, und der heute noch den Kairenern den Ausfall der Nilschwelle anzeigt, scheint schon in der Pharaonenzeit existiert zu haben; vielleicht ist er später von dem Festlande auf die Insel übertragen worden.

Die Stadt, an welche sich das Fostat des 'Amr schloß, war keineswegs unbedeutend, wogegen die Straßen und Quartiere, welche der Statthalter unter vier Bauaufsehern errichten und an seine Krieger, nach den Stämmen, verteilen ließ, anfänglich klein und spärlich bevölkert gewesen sein müssen. Unter den christlichen Kirchen in Alt-Kairo (Babylon) befinden sich einige, welche sicher schon vor der Gründung Fostats bestanden haben. Die bemerkenswerteste unter ihnen, die koptische Marienkirche, ward zwar in ihren Hauptteilen schwerlich vor dem achten Jahrhundert n. Chr. erbaut, doch enthält sie manches, was darauf hinweist, daß sie ursprünglich ein griechisches Gotteshaus aus sehr früher Zeit gewesen ist. Von Babylon zog sich eine fruchtbare, wohl bebaute und dicht bewohnte Ebene, voller Gärten, Bäume und Weinberge bis an den Mokattam, und hoch über die Häuser und Villen der Aegypter erhob sich die Lichterburg (Kaçr esch-schama), in der die römischen und griechischen Statthalter, wenn sie vor der Eroberung des Landes hierher gekommen waren, residiert hatten. Die Bewohner dieser Stadt und ihrer Umgebung erfreuten sich großen Wohlstandes, und 'Amrs Berichte an den Kalifen sind voll von dem Ueberfluß, in dem die Landleute lebten, und dem Reichtum, mit dem viele ägyptische Städter gesegnet waren. Ein Kopte, Petrus, welcher seine Schätze hartnäckig verborgen hielt, hatte mit einem Mönche in et-Tur (Sinaikloster) Verbindung geflogen. 'Amr sandte zu diesem und forderte in einem mit dem Ringe des Petrus versiegelten Briefe in dessen Namen die Auslieferung des ihm anvertrauten Gutes. Der Bote brachte eine verlötete Kanne zurück, und als man diese öffnete, lag ein Zettel darin, auf welchem zu lesen war, daß sich das Gold unter dem großen Wasserbehälter befinde. Dieser ward untersucht, und da fand man 53 große Metzen (mehr als 12 Millionen Dinare) gemünztes Gold.

Im ganzen wurden die Aegypter milde behandelt, und so scheuten sie sich nicht, sich hart an der Grenze der Soldatenstadt anzubauen. 37 Jahre nach der Gründung dieses Ortes hatten sich hier schon so viele Kopten angesiedelt, daß ihnen der Statthalter Maslama erlauben mußte, sich eine eigne Kirche zu bauen. Fostat und Babylon verschmolzen völlig, und der neue Ort stellte bald als Zentralstätte der Regierung und durch sein frisches, lebenskräftiges Aufblühen das ehrwürdige, aber zurückgehende und altersschwache Memphis am andern Ufer des Nils in den Schatten. Die berühmte Pyramidenstadt war bis ans Ende der Ptolemäerherrschaft eine volkreiche Residenz ge-

wesen und durfte auch unter den Römern und Byzantinern eine Großstadt genannt werden. Aber sein alter Ruhm war überlebt, das Christentum hatte die großen Genossenschaften der heidnischen Priester gesprengt, und die ägyptische Gelehrsamkeit, welche jahrtausendelang in den Tempeln des Ptah, Imhotep und andrer Götter gepflegt worden war, mußte ihre Eigenart aufgeben, ging zum Teil völlig verloren und bequemte sich, nur noch von einzelnen gepflegt, zur Annahme neuer Formen. Die griechische hatte die nationale ägyptische Kunst völlig verdrängt, Alexandria den Handel von Memphis aufgesaugt, und was ihr davon geblieben war, das zog nun die neue rührige Stadt am andern Ufer des Stromes an sich. Das Sinkende strebt dem rüstig oben Schwimmenden zu, und so kam es, daß die Memphiten zu Tausenden ihre zurückgehende Stadt verließen und in Fostat günstigere Lebensbedingungen aufsuchten. — Der treffliche arabische Schriftsteller 'Abdellatif, † 1232, fand auf dem Boden von Memphis nur noch verlassene Trümmer, aber das Zurückgebliebene war immer noch so groß, daß er es eine Welt von Wundern nennt, die den Verstand verwirren, und deren Beschreibung selbst dem beredtsten Menschen unmöglich sein würde. Er versteht bei ihrem Anblick den Volksglauben, daß die Aegypter lang lebende Riesen gewesen, welche es verstanden hätten, mit ihren Zauberstäben mächtige Felsblöcke von einem Ort an den andern zu versetzen. Als einzige Bewohnerschaft dieser Ruinen wird Raubgesindel erwähnt, welches im Solde von Aktiengesellschaften die zerfallenen Prachtbauten und Grüfte nach Gold, Silber und andern Schätzen zu durchsuchen hatte.

Bald versinkt Memphis in völlige Vergessenheit; selbst seine wunderbaren Trümmer verschwinden von der Erde, und heute grünen Aecker und Palmenhaine an der Stätte, wo einst eine der berühmtesten und ältesten Metropolen der Welt gestanden. Nur die Monumente in der Totenstadt, dem viele Meilen langen Friedhofe der Memphiten, sind der Vernichtung entgangen. Die Wohnstadt der Bürger, die Riesentempel ihrer Götter, die „weiße Mauer", das berühmte Fort der Stadt, und die andern öffentlichen Bauten, welche sich hier stolz erhoben hatten, sind von der Erde verschwunden. Das schnell erwachsende Kairo brauchte behauene Steine, Quadern, Säulen, und das verödete Memphis war der ergiebige Steinbruch, aus dem man sie holte. Dasselbe Schicksal erfuhr das auf dem gleichen Ufer gelegene Heliopolis im Norden der neuen Residenz. Auch diese berühmte Gelehrtenstadt, der Mittelpunkt des ägyptischen Sonnenkultus, ist von der Erde verschwunden und war schon zu el-Makrizis Zeiten, † 1442, nur noch ein Flecken mit imposanten Trümmern von zerstörten Heiligtümern. Ein großer Teil der vom Nil in das Abendland verpflanzten Obelisken hat ursprünglich hier vor den Pylonen des Sonnentempels gestanden; unter ihnen auch die nach London übergeführte sogenannte Nadel der Kleopatra und ihre nach Amerika transportierte Zwillingsschwester. Be-

hauene Steine ließen sich zu Wasser oder auf der alten Straße, welche Heliopolis über Babylon mit Memphis verband, leicht nach Fostat führen, und so darf man annehmen, daß die Häuser und Paläste dieser Stadt zum guten Teil auf altägyptischen Fundamenten ruhten. Man hat denn auch in Kairo in mehr als einem Gebäude mit Hieroglyphen beschriebene Quadern gefunden. Unter diesen ist eine mächtige Stele (Steintafel) von schwarzem Granit, welche bei Umgrabungen in den Substruktionen eines abgerissenen Hauses zu Kairo entdeckt wurde, zu besonderer Berühmtheit gelangt. Sie enthält eine völlig unbeschädigte Inschrift, welche zu Ehren des ersten Lagiden Ptolemäus Soter, vor seiner offiziellen Anerkennung als Nachfolger Alexander's II. hergestellt worden war, und sie bestätigt urkundlich, daß er die dem Tempel von Buto durch die Perser geraubten Ländereien im nördlichen Delta der Priesterschaft dieses Ortes zurückgegeben habe. Andre mit Hieroglyphen geschmückte Steine sind sogar beim Bau von Moscheen zur Verwendung gekommen, und wer hat die muslimischen Gotteshäuser in Kairo besucht und nicht die große Menge von Säulen aus älteren heidnischen Gebäuden bemerkt, welche in denselben neue Verwendung gefunden?

In der Moschee des 'Amr, der ältesten in ganz Aegypten, steht ein Wald von Säulen, und der Stamm einer jeder trägt ein Kapitäl, welches griechischen, römischen oder byzantinischen Steinmetzen den Ursprung verdankt. Die meisten von diesen Baugliedern scheinen aus Memphis zu stammen. Bemerkenswert ist, daß die Araber nirgends Säulen in altägyptischem Stil verwendet haben, obgleich sie solche gleichfalls in beliebiger Anzahl zu Memphis und Heliopolis hätten finden können. Sie müssen ihrem Geschmack, schon weil sie Pflanzenformen nachahmten, und ihre Religion jedes kenntliche Bild organischer Wesen verpönte, durchaus entgegen gewesen sein, während derselbe es willig ertrug, griechische und römische Säulen der verschiedensten Ordnungen in buntem Gemisch bei einander zu sehen.

Der Muslim beherrschte das Land, und Fostat war eine ächt muslimische Stadt; aber der Araber verstand es, sich das höhere Wissen und Können seiner zahlreichen ägyptischen Mitbürger zu nutze zu machen. Diese waren ihm an Zahl überlegen, und unter ihnen befand sich mancher eingewanderte gelehrte Memphit und Heliopolitaner, welcher zu der neuen Religion übertrat und als Muslim unter den Muslimen seine wissenschaftliche Thätigkeit fortsetzte und als Lehrer wirkte.

Die wunderbar rasche Fassungsgabe und der scharfe, bewegliche Geist der Araber aus jenen Tagen machte sich schnell zu eigen, was er an Wissensschätzen unter den besiegten Aegyptern vorfand. Die Muslimen nahmen die fremde Gelehrsamkeit nicht nur auf, sondern assimilierten sie ihrer Eigenart und führten jede Disciplin, welche ihnen der Bearbeitung wert schien, mit Glück, Energie und genialem Scharfblick weiter.

Wie ihre Städte und Moscheen ein ganz eignes Gepräge gewannen, obgleich sie zum größten Teil aus Baugliedern, welche einer fremden Kunst den Ursprung verdankten, zusammengesetzt waren, so darf ihre Wissenschaft echt arabisch genannt werden, obschon sich nachweisen läßt, daß das stolze Schiff derselben aus Planken zusammengezimmert ist, welche sie in ägyptischen Werften vorgefunden hatten. Freilich war auch in diesen das einheimische Material schon längst seltener und seltener geworden, denn griechische Gelehrsamkeit war von Alexandria aus in das Nilthal tief eingedrungen und hatte die priesterliche Weisheit der Pharaonenzeit in den Schatten gestellt. Aber gerade auf dem Gebiet der sogenannten exakten Wissenschaften, denen sich die Araber mit Vorliebe hingaben, hielten die Aegypter, als Fostat entstand, noch vielfach an den alten Traditionen fest, obgleich sie die überlebten, komplizierten Schriftsysteme ihrer Väter seit Jahrhunderten aufgegeben und sich an den Gebrauch griechischer Lettern gewöhnt hatten. Auch die ungelenke Sprache der früheren Zeit war wesentlich umgestaltet und mit hellenischen Fremdwörtern bereichert worden. Das Koptische, ein Idiom, dessen syntaktische Feinheit den Sprachkenner entzückt, war an die Stelle seiner Mutter, das Altägyptische, getreten; aber jeder gelehrte Kopte war auch des Griechischen kundig, und in den Bibliotheken von Memphis kann es an den hervorragendsten Werken der hellenischen Litteratur nicht gefehlt haben.

Das ist keine bloße Vermutung; denn wenn man Fragmente einer großen Bibliothek, zu der auch griechische Handschriften, welche nicht gar zu lange vor der Gründung Fostats hergestellt zu sein scheinen, gehören, bei dem unbedeutenden Krokodilopolis im Fajjum, und auf dem Gebiet einer kleinen mittelägyptischen Stadt Bruchstücke der Ilias und des Lyrikers Alkman gefunden hat, so darf man sicher annehmen, daß in der hellenischen Hauptstadt Memphis Büchereien voll griechischer Manuskripte bestanden haben. Die Schätze der berühmten Alexandrinischen Bibliothek waren längst zerstört, nach Konstantinopel geschafft, geraubt und zerstreut, als 'Amr nach Aegypten kam. Die berühmte Geschichte, daß dieser Feldherr die Bäder der Stadt mit kostbaren Buchrollen habe heizen lassen, weil sie der Vernichtung wert seien, wenn sie andres enthielten als der Koran, und unnötig, wenn sie das Gleiche lehrten, gehört erwiesenermaßen in das Bereich der Fabel.

Immerhin war das wissenschaftliche Leben in Alexandria auch noch im siebenten Jahrhundert nicht völlig erstorben, und manches griechische Buch mag von dort nach Fostat gewandert sein.

Wer aber eröffnete den ungelehrten Söhnen der Wüste das Verständnis für diese feinsten Blüten eines hoch ausgebildeten geistigen Lebens?

Die Griechen, welche den Eindringlingen mit unversöhnlicher Feindschaft entgegengetreten waren, und deren Art und Religion am Nil sehr bald völlig verschwinden sollte, waren es nicht; diese Aufgabe ist vielmehr den griechisch

gebildeten Kopten, den für den Islam gewonnenen Nationalägyptern zugefallen, und so geht denn auch aus einem tieferen Einblick in die verschiedenen von den Arabern behandelten Disciplinen und dem Wissensschatz der Aegypter hervor, daß die Lehrer den Schülern nicht nur hellenische Wissensschätze, sondern auch mancherlei andres zu vermitteln wußten, was sich unter ihnen von der ehrwürdigen Gelehrsamkeit ihres Volkes erhalten hatte. Der Gelehrte Jahja ben Bitrik, welcher für Mamun griechische Werke ins Arabische übersetzte, versichert ausdrücklich, jeden Tempel untersucht zu haben, um die Geheimnisse der Philosophen ans Licht zu ziehen. Zu 'Ain Schems, das kann nicht Baalbek, sondern muß das ägyptische Heliopolis sein, zog er einen Derwisch von großer Einsicht und Weisheit zu Rate.

In Memphis hatte der Tempel des Imhotep, welchen die Griechen mit dem Namen ihres Asklepios (Aeskulap) belegten, gestanden. Hier ist der im Berliner Museum konservierte medizinische Papyrus gefunden worden, und in dem großen Handbuch der ägyptischen Medizin, dem in Leipzig aufbewahrten, 110 große Seiten füllenden Papyrus Ebers, wird gesagt, daß die Rezeptsammlung, welche er enthält, aus Sais und Heliopolis stamme. In der an zweiter Stelle genannten Stadt hatten sich die „großen Hallen“ befunden, welche seit mythischen Zeiten von einer berühmten medizinischen Fakultät zu klinischen Zwecken benutzt worden waren. Die ägyptischen sind die berühmtesten unter allen Aerzten des Altertums gewesen, und die Griechen und Römer haben unter den Lagiden aus ihren Kenntnissen Vorteil gezogen. Es ist bekannt, wie noch der jüngere Plinius seinen ägyptischen Leibarzt hochhielt und ihm das römische Bürgerrecht zu verschaffen bestrebt war. In pseudohippokratischen Schriften finden sich Rezepte von solcher Wunderlichkeit (um zu erkennen, ob eine hoffende Frau einen Knaben oder ein Mädchen zur Welt bringen werde ꝛc.), daß sie nur an einer Stelle erfunden worden sein können, und diese sind genau in der gleichen Form schon den alten Aegyptern im 13. Jahrhundert v. Chr. bekannt gewesen. Der Papyrus Ebers enthält einen vorzüglich interessanten Abschnitt, welcher den Funktionen des Herzens gewidmet ist, und aus diesem (er ward spätestens im 16. Jahrhundert v. Chr. niedergeschrieben) geht hervor, daß die priesterlichen Heilkünstler aus der Pharaonenzeit das Herz als Zentrum des Blutumlaufs kannten und den Pulsschlag auf seine Bewegungen zurückführten. Wer des Hippokrates Unwissenheit über diese Dinge kennt und erfährt, daß es zu Alexandria war, wo Herophilus von Chalkedon den Rhythmus des Pulses bei den verschiedenen Krankheiten bestimmte und ihn zuerst mit dem Herzen in Verbindung brachte, der wird kaum bezweifeln, daß er von den priesterlichen Aerzten am Nil, welche sich lange vor ihm mit der Zergliederung des menschlichen Körpers beschäftigt hatten, gelernt habe. Auch Erasistratus aus Keos ist bei seinen Untersuchungen über die Verzweigung der Nerven ägyptischen Vorbildern gefolgt. Dieser Materie ist im Papyrus Ebers ein

ganzer Abschnitt gewidmet, und aus einer Vergleichung der Schriften des Galen und Dioskorides mit ihm geht hervor, daß beide der ägyptischen Medizin mancherlei entlehnten. Die Chirurgie verdankt ihre Bindenlehre, das heißt die Kunst der Anlegung des Verbandes, sicher den ägyptischen Aerzten. Unsre größten Operateure machen kein Hehl aus der Bewunderung, mit der sie die sinnreiche und durchdachte Methode erfüllt, welche in der Pharaonenzeit bei der Umwicklung der Mumien in Uebung war. Wir haben balsamierte Körper gesehen, welche mit Leinwandstreifen umwickelt waren, deren Länge über 400 Meter betrug.

Den Arabern sind die medizinischen Werke der Alexandriner nicht unbekannt geblieben, aber sie haben auch aus ägyptischen Heilschriften geschöpft. Den Beweis dafür liefert eine von L. Stern entdeckte, anonyme arabische Handschrift in der Bibliothek zu Kairo. Diese, und namentlich die dreißig letzten Kapitel derselben, welche einem gewissen Abu Sahl Isa ibn Jahja zugeschrieben werden, enthalten einige Rezepte, welche als Uebersetzungen von mehreren, im Papyrus Ebers vorkommenden Verordnungen bezeichnet werden dürfen, und außerdem beruft sich der Verfasser fortwährend auf ein Buch des Hermes, das ist Thot, der altägyptische Gott der Wissenschaften, von dem es im Papyrus Ebers heißt, er sei der „Führer der Aerzte".

Ueber die Herkunft des Namens „Chemie" ist viel gestritten worden. Man hat ihn zunächst von dem griechischen chymos, Flüssigkeit, Saft, und chyein, gießen — herleiten wollen, aber dieser Etymologie stellen sich die größten Schwierigkeiten entgegen. Mit einem anklingenden arabischen Worte Chema, verbergen, kann „Chemie" sicher nichts zu thun haben, da es schon im vierten Jahrhundert vorkommt (Zosimos). So muß es wohl dabei bleiben, daß Chemie nichts ist, als die ägyptische Wissenschaft; denn Aegypten hieß bei seinen Bewohnern schon in ältester Zeit, und noch nach der Gründung Fostats unter den Kopten, und zwar gerade im unterägyptischen Dialekt: Chemi. Dieses Wort[1]) bedeutet nun im Koptischen auch schwarz, und so erklärt es sich leicht, wie die Chemie später die „schwarze Kunst" genannt werden konnte.

Sehen wir uns jetzt im alten Aegypten um, so finden wir hier in den heidnischen Tempeln Laboratorien, in denen Rezept an Rezept in die Wände gemeißelt ist, Papyrus, in denen zu offizinellen Zwecken Drogue neben Drogue genannt wird. Bei den zu mischenden Substanzen sind Gewichte und Maße verzeichnet, und diese erscheinen oft so klein, daß ihre Messung nur mit Hilfe von feinen Instrumenten möglich war. Eine von den die Metalle determinierenden Hieroglyphen stellt einen Schmelztiegel dar. Wir finden die Aegypter früh vertraut mit der Kunst der Vergoldung, und sehen sie Metallfarben und andre Farbstoffe bereiten, welche Jahrtausende überdauert haben. Theophrast

[1]) Genauer gesagt: der Stamm Km(m).

erwähnt das künstliche Blau, von dem viele Proben bis auf uns gekommen sind. Köstliche Glasflüsse wurden am Nil gegossen, und verschiedene Metalle: Kupfer und Zinn (Bronze), Gold und Silber (das hieroglyphische Asem) geschickt legiert.

Welche chemischen Kenntnisse setzt das folgende Verfahren voraus, welches die ägyptischen Färber nach Plinius übten! Sie behandelten den gewobenen Stoff zuerst mit gewissen Flüssigkeiten und tauchten ihn dann erst in einen Kessel mit siedendem Farbenstoff. Zog man ihn aus demselben heraus, so war das Zeug bunt gemustert, obgleich sich in dem Bottich nur eine Farbe befunden hatte. Die frühesten Erwähnungen dieser Wissenschaft, ja selbst die Sagen, welche von der Entstehung derselben handeln, weisen nach Aegypten. Firmicus Maternus, 336 n. Chr., braucht das Wort Chimia in seinem astrologischen Werke, und er spricht ausdrücklich den Wunsch aus, das mitzuteilen, was die göttlichen Alten aus den Sanktuarien der Aegypter geschöpft hätten. Anfechtbar, aber bedeutungsvoll für unsern Zweck ist die Nachricht, Diokletian habe nach einem Aufstande der Aegypter, 296 n. Chr., ihre alten Bücher, in denen die Kunst, Silber und Gold auf chemischem Wege herzustellen, behandelt ward, vernichten lassen, um sie der Mittel zu neuen Rebellionen zu berauben.

Unter den Kopten waren die chemischen Kenntnisse ihrer Vorfahren lebendig geblieben. Auch dafür fehlt es nicht an Beweisen; denn zu Leyden wird ein in Theben niedergeschriebener Papyrus konserviert, der in griechischer Sprache, aber in einer Weise, welche ähnlichen altägyptischen Handschriften so sehr entspricht, daß man dies Manuskript notwendig für eine Uebersetzung von Rezepten aus der Pharaonenzeit halten muß, eine lange Reihe chemischer Verordnungen zur Kenntnis bringt. Es befinden sich unter denselben Rezepte zur Prüfung, Härtung und Färbung von Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn und andres mehr. Die Araber erlernten das von diesen Dingen den Kopten Bekannte, und indem sie es weiter entwickelten, schufen sie diejenige Wissenschaft, welche auch unter uns „Chemie“, das heißt die ägyptische heißt. Alchemie ist nichts als „Chemie“ mit dem arabischen Artikel „al“.

Auch Algebra ist ein arabisches Wort, welches die Wissenschaft: das Getrennte zu verbinden, bedeutet.

Die Muslimen in Kairo haben sie eifrig getrieben und sind, nachdem sie den Euklid kennen gelernt hatten, zu glänzenden Mathematikern, auf Grund der Schriften des Claudius Ptolemäus zu großen Astronomen und Geographen geworden.

Auch auf diesen Gebieten schulden sie den alten Aegyptern mehr als bisher angenommen wurde. Es ist wohl nicht zufällig, daß die größten Mathematiker des hellenischen Altertums als Schüler der Aegypter bezeichnet werden, oder daß es doch von ihnen heißt, sie hätten sich am Nil aufgehalten. Der alte Thales (vor 600 v. Chr.) soll die Höhe der Pyramiden nach ihren Schatten

gemessen haben, und er hat, doch wohl auf Grund ägyptischer Tafeln und Rechnungen, die berühmte Sonnenfinsternis vom 30. September 610, welche am Halys für Meder und Lyder so große Bedeutung gewann, voraus berechnet. Pythagoras hat, wie niemand leugnet, lange in Aegypten geweilt und besonders zu Heliopolis studiert. Er soll sogar der ägyptischen Sprache kundig gewesen sein, und als seine vorzüglichsten Lehrer werden Onuphis und Sonchis genannt. In derselben Gelehrtenstadt bildete sich unter Nektanebos I. Eudemos von Knidos, † 357, heran, und fand unter andrem, daß die Pyramide der dritte Teil eines Prisma sei, welches mit ihr gleiche Grundfläche und gleiche Höhe besitzt. Daß Euklid unter dem ersten Ptolemäer (Soter) seine Elemente in Alexandria geschrieben hat, ist allbekannt. Dem großen Eratosthenes gelang die erste Messung eines Erdmeridians nur infolge der geodätischen Vorarbeiten der Aegypter, welche ihm die gerade Entfernung von Alexandria nach Syene mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben vermochten.

Dies alles ist für die Gelehrten, welche sich mit der Geschichte der Mathematik beschäftigen, nichts Neues, aber nur wenige von ihnen haben sich Einsicht in diejenige Urkunde verschafft, welche uns mit dem Stand des mathematischen Wissens der Aegypter im Anfang des zweiten Jahrtausends v. Chr. bekannt macht.

Der im British-Museum konservierte Papyrus Rhind darf ein Handbuch der altägyptischen Mathematik genannt werden. Er ward unter einem der letzten Hyksoskönige von einem gewissen Ahmesu niedergeschrieben und beweist, daß die Wissenschaft der alten Zeit auch unter den verhaßten Eroberern fortgepflanzt worden ist. Der Heidelberger Aegyptolog Eisenlohr hat diesen merkwürdigen Kodex veröffentlicht und unter Beirat Kantors, des trefflichen Kenners der Geschichte der Mathematik, eine Uebersetzung desselben geliefert.

Einige bei der großen Schwierigkeit der Materie leicht verzeihliche Mißverständnisse dieser Gelehrten sind in einem höchst scharfsinnigen Aufsatze von L. Rhodet,[1]) welchen wir der Aufmerksamkeit aller Mathematiker empfehlen, aufgeklärt worden. Aus dem Papyrus Rhind geht nun die merkwürdige Thatsache hervor, daß sich gewisse Rechnungsverfahren, deren sich der Schreiber dieses uralten Dokumentes bediente, bei den Griechen und durch sie bei den Arabern und den abendländischen Mathematikern des Mittelalters, welchen die Schriften der Araber meistenteils durch jüdische Gelehrte vermittelt wurden, wiederfinden. — Wenn wir zum Beispiel das arithmetische Verfahren des „falschen Ansatzes“ von Ahmesu (um 1700 v. Chr.) bis ins sechzehnte Jahrhundert n. Chr. in Uebung sehen, so ist das wunderbar genug, aber weit erstaunlicher erscheint es noch, daß wir gewisse Progressionsexempel, welche durch die heterogene Art ihrer Zusammensetzung uns ein Lächeln abnötigen, noch um

[1]) Journal Asiatique, Septième serie. Tome 18. 1881.

1200 n. Chr. ganz in derselben Weise wie bei Ahmesu bei dem der orientalischen, namentlich der indischen Mathematik kundigen Fibonacci (Leonardo von Pisa) wiederfinden. Diese von Rhodet aufgedeckte Erscheinung ist so merkwürdig, leicht verständlich und ins Auge springend, daß sie auch den Laien interessieren wird. Das ägyptische Exempel hat folgendes Aussehen:

Schreiber	7
Katzen	49
Mäuse	343
Kornähren	2401
Metzen	16807
	19607

Das bedeutet: 7 Schreiber haben jeder 7 Katzen (49), diese Katzen fangen je 7 Mäuse (343), diese haben in einem gewissen Zeitraum je 7 Kornähren gefressen (2401), jede Aehre, würde man sie ausgesät haben, hätte 7 Scheffel Getreide geliefert (16807). Wieviel macht das oben angeführte aus? 19607.

Dieses Exempel oder ein ähnliches scheint dem des Fibonacci sicher zu Grunde gelegen zu haben; ja, es würde, was die Zahlen angeht, identisch mit ihm sein, wenn der Italiener die Progression nicht um ein Glied weiter führte, als dies durch den Aegypter geschehen ist.

Bei jenem (Fibonacci) lautet es also: Sieben alte Weiber gehen nach Rom: Von diesen hat jedes 7 Maulesel (49), jeder Maulesel trägt 7 Säcke (343) und in jedem Sack 7 Brote (2401); für jedes Brot sind 7 Messerchen da (16807), und jedes Messerchen hat 7 Scheiden. Wieviel macht das oben Angeführte zusammen aus? 137258.[1]) Ohne das letzte Glied würde wie gesagt, das Resultat beider Exempel gleich sein.

Wir dürfen hier nicht näher auf diese Dinge eingehen; wohl aber müssen wir erwähnen, daß der große Geograph, Astronom und Mathematiker Claudius Ptolemäus, welcher nicht, wie man früher annahm, in Pelusium, sondern in Ptolemais Hermein, einer Stadt, die am oberen Nil und also im Herzen Aegyptens lag, geboren ist, doch wohl mit dem Wissenssitz der priesterlichen Gelehrten am Nil vertraut war. Seine Beobachtungen scheint er nicht in Kanopus, sondern im Serapeum zu Alexandria gemacht zu haben. Die Vorarbeiten des Eudoxos

[1]) Vor dem Abschluß dieser Zeilen ist mir ein merkwürdiges Beispiel ähnlicher Art aufgestoßen, welches ganz aussieht wie ein auf reale Verhältnisse angewendetes Progressionsexempel von der Art der oben mitgeteilten. An das alte Berseba (Brunnen der Sieben), wo Abraham den Brunnen grub und dem Abimelech als Pfand für den mit ihm geschlossenen Bund 7 Lämmer gab, knüpft sich folgende Sage: „Hier wohnten die Beni Murr an 7 Quellen, und jede Quelle hatte 7 Becken, jedes Becken 7 Tröge, und aus jedem Trog tranken 7 Pferde.“ — Shylok sagt: „Wär' jedes Stück von den 6000 Dukaten sechsfach geteilt und jeder Teil 'n Dukat, ich nähm' sie nicht, ich wollte meinen Schein.“

von Knidos, welcher wohlbezeugtermaßen die hohe Schule zu Heliopolis von 366—364 v. Chr. besucht hat, des Eratosthenes, des großen Hipparch, des Marinus von Tyrus und andrer waren ihm zur Hand; er kannte die Weltkarte des Milesiers Anaximander, des mit Aegypten vertrauten Hekatäos und Aristagoras, und sein Blick reichte sehr viel weiter als der der ägyptischen Priester. Seine Länder- und Völkerkenntnis ist ihm sicher nicht durch diese, sondern durch die weit verbreiteten Handelsbeziehungen der Alexandriner zugekommen. Dennoch hat er bei seinen Landsleuten viel Brauchbares gefunden, und wenn der arabische Geograph Maçudi versichert, es habe Karten zu der Geographie des Ptolemäus und Marinus von Tyrus gegeben, welche mit Farben gemalt gewesen seien, so erinnert uns das an die spärlichen, bis auf uns gekommenen Proben der altägyptischen Kartographie; denn dieselben stellen die Berglandschaft, in welcher sich die Goldminen des Pharao befanden, zwar in sehr unbeholfener Projektionsweise, aber mit sauberer, mehrfarbiger Kolorierung dar. Gerade die farbigen Karten, welche Mamun, der sich der Gelehrtenschule Fostats mit besonderem Eifer annahm, † 833, von seinen Geographen herstellen ließ, sollen selbst diejenigen des Ptolemäus übertroffen haben.

Man weiß, daß die große Syntaxis des Ptolemäus unter dem arabischen Namen Almagest (ἡ μεγίστη d. i. die größte) und die Handtafeln desselben Gelehrten früh ins Arabische übersetzt worden sind und vor dem Anfang des 16. Jahrhunderts nur durch diese Versionen in Europa bekannt waren. Dann erst ist die Geographie des großen Aegypters, und zwar mit den wenig gelungenen Karten des Agathodaemon in ihrer ursprünglichen griechischen Form den Abendländern zugänglich geworden. Dank diesen Werken waren vom 9. Jahrhundert n. Chr. an die Araber allen Völkern nicht nur in der mathematischen Geographie weit voraus. Sie wußten wohl, daß die Erde eine Kugel sei und im Raume schwebe, wenn sie sich dieselbe auch fälschlich als Mittelpunkt des Alls dachten. Abulfida sagt schon, daß wenn zwei Leute der eine gegen Osten, der andre gegen Westen die Erde umwandeln und an derjenigen Stelle wieder zusammentreffen, von der sie ausgegangen sind, der erste der Kalenderfolge um einen Tag voraus, der andre um einen Tag hinter ihr zurückgeblieben sein wird. Dazu entnehmen wir dem zu früh verstorbenen Peschel die Notiz, daß, als 1522 das erste Schiff, die Viktoria, die Reise um die Welt in westlicher Richtung zurückgelegt hatte, und ein Tag in der Schiffsrechnung fehlte, die besten Köpfe an der Erklärung dieses einfachen Hergangs verzweifelten.

Leider ist unser Wissen von dem Stand der astronomischen Kenntnisse der alten Aegypter ein so beschränktes, daß es verwegen sein würde, aus den Werken des Ptolemäus dasjenige herauszuschälen, was er etwa seinen Landsleuten verdankt; das aber läßt sich leicht erkennen, daß er auf allen Gebieten über sie hinausgegangen ist. Wenn wir nicht annehmen dürfen, daß seine Handtafeln unvollständig erhalten geblieben sind, so beweist sein Königskanon sogar,

daß er manches, was sich zu seiner Zeit doch wohl noch in den Tempelarchiven am Nil vorfinden mochte, geflissentlich unbenutzt gelassen hat; denn während er 20 babylonische, 10 persische und 13 Könige aus dem Hause der Lagiden so wie die römischen Kaiser seit Augustus herzählt, findet sich leider in seinem Kanon keine Reihe der Pharaonen. Seine Lehre von der Excentricität und den Epicyklen der Planeten, welche bis in das späte Mittelalter hinein gültig blieb, knüpft sich sicher an die Vorarbeiten des Appolonius von Perga und des großen Hipparch, und also im besten Falle nur mittelbar an ägyptische Anschauungen. Dagegen möchten wir behaupten, daß sich die Sphärentheorie des Eudoxos, welcher, wie wir wissen, bei heliopolitanischen Priestern in die Schule gegangen, an ägyptische Vorstellungen schließt, denn die Astronomen am Nil hatten lange vor ihm die scheinbar willkürlichen Bahnen der Planeten auf die Kreisform zurückgeführt, und zwar, wie es scheint, in einer seiner Auffassung ähnlichen Weise. Aristoteles spricht von uralten Beobachtungen der Planeten durch Aegypter und Babylonier, und Seneca bestätigt ausdrücklich, daß Eudoxos es gewesen sei, welcher die Kenntnis der Planetenbewegung zuerst aus Aegypten nach Griechenland gebracht habe. Nach diesem selben Eudoxos hatte nun jeder Wandelstern durch eine entsprechende Anzahl von Sphären oder durchsichtigen Kugelschalen, die alle konzentrisch waren, aber sich in verschiedenem Sinne bewegten, fortzurücken. Im ganzen nahm er deren 26 an. Die Zahl wurde später bei Aristoteles bis auf 55 vermehrt. „Man erschrickt," sagt ein großer moderner Gelehrter, „über die geometrische Phantasie der Alten, welche sich den Weltraum mit 55 durchsichtigen Kugelschalen ausgefüllt dachten, die sich um verschiedene Achsen in verschiedenem Sinne und in verschiedenen Zeiten drehten, aber sie lösten damit doch die Aufgabe, das scheinbar Regellose an ein Gesetz und an die vollkommenste Körperform gebunden zu haben."

Sehen wir uns nun in dem schriftlichen Nachlaß der Aegypter um, so finden wir, daß sie sich das All gleichfalls, und zwar von 75 Sphären, erfüllt dachten. Diese werden häufig erwähnt, und ihre Bedeutung tritt am klarsten aus den pantheistischen, sogenannten hekenu Texten in den Königsgräbern von Biban el-muluk hervor, welche von dem Genfer Aegyptologen Naville publiziert und trefflich kommentiert worden sind. Sie werden Kert genannt, und entweder mit dem Klassenzeichen für Stätte, Wohnung, oder mit dem Kreis ◯ determiniert. Die 75 Formen der Gottheit (hier Rē genannt) haben in ihnen ihre Wohnung und erfüllen sie ganz. Der Geist des Höchsten betritt sie, verläßt sie und weilt in ihnen in seliger Ruhe. Sie können kaum etwas andres sein, als die Kugelschalen des Eudoxos. Man hat sie wohl als krystallreine, flüssige Gewölbe zu denken. In den mythologisch-astronomischen Darstellungen, welche man gewöhnlich an den Decken der den Göttern geweihten Hallen findet, führt die als Gestirn zur Erscheinung kommende Gottheit auf ihrem Rücken in goldenen Barken ihre Bewegungen aus. In der pantheistischen Anschauung ist Rē derjenige, in

welchem alle Sphären vereint sind, der sie allesamt in sich schließt, und der sie mit seinem Wesen erfüllt. Naville erinnert hiebei an den Ausspruch des Damascius: „Der ganze Kosmos selbst ist der kosmische Gott, da er ja alle kosmischen Sphären in sich zusammenfaßt.“ Der gelehrte Syrer versichert ausdrücklich, diesen Satz den alten Ueberlieferungen entnommen zu haben, und damit meint er doch wohl die der Aegypter, denn wir wissen, daß er den besten Teil seines Wissens dem Theon von Alexandrien und dem Aegypter Ammonius verdankt.

Einige Texte aus alter Zeit scheinen auch darauf hinzuweisen, daß die Astronomen schon unter den Pharaonen Kenntnis von der Bewegung der Erde besaßen, und der Norweger Lieblein hat alles hierauf Bezügliche sorgsam zusammengetragen; doch hält uns noch mancherlei ab, die von ihm angeführten, allerdings höchst merkwürdigen Beispiele auf astronomische Wahrnehmungen zu beziehen. Die astronomischen Schriften und Tafeln der alten Horoskopen sind verloren gegangen, aber man darf vermuten, daß sie überraschend weitgehende Kenntnisse enthalten haben; denn Diodor versichert, die ägyptischen Astronomen hätten Sonnen- und Mondfinsternisse genau und unfehlbar sicher zu berechnen verstanden, und nach Diogenes Laërtius würden sie von der frühesten Zeit bis Alexander dem Großen 379 Sonnen- und 832 Mondfinsternisse beobachtet haben. Selbst von der Präzession, von dem Umstand, daß die Sterne eine langsame Bewegung nach Osten oder die Wendepunkte nach Westen haben, scheinen die Aegypter früh unterrichtet gewesen zu sein, sie waren also, wie Lepsius geistreich darzulegen versucht hat, mit der Bewegung der Fixsterne vertraut. Die Erde ruhte nach ihrer Ansicht in der Mitte des Weltalls, und alle Gestirne umkreisten dieselbe. Der uns gewährte Raum gestattet kein näheres Eingehen auf die andern, von den Arabern bearbeiteten Disciplinen. Ihre Philosophie war, wie bekannt, durchaus abhängig von Aristoteles, dessen Werke, wie die des Ptolemäus, zum Teil durch ihre Uebersetzungen den Abendländern im Mittelalter zugebracht worden sind. Wir wissen auch so wenig über die Philosophie der Aegypter, daß wir gern von der Aufgabe abstehen, in den philosophischen Werken der Araber nach Entlehnungen zu suchen. Ihr bestes haben die griechischen Philosophen selbständig gefunden, und doch wüßten wir Teichmüllers geistreichen Hinweisen auf das Aegyptische im Hekataeus vieles hinzuzufügen. In den Schriften der Neuplatoniker ist uns selbst manches unbedingt Aegyptische begegnet. Auch noch in arabischen Traktaten, wie der des Hermes an die menschliche Seele, findet sich manche merkwürdige Reminiscenz an Ideen, welche wir schon früh von ägyptischen Priestern aussprechen hören.

Die Religion der Muslimen kam mit ihren Bekennern fertig und in abgeschlossener Gestalt nach Aegypten. Der Koran ist dort vielfältig, eingehend und mehr oder minder tief und geistreich kommentiert worden; aber natürlich immer nur in echt arabischem Sinne. Dagegen schließt sich gerade in Kairo manches äußere Beiwerk, namentlich aber die Form der Bethätigung des Wohl-

thätigkeitssinnes und eine Reihe von funerären Gebräuchen an Sitten und Gewohnheiten, welche doch wohl auf altägyptischem Boden erwachsen und durch Vermittlung der Kopten in das muslimische Leben verpflanzt worden sind. Wir meinen zunächst den Gebrauch, Schulen als fromme Stiftungen mit den Gotteshäusern zu verbinden; denn sehen wir in die früheste Zeit zurück, so finden wir, daß sich alle Pflanzstätten der Wissenschaft, von denen uns hieratische Handschriften erzählen, eng an die Tempel der Götter schlossen. Die bedeutendste unter diesen Lehranstalten blühte auf dem Gebiete der Nekropole von Theben und gehörte samt der berühmten Bibliothek, welche die Aufschrift „Heilanstalt der Seele“ trug, zu dem Memnonium Ramses' II. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man sich bei der Anlage des Alexandrinischen Museums nach solchen ägyptischen Mustern gerichtet hat. Auch in der Wohnstadt Theben wurden in Zusammenhang mit dem großen Reichsheiligtum Lehranstalten unterhalten. Die in ihnen herangebildeten Schüler begegnen uns mehrfach unter dem Namen der Zöglinge oder Eleven des Ammonshauses, und es steht fest, daß sich auch die hohen Schulen von Heliopolis und Saïs an die Tempel dieser Städte geschlossen haben. Jedes Heiligtum besaß liegende Gründe und wurde von dem Pharao und Privatpersonen in hervorragender Stellung, oft mit Anspruch auf fromme Gegenleistungen, mit Stiftungen bedacht. Der mobile und immobile Besitz der Tempel und Schulen hat sich namentlich durch Ramses' III. verschwenderische Freigiebigkeit stark vergrößert, und man kann ihn durchaus mit den aukāf (Sing. wakf) vergleichen, den Stiftungsfonds, an denen Kairo besonders reich ist, die aber seit Mohammed Ali unter staatlicher Aufsicht stehen. Freilich läßt es sich schwer begreifen, wie sich der heidnische Gebrauch durch die christliche Zeit in die muslimische retten konnte.

Beim Uebergang der Völker von einer Religion in die andre pflegt mit großen Einrichtungen der alten Lehre gründlich aufgeräumt zu werden, während sich unwesentliches einzelnes gern erhält und als Aberglaube oft unendlich lange hinfristet.

So hat sich die Verehrung der Katzen, welche bei den alten Aegyptern so hoch heilig gehalten wurden, wenn auch in mehr und mehr abgeschwächter Form bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Kadi hatte noch bis vor kurzem die Verpflichtung, obdachlose Mäusefänger größtenteils auf seine Kosten zu füttern, und in einem bestimmten Hofe wird wohl heute noch für sie jeden Nachmittag Fressen hingestellt, zu dem sie sich drängen. Der große Sultan Bebars hinterließ für den Unterhalt der Kairener Katzen einen Garten im Norden der Stadt. Der wackere Pilger Arnold v. Harff sah einen Soldaten mitten im Sonnenschein sitzen und bemerkte, daß er sich unter Leiden rösten und blenden ließ und es in den Schatten zu rücken verschmähte, weil er es nicht übers Herz bringen konnte, den Schlummer einer in seinem Schoße ruhenden Katze zu stören.

Ganz besonders merkwürdig will es uns scheinen, daß sich dieser Rest des alten Tierdienstes in eine der wichtigsten religiösen Handlungen der ägyptischen Araber, die Pilgerfahrt nach Mekka, eingedrängt hat.

Das Pilgern zu einem bestimmten Heiligtum war schon in der Pharaonenzeit in Gebrauch. Als Ziel der vornehmsten Wallfahrt wird Bubastis im Delta genannt. Dort stand das bedeutendste Heiligtum der Göttin Sechmet, der Tochter des Sonnengottes Rē, welche mit dem Katzenkopf als Herrin der Liebe, welche Leidenschaft, Lust und festlichen Rausch den Frauen ins Herz gießt, gedacht wird. Männer und Weiber aus ganz Aegypten strömten in toller Ausgelassenheit zu ihrem Tempel. 700 000 Menschen sind, wie Herodot berichtet, alljährlich nach Bubastis gekommen und haben die verstorbenen und mumisierten Katzen dorthin zur Bestattung gebracht. Und diese Nachricht hat volle Bestätigung gefunden; denn vor kurzem ist bei dem Trümmerhaufen, welcher als einziger Rest des berühmten Wallfahrtsortes bei Zakazik aus der Ebene hervorragt, der Katzenfriedhof mit unzähligen Knochen und Knöchlein dieser heiligen Tiere entdeckt worden. Wie unter den Pharaonen 700 000 Gläubige nach Bubastis fuhren, so sind heute 70 000 Muslimen verpflichtet, nach Mekka zu pilgern. Wenn diese Zahl nicht voll wird, so ergänzt sie der Himmel durch seine Engel. Die Karawane bricht mit dem Mahmal von Kairo auf, und was folgt da in dem langen Zuge dem Kamel-Schech, welcher halb nackt und mit struppigem Haar alljährlich die Pilgerfahrt mitmacht? Es ist der Katzenvater oder Schech, welcher vor sich und in Körben, die von beiden Seiten seines Sattels herabhängen, so viele Katzen mit sich führt, als er nur immer vor und neben sich unterzubringen vermag.

Früher begleitete statt des „Katzenvaters“ eine „Katzenmutter“ die Karawane, aber bei dem geringen Anteil, welchen die Frauen an der Pilgerfahrt haben, wurde das Weib von dem Mann verdrängt; — der Islam hat ja überhaupt den Frauen die bevorzugte Stellung genommen, welche ihnen im alten Aegypten zukam. Ein ähnliches Pilgerfest wie das von Bubastis, wird gegenwärtig zu Tanta gefeiert. Es knüpft sich an das Grab und Gedenkfest des heiligen Sejjid Ahmed el-Bedawi. Panegyrien, wie sie großartiger auch nicht in der Pharaonenzeit gedacht werden können, gesellen sich zu der religiösen Feier, und wir selbst haben ganze Kähne voll übelberufener Frauen auf die Messe von Tanta fahren sehen. Sobald dieselben andern Barken begegneten, stießen sie jenes helle wunderliche Gekreisch aus, mit dem sie in leidenschaftlicher Erregung, froher wie schmerzlicher, das Ohr zu zerreißen verstehen. Diese Schönen benahmen sich überhaupt nicht viel schicklicher als ihre Ahnfrauen bei der Fahrt nach Bubastis.

Auf den Friedhöfen von Kairo wird der Kenner des ägyptischen Altertums viele Spuren aus vorchristlicher Zeit wiederfinden. Die Griechen verbrannten die Toten, die Christen schritten gegen die Mumisierung ein, vor

welcher zum Beispiel einer der ältesten Heiligen der koptischen Kirche seinen Leichnam gerettet zu sehen wünschte, und so ging die Kunst der Kolchyten, der Paraschisten und Taricheuten verloren, aber so gut Memphis und Theben ihre Nekropolen gehabt haben, besitzt auch Kairo seine Totenstadt. Freilich liegt dieselbe nicht nach altägyptischem Gebrauch im Westen, sondern im Osten der Stadt. Dieser Umstand fällt teils der Lage von Kairo, teils der veränderten Wertschätzung der Himmelsrichtungen zur Last, denn diese ist bei den Muslimen eine ganz andre, als bei den alten Aegyptern. Diese räumten überall dem Süden, der Heimat des Nils, von dem das Wohl und Wehe ihres Landes bedingt wird, den ersten Rang ein, und da sie das Schicksal der Seele stets mit dem Laufe der Sonne vergleichen, und die Barke des Tagesgestirns den unsterblichen Teil des Menschen aufnahm, um mit ihm am Abend in der Unterwelt zu verschwinden, mußten sie selbstverständlich die Nekropolen in den Westen ihrer Städte legen. Derselben Himmelsrichtung sind auch, weil Osiris im Westen wohnt, die Sarkophagkammern in den Pyramiden zugewandt. Den Muslimen am Nil ist dagegen der Osten die vornehmste Himmelsrichtung. Ihm sind die Gebetnischen zugekehrt, gen Morgen richtet sich das Antlitz des Flehenden, und dahin läßt der Sterbende sein Haupt wenden, denn dort liegt die heiligste unter den heiligen Städten, liegt Mekka mit seiner Ka'ba. Außerdem schlossen sich die Araber an eine verständige wirtschaftliche Erwägung der Eingeborenen des von ihnen eroberten Landes, auf die schon Arrian in den ersten Versen einer Distichenreihe, welche er in den großen Sphinx meißeln ließ, also hindeutet:

„Götter gründeten hier das weithin prangende Bildwerk,
Sorglich sparend des Feld's Weizen erzeugende Flur."

Die Wohnungen der Toten wurden in die Wüste verlegt, um das die Lebenden nährende Fruchtland nicht zu schmälern, und — auch diese Erwägung ist gut begründet, — um die Leichen vor der Ueberschwemmungsflut zu sichern. Die Mumien sollten nicht durch das Wasser beschädigt werden, und Erfahrung mag die priesterlichen Aerzte gelehrt haben, daß von durchnäßten Totenäckern nach Rücktritt der Ueberschwemmung verderbliche Ausdünstungen aufsteigen. So liegt denn die Karafe, wie die Kairener ihre Nekropole nennen, im Osten und Südosten der Stadt auf dem Boden der Wüste. Hierher begeben sich jeden Freitag die muslimischen Bürger vor Sonnenaufgang, sprechen auf dem Grabe ihrer Verstorbenen eine Sure aus dem Koran und verteilen Datteln, Brote und dergleichen an die Armen. Dabei wird die Rebabe und Darabuke (Viola und Handtrommel) gespielt, und der Besuch des Friedhofs gestaltet sich zum Fest. Ganz ähnlich verfuhren die alten Aegypter.

An festgesetzten Tagen besuchten die Hinterbliebenen die Gruft ihrer Verschiedenen, opferten, schmausten, ließen Harfenspiel und Gesang ertönen und forderten die Ueberlebenden auf, sich des Daseins zu freuen. Im Grabe des Neferhotep in Theben (16. Jahrhundert v. Chr.) sieht man, in den Stein

gehauen, das Bild des Harfners, welcher angestellt war, um bei solchen Festen die Stimme zum Saitenspiel zu erheben, und dieser Sang zeigt, wie sich in das auf den Tod gerichtete Gemütsleben der alten Aegypter, welche dennoch so ausgelassen wie wenige andre Völker Feste feierten, ein gutes Teil frischer Lebenslust gemischt hat. Man fühlt sich versucht an das Anakreontische:

„Der heut'ge Tag liegt mir am Herzen
Wer weiß denn, was der nächste bringt?"

oder an das Horazsche „carpe diem" und die ganze Ode an die Leuconoe zu denken, wenn man den Harfner in der Gruft des Neferhotep singen hört:

„Fei're, mein Prophet, den Festtag;
Duftiges Salböl, Balsamharze
Bieten wir, und Blumenkränze
Schlingen wir um Brust und Arme
Deiner vielgeliebten Schwester,
Die sich hold zu dir gesellt.
Lieder singen, Harfe schlagen,
Wollen wir vor deinem Antlitz.
Laß dahinter alle Sorgen,
Und sei eingedenk der Freuden,
Bis uns naht der Tag der Reise,
Da man landend Ruhe findet,
In dem Reich, das Schweigen fordert."

Ist es zufällig, daß die Sänger, welche den Sarg des verstorbenen Muslim begleiten, häufig wie die bei dem ägyptischen Totenkultus thätigen Musiker Blinde sind? Und wer kennt die altägyptischen Darstellungen von Weibern, welche die Totenklage anstimmen, wer hat gelesen, was Herodot über das Gebahren der trauernden Aegypterinnen erzählt, ohne an dies alles erinnert zu werden, wenn er sieht, wie sich die Kaireneriunen, welche dem Sarge eines Verstorbenen folgen, heute noch Brust und Stirn mit Schlamm bestreichen, die Arme erheben und das Haupt mit den Händen schlagen?

Wenn solch ein Leichenzug uns begegnet, möchten wir denken, daß sich unser „Heute" ohne Unterbrechung an die Tage des Neferhotep schließe. Die Klageweiber an der Bahre der verstorbenen Kairener scheinen die direkten Nachfolgerinnen derjenigen zu sein, welche wir auf zahllosen Bildern zu Häupten und Füßen des Osiris und jedes ägyptischen Toten mit lautem Jammergeschrei klagen sehen. In welchem arabischen Gesang haben wir das Linoslied wieder zu erkennen, welches Herodot nur bei den Griechen, Phöniziern und auf Cypern gehört hat, und das am Nil Maneros genannt worden sein soll? Vielleicht darf die Melodie des „Dus ja lelli" beginnenden Gesanges dafür gehalten werden. Ich habe die folgende Weise nicht nur tausendmal in Aegypten, sondern auch, freilich in etwas veränderter Form, in Andalusien, wo überhaupt viele maurische Gesänge erhalten geblieben sind, singen hören.

Es sei bemerkt, daß dies Lied nicht nur bei traurigen, sondern auch bei freudigen Veranlassungen gesungen wurde.[1])

Wie bei der Trauer, so mischt sich auch in die Lust der Feste das Alte und Neue. Eine der ausgelassensten Figuren auf den Jahrmärkten und bei den meisten Volksbelustigungen in Kairo und andern ägyptischen Städten trägt ein Attribut, welches bei mancher Festfeier in der Pharaonenzeit bedeutungsvoll war, und treibt mit demselben ein tolles Spiel. Sie dankt ihren Namen dem Vezir Saladins, Karatusch, welcher ein höchst wunderlicher Kauz gewesen sein muß.

Die Schlangenbändiger, denen man auf offener Straße und bei allen Volksbelustigungen begegnet, bilden eine Familie, in der sich das Geheimnis, giftige Ottern zu zähmen, sie aus den Häusern zu vertreiben, sie in steife Stöcke zu verwandeln, sie tanzen zu lassen und so weiter seit Tausenden von Jahren vererbt hat. Von den Kunststücken, welche die Magier des Pharao dem Moses vorführten, weiß jedes Kind; aber wir besitzen auch einen satirischen Papyrus aus der Zeit Ramses' III., auf dem wir vor der hohen Pforte, dem Palaste des Königs, einen Widder und einen Esel Laute und Harfe schlagen und ein Krokodil mit einer Schlange Zauberei treiben sehen. Rezepte, um schädliche Tiere aus den Häusern zu vertreiben, finden sich schon im Papyrus Ebers. Lane behauptet, die modernen Psyllen trügen nur solche Schlangen bei sich, denen sie vorher die Zähne ausgebrochen hätten.

Derselbe Gelehrte erzählt von einer Einrichtung, welche bis vor kurzem in Kairo bestand, und aus der, wie wir aus bester Quelle wissen, noch von vielen lebenden Kairenern Nutzen gezogen worden ist.

Alle Innungen und Gewerke der Stadt haben ihre Vorsteher oder Schechs, und selbst die gewöhnlichen Diebe erkennen einen solchen Oberen an. An diesen wandte man sich oft, um gestohlene Sachen zurückzuerlangen und die Diebe vor Gericht zu ziehen. Dies gelang auch gewöhnlich mit seiner Hilfe. Hiemit vergleiche man nun die folgende Notiz, welche wir Diodor von Sizilien wörtlich entlehnen: „Es war verordnet, daß diejenigen, welche das Diebsgewerbe treiben wollten, bei dem Vorsteher der Diebe ihre Namen aufschreiben ließen. Hatten sie etwas gestohlen, so mußten sie sogleich eingestehen, was sie gethan und ihm ihre Beute vorzeigen. Der Bestohlene hatte dann eben diesem Vorsteher der Diebe ein geschriebenes Verzeichnis aller abhanden gekommenen Gegenstände einzureichen und Ort, Tag und Stunde, da sie ver-

---

[1]) Schon aus diesem Grunde können wir den Deutungen, welche Brugsch in seinem „Adonisklage und Linoslied" dem Linos und Maneros giebt, nicht beipflichten. Wilkinson wird von dem „ja lelli" an das hebräische hallel, singen, preisen, wovon „hallelu—ja" kommt, erinnert. Unter allen Kairenern ist es ein gewöhnlicher Ausruf der Freude.

schwunden waren, anzugeben. Auf diese Weise wurde alles leicht aufgefunden, und nun hatte der Bestohlene den vierten Teil des Wertes seines geraubten Eigentums zu bezahlen und erhielt dasselbe zurück." Weil es eben unmöglich war, den Diebstahl ganz zu verhüten, so ersann der Gesetzgeber dieses Mittel, alles Gestohlene gegen ein geringes Lösegeld wieder herbeizuschaffen. Wie merkwürdig ist doch die lange Lebensdauer dieses scheinbar widersinnigen Gebrauchs.

Fraglos altägyptisch ist auch ein Teil des Kalenders, dessen sich die Kaireuer heute noch bedienen. Bei der schwankenden Natur des muslimischen Mondjahres fallen die periodisch wiederkehrenden Feste in verschiedene Zeiten des Jahres, und so ist es natürlich, daß die heutigen Aegypter bei denjenigen Festen, welche mit solchen Naturereignissen zusammenhängen, die regelmäßig wiederkehren, sich lieber des koptischen als ihres eignen Kalenders bedienen, denn jener gründet sich auf das altägyptische Sonnenjahr, welches durch Julius Cäsar auch unserm Kalender zu Grunde gelegt worden ist. Ja es schließen sich sogar an die christlichen Festtage im koptischen Kalender manche religiöse und abergläubische Gebräuche der Muslimen. So legt man die 49 Tage des Chamsin oder heißen Südwestwindes in die Zeit zwischen den koptischen dritten Osterfeiertag bis zum Pfingstsonntag. Auch der Eintritt der Nilschwelle wird nicht nach dem muslimischen, sondern nach dem koptischen Kalender bestimmt, und gerade bei der Feier dieses Naturereignisses hat sich viel Altägyptisches erhalten. Stern wies schon bei seiner Behandlung der Nilstele von Gebel Silsile darauf hin, daß die beiden von Ramses II. eingeführten Nilfeste als Vorgänger derjenigen zu betrachten sind, welche heute noch in der Hauptstadt Aegyptens gefeiert werden. Das eine ist die „Nacht des Tropfens", welche immer auf den 11. Bauneh (17. Juni) fällt, in welcher Zeit der Nilstand am niedrigsten ist, das andre der Durchschnitt des Dammes, ein nach dem Stande des Wassers anberaumtes Fest. Beide liegen wie die auf der Nilstele aus der Blütezeit der Pharaonenherrschaft verzeichneten Feste um zwei Monate auseinander. Von den Klassikern (Herodot, Strabo, Plinius) hören wir, daß die Höhe der zu zahlenden Steuern alljährlich nach dem Ausfall der Ueberschwemmung bemessen worden, und daß zu einem fruchtbaren Jahre eine Wasserhöhe von 14—16 Ellen nötig gewesen sei. Wer kennt nicht den „Vater Nil" im Vatikan, welchen 16 Kindergenien als allegorische Verkörperungen dieser 16 Ellen umspielen? Die hier mitgeteilte erwünschte Höhe des Wasserstandes bezieht sich, wie Aristides ausdrücklich hervorhebt, auf den Nilmesser von Memphis, und wir wissen, daß derselbe einfach von dem linken auf das rechte Nilufer oder genauer auf die Fostat gegenüberliegende Insel Roda übertragen worden ist und seine für das ganze Land maßgebende Bedeutung bis heute erhalten hat. Ueber den Durchschnitt des Dammes und die damit zusammenhängenden Feste haben wir an einer andern Stelle gehandelt. Hier sei nur erwähnt, daß einige uralte Gebräuche mit ihm verbunden

geblieben sind. Zu diesen rechnen wir in erster Reihe die Herstellung eines Erdkegels, welcher el-ʿarus, d. i. die Braut, genannt wird und auf dem Damme so aufgestellt wird, daß ihn die Flut 8—14 Tage, bevor sie ihren höchsten Stand erreicht hat, fortspülen muß. Schon der Umstand, daß man etwas Korn auf seine Spitze zu legen pflegt, deutet an, daß er wohl ursprünglich die Stelle eines Opfers zu vertreten hatte. Und in der That scheint seine Herstellung mit der alten Sitte, kurz vor dem Eintritt der Nilschwelle ein Opfer in den Strom zu werfen, in Zusammenhang zu stehen. Diese Sitte ward bezeugtermaßen in heidnischer Zeit auch bei Memphis geübt; denn Plinius erzählt, daß bei den Neiloa genannten Nilfesten von den Priestern eine goldene und eine silberne Schale in die sogenannte Quelle des Nils bei Memphis geschleudert worden sei.

Die folgende Geschichte, welche Ibn Ajas aufbewahrt hat, ist bekannt. Als kurz nach der Gründung Fostats durch ʿAmr der Nil nicht steigen wollte, wünschten die Kopten eine Jungfrau, das Opfer, welches man jährlich dem Strom in die Arme zu werfen pflegte, in die Wogen zu stürzen; denn sie meinten, daß der Nil nur wachsen werde, wenn er diesen seinen Tribut empfangen habe. Als die Ueberschwemmung nicht kommen und kommen wollte, wandte sich der Feldherr an den Kalifen und setzte ihn von dem Geschehenen in Kenntnis. Der Bote kehrte zurück, und zwar mit einem Briefe Omars, welchen ʿAmr in den Nil werfen sollte. So geschah es, und schon in der folgenden Nacht erreichte die Ueberschwemmung die nötigen 16 Ellen. Das Schreiben des Kalifen hatte folgende Worte enthalten: „An den gesegneten Nil Aegyptens. Wenn Du bisher nur infolge Deines eignen Willens geflossen bist, so stelle Dein Strömen ein, wenn es aber von den Befehlen des sehr erhabenen Gottes abhängig war, so flehen wir zu diesem Gotte, daß er ihm sein volles Wachstum verleihe.“ Dieser Geschichte liegt jedenfalls eine Thatsache zu Grunde; denn die Christen unter den Kairenern haben noch zur Zeit des zuverlässigen Makrizi, 1442, ein Kästchen mit dem Finger eines Heiligen in den Nil geworfen, um ihn zu einer günstigen Schwelle zu bewegen. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß diejenigen, welche kurz nach der Gründung Fostats auf das Opfer einer Jungfrau drangen, Christen, und daß schon unter den heidnischen Aegyptern Menschenopfer früh verpönt waren, sieht man sich genötigt an eine Verwechslung oder Entstellung in der Erzählung des Ibn Ajas zu denken. Natürlich ist in der Pharaonenzeit nicht weniger ungeduldig auf den Ausfall der Ueberschwemmung gewartet worden, als im 7. Jahrhundert n. Chr. und heute, und die Eigenart des altägyptischen Kultus zwingt geradezu zu der Annahme, daß kurz vor dem Eintritt der Nilschwelle große Prozessionen stattgefunden haben und mancherlei Opfer dargebracht worden sind. Diese müssen dem Nilgotte Hapi und dem Osiris gegolten haben. Der letztere wurde für die alles Hinwelkende zu frischem Leben erweckende Urkraft

gehalten, welche in der Unterwelt zeugend fortwirkt und dort auch in den Nil, welcher die Sitze der Verstorbenen durchwogt, den Samen zu neuem Anwachsen legt. In pantheistischen Texten wird Osiris geradezu der Nil genannt, und wie er das Licht aus der Finsternis, das Verstorbene zu frischem Leben, die verdorrte Vegetation zu neuem Aufblühen erweckt, so läßt er auch den Strom Aegyptens „schwellen zu seiner Zeit“.

Diese Anschauungen hatten sich auch in die christliche Lehre der Kopten eingeschlichen; aber da es ihnen höchstens gestattet war, an die heidnische Gottheit als an einen Dämon zu denken, übertrugen sie ihr gütiges Walten, welches am lebendigsten in der regelmäßig wiederkehrenden Schwelle ihres Stromes zur Erscheinung kam, auf einen heiligen Orion. In einem christlich ägyptischen Papyrus, welcher in griechischen Hexametern geschrieben ist und aus dem 5. oder 6. Jahrhundert n. Chr. zu stammen scheint, findet sich in einer Beschwörung die folgende Stelle: „Komm zu mir, heiliger Orion, der du ruhst in der nördlichen Gegend, der du wälzest die Fluten des Nils und sie vermischest mit dem Meere.“ Diese Formel sieht ähnlichen heidnisch ägyptischen sehr ähnlich, und es mag hier erwähnt werden, daß in Texten aus der Pharaonenzeit Osiris geradezu als Orionstern angerufen wird. So hat sich ein verkappter Osirismythus unter den Kopten gewiß bis zum Einfall der Muslimen erhalten, und da wir von mancherlei Opfern hören, welche die alten Aegypter in den Nil geworfen haben (wir erinnern an die oben erwähnten Schalen), so läßt es sich wohl annehmen, daß die Kopten diesem Gebrauch ihrer Väter noch nicht völlig entsagt hatten, als 'Amr Fostat erbaute. — An die Darbringung einer wirklichen Jungfrau, eines Mädchens von Fleisch und Bein, dürfen wir allerdings nicht denken; aber wenn wir hören, daß Manetho bei Porphyrius mitteilt, die Aegypter hätten in früherer Zeit Menschen in Menge geopfert, und erst Amasis habe diesen schrecklichen Gebrauch abgeschafft und an die Stelle der Menschen Wachsfiguren gesetzt, so können wir vielleicht eine Handhabe für die Lösung des Rätsels gewinnen. Die Kopten wollten die aus Wachs gebildete Statue einer Jungfrau unter gewissen Zeremonien in den Nil werfen, 'Amr aber meinte dies nicht dulden zu dürfen, weil der an die Allmacht des einen Gottes glaubende Araber, der Bilderfeind, einem Götzen nichts verdanken mochte. Vielleicht ist die Braut, welche die Araber heute aus Nilschlamm zusammenkneten, als Nachfolgerin solcher Wachsfigur zu betrachten. Diese Vermutung gewinnt einigen Halt durch das folgende: In den hieroglyphischen Texten finden sich Berichte über die bei den Nilfesten geübten Zeremonien. Die Statue der Hathor, deren schöner Busen an einem gewissen Tage vor den Anbetern entblößt wurde, begab sich zur Zeit der Nilschwelle in feierlicher Prozession nach Edfu, um dort ihren Sohn Horos zu besuchen. Zur selben Zeit sollte nach dem Festkalender von Esne (am 13. Epiphi) die Göttin Neith ihren Sohn neu gebären. Dabei zeigte sich ihr Haupt und „sie

liegt, ihn tragend, hingestreckt auf dem Wasser". Es scheint also in der That das Bild einer Göttin (der Neith) während der Nilschwelle auf den Strom gelegt worden zu sein, denn die meisten Angaben in diesen Berichten beziehen sich auf die mit den Bildern der Gottheit vorzunehmenden Zeremonien. Vielleicht knüpfte sich an diesen Gebrauch die noch unter den Christen zur Zeit des Amr übliche Sitte, vielleicht haben wir dabei an eine andre, mit dem Kult des Osiris zusammenhängende Zeremonie zu denken, auf welche es uns an dieser Stelle einzugehen versagt ist.

Eine Thräne der trauernden Isis, welche das Herz nach der Wiederkehr ihres Gatten zergrämte, fiel nach dem Glauben der Heidenzeit in den Strom und ließ ihn wachsen und führte, nachdem Horus den Set (die Dürre) bezwungen, den Gemahl (Osiris=Nil) zu der weinenden Gattin (der nach Befruchtung lechzenden Erde) zurück; aus dieser Zähre aber haben die Araber den „göttlichen Tropfen" gemacht, welcher infolge ihrer Anschauungsweise die Schwelle des Nilstroms bewirkt.

So findet der Forscher in Kairo überall und überall in dem Neuen das Alte: in der Kunst, der Wissenschaft, dem bürgerlichen und öffentlichen Leben. Auch in der Volkspoesie hat sich, wie wir an einer andern Stelle zu zeigen gedenken,[1]) manches aus frühester Zeit erhalten. Das physikalische Gesetz von der Erhaltung des Stoffes bewährt sich auch an den Errungenschaften des menschlichen Geistes. Scheinbar verschwinden sie, verflüchtigen sich oder gehen in nichts auf; aber sie werden nur vergessen und wandeln sich in Wirklichkeit nur in neue, kaum mehr kenntliche Formen um oder verschwinden zeitweilig unter Staub und finsteren Wolken. Dennoch leben und wirken sie fort, und sie unter Schutt und in dichter Verkleidung aufzusuchen und zu erkennen, gehört sicherlich zu den schönsten Freuden des Forschers. Welch ein Genuß, in Kairo Ausschau zu halten nach den Resten der alten Zeit. Mögen diejenigen, denen es heut gegeben ist, die Geschicke des Nilthales zu lenken, nicht vergessen, daß sie mit jedem Denkmal aus den Blütetagen Aegyptens einen Teil seiner Größe vernichten. Die Geschichte flicht Kränze, aber sie schwingt auch die Geißel, und sie hat mit kräftigeren Schriftzügen das Zerstörungswerk der Vandalen als die herrlichen Thaten desselben wackeren Volkes in ihre Tafeln gegraben.

---

[1]) [Vergl. S. 214.]

Der erste Katarakt. [1]

Noch vor kurzem fragte in Europa so mancher mit lebhafter Spannung, was es Neues an den Katarakten gebe, und es war die Politik und das wechselnde Glück der Schlachten, was den Blick nicht nur der Engländer dahin wandte. Die Zeit, in der hier wohl disciplinierte britische Regimenter gegen die zusammengelaufenen Scharen des Mahdi Siege erfochten, die leicht gewesen wären, wenn nicht die Natur zwischen Wendekreis und Aequator der raschen Fortbewegung und Ernährung einer europäischen Streitmacht so schwer überwindliche Hindernisse in den Weg legte, ist fürs erste vorbei, wenn auch der Gährungsstoff unter den Muslimen in jenen Breiten noch keineswegs zur Ruhe kam. Aber, was die Zukunft auch bringe: die überlegene Energie und Schulung, die nüchtern erwägende Klugheit und bessere Bewaffnung des Europäers wird hier stets die Oberhand behalten.

Im letzten Kriege hätten die englisch-ägyptischen Regimenter, die in feurigem Fanatismus glühenden, beweglichen und bisweilen sogar recht gut geführten Haufen der afrikanischen Derwische noch schneller zu Paaren getrieben, wenn der Transport der Mannschaften, des Kriegsgerätes und Proviantes nicht durch die natürlichen Hindernisse, welche die Schiffahrt aufhielten, in höchst unwillkommener Weise erschwert worden wäre.

Wer mit zugesehen hat, welche Mühe, welchen Aufwand von Zeit und Menschenkraft es erfordert, ein größeres Nilboot über die Stromschnelle zu befördern, die immer noch den stolzen Namen „Katarakten" führen, muß sich billig wundern, daß die ägyptische Regierung, unter deren Auspizien das Nilthal mit einem vielmaschigen Netz von Schienen und Telegraphenleitungen überspannt ward, nicht längst Sorge trug, die Wasserstraße, welche Chartum mit Kairo verbindet, und die auch für die englischen Oberherren des Landes so große Wichtigkeit besitzt, von jedem Hindernis zu befreien. Die Lösung

---

[1] Aus der „Deutschen Rundschau", 17. Jahrgang, Heft 7, April 1891.

dieser Aufgabe wäre für britische Ingenieure ein kleines, und der Erfolg, wie wir sehen werden, von vornherein gesichert.

Das Neue, das wir jetzt noch von den Katarakten zu berichten wissen, bezieht sich nämlich auf die jüngst entdeckte inschriftliche Bestätigung des Umstandes, daß wenigstens der erste Katarakt schon im frühen Altertum für Schiffe passierbar gemacht wurde, und diese Nachricht scheint uns wohl geeignet, die ägyptische Regierung anzuspornen, mit der Herstellung zunächst eines Kanals durch die Stromschnelle zwischen Assuān und der Insel Philae ungesäumt zu beginnen. Man weiß ja ohnehin nirgends besser als zu Kairo, wie große Schwierigkeiten die Stromschnellen dem Verkehr mit dem Sudan in den Weg legen.

Schon vor etlichen Jahren hat man durch die Anlage einer Eisenbahn, welche Menschen und Waren um den ersten, nördlichsten Katarakt herumführt, ein Werk geschaffen, das den Reisenden und Händlern manchen Vorteil bietet; die Letzteren aber sind gezwungen, die Güter, welche sie dem Süden zuführen oder von dort her nach Kairo bringen, auf dem Wasserwege zu befördern. Wünschen sie für dieselben den neuen Schienenweg zu benutzen, so gilt es die Waren umzuladen und das erleichterte Schiff über den Katarakt ziehen zu lassen oder jenseits desselben sich eines neuen zu bedienen. Das alles ist so kostspielig wie zeitraubend, und selbst unter den günstigsten Umständen, das heißt, wenn es bei hohem Wasserstand angeht, ein beladenes Nilboot über die Stromschnellen zu ziehen, erleidet die Fahrt eine Verzögerung von wenigstens zwei, bisweilen aber auch von drei und vier Tagen, und die Beförderung einer gewöhnlichen Dahabīje, die 200 Ardeb (der Ardeb zu 180 Liter) faßt, über den Katarakt kostete während unsers letzten Aufenthaltes am Nil nach unserm Gelde 120 Mark. Dazu kommt noch das Bachschīsch oder Trinkgeld, worin sich bei der Ueberführung eines großen Nilbootes an hundert Kataraktenleute und ihr Re'īs oder Vorsteher teilen, und das sich auf 40—50 Mark zu belaufen pflegt. Die Arbeit dieser Leute ist auch keine leichte, und es bietet ein höchst eigenartiges Schauspiel, ihre herrlich gebauten, nackten Gestalten, deren Haut, wenn die Anstrengung ihr die Poren öffnet, im schönsten Kupferbraun spiegelglatt glänzt, das Schiff umwimmeln, es mit katzenartiger Geschwindigkeit erklettern, es mit Seilen und Stangen ziehen und zurückhalten, stützen und heben zu sehen. Dabei kommt diese fleißige Schar nie zum Schweigen, sondern singt, schreit und ruft Heilige an, bis das Werk vollbracht ist. Auch beim höchsten Wasserstand kann kein größeres Nilschiff ohne den Beistand so vieler Menschenkräfte den Katarakt passieren, während man allerdings in kleinen Ruderbooten von der Insel Philae oder dem Dorfe Schellāl, dem südlichen Endpunkt der Eisenbahn aus, nach Assuān zu gelangen vermag.

Schon dieser Umstand beweist, wie falsch es wäre, sich die Nilkatarakten wie den Rheinfall von Schaffhausen oder gar den Niagara vorzustellen. Die

Berichte alter Reisenden, die von den die Katarakten oder Katadupen umwohnenden Menschen erzählen, daß sie infolge des wilden Getöses der von den Felsen stürzenden Wassermassen allesamt taub seien, wurden noch am Hofe Ludwigs XIV. geglaubt, doch schon seit der Expedition des Generals Bonaparte nach Aegypten und dem Erscheinen des großen Werkes derselben, der „Description de l'Égypte", ist sichere Kunde an Stelle dieser Wundermären getreten, und wenn wir selbst bei Gebildeten immer noch der Meinung begegneten, die Nilkatarakten seien großartige Wasserfälle, so wird dies durch mancherlei Nachklänge jener alten sagenhaften Berichte verschuldet.

Immerhin ist die Fahrt über den Katarakt im Ruderboot stromauf unmöglich, stromabwärts nicht gefahrlos und bei dem jetzigen Zustande der Stromschnellen für die Beförderung von Reisenden und Waren gleich unanwendbar. So viel mir bekannt ist, haben außer Heinrich Brugsch und mir wenige Europäer eine solche unternommen, und die Beschreibung derselben, die ich gleich nach der glücklichen Ankunft zu Assuān niederschrieb, mag darum hier mitgeteilt werden. „Ich hatte," so heißt es in meinem Tagebuche, „zwei von unsern eignen Matrosen, sowie zwei Nubier, einen tüchtigen Mann und einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Ruderer an Bord. Der alte Kataratten-Re'is (Schiffsführer) saß am Steuer. Hinter dem Dorfe Schellāl, seiner Heimat, läßt sich das Brausen des Kataraktes vernehmen und wird lauter mit jeder Minute der weiteren Fahrt. Die Felsen und Blöcke im Bette des Stromes sind rotbraun, aber da, wo sie vom Wasser erreicht und dann von der glühenden Sonne dieser Breiten ausgetrocknet werden, glänzend wie die schwarze Oberfläche einer verdunstenden Lache. Hinter und vor mir, zu meiner Rechten und Linken, unter und über mir sah ich nichts als Felsen, Wasserflächen und den blauen wolkenlosen Himmel; mein Gehör aber war wie gebunden von dem Gebrause der Wellen, das, sobald der Kiel der Feluka sich der eigentlichen Stromschnelle näherte, seine Stimme so laut erhob wie die vom Sturm gegen ein felsiges Ufer gepeitschte Brandung. Jetzt folgten Minuten der höchsten Anstrengung für die Mannschaft, welche sich durch fortwährendes Anrufen von hilfreichen Heiligen, besonders des heiligen Sa'id, des Retters aus schnell hereinbrechenden Gefahren, zu ermuntern und zu ermutigen suchten. Bei jedem Ruderschlage ertönte ein lautes „Ja Sa'id" (O, Sa'id) oder „Ja Muhammed" oder „Gott ist gnädig", und die Arme an den Riemen durften nicht erlahmen; denn es galt die Mitte der Stromschnelle zu behaupten, um nicht an die Felsen geschleudert zu werden. Der Re'is, der das Boot lenkte, war ein sehniger Sechziger, der den langen Hals, bis die Gefahr überwunden war, weit vorstreckte und mit den in schärfster Spannung glänzenden Augen und dem hageren Vogelgesichte wie ein Adler aussah, der nach Beute späht. Alles ging zuerst vortrefflich; auf der linken Seite ruderten aber nur ein Mann und ein Knabe, auf der rechten zwei Männer. Als wir von der zweiten Schnelle

aus in eine neue Wasserader einzubiegen und die Matrosen links mit dem Aufgebot aller Kräfte zu rudern hatten, reichten diese nicht aus, und der Strom kehrte den Nachen so um, daß das Steuer nach vorn zu stehen kam. Dieser Moment bildete den Glanzpunkt der Fahrt; denn der Re'is verlor keinen Augenblick die Besinnung, hielt und lenkte mit dem Fuße das Steuer, half mit den Armen den Ruderern zur Linken, drehte den Nachen wieder um, brachte uns in das rechte Fahrwasser und dann in den langsamer fließenden Nil und nach Assuān. Die ganze Fahrt hatte 42 Minuten gedauert."

Ein Abenteuer dieser Art bietet ja dem Mann in jüngeren Jahren großen Reiz, in älteren erinnert er sich gern seines Verlaufes, doch ist er sicherlich im Rechte, wenn er andre warnt, sich der gleichen Gefahr auszusetzen. Man kann die Hauptstromschnelle, welche Biban el-Schellāl oder die Thore des Katarakts genannt wird, ohnehin vom Ufer aus sehen, und es fehlt dort nie an nubischen Männern und Kindern, die sich um ein Bachschīsch zu verdienen, vor den Augen der Reisenden auf Balken oder Rohrbündeln von den jäh dahin tosenden Wassern fortreißen lassen. Die ganz besonders hübschen braunen Kinder dieser Gegend werfen sich auch ohne jede Stütze in den Strudel, und sie lachen und bitten, indem sie die Händchen aus dem Wasser erheben, um ein Bachschīsch, während sie wie Bälle oder muntere Fischlein von den rauschenden Wellen in die Höhe und in die gischtende Flut zurückgeworfen werden. Dennoch möchten wir es keinem Europäer raten, es ihnen nachzuthun. Ein hoffnungsvoller junger Engländer, der es wagte, hatte es, obgleich er ein guter Schwimmer war, mit dem Leben zu büßen. Seine Leiche wurde acht Tage lang von dem mörderischen Strudel festgehalten, bevor er sie ans Land warf. Jetzt findet man auf dem koptischen Friedhof bei Assuān einen Grabstein mit seinem Namen D. Cave, der warnend an seine tollkühne That erinnert.

In der Nähe von Assuān schieben sich die granitenen Bildungen der Kataraktengegend wie ein Riegel in den nubischen Sandstein, der so häufig Berge in der Form von abgestumpften Kegeln und Sargdeckeln bildet und der im Norden und Süden des ihn durchbrechenden Urgesteinstreifens sich ziemlich weit hinzieht.

Assuān ist das altägyptische Sun, das heißt der den Eingang gewährende Ort. Daraus entstand sein griechischer Name Syene, und diesem verdankt eine gewisse Granitart, der Syenit, den ihren. Wunderlicherweise ist aber das von dem Mineralogen Syenit genannte ein andres als das in der Nähe von Syene anstehende Gestein. Granitproben, die ich aus den Brüchen von Assuān und von den Katarakteninseln Sehēl und Bige mitbrachte, bestätigten diesen auffallenden Umstand, und mein berühmter Leipziger Kollege, Geh. Bergrat Zirkel, erklärte mir diesen auffallenden wissenschaftlichen Irrtum. Der Freiberger Mineralog Werner (gestorben 1817), dessen Mineralbeschreibungen damals nicht ihresgleichen hatten, glaubte nämlich in dem Gestein des Plauen-

schen Grundes bei Dresden alle charakteristischen Merkmale des Granites von Assuān wieder zu finden und nannte ihn darum „Syenit". Fortan galten die Felsen in dem an Kirschbäumen reichsten Thale in der Nähe der sächsischen Hauptstadt als Typus des Syenit, bis Wad nachwies, daß das bei Assuān anstehende Gestein gar kein Syenit in diesem Sinne sei, das heißt daß es eine ganz andre Beschaffenheit zeige wie die Felsen im Planenschen Grunde. Als Rozière dann am Berge Sinai ein diesem entsprechendes Mineral fand, schlug er vor, den Namen Syenit in den ähnlich klingenden „Sinaït" abzuändern, doch ist diese Bezeichnung niemals zur Aufnahme gekommen, und man fährt fort, den Granit in dem sächsischen Gebirgsthale recht unzutreffend „Syenit" zu nennen.

Derjenige, welcher bei Assuān und in der ganzen Gegend des ersten Katarakts ansteht, hat sehr viel weniger Hornblende als der Syenit des Planenschen Grundes. Der erstere, den die alten Aegypter vornehmlich zu architektonischen und plastischen Zwecken benutzten, der auch nach Rom ging und dort mit dem Sammelnamen „lapis Thebaicus" bezeichnet wurde, weil man ihn unter den Monumenten der Amonsstadt am häufigsten antraf, ist in jüngster Zeit, und zwar bei Gelegenheit des Transportes des ersten Alexandrinischen Obelisken nach New York, von Professor Stelzner in Freiburg neu und, wie Fachmänner versichern, mustergültig analysiert worden. Bunte Darstellungen des Gesteins in Natura und in mikroskopischen Dünnschliffen veranschaulichen das Gesagte, das durch Dr. O. Schneider in Dresden, der Granitstücke bei den Brüchen von Assuān und Säulen und Statuenfragmente unter den Trümmern des alten Alexandrien sammelte, ergänzt ward. Der ägyptische Granit erweist sich danach in der Hauptsache als ein Hornblendengranit, zusammengesetzt aus Quarz, einen oder zwei Feldspaten, dunklem Glimmer mit starker Thonerde und Eisengehalt, sowie mehr oder minder viel Hornblende. Unter den beiden Feldspaten wiegt der hellrote, der früher für Orthoklas gehalten wurde, von Stelzner aber als Mikroklin erkannt worden ist, in der schönsten Abart des Gesteins, dem sogenannten Rosengranit, vor. [1])

Der auffallende, spiegelnde dunkle Ueberzug, der viele Granitblöcke in der Nähe des Wassers bedeckt, und dessen Aussehen wir bei der Beschreibung der Fahrt in der Feluka mit der schwarzen Oberfläche einer verdunstenden Lache verglichen, auf der bisweilen die Farben des Prisma schimmern, finden sich auch bei den andren Katarakten wieder und ist von A. von Humboldt an den Wasserfällen des Orinoko bemerkt worden. Hartmann vergleicht seinen Glanz mit dem eines viel gebrauchten Bügeleisens und sucht seine Entstehung zu er-

[1]) Feldspat und Quarz treten zuweilen in Adern oder Gängen auf. An accessorischem Gestein bemerkte schon Delesse Titanit, Eisenkies, Magneteisen und sehr selten Granit in Rhombendodekaädern. Schneider fand dazu Titanit, Anatas, Pistazit, Orthit, Chlorit und Eisenkies. Stelzner wies Apatit, Haematit und Zirkon nach.

klären. Andre legten derselben andre Ursachen zu Grunde, doch ist es uns hier auf dieselben einzugehen versagt. Jedenfalls gehört dieser dunkle, spiegelnde Ueberzug zu den charakteristischen Wahrzeichen der Kataraktenufer. Seine Bildung dauerte noch in historischer Zeit fort; denn er breitet sich auch über einzelne Inschriften, die dadurch, besonders im Sonnenschein, schwer lesbar werden.

In gerader Linie mißt die Gegend des ersten Kataraktes etwa sieben Kilometer. Bei Assuân-Syene beginnt sie im Norden. Dieser, von schönen Palmenhainen beschatteten Stadt gegenüber liegt (im Westen derselben) die berühmte Insel Elephantine. Sie hat die Gestalt eines Lavendelblattes, und ihr Name ist nur die Uebersetzung des altägyptischen Ab, was Elephantenstätte oder -Insel bedeutet. Das weitaus interessanteste der auf ihrem Boden erhaltenen Denkmäler ist der Mikjâs oder Nilmesser, den schon Strabo beschrieb und den der ägyptische Hofastronom Mahmud-Bê 1870 wieder nutzbar machte. Das berühmteste Monument von Syene ist noch nicht wieder aufgefunden worden. Es war der zu Mittag schattenlose Brunnen, der durch diesen Umstand bewies, daß er unter dem Wendekreise liege. Gegenwärtig trifft dies nicht mehr zu; denn der Wendekreis des Krebses ist weiter nach Süden gerückt; im vierten Jahrhundert v. Chr. aber — der Leipziger Astronom Bruhns hat uns dies durch Nachrechnung bestätigt — erhob sich Syene genau unter demselben, und spätestens um diese Zeit muß man also die Schattenlosigkeit des Brunnens bemerkt haben, die im dritten Jahrhundert v. Chr. durch Eratosthenes eine besondere Wichtigkeit erlangte, da sie ihn auf diejenige Methode der Erdmessung führte, welche heute noch giltig ist, auf die wir aber nicht weiter eingehen können, zumal wir ihrer an einer anderen Stelle eingehender gedachten. In dieser Zeit, welche so viel verloren Geglaubtes wieder dem Erdboden entsteigen sieht — wir erinnern nur an die Mumien des größten Pharaonen und die der Oberpriester des Amon zu Der el-bahri in Theben — ist es wohl möglich, daß auch der berühmte Brunnen wieder aufgefunden wird. 1886 wurden die Grüfte der vornehmsten Herren des Gaues von Elephantine entdeckt und eröffnet, und zwar infolge von Grabungen, welche von dem Konsularagenten Mustapha Schakir begonnen, auf Anlaß des englischen Generals Grenfell durch den Major des britischen Geniekorps Plunkett in größerem Maßstabe fortgeführt wurden und zur Eröffnung von einigen zwanzig Gräbern führten. Diese sind in den dem Nil zugewandten Abhang eines die Stadt Assuân (nordwestlich) überragenden Berges gehöhlt, und es führt zu ihnen eine, wie es scheint, in späterer Zeit angelegte Treppe. Sie selbst haben den Nomarchen des Gaues oder doch großen Herren angehört, die zum Teil mit dem Pharao verwandt, hier als hohe Beamte den König vertraten. Die frühesten stammen schon aus der Zeit der sechsten Dynastie und beweisen, daß die zu Memphis residierenden Pyramidenerbauer ihre Herrschaft bis zum ersten Katarakt, Syene und Elephan-

tine ausdehnten. Das interessanteste ist wohl das des Serenput, der außer andern weltlichen Würden die des ersten Propheten der Sati, der Herrin von Elephantine, bekleidete, und der in einer Inschrift die an seinem Grab stromab oder stromauf Vorbeifahrenden ersucht, für ihn zu beten. Daraus scheint zugleich hervorzugehen, daß auch zur Zeit dieses großen Herrn der Katarakt zu Schiffe passierbar war.

Die Steinbrüche von Assuān liegen nördlich und südöstlich von der Stadt, und es läßt sich auf ihrem Gebiet heute noch erkennen, wie vorsichtig, sparsam und geschickt man hier Werkstücke von größtem Umfange von den Felsen löste. Man denke, daß man große Obelisken erst von ihrem Gehänge trennte, nachdem man sie auf drei Seiten bearbeitet und sogar schon das Pyramidion an der Spitze angelegt hatte. Wo die Ablösung erfolgen sollte, schnitt man eine Rinne in den Granit und bohrte Löcher in verhältnismäßig kurzen Abständen hinein. In diese scheint man dann, wie schon die Gelehrten der französischen Expedition wohl mit Recht vermuteten, nasse Holzkeile getrieben zu haben, die man feucht erhielt, und durch deren Anschwellen der Obelisk wie von selbst in einer glatten Trennungsfläche von dem Felsen gelöst wurde. Diese Annahme wird durch die Löcher unterstützt, welche sich heute noch in den Brüchen finden. An einem der südöstlich von der Stadt gelegenen Granitkämme hängt noch ein auf drei Seiten bearbeiteter 28 Meter langer Obelisk. Die größten schon hier behauenen Blöcke hatten einen erstaunlichen Umfang und wurden wahrscheinlich während der Ueberschwemmungszeit auf Flößen bis in das nördliche Delta geschafft. Wie viele Menschenkräfte waren nötig, um einen Koloß wie den Ramses' II. im Ramesseum, ohne ihn zu beschädigen, den Weg nach Theben zurücklegen zu lassen! Der Transport des Kolosses eines Oberpriesters und Gaufürsten Kai findet sich in einem Grabe des Schech-Sa'id Berges zu el-Bersche abgebildet. Diese Statue war 13 Meter hoch, und man hatte sie auf ein schlittenartiges Gestell gesetzt, das an vier Seiten von 4 mal 43, im ganzen von 172 Arbeitern gezogen wurde. Damit die Taue den polierten Stein nicht verletzten, waren zwischen ihm und der Bildsäule Unterlagen angebracht, und man goß Wasser auf den Weg, damit sich bei der Fortschaffung des schwerbelasteten Holzgestelles sein unterer Teil nicht entzünde. Die Ziehenden sind „die junge Mannschaft“ des Gaues, die ihre Arbeit singend verrichtet. Auf den Knieen des Kolosses steht ein Mann, der in die Hände klatschend den Takt dazu schlägt. Der das Bild begleitende Text berechtigte uns zu der an einer andern Stelle begründeten Bemerkung, daß es dem Volke zur Freude gereicht zu haben scheint, bei der Errichtung eines solchen Werkes von ewiger Dauer mitzuwirken. Jedenfalls atmet die erwähnte Inschrift heitere Zufriedenheit; wir hören ihren Verfasser rühmen, wie sich beim Transport der Jüngling dem Greise zur Stütze dargeboten, wie der Starke dem Schwachen geholfen, und durch dies einige Zusammenwirken sich des Einzelnen Kraft vertausend-

fältigt habe. Sie berichtet auch, daß der Nomarch und seine Kinder in festlichem Schmuck dieser Arbeit beigewohnt hätten, und wir hören bei der Ankunft des Kolosses in der Stadt die Loblieder der Bewohner des Gaues erschallen. Freilich sehen wir auch bei diesem Transport Stöcke in der Hand der Aufseher, und vielleicht beteiligten sich die Fellachen und Hörigen unter den Königen der zwölften Dynastie, die noch zu den Pyramidenerbauern gehörten, und unter deren Regierung der erwähnte Transport stattfand, nicht ungern an der Fortbewegung solcher Lasten, weil sie ihnen als etwas Verdienstliches dargestellt wurde, und die Kraft der Hörigen bei der Alltagsarbeit hinter dem Pflug oder beim Bau noch weit schonungsloser ausgenutzt wurde.

Der beiden größten Monolithe, die noch dazu ins nördliche Delta transportiert werden mußten, erwähnt Herodot. Der eine, den er im Tempel von Buto wohl als Sanktuarium sah, welches wir uns wie das von Edfu als einen riesigen, schön behauenen Granitblock zu denken haben, in den man eine Kammer meißelte, war ein Würfel, der an Höhe und Länge vierzig Ellen maß, und der als Decke einen einzelnen Stein trug, dessen Wölbung sich vier Ellen hoch hob. Der andre erweckte die Bewundrung des Halikarnassiers in noch lebhafterer Weise. Er war zum gleichen Zweck wie der von Buto aus der Gegend von Elephantine zum Tempel der Athene (Neith) von Saïs gebracht worden, und obgleich die Massen, welche Herodot angiebt, hinter denen des erstgenannten Monolithes weit zurückstehen, sollen doch 2000 Mann drei Jahre lang gebraucht haben, um ihn vom Katarakt aus an sein Ziel zu befördern. Die kolossale grüne Kapelle, die sich lange unter den Trümmern von Memphis erhielt und erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts von einem Mamluken-Emir zerschlagen wurde, kann ihrer Farbe wegen nicht aus der Kataraktengegend gekommen sein. Der dort anstehende Granit ist ja nur an den schmalen Dioritstreifen, die ihn durchziehen, grün zu nennen. Sonst hält er sich zwischen rotbraun und rosa, und der Umstand, daß sich in ihn helle Krystalle, graue und schwarze Bestandteile mischen, veranlaßte in einer Zeit, die in allem, was aus Aegypten stammte, eine symbolische Bedeutung suchte, den Verfasser der „umbständlichen Beschreibung von Africa“, den alten Dopper, auch darin eine solche zu erkennen; „denn“ (wir citieren ihn nach Schneider) „die blinkend rote Grundfarbe sollte ohne Zweifel (sic) das Feuer oder die feurige Kraft und Gestalt der Sonne, die krystallhellen Fleckchen die Luft, die aschblauen das Wasser und die schwarzen die Erde bezeichnen“. So würde also der Granit vom ersten Katarakt als Versinnbildlichung der vier Elemente besonders hoch geschätzt worden sein; doch hat sicherlich kein alter Aegypter an diese Deutung gedacht, die auf einem dem braven Dopper ureignen Einfall beruht. Das „dem Auge Wohlgefällige“ der roten Farbe des Granites von Syene führte ebensowenig, so oft dies auch ausgesprochen wurde, zu seinem häufigen Gebrauch; man wandte ihn vielmehr trotz ihrer auch bei religiösen

Bauten an; denn das Rot war die Farbe des verhaßten Seth-Typhon, und „rot" wird geradezu für „schlecht" gebraucht. Im Papyrus Ebers werden üble und schädliche Dinge „rote" genannt, und rothaarige Menschen galten wegen der Farbe ihres Hauptschmuckes für typhonisch und wurden darum verabschent oder doch mißachtet. Die Festigkeit des Kataraktengranites ist es sicherlich allein, die ihn den Architekten wert machte und sie veranlaßte, ihn auch bei Gebäuden von Kalk und Sandstein als „Träger" zu verwenden. Die Bildhauer erkannten recht wohl, daß sein spiegelnder Glanz die Wirkung ihrer Werke beeinträchtigte, und sie scheinen darum viele Statuen von Rosengranit in polychromer Weise angemalt zu haben. Auf einigen — am besten an einem Koloß zu Tanis — fanden wir noch Farben erhalten.

An den Ufern des ersten Kataraktes und im östlichen Hinterlande steht der Granit in Kuppen und Kämmen, die eine Höhe von 70 Metern über dem Flusse erreichen, massenhaft an; viele der auf dem Gebiet der Stromschnellen aus dem Wasser ragenden Inseln sehen dagegen aus, als wären sie aus runden Blöcken zusammengefügt, und diese ohne Hilfe der Menschenhand entstandenen Bauwerke der Natur scheinen den alten Aegyptern besonders ins Auge gefallen zu sein; denn auf einem der wenigen Landschaftsbilder, welche die Denkmäler zeigen — es hat sich am westlichen Teil des Isistempels von Philae erhalten — findet sich eine solche aus natürlichen Werkstücken zusammengefügte Kataraktenklippe naturgetreu dargestellt. Auf ihrer Spitze steht ein Geier und ein Sperber, und in ihrem Innern hockt in einer runden, tief in das Gestein eindringenden Höhle, von einer Schlange umrahmt und bewacht, der Nilgott, der aus den länglichen Vasen, die er in jeder Hand hält, Wasser ausgießt. Dies Gemälde bezieht sich auf die symbolischen Quellen des Nils, die nach der priesterlichen Lehre unter den Strudeln des Kataraktes südlich von Elephantine zwischen dieser Insel und Philae entsprangen, und die man die „Kerti" oder Quelllöcher von Elephantine nannte. Ihnen, nicht dem so oft „gemein" und „nichtswürdig" genannten Aethiopien, hieß es, entstamme das wohlthätige Naß, welches die Aegypter tränkte und ihre Aecker mit Fruchtbarkeit segnete. Die Lage der eigentlichen Nilquellen sollte den Sterblichen ein Geheimnis bleiben. Ein Priester von Saïs unterrichtete den Herodot von dieser Anschauung; denn „zwischen Syene und Elephantine", sagte er, „liegen zwei Berge, Krophi und Mophi, mit hohen, spitzen Gipfeln, und mitten aus diesen Bergen kommen die grundlosen Quellen des Nils." Unter diesen spitzen Höhen in der Kataraktengegend sind gewiß die erwähnten Inseln gemeint; aus dem Totenbuche aber erfahren wir, daß der Seele des Verstorbenen erst an der zwölften Pforte der Unterwelt Einlaß in das Mysterium von der wahren Lage der Nilquellen gewährt werden solle. — Der Auffassung, daß der Aegypten bewässernde Strom in der Kataraktengegend entspringt, verdankte wohl auch ein Teil der Insel Elephantine und ebenso — eine Inschrift scheint

es zu beweisen — die Katarakteninsel Konosso den Namen Kebh, das ist geweihtes oder Libationswasser; denn man dachte sich hier den Kataraktengott Chnum den Strom in ähnlicher Weise ausgießend, wie den Nilgott auf dem oben erwähnten Bilde zu Philae. Die Göttin Sati, welche gewöhnlich neben dem Chnum, wo er als Kataraktengott auftritt, genannt wird, ist eine Form der Isis Sothis und gehört hieher, weil mit dem Frühaufgang des Sothis oder Hundsternes die Ueberschwemmung begann, und der Nil also für die Aegypter gleichsam zur Neugeburt gelangte. Der Name Sati bedeutet „Versenderin", und zwar des Pfeils, wenn sie, die oft Bogen und Pfeile in der Hand trägt, schießt, des Wassers, wenn sie es, wie bei den Katarakten, ausgießt. Sehr häufig tritt neben ihr die 'Anuke (Anukis) auf, und auch diese sehen wir neben der Sati (zu Dendera) Wasser — das der Nilüberschwemmung — aus einer Vase ausgießen. Chnum oder Chnum Rē ist der Herr von Elephantine, und charakteristisch genug wird er auch mit Nun, dem Vater der Götter, identifiziert, das ist dem Urgewässer, das gemäß der ägyptischen Lehre, die dem Thales von Milet nicht unbekannt gewesen zu sein scheint, als Urgrund aller Dinge galt. Ein näheres Eingehen auf die mythologische Gedankenreihe, durch welche Chnum auch zum Bildner der Welt und Former der Menschen wird, ist uns hier untersagt.

Auf der Fahrt den Katarakt herauf, also von Norden nach Süden, bleibt erst Assuān-Syene gegenüber die Insel Elephantine zur Rechten liegen, dann geht es an zwei wenig bemerkenswerten Eilanden, deren südlicheres Salūg heißt, vorüber, zu der Insel Sehēl, von deren felsigen Klippen aus man schon das lärmende Gebraus des eigentlichen Kataraktes vernimmt. Etwa einen Kilometer weiter gen Mittag jagt bei dem obenerwähnten Bab el-Schellāl oder Kataraktenthor die Stromschnelle am jähesten zu Thale. An der Insel Schellāl schäumt das strudelnde Wasser noch wild genug vorbei, während der Nil bei dem Dorf Mahada sich noch ziemlich ruhig gebärdet und bei dem Hafenörtchen Schellāl kaum viel schneller dahinwogt wie auf der Bahn durch sein nubisches Sandsteinbett. Ihm gegenüber erweitert der Fluß sich beträchtlich, und die Arme, in die er sich teilt, umspülen südlich vom Dorfe Schellāl und ganz in seiner Nähe die drei berühmten Eilande Konosso, Philae und das diesem dicht gegenüberliegende Bige. Das große Eiland el-Hesse, das in Gestalt eines Hundekopfes den größten Teil der herzförmigen Nilerweiterung ausfüllt, und das lange, schmale Inselchen Annawarte, welches sich wie das Halsband der Dogge ausnimmt, für deren Kopf man el-Hesse ansehen könnte, bieten wenig, das wert der Erwähnung wäre. Um so bedeutungsvoller in jeder Hinsicht sind die andern Katarakteninseln, und es ist uns besonders leid, daß wir an den großen Schönheiten und dem vielen Bemerkenswerten, das besonders die Insel Philae bietet, flüchtig vorübergehen müssen. Einen bezaubernderen Aufenthalt als dieses Eiland, besonders wenn es in den angenehm frischen Winter-

nächten des Wendekreises unter dem milden Licht des Vollmondes ruht, möchte es schwerlich geben auf Erden. Es ist dann, als walte hier noch immer die freundliche Isis, deren Kuhhaupt die Mondsichel schmückte, das weibliche empfangende Prinzip in der Natur, die sorgende Mutter, die das Entstehende gedeihlich macht, es mit Schönheit schmückt und es vor Schaden bewahrt, die Heilungsgöttin, die am Horizont das geschwundene Licht zu neuem Leben führt, die in der Menschenseele die Wahrheit triumphieren läßt über die Lüge, und deren Macht es bewirkt, daß der Sterbliche genesen aus der Krankheit hervorgeht. Zu ihr, der großen Heilungsgöttin, und ihren Tempeln sind auch viele gepilgert, denen es um ihren Beistand zu thun war; zahlreiche auf Philae heute noch vorhandene Inschriften machen uns mit den Namen der Wallfahrer und dem Zweck ihrer Reise bekannt; ja, das heilige Eiland war zeitweilig so überfüllt von Besuchern, daß die Priesterschaft den König um Hilfe bitten mußte, um nicht infolge der Ansprüche, welche die Reisenden und Pilger an ihre Gastlichkeit stellten, selbst zu verarmen.

Den Zauber, den dieses Eiland bietet, auf dessen Boden sich herrliche Tempelbauten, von freundlichem Grün umrahmt, stolz erheben und sich in dem klaren, schnell dahinrauschenden Strom spiegeln, empfinden auch noch die heutigen, sonst für landschaftliche Reize wenig empfänglichen Aegypter; denn für sie gehört es in die Märchenwelt, und es ist uns kein Matrose auf dem Nil, kein Fellah oder ungelehrter Städter begegnet, der den alten Namen „Philae" gekannt hätte. Sie heißen es sämtlich nach dem Helden eines bekannten Märchens aus „Tausend und eine Nacht" (es wird in den Nächten 371—380 erzählt), das man heute noch oft in Kaffeehäusern am Nil vortragen hört, „Anas el-Wogūd" und halten die schönste der Katarakteninseln für den Schauplatz dieser Geschichte. In dem Osiriszimmer des Isistempels sehen sie das Brautgemach des nach wechselnden Schicksalen endlich vereinten Paares Anas el-Wogūd und Saher el-Ward, d. i. Blume der Rose.

An einer andern Stelle zeigten wir, daß dies Märchen keineswegs willkürlich an unsre Insel geknüpft ward. Es liegen ihm vielmehr Erinnerungen an die Geschichte des Suchens und Findens des Götterpaares Osiris und Isis zu Grunde, und Aegypten, vielleicht auch der Tempelbezirk von Philae, ist seine Heimat.

Einer der feinsten Würdiger landschaftlicher Schönheit, der Mann, der durch künstlerisch angelegte Pflanzungen Sandwüsten in schattige Paradiese verwandelte, Fürst Pückler-Muskau, erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, daß er auf Philae, das auch er für einen der schönsten Punkte auf Erden erklärte, um die ehrwürdigen Monumente her passende Baum- und Strauchgruppen und auf dem ihm gegenüberliegenden östlichen Festlande einen großen Park habe anlegen wollen. Inmitten des letzteren hätte er gern ein Wohnhaus für sich selbst und eine große Herberge für europäische Reisende oder Kranke

hergestellt, denen das milde, sonnige Winterklima dieser Gegend sicherlich wohlthun muß. Mohammed ʿAli habe diesen Plan mit Begeisterung aufgenommen, und so ist es denn doppelt zu bedauern, daß er nicht zur Ausführung gelangte. In nächster Zeit wird er indes gewiß neu aufgenommen werden, und es wäre zu wünschen, daß auch die Pläne und Anschläge des Fürsten unter den nachgelassenen Papieren oder in einem vizeköniglichen Archiv zu Kairo sich wieder fänden. Eine im Schatten schöner Gartenanlagen auf dem östlichen Festland gegenüber der Insel Philae oder auf dem Eilande der Isis selbst angelegte Winterstation würde gewiß große Anziehungskraft üben, und es käme auch ihr zu gute, wenn es bald möglich wäre, nach einer nicht mehr durch den Katarakt unterbrochenen Fahrt in der Dahabīje, die man zu Kairo bestieg, am Ufer des Sanatoriumparkes zu landen; die Herstellung eines schiffbaren Kanals ist aber, wie gesagt, beschlossene Sache, und den Beleg für die Möglichkeit der Vollendung eines solchen haben in jüngster Zeit Inschriften auf der erwähnten Felseninsel Sehēl geliefert.

Ihnen werden wir uns nun zuzuwenden haben, und so schwer es uns auch fällt, der Tempelanlagen von Philae, der Inschriften, an denen sie so reich sind, und der Geschichte des Eilandes, die auch von dem heilspendenden Isisbilde berichtet, das die Priesterschaft den wilden Wüstenstämmen der Blemmyer alljährlich feierlich abzuholen und eine Zeitlang bei sich zu behalten gestattete, nur erwähnungsweise zu gedenken, müssen wir uns dennoch dazu entschließen, um endlich den neu entdeckten Zeugnissen für die Möglichkeit der Anlage eines Kataraktenkanals unsre Aufmerksamkeit zu schenken.

Ihren Fund danken wir dem den Aegyptologen wohlbekannten Amerikaner Mr. Wilbour. Dieser in unsrer Wissenschaft wohlbewanderte Herr, der alljährlich zwischen seiner Heimat, Paris und Aegypten den Wohnsitz wechselt, verbringt den Winter am Nil und ist in gefälligster Weise stets bereit, seine schönen Kenntnisse den Mitforschern zur Verfügung zu stellen, denen es um eine genauere Prüfung von inschriftlichen oder Papyrusstellen zu thun ist. In Aegypten selbst studiert er die Denkmäler offenen Auges, und bei einem Besuch der Insel Sehēl stieß er auf drei Inskriptionen, die sämtlich hohes Interesse gewähren. — Die erste und größte erzählt von „von dem sehr großen Unglück bei dem Nichteintreten der Nilüberschwemmung in einem Zeitraum von sieben Jahren“, und da die Geschichte sonst von keiner so langen Reihe von dürren Jahren, die in Aegypten notwendig eine schwere Hungersnot zur Folge haben müssen, berichtet, so lag es nahe, unsre Inschrift auf diejenige Zeit des Mangels zu beziehen, gegen welche Joseph nach dem biblischen Bericht so weise Vorsichtsmaßregeln traf.[1]) Leider ward diese Katarakteninschrift erst recht spät, frühestens im 5. oder 4. Jahrhundert v. Chr., in den Stein gemeißelt

[1]) [Vergl. S. 99.]

— das beweisen die schriftbildenden Zeichen — und dazu verlegt sie die erwähnten sieben Unglücksjahre unter die Regierung des uralten Königs Tosorthros (dritte Dynastie), unter welcher der Sohn des Jakob in keinem Fall nach Aegypten gekommen sein kann. Aber dieser Umstand braucht die Annahme, daß die Erinnerung an die siebenjährige Hungersnot, von der die Bibel berichtet, hier gemeint sei, nicht zu erschüttern; denn man liebte es, wichtige, von der Sage aufbewahrte und chronologisch nicht mehr festzustellende Ereignisse in die Zeit der ältesten Könige zu verlegen, und so ist die Vermutung berechtigt, daß man wenige Jahrhunderte v. Chr., als man am Katarakt des unerhört langen Ausbleibens des hier in Aegypten eintretenden Nils gedenken wollte, dies in seiner Art einzig dastehende Mißgeschick in die Zeit einer der ehrwürdigsten Pharaonen verlegte. Daß der Name des Königs, unter dem es wirklich eingetreten war, in Vergessenheit geraten konnte, wird dadurch weniger auffallend, daß Joseph, wenn man ihn überhaupt für eine historische Persönlichkeit ansehen darf, was uns erlaubter scheint als das Gegenteil, während der Hyksoszeit nach Aegypten gekommen sein muß; in der Epoche dieser Fremdherrscher aber ist es unterlassen worden, Aufzeichnungen über die Regierungsdauer und die Thaten der einzelnen Könige zu machen. Jedenfalls beseitigt unsre Inschrift den Zweifel an die Möglichkeit eines siebenjährigen Ausbleibens des Nils, der manchen veranlaßte, die ganze Erzählung von Joseph, die der Prophet Mohammed die schönste aller Geschichten nannte, für eine Erfindung der Volksphantasie zu erklären. Sollte sie in der That eine solche sein, so besaß sie doch sicher eine historische Unterlage, und zu dieser gehörte wohl in erster Reihe die Erinnerung an das siebenjährige Ausbleiben des Nils, dessen unsre Inschrift gedenkt, und die mit ihm verbundene Hungersnot.

Auf der nämlichen Insel Sehēl, und zwar, als er dort am südöstlichen Ufer landete, entdeckte Mr. Wilbour drei weitere Inschriften, deren Inhalt wir hier mitzuteilen gedenken.

Die erste stammt aus dem alten Reiche und ward unter den Auspizien des Königs Usertesen III. (zwölfte Dynastie) hergestellt. Dieser Pharao ist dargestellt, wie er das Zeichen des Lebens von der oben erwähnten Kataraktengöttin Sati in Empfang nimmt;[1]) die Inschrift aber, welche sein Bild begleitet, lautet in worttreuer Uebersetzung:

„Im Jahre 8 unter Sr. Majestät dem Könige von Ober- und Unter-Aegypten Usertesen III., dem ewig lebenden, befahl Seine Majestät anzulegen einen neuen Kanal. Der Name dieses Kanals sollte sein ‚der beste der Wege Usertesen's III. des ewig lebenden‘. Darauf zog Seine Majestät fort, stromaufwärts fahrend, um zu Fall zu bringen das erbärmliche Aethiopien (Kosch chest).

[1]) Derselbe unter Usertesen III. angelegte Kanal war übrigens auch der Anukis geweiht, wie die Inschrift Lepsius, Denkmäler III, 136 h lehrt.

Länge dieses Kanales 150 Ellen,
Breite „ „ 20 „
Tiefe „ „ 15 „ "

Die zweite Inschrift, über der die Königsschilder Thutmosis I. (achtzehnte Dynastie) angebracht sind, lautet:

„Im Jahre 3 am 22. Pachon (17. April des julianischen Jahres) durchfuhr Seine Majestät diesen Kanal blühend (?) und mächtig, als er auf dem Wege war zu Fall zu bringen das erbärmliche Aethiopien."

Die dritte Inschrift ließ Thutmosis III., der größte Pharao der achtzehnten Dynastie und vielleicht aller Könige von Aegypten, herstellen, und sie lautet:

„Im Jahre 50 am 22. Pachon [1]) (17. April) unter Seiner Majestät dem Könige von Ober- und Unter-Aegypten Thutmosis III. befahl Seine Majestät auszuschneiden diesen Kanal, nachdem er ihn derartig mit Steinen verstopft gefunden hatte, daß kein Schiff (dpt) auf ihm fahren konnte. Er aber (der König) fuhr auf ihm stromaufwärts, indem das Herz ihm weit (vor Lust) war; denn er hatte niedergemacht seine Feinde. Der Name dieses Kanals: ‚Schön ist die Oeffnung des Weges Thutmosis III. des Ewiglebenden.' Was die Fischer von Elephantine angeht, so sollen sie den Zoll dieses Kanals einkassieren jedes Jahr". [2])

Da der Wiener Astronom Mahler jüngst auf Grund gewisser Monddaten, deren chronologische Verwendbarkeit H. Brugsch zuerst erkannte, die Regierungszeit Thutmosis' III., deren Dauer wir durch die von dem Schreiber dieser Zeilen entdeckte Inschrift des Amenemheb genau kennen, bis auf den Tag bestimmte, läßt sich die hier erwähnte Wiederherstellung des Kataraktenkanals sicher in den April des Jahres 1453 v. Chr. verlegen. Sie wurde verständigerweise während eines niedrigeren Wasserstandes vorgenommen, und was vor dreitausend Jahren den Baumeistern, Steinmetzen und arbeitenden Sklaven von Elephantine und Syene möglich war, das ist ein Kinderspiel für unsre Ingenieure. Ist der erste Katarakt schiffbar gemacht, werden die andern dann wohl auch in nicht zu ferner Zeit folgen.

---

[1]) Die zweite und dritte Inschrift geben das gleiche Datum in sehr verschiedenen Jahren; es scheint also am 22. Pachon ein Fest gefeiert worden zu sein, bei dem man gern den Katarakt überschritt.

[2]) Das „sehd" in der letzten Zeile ist nicht ausschneiden oder ähnlich zu übersetzen sondern nach mehrfachen Analogien „den Zoll einnehmen", „einkassieren".

Einspruch gegen die Zerstörung der Insel Philae.[1]

Das Unglaubliche soll geschehen: Die Insel Philae, das liebliche Eiland der Isis, mit seinen herrlichen, wohlerhaltenen Tempeln, seiner reichen Fülle an ägyptischen und griechischen Inschriften, seinem geradezu einzigen landschaftlichen Zauber soll der Vernichtung preisgegeben werden. Und mehr noch! Das gleiche Schicksal soll auch den nubischen Tempeln von Debōt, Kertassi, Tafe, Kalabsche, Dakke und Ofedīna (Maharaka) widerfahren, und damit eine Reihe von sehenswürdigen Denkmälern, eine Fülle von wichtigen, durch nichts zu ersetzenden geschichtlichen Zeugnissen und Inschriften, deren Umfang wir nicht einmal kennen, weil gerade das Gebiet dieser Monumente noch keineswegs mit erschöpfender Gründlichkeit erforscht wurde, schweren Beschädigungen und bald auch völliger Zerstörung anheimfallen.

Endlich soll das Projekt des Ingenieurs Sir B. Baker, das den zu errichtenden Nildamm bei Assuān anzulegen empfiehlt und bereits die Zustimmung der ägyptischen Regierung fand, die friedliche Bevölkerung des unteren Nubien und der Kataraktengegend — darunter auch die etwa 1000 fleißigen Bürger des Nilstädtchens Schellāl — aus ihren unter Wasser gesetzten Häusern, Hütten und Gärten vertreiben und sie zwingen, sich — niemand deutete bisher an wo? — eine neue Heimat zu suchen. Nun geht allerdings aus den uns vorliegenden Anschlägen des Mr. W. Willcocks, des Generalinspektors der ägyptischen Wasserwerke, und den Bemerkungen des Mr. Garstin, des Unterstaatssekretärs für öffentliche Arbeiten, die sie begleiten, hervor, daß das Unternehmen, das Ueberschwemmungswasser des Nils zu verhindern, sich in ganzer Fülle in die See zu ergießen, und das Vorhaben, die durch einen Damm aufgehaltene Flut in der Zeit des niedrigsten Nilstandes für das trockene Land nutzbar zu machen, sich in überraschend großartiger Weise bezahlt machen würden. Die ägyptische Regierung ist darum durchaus im Rechte, wenn sie, der die Sorge um die Wohlfahrt des ihrer Leitung anvertrauten Volkes am Herzen liegt, den fruchtbringenden Gedanken der Anlage eines das Wasser zurückhaltenden Dammes

[1] Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 176 (Beilage-Nummer 146, 1894.

und riesengroßen Reservoirs unter allen Umständen in die That umzusetzen wünscht. Müßte sie daneben auch die Ueberzeugung hegen, daß das Werk, das dem Aufblühen des nationalen Wohlstandes im Nilthal eine so glänzende Förderung verheißt, nur bei Assuān herstellbar wäre, so brauchte sie selbst dann keinen begründeten Einspruch zu fürchten, wenn sie sich über jedes ideale Bedenken hinwegsetzte und an die Ausführung des Bakerschen Projektes ginge. Doch glücklicherweise steht es anders. In den oben erwähnten, den Stoff erschöpfenden Arbeiten — dem Ergebnis vierjähriger Studien — werden nämlich nicht weniger als fünf Projekte ins Auge gefaßt, von denen vier sich zur Ausführung empfehlen, und dasjenige, dem Mr. Garstin die zweite Stelle anweist (bei Kalabsche), würde ungefähr das nämliche wie das an erster Stelle genannte (bei Assuān) kosten und nur für Unterägypten einen etwas geringeren Ertrag liefern, dafür aber die Insel Philae unbeschädigt lassen.

Daß die so schönen und ehrwürdigen Denkmäler auf dem berühmten Eiland:

„Die Perle in des Nilstroms Muschelbette",

nicht ohne weiteres der Vernichtung geweiht werden dürfen, wird auch von den Freunden des Assuān-Damm-Projektes zugegeben. Sie machen den Vorschlag, sie auf eine andre Insel in der Nähe zu übertragen, was einen Kostenaufwand von 200 000 L. E.[1]) erfordern und — fügen wir hinzu — höchst wahrscheinlich zur schnellen Vernichtung der umgesetzten Tempel führen würde. Unermeßlich wäre zudem die Einbuße, die die Wirkung der Monumente erführe, wollte man ihnen die alte herrliche landschaftliche Umgebung und den historischen Boden entziehen!

Beruht doch der Zauber von Philae nicht nur auf den schönen Werken der Architektur, die sein Boden trägt, sondern auch auf der Art und Weise, mit der die alten Baumeister den gegebenen Raum benutzten, auf dem Zusammenhang der Inschriften überall mit den Monumenten und — wir wiederholen es — auf der so schönen wie eigenartigen Landschaft, die sie als ein von keinem andern zu ersetzender Rahmen umgiebt. Mißklänge überall würden die köstliche Harmonie störend durchbrechen, die jetzt dem Aufenthalt auf Philae einen so unvergleichlichen Reiz verleiht.

So haben sich denn auch hervorragende Ingenieure, deren Können, Vorsicht und Uneigennützigkeit über jeden Zweifel erhaben ist, gegen das Bakersche Projekt ausgesprochen und dem zu Kalabsche zu errichtenden Damme, der Philae unbeeinträchtigt läßt, vor jedem andern den Vorzug gegeben. Ihre Meinung wird auch von den bedeutenden Männern aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens geteilt, die sich in England zusammenfanden, um ernsten Widerspruch gegen das Zerstörungswerk zu erheben, das die Ausführung des Bakerschen, von der ägyptischen Regierung vorläufig angenommenen Projekts nach sich ziehen würde.

[1]) L. E. = ein ägyptisches Pfund = 20 M. 80 Pfg.

Die Entscheidung über das Schicksal Philaes.[1])

Das Schicksal der Insel Philae wird durch ein Schreiben besiegelt, das Mr. W. E. Garstin, Unterstaatssekretär im ägyptischen Ministerium für öffentliche Arbeiten, als offizielles Memorandum der „Times" einsandte und das von diesem Blatte ohne jede weitere Bemerkung veröffentlicht wird.

Es ergiebt sich daraus, daß der Protest, der auch an dieser Stelle gegen die Zerstörung der schönsten Tempelgruppe und des anmutigsten Landschafts- und Architekturgemäldes im Nilthale erhoben wurde, nicht ganz wirkungslos blieb.

Die hervorragenden gelehrten Gesellschaften und die meisten Führer des wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in England, Deutschland und Frankreich hatten den Protest unterzeichnet. Der unsre, der von dem Schreiber dieser Zeilen und von seinem Berliner Kollegen Adolf Erman ausging, war im Anschluß an den englischen erfolgt, und die stolze Reihe der hervorragenden, die lange der zustimmenden Persönlichkeiten, deren Namen ihn bedeckten, hatte den Weg in das Auswärtige Amt zu Berlin, dem natürlichen Vermittler zwischen den Einspruch erhebenden Deutschen und den kompetenten ägyptischen Behörden, gefunden.

Vor einer so lebhaften und allgemeinen Kundgebung des Unwillens von seiten einer nach Tausenden zählenden Phalanx von Männern, unter denen sich die meisten befanden, zu deren ruhmreichem Schaffen und Wirken auf den verschiedensten Gebieten des Lebens man auch in Aegypten mit Bewunderung aufschaut, ließ sich das Ohr nicht völlig verschließen.

Das Memorandum gedenkt darum auch unsrer Protestlisten und sagt: „So sah sich denn das Ministerium für öffentliche Arbeiten zu erkennen genötigt, daß diese Proteste auf Gründen beruhten, deren Kraft Achtung gebot. Es faßte daher die gesamte Angelegenheit im einzelnen ins Auge, und es gelang

[1]) Aus der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 342 (Beilage Nr. 285), 1894.

ihm, den ursprünglichen Plan Aenderungen zu unterziehen, die geeignet zu sein scheinen, die Interessen Aegyptens mit denen der Wissenschaft zu versöhnen.

Aus dem neuen Entwurf, den Mr. Garstin dann mitteilt, geht der gute Wille der ägyptischen Regierung, Philae vor Schaden zu bewahren, in anerkennenswerter Weise hervor; bei der Absicht, das gefürchtete Riesenreservoir bei Assuān anzulegen, bleibt der neue Plan indes dennoch stehen. Wohl gedenkt er des Flinders Petrieschen Vorschlags, den Damm bei Kalabsche anzulegen und dadurch die Monumente auf Philae unberührt zu lassen, doch nur um zu bemerken, daß die technische Kommission und an ihrer Spitze die Ingenieure Sir Benjamin Baker und H. Toricelli sich mit Stimmenmehrheit gegen die Projekte von Kalabsche und Silsile, deren Ausführbarkeit nicht geleugnet wird, erklärt hätten. Gegen das Votum dieser Kommission und gegen das jedes andre Projekt von vornherein verwerfende Eintreten des Sir Benjamin Baker für das Reservoir bei Assuān richtete sich aber gerade der Protest.

So klar und klug das Memorandum sonst auch genannt zu werden verdient, krankt es darum doch an dem Umstande, daß es vor dem Kalabsche-Vorschlage gleichsam die Augen schließt. Trotzdem haben wir für das Verheißene, das mit Recht ein Kompromiß genannt wird, dankbar zu sein.

Um nämlich den Anforderungen der Protestierenden Rechnung zu tragen und der Achtung sichtbaren Ausdruck zu geben, die die ägyptische Regierung der Wissenschaft zollt, soll der Damm in viel kleineren Dimensionen, nicht weniger als acht Meter niedriger, errichtet werden, als es nach dem ersten Entwurf beabsichtigt worden war. Natürlich wird er so eine weit geringere Wassermasse, als man ursprünglich beabsichtigte, aufzustauen vermögen; es wird aber auch so möglich sein, Mittel- und Unterägypten mit Wasser zu versehen. Freilich wird das kleinere Reservoir nicht im Stande sein, die Bedürfnisse dieser beiden Landstrecken zu gleicher Zeit zu befriedigen.

Dafür kommt das bescheidenere Projekt, für das sich der Kompromiß entscheidet, unsern Forderungen in dankenswerter Weise entgegen; denn die höheren Teile der Insel Philae, auf denen sich die wichtigsten Denkmäler aus der Vorzeit erheben, werden unberührt von den zurückgehaltenen Wassern bleiben, und man wird die nubischen Tempel, von denen auch der Damm bei Kalabsche einige zu zerstören drohte, unüberschwemmt und darum unbeschädigt lassen. Das ist ein sehr wichtiger Umstand, für den wir dem Kompromiß besondere Erkenntlichkeit schulden. Er stellt es sich aber auch zur Aufgabe, die Bauwerke am unteren Teile der Insel Philae vor der Zerstörung zu schützen und verheißt dies mit Hilfe wasserdichter Schutzmauern zu bewirken.

Solche werden das dem Diokletian zugeschriebene Thor im Nordosten der Insel sicher zu stellen haben. Die interessanten Bauten im Westen des Eilandes, die nur ein schmaler Wasserarm von der Insel Bige trennt, können, indem man diesen auf beiden Seiten verschließt, noch leichter vor jeder Unbill durch

die Nilflut geschützt werden. Der großen malerischen Wirkung des köstlichen Tempelpavillons am Ostufer der Insel steht allerdings eine traurige Einbuße bevor. Er, den wir „eine Zeile aus dem Homer oder Vergil mitten unter Hieroglyphentexten“ nannten, das köstliche Wahrzeichen der Insel, wird nicht mehr hoch und frei über dem Wasserspiegel aufragen, weil gerade in der Reisezeit, die ihm die Besucher zuführt, die Flut den Unterbau den Blicken entziehen wird. Mr. Garstin bekennt denn auch, es sei nicht zu vermeiden, daß die Schönheit Philaes eine Verminderung erfahre. Das ist ein wegen seiner Offenheit ehrenwertes Geständnis; die Versicherung aber, mit der es entschuldigt werden soll, können wir nicht für begründet erachten. „In einem Lande,“ sagt Mr. Garstin, „das so voll ist von interessanten Ueberresten aus alter Zeit, ist es beklagenswerterweise unmöglich, irgend ein großes Werk für die allgemeine Wohlfahrt zur Ausführung zu bringen, ohne bis zu einem gewissen Grade auf eines oder das andre störend einzuwirken.“ So dicht liegen die Denkmäler denn doch nicht zusammen, und im vorliegenden Falle hätte ja das Projekt von Kalabsche Philae und seine Schönheit unberührt gelassen.

„Das Einzige, was geschehen kann,“ fährt Mr. Garstin fort, „ist zu versuchen, diesen störenden Einwirkungen so weit als möglich aus dem Wege zu gehen, und das Ministerium für öffentliche Arbeiten meint in diesem Falle, das Seine mit gutem Erfolg gethan zu haben.“

War es in der That unmöglich, das Reservoir, das Aegypten so großartige materielle Vorteile zu bringen verheißt, an keiner anderen Stelle als bei Assuān anzubringen, sehen wir uns dem Memorandum voll beizupflichten gezwungen. Jedenfalls ist die Bereitwilligkeit zu loben, mit der die ägyptische Regierung sich verpflichtet, die wissenschaftlichen Gesellschaften zu Rate zu ziehen und ihre Wünsche und Vorschläge in dieser Angelegenheit zu berücksichtigen. Ja sie bietet, indem sie auf der Errichtung des Dammes bei Assuān besteht, den Protestierenden und Klägern ein Versöhnungsgeschenk an, dessen hohen Wert wir willig anerkennen. Es liegt nämlich die Notwendigkeit auf der Hand, das Land, soweit es von den aufgestauten Wassern berührt werden könnte, das heißt die Umgebung von Assuān und Philae, sowie das gesamte Gebiet zwischen dem ersten und zweiten Katarakt aufs genaueste zu vermessen, aufzunehmen und zu untersuchen, damit kein Denkmal, keine Inschrift, kurz keine Spur der vergangenen Zeit, die das feuchte Element später der Forschung zu entziehen droht, verloren gehe und der Vergessenheit anheimfalle. Längst war es der Wunsch der gesamten gelehrten Welt, dieser wichtigen Arbeit näher zu treten, und besonders die wissenschaftlichen Gesellschaften Englands drängten die ägyptische Regierung, sie in die Hand zu nehmen; ihr aber fehlten für diesen Zweck verwendbare Mittel.

Diese Mittel verheißt nun das Memorandum der Forschung zur Verfügung

zu stellen. „Wenn das Reservoir (bei Assuān) angelegt wird," sagt Mr. Garstin, „so verschwindet diese Schwierigkeit auf einen Schlag, weil die Kosten für solche Untersuchungen denen zugeschlagen werden sollen, die die Herstellung des Dammes selbst in Anspruch nehmen wird."

Das Assuān-Projekt tritt also den ihm übel Gesinnten mit einem schönen Geschenk in der Hand, der Bezahlung einer gründlichen Aufnahme und Untersuchung der benachbarten Landschaft, entgegen. Schon in diesem Winter soll damit ans Werk gegangen werden.

Wenn diese Arbeit sich der Vollendung nähert, will die ägyptische Regierung sich auch noch an die gelehrten Gesellschaften Europas mit dem Gesuche wenden, einige ihrer Mitglieder — doch wohl auf Kosten des Bewässerungswerkes — an den Nil zu senden, um sie zum Abschluß zu bringen. Erst im kommenden Frühling sollen die Voranschläge für den Dammbau bis ins einzelne fertiggestellt werden. Früher kann also die Arbeit an ihm keinenfalls beginnen.

Als ungefähres Resultat der bisherigen Berechnungen teilt Mr. Garstin die folgenden Ergebnisse mit, die Aegypten allerdings trotz des Kompromisses immer noch ungeheuren Vorteil zu bringen verheißen. Diesen einem der Erhaltung würdigen Denkmale zuliebe preiszugeben, dürfte keine verständige Regierung auf sich nehmen. Niemand hatte aber auch dergleichen von ihr verlangt. Die Voranschläge ergaben sogar, daß der bei Kalabsche anzulegende Damm noch weit größere Erträge als das infolge des Kompr omies bei Assuān herzustellende kleinere Werk ergeben würde, während nach der früheren Schätzung des Mr. Garstin selbst beide ungefähr das nämliche gekostet hätten. Doch über dies Projekt ward der Stab ja gebrochen, und wenn die Volkswirte hören, daß infolge des Dammes und Wasserbehälters bei Auān der Wert der Bodenprodukte in Mittelägypten sich im Jahre durchschnittlich um 4685000 und in Unterägypten um 3290000 ägyptische Pfund[1]) steigern soll, daß der Staat durch die fortdauernde Bewässerung von Mittelägypten jährlich einen Gewinn von 572000 und durch die Unterägyptens von jährlich 278000 ägyptischen Pfund, zusammen also von 850000 ägyptischen Pfund oder ca. 18 Millionen Mark, einzuheimsen erwartet, werden sie den Eifer verstehen, mit dem das ägyptische Gouvernement auf die Ausführung des neuen Bewässerungswerkes dringt. Wer diese Zahlen für übertrieben hält, der möge sich mit der Bemerkung Mr. Garstins beruhigen, sie seien so hoch, daß, wenn sich auch ein Rechenfehler zum Nachteil des wahren Gewinnes herausstellen sollte, immer noch ein zufriedenstellendes Resultat übrig bliebe.

Der Behauptung, Assuān sei die einzige Stelle, bei der der Damm mit Aussicht auf Erfolg angelegt werden könne, ist vielfach entgegengetreten worden,

[1]) Das ägyptische Pfund ist gleich 20 Mark 80 Pfennig.

und in der That durfte sie schon darum als vorschnell bezeichnet werden, weil der Nillauf südlich vom zweiten Katarakt noch gar keiner genauen Untersuchung und Aufnahme unterzogen wurde. Mr. Garstin entgegnet hierauf, daß allerdings zum Zweck der Anlage der Eisenbahn von Kairo nach Chartum vorläufige Vermessungen angestellt worden wären. Aus diesen gehe aber hervor, daß an die einzige Stelle, bei der an die Anlage des Dammes gedacht werden könnte (bei Hanneh oder bei dem Khaibarthor), nicht ernstlich zu denken sei, bevor man nicht Dongola, von dem es nur 40 englische Meilen entfernt liegt, dem Mahdi wieder abgenommen habe. Außerdem würde, selbst wenn sich ein Damm an jener Stelle erbauen ließe, ein andrer Wasserbehälter weiter nördlich angebracht werden müssen, und für diesen ließe sich wiederum nur die Nähe von Assuān empfehlen. Während der Aufführung des jetzt zu errichtenden Dammes bei dieser Stadt würde auch der obere Lauf des Nils genau vermessen werden. Sollte sich dann herausstellen, daß nach Ausführung des nunmehr angenommenen kleineren Projektes das Verlangen nach einer größeren Wassermasse sich geltend macht, könnte dies durch die Erbauung eines zweiten Dammes im Süden befriedigt werden.

Dieser Blick in die Zukunft ist wohl berechtigt; doch wer will es uns, denen die Erhaltung Philaes und seiner Denkmäler am Herzen liegt, verargen, wenn wir die Frage stellen, ob dieser zweite Wasserbau nicht verschulden würde, was der Kompromiß zu verhüten sucht: das Unterwassersetzen der Monumente auf dem Eiland der Isis? Muß nicht jeder, der in der Zerstörung dieser ehrwürdigen Stätte, dieses so schönen wie wichtigen Blattes der Geschichte eine nie zu sühnende Frevelthat sieht, die der Zeit, in der sie begangen werden sollte, ein Schandmal aufdrücken würde, sich mit aufrichtiger Besorgnis fragen, ob das an sich annehmbare neue Projekt nicht nur den ersten vorsichtigen Schritt bedeutet, der zu der Verwirklichung des Unerhörten führt, das unser Protest zu verhindern bezweckte? Speist einmal das nunmehr in bescheideneren Verhältnissen anzulegende Reservoir von Assuān einzelne Teile Aegyptens und bereichert sie in überraschender Weise, wird dann nicht die weniger freigebig mit Wasser bedachte Landschaft die Stimme so laut erheben, daß ihr die Regierung auch beim besten Willen das Ohr nicht zu verschließen vermag und Philae gezwungenermaßen der Vernichtung preisgeben muß? Daß dies bei der Anlage eines zweiten Reservoirs im Süden mit Anschluß an das von Assuān kaum zu vermeiden sei, hörten wir von kundiger Seite — hoffentlich mit Unrecht — behaupten.

Doch die Errichtung des Dammes und Wasserbeckens wird mehrere Jahre in Anspruch nehmen und die Notwendigkeit, ein Stauwerk anzulegen, sich kaum sogleich herausstellen. So werden wir selbst kaum Gelegenheit haben, uns zu überzeugen, ob unsre Befürchtungen begründet waren oder nicht, und es den Kindern und Enkeln überlassen dürfen, wird die Gefahr dringend, an unsrer

Stelle auf den Kampfplatz zu treten. Wir, und jeder, der den Protest unterzeichnete, that, was er vermochte, und griff nicht ganz vergebens zur Feder. Wohl bedauern wir, daß das Kalabscheprojekt so gelassen zu Grabe getragen wurde; da nun aber einmal das von Assuān den Sieg errang, müssen wir den guten Willen derer anerkennen, die dem Einspruch der erlauchtesten Geister Europas das Ohr liehen und das Ihre thaten, um wenigstens für die nächste Zeit den unvermeidlichen Schaden auf das geringste Maß zurückzuführen.

Das Erreichte ist immerhin erfreulich. Die Denkmäler auf Philae, die der Vernichtung preisgegeben werden sollten, bleiben erhalten und mit ihnen viele dem Untergang geweihte nubische Tempel. Die gefährdeten Teile des Eilands sollen durch Schutzmauern vor dem Andrang der Flut sicher gestellt, die Umgebung Philaes und die weiter südlich gelegenen Nilufer auf Kosten des Unternehmens genau untersucht und vermessen, die Gelehrten Europas darüber befragt und einige ihrer Repräsentanten nach Aegypten berufen und dort zu Rate gezogen werden. Die Aufnahme des oberen Nillaufes bei Dongola wird in Aussicht gestellt. Das unter Wasser zu setzende Land gedenkt man diesem Schicksal erst zu unterwerfen, nachdem man sicher stellte, was es an Resten aus der Vorzeit in sich schließt und was sich davon auf seiner Oberfläche erhielt.

„Das Bessere ist des Guten Feind." Begnügen wir uns mit diesem, und danken wir der ägyptischen Regierung, die einen nicht unbeträchtlichen materiellen Gewinn zu Gunsten idealer Interessen preisgiebt, wenn sie auch in der ferneren Zukunft redlich festhält an dem Kompromiß, der wohl die meisten Protestierenden und mit ihnen auch uns zum Schweigen bringt. Auf eine Reihe von Jahren wenigstens rettete der Einspruch der verbündeten Führer des geistigen Lebens in England, Deutschland und Frankreich eine der schönsten und merkwürdigsten Erinnerungsstätten aus alter Zeit vor der Vernichtung.

Ein deutsches Institut für Orientalisten zu Kairo.[1]

Durch ein schönes Votum des Deutschen Reichstags ward die Errichtung eines Seminars für orientalische Sprachen sichergestellt. Dankbar freuen wir uns des Bewilligten und Gewonnenen, und doch regen sich, bevor noch die Anstalt ihre Thätigkeit begonnen, neue Wünsche; scheint es uns gerade jetzt an der Zeit, den Nachweis zu führen, daß wir uns, wollen wir auf dem betretenen Gebiete das Höchste erreichen, nicht mit dem Seminar begnügen dürfen, sondern, nach Vorgang der Franzosen, die Errichtung einer andern Anstalt ins Auge fassen müssen, ohne die auch die glücklichsten Erfolge unseres neuen Seminars unvollständig und leicht zu überbieten sein würden.

Mancher Bewilliger der von diesem beanspruchten Summen wird in dem ernsten und dringenden Vorschlage, dem diese Zeilen gewidmet sind, etwas Unbescheidenes sehen, und doch hätte jeder Beobachter des Lebens von vornherein aufs neue, der Bewilligung folgende Forderungen gefaßt sein können. Beim A-sagen bleibt es nur selten. Giebt es eine sehr reiche Ernte, muß man auf neue Speicher denken, und erwächst uns im Garten eine schöne Rose, brauchen wir bald einen Stab, um sie zu stützen. Möge es uns zu zeigen gelingen, daß das Seminar nur dann alles erfüllen wird, was wir von ihm erwarten, wenn man ihm gleichsam als Krönung und Selekta das Institut beigiebt, dem wir um so lebhafter das Wort reden wollen, je sicherer seine Errichtung der gesamten deutschen Forschung auf dem Gebiete der Orientalia unschätzbare Wohlthaten erweisen würde.

Aus den Verhandlungen, welche den Reichstag zu dem Beschlusse führten, das Berliner Seminar ins Leben zu rufen, konnte auch der diesen Dingen Fernstehende entnehmen, daß es sich hier nicht nur um die Förderung einer interessanten Wissenschaft, sondern um eminent praktische Dinge, die Befriedigung unabweisbar notwendiger Bedürfnisse des Reichsdienstes handelt. Dieser

[1]) Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ Nr. 143 und 144, Jahrgang 1887.

beschäftigt, wie wir hören, 53 Dolmetsche, die fast alle den Verkehr der Konsularbeamten mit asiatischen und afrikanischen Staaten vermitteln, unter denen — wir sehen von Ostasien ab — gerade diejenigen, welche für unsern merkantilen Verkehr die größte Bedeutung besitzen, dem Islām anhängen. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß alle Muslimen, welche an dem geistigen Leben ihrer Religionsgemeinschaft teilhaben, und zwar auch solche, die, wie die Malaien, sich besonderer Umgangssprachen bedienen, gehalten sind, die Schrift und das Idiom ihres Buches, das ist das Arabisch des Korān, zu kennen; denn dieser ist ihnen nicht nur Andachts-, sondern auch Gesetzbuch, und wenn zu Mekka, dem Herzen des muslimischen Lebens, Vertreter aller Stämme, die dem Islām anhängen, zusammenströmen, ist es das Arabische, welches, wenn auch häufig nur durch schriftkundige Vermittler, dem Maghrebiten gestattet, sich mit dem Javanesen, dem Kaukasier sich mit dem Indier verständlich zu machen. So wird denn in unserm Seminar auf das Studium des Arabischen das schwerste Gewicht gelegt werden müssen.

Auch für die Kenntnis der Negersprachen, die mit Rücksicht auf unsre Kolonien hier gelehrt werden sollen, ist das Arabische ein unschätzbar wichtiger Besitz, und es wird, wie schon im Reichstage bemerkt ward, in dem neuen orientalischen Seminar, dessen Zöglinge ja später auch politische und geschäftliche Gespräche und Verhandlungen zu führen haben werden, das Arabische keineswegs nur als wissenschaftliches Objekt gelehrt werden dürfen. Gebildete Araber werden den Konversationsstunden vorzustehen haben, doch ist es mit ihrer Sprache ein eigen Ding, und wer da weiß, wie außerordentlichen Wert nicht nur der höher gestellte Araber auf die reine und feine Handhabung seiner Rede legt, der wird von unsern Reichsbeamten sicher verlangen, daß sie nicht nur notdürftig arabisch parlieren und schreiben, sondern auch die großen Feinheiten der arabischen Grammatik und Redeweise verstehen und bewältigen lernen.

Es ist dem Europäer schwer deutlich zu machen, was dem Araber seine Sprache bedeutet. Wenn einer, so ist er der Mann des Gespräches, und er kennt keinen höheren Genuß, als eine in schöner und reiner Form geführte lebhafte, an Bildern und Pointen reiche Unterhaltung. Für ein schlagendes, geistreiches Wort spendeten in der Kalifenzeit die Großen ihren Dichtern und Gelehrten fürstliche Gaben, und heute noch kann man sich die Achtung und Neigung des gebildeten Arabers durch gutes und reines Sprechen erwerben. Jeder Kenner des arabischen Wesens wird uns willig zugeben, daß der wohlunterrichtete muslimische Würdenträger gewöhnlich demjenigen geneigter sein wird, der eine zweifelhafte Sache in schöner sprachlicher Form vorzutragen weiß, als dem andern, der seinem guten Rechte in fehlerhafter und unbeholfener Rede Geltung zu verschaffen versucht. Das Vulgärarabisch der Städter und die feine Schriftsprache der Gelehrten und vieler Beduinenstämme sind zwei

sehr verschiedene Dinge, und man darf dem Staate Glück wünschen, dessen Diplomaten in der letzteren zu verhandeln verstehen.

Unsre Universitäten haben längst Gelegenheit geboten, das alte Schriftarabisch gründlich zu erlernen. Aus deutschen, holländischen, französischen und englischen Hochschulen sind Arabisten (der Franzose sagt jetzt „Arabisants“) hervorgegangen, welche die feinsten Minutien der an subtilen Fragen so reichen arabischen Grammatik scharfsichtiger durchschauen und zutreffender deuten als der gelehrteste Schēch, der zu den Zierden des Lehrkörpers einer muslimischen Hochschule gehört; doch die Kunst des Arabischredens, des Gesprächführens im Sinne eines gebildeten Kaireners oder Damasceners kann der deutsche Arabist, auch wenn er der Fleißigen Fleißigster ist, auf unsern Universitäten keineswegs erwerben, und so sind wir denn auch in morgenländischen Städten und unter Beduinen tüchtigen und weit bekannten europäischen Orientalisten begegnet, die arabische Handschriften in vorzüglichen kritischen Ausgaben herausgegeben und schwierige Punkte der arabischen Grammatik mit Glück behandelt hatten, und doch kaum im Stande waren, sich denen verständlich zu machen, deren Sprache zu erforschen seit langen Jahren die glücklich gelöste Aufgabe ihres Lebens gewesen war. 1870—1871 konnte die Mehrzahl unsrer Arabisten den muslimischen Kriegsgefangenen zwar ihre arabischen Briefe vortrefflich vorlesen, übersetzen und für sie beantworten, doch mit dem Gespräch pflegte es nur gar mühevoll und langsam zu gehen.

Wohl wird die Erlernung des Arabischsprechens den Schülern des neuen Seminars wesentlich erleichtert werden, wenn man sie in persönlichen Verkehr mit gelehrten Arabern stellt und ihnen Gelegenheit bietet, mit solchen in festgesetzten Stunden Gespräche zu führen; aber diese werden sich doch nur einigemal wöchentlich wiederholen können, und was der Studierende außerhalb des Seminars hört, wird nicht Arabisch sein, sondern gutes oder schlechtes Berliner Deutsch. Man gelangt erst dann zur Meisterschaft in einer Sprache, wenn man auch in ihr denken lernt, und um dieses Ziel zu erreichen, ist es für den Durchschnittsschüler durchaus notwendig, daß er eine Zeitlang das Leben derer teile, das Land derer bewohne, deren Sprache er sich ganz zu eigen zu machen wünscht. Darum ist es klug von den Franzosen, daß sie ihre Dragomanschule nicht in Paris, sondern in Algier errichteten. Aber damit haben sich unsre gallischen Nachbarn nicht begnügt, und wenn wir bedenken, daß unsre jungen Hermeneuten sich doch nicht nur mit der Sprache, sondern auch mit den Eigentümlichkeiten des Lebens derjenigen Nationen vertraut machen sollten, in deren Mitte es ihnen später zu wirken bestimmt ist, so drängt sich uns mit doppelter Lebhaftigkeit der Wunsch auf, neben der Erschließung des Berliner Seminars, im Morgenlande selbst an einer besonders geeigneten Stelle die Errichtung eines Instituts mit zu erleben, in dem sich diejenigen höheren Fertigkeiten, auf welche wir oben hinwiesen, in der halben Zeit und in weit vollkommenerer und dabei

einfacherer Weise erwerben lassen würden, als in Berlin. Und welche Förderung könnte durch ein solches Institut der orientalistischen Wissenschaft im strengeren Sinne auf mehreren ihrer Gebiete erwachsen!

Wir wissen es dem Reiche Dank, daß es das römische Institut für klassische Archäologie und Philologie unter seine Obhut genommen und ihm zu Athen eine Schwesteranstalt an die Seite gestellt hat; ist es aber richtig, daß die orientalische Sprachforschung, daß die Erkenntnis der Kultur und Geschichte des Morgenlandes in jüngster Zeit gewaltige Fortschritte gemacht und sich neuer, noch vor wenigen Jahrzehnten unbekannter Gebiete bemächtigt hat, läßt es sich nicht leugnen, daß gegenwärtig die orientalistischen Sprachstudien auf Grund der gleichen, streng wissenschaftlichen und kritischen Methode betrieben werden, in deren Alleinbesitz sich noch vor kurzem die klassische Philologie befand, hat Renan recht — und er hat es —, wenn er behauptet, daß es nötiger für den Orientalisten sei, das Morgenland, als für den Humanisten Griechenland und Rom gesehen zu haben, so scheint es nur einer Anregung zu bedürfen, um die Leiter des wissenschaftlichen Lebens der deutschen Nation zu veranlassen, der Frage näher zu treten, ob es nicht an der Zeit sei, eine den Instituten zu Rom und Athen verwandte Anstalt im Orient, und zwar — dafür scheint alles zu sprechen — in Kairo zu errichten.

Daß ein solches Institut, sagen wir als höchste und letzte Stufe des Berliner Seminars, Nutzen stiften müßte, bedarf keiner weiteren Begründung; außerdem aber würde es nicht nur unsrer deutschen strengen arabistischen Forschung, die neben der holländischen, derjenigen aller übrigen Nationen jetzt schon voransteht, sondern auch der rüstig fortschreitenden Aegyptologie unschätzbare Dienste leisten, und ihre deutschen Jünger weiter befähigen, mit den so viel besser gestellten französischen Fachgenossen gleichen Schritt zu halten.

Sollten unsre maßgebenden Behörden unsern Vorschlag der Beachtung wert finden, so würden sie gemäß dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge zunächst eine Enquete anstellen und Gutachten einholen. In unserm Falle würden ihnen von vornherein treffliche Vorarbeiten zur Verfügung stehen; denn Frankreich hat, bevor es sich zur Einrichtung eines Instituts in der Weise des von uns gemeinten entschloß, die Stimmen seiner bedeutendsten Fachmänner gehört, und wir meinen, daß das entschieden zustimmende Gutachten derselben, und besonders das eines Renan, auch für uns eine nicht zu unterschätzende Bedeutung haben müßte. Wir werden es sogleich mitteilen; doch sei zuvor bemerkt, daß es nicht Renan selbst war, dem Frankreich die erste Anregung zur Errichtung des orientalischen Instituts verdankt, welches jetzt schon, mehrere Jahre in Kairo besteht und sich aufs beste bewährt hat.

Die Gründung solcher Anstalt im Anschluß an seine schöne Schöpfung, das Antiquitätenmuseum zu Bulak, war schon einer der Lieblingswünsche des verstorbenen Mariette. Er hatte es verstanden, mehr als einen Landsmann

für denselben zu begeistern, und unter ihnen war es Gabriel Charmes, der die Idee des unermüdlichen Ausgräbers mit der größten Wärme aufnahm. Den meisten unsrer Leser wird der Name „Charmes“ nicht fremd sein; denn seine Artikel in der „Revue des deux Mondes“ können keinem Freunde dieser Zeitschrift entgangen sein; zeichneten sie sich doch durch eine Anmut und bestrickende Liebenswürdigkeit der Darstellungsweise aus, wie sie selbst unter den Franzosen zur Seltenheit gehört. Ein kranker Körper führte ihn immer wieder und wieder in den Orient, und obgleich er kein Gelehrter von Beruf und nicht einmal der Sprache derjenigen Länder mächtig war, die er bereiste und in so unendlich anziehender Weise beschrieb, half ihm doch sein klares Auge, sein feiner Spürsinn, sein allem Bemerkenswerten und Schönen weit geöffnetes Gemüt und dazu eine Eigenschaft, die ich nur mit dem Namen „Intuition“ zu bezeichnen weiß, Reisewerke zu liefern, die man, so viel Fehlerhaftes sie auch im einzelnen enthalten, mustergültig im ganzen nennen darf; denn sie geben greifbar deutliche, künstlerisch ausgeführte Gemälde des Erschauten und sind reich an neuen Zügen, die sein scharfer Laienblick früher wahrgenommen als das suchende Auge des Forschers von Beruf. Was Mariette lange höchst wünschenswert erschienen war, wofür Charmes Verständnis gewonnen und sich begeistert hatte, das wußte seine geschickte Feder und sein beredter Mund aufs beste zu befürworten, darauf verstand er auch das Interesse der leitenden Behörden zu lenken. In Dr. G. Maspero, dem Nachfolger Champollions und E. de Rougés auf dem ägyptologischen Lehrstuhl der Pariser Hochschule, sahen Mariette und er den gegebenen Begründer und Leiter des zu errichtenden Instituts, und erst nachdem Maspero den Herstellungsplan und den Kostenanschlag bis ins einzelne festgestellt hatte, trat das Ministerium der Angelegenheit näher und forderte das Gutachten bewährter Fachmänner ein. Vor des schwer leidenden Mariette Ende konnte Maspero ans Werk gehen, und unter seiner Leitung hat die „misson française“ zu Kairo manchem jungen Orientalisten eine Werkstätte sondergleichen dargeboten und in ihren Räumen mehr als eine tüchtige Arbeit entstehen sehen. Nach Mariettes Tode wurde Maspero zu seinem Nachfolger als Direktor des Museums zu Bulak und Chef der Altertümer in Aegypten ernannt, doch behielt er die Leitung des Instituts bei, und auch jetzt, nachdem er 1886 das Nilthal verlassen und seinen Pariser Lehrstuhl wieder in Besitz genommen hat, ist die oberste Leitung seiner Schöpfung — gewiß zu deren Heil — in seiner Hand verblieben. Was Mariette nicht mehr erleben sollte, sie in voller Thätigkeit zu sehen, daran durfte sich G. Charmes vor seinem zu frühen Tode noch einige Zeit lang erfreuen.

Das Gutachten, welches Renan über das in Kairo zu errichtende Institut d'archéologie orientale abgab, ist vom 6. Dezember 1881 datiert und lautet also:

„Die Errichtung einer französischen Schule zu Kairo kann dem Fort-

schritt der orientalischen Studien und der Erforschung des Morgenlandes nur zum großen Nutzen gereichen. Für die klassischen Lehrfächer haben wir Schulen zu Athen und Rom, und doch ist es notwendiger für den Orientalisten das Morgenland, als für den Humanisten Griechenland und Rom gesehen zu haben. Dazu bemerke ich, daß Ausgrabungen im Orient zu größeren Ueberraschungen zu führen versprechen, als solche, die man in Italien und Griechenland unternimmt. Hier nehmen die einheimischen Regierungen und Gelehrten thätigen Anteil an den Arbeiten der Archäologen, während sie im Morgenlande ausschließlich dem freien Wetteifer der zivilisierten Nationen überlassen bleiben.

„Der von Herrn Maspero entworfene Plan erfüllt das, was man von einem so umfassenden und scharfsinnigen Geist erwarten durfte. Kairo ist der gegebene Mittelpunkt nicht nur für ägyptologische, sondern auch für diejenigen Studien, welche sich auf Syrien, Arabien, Abessinien und alle Gebiete im Nordosten Afrikas beziehen, und so würde denn eine Art von wissenschaftlichem Haupt-Chān, den man, ausgestattet mit einer reichen Bibliothek, zu Kairo errichten wollte, für das Studium all dieser Länder unschätzbare Hilfsmittel bieten. Jerusalem ist eine Stadt von gar zu entschiedener Eigentümlichkeit, Beirūt hat zu geringe wissenschaftliche Bedeutung, Damaskus bietet zu einseitige Interessen, als daß man für unsern Zweck an einen dieser drei Orte denken könnte. Dagegen bietet Kairo den Vorteil, der natürliche Mittelpunkt des allerfruchtbringendsten Teiles der morgenländischen Archäologie zu sein, und es kann außerdem zum Hauptquartier für jede Unternehmung auf andern Forschungsgebieten dienen. Syrien bietet dem Studium ein Feld von ungeheurer Ausdehnung. In Nordarabien, in Jemen und dem Hadramaut ist noch so viel wie alles zu thun. Eine Untersuchung der Amonsoase würde, wenn man zu glücklicher Stunde an ihre Ausführung ginge, gewiß unerwartete Resultate ergeben. Endlich würde ein Aufenthalt in Kairo, wenn man ihn wenigstens auf ein Jahr bemäße, den jungen Leuten sehr nützlich sein, die dem Studiengange der Schule für orientalische Sprachen in Paris gefolgt sind. Die arabische Grammatik kann kaum wo anders als in den großen europäischen Unterrichtsanstalten gelernt werden; doch die Fähigkeit, sich ihrer im Leben vollkommen zu bedienen, erlangt man nur auf morgenländischem Boden. Auch die jungen „élèves drogmans“[1]) werden in den Moscheen Kairos Männer finden, von denen sie zwar sonst wenig lernen können, die sie aber in die Eigenart der orientalischen Denk- und Redeweise einführen werden. Auf dem Gebiete der Philologie und arabischen Litteratur darf man keinen besonders reichen Gewinn zu ernten erwarten; denn Arbeiten, welche diese betreffen, werden sich immer weit besser in Paris und London, in Leyden und Berlin

---

[1]) Das heißt die jungen Franzosen, welche mit denjenigen Deutschen zu vergleichen sind, für welche das Berliner orientalische Seminar in erster Reihe errichtet wird.

herstellen lassen, als in Kairo oder Damaskus . . . Die hervorragendsten Häupter unter den Moscheegelehrten können dem nichts Neues lehren, der unsre großen Arabisten in Paris, Leyden und Leipzig zu Lehrern gehabt hat. Besonders für die wissenschaftliche Ausbildung der Eleven wird die Bibliothek der Schule, so groß man sich ihren Reichtum auch vorstellen möge, niemals die Hilfsmittel unsrer Nationalbibliothek, des British-Museum oder der Göttinger Universitätsbibliothek zu gewähren vermögen. Indessen wiederhole ich, daß, so tief herabgekommen das wissenschaftliche Leben im muslimischen Morgenlande auch sein mag, dem Orientalisten eine Zeit des Verkehrs mit den letzten entarteten Repräsentanten der Litteraturen, die er zu seinem Spezialstudium machte, immerhin zum Vorteil gereichen wird."

Wenn das Institut für zwölf Mitglieder eingerichtet werden soll, so findet Renan diese Zahl zu hoch; denn er fürchtet, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß man, um diese Zahl voll zu erhalten, sich bestimmen lassen werde, auch mittelmäßige und weniger berufene Kräfte in die Anstalt aufzunehmen. Daß durch solche der Ruf, das Ansehen, ja vielleicht der Bestand derselben gefährdet werden könnte, unterliegt keiner Frage. Durch unerschütterlich feste Aufnahmebedingungen müßten in der That solche Elemente von dem Institut ferngehalten werden, denen es zunächst um einen sorglosen Aufenthalt im Süden und den jedem Mitglied ausgeworfenen Jahresgehalt zu thun sein könnte. Bei einer deutschen Anstalt dieser Art hätten wir, denk' ich, wenig von solchen Mißbräuchen zu fürchten. Unser Unterrichtswesen weiß scharf zu formulieren, was es verlangt; das „Ansehen der Person" macht sich, gottlob, auf diesem Gebiete nur in höchst seltenen, mißbräuchlichen Ausnahmefällen geltend, und auf einem so speziellen Studiengebiete, wie die Orientalia, bleibt das geistige Vermögen des einzelnen Mitarbeiters, sobald er mit selbständigen Leistungen hervorgetreten, der Gesamtheit nicht fremd, und nur Leistungen und die aus ihnen hervorgehende Begabung werden den Kandidaten den Weg in das Institut zu öffnen vermögen. Außerdem ist zu bemerken, daß, während leider recht viele junge Leute sich der klassischen Philologie widmen, um Amt und Brot zu erlangen, sich nur höchst selten jemand dem Studium der Orientalia aus andern Gründen hingiebt, als aus Liebe zur Sache, als infolge des hohen Interesses, welches es bietet. Champollions Wort, unsre Wissenschaft sei ein schönes Mädchen ohne Mitgift, trifft ja noch heute im Ganzen zu, und so läßt sich erwarten, daß jeder junge Orientalist, der sich einer Stelle in dem projektierten Institut würdig gemacht hat, diese nicht als Sinekure betrachten, sondern die Vorteile, welche sie bietet, zu seiner eignen Ausbildung und zu Gunsten seiner Disciplin mit Lust und Eifer genießen und ausnutzen wird.

Am Schlusse seines Gutachtens bezeichnet Renan die zu begründende Schule als nützlich für den Fortschritt der Wissenschaft und sein Land, aber auch als fruchtbringend für die Zivilisation und den Fortschritt der Moralität

des Orients. „Was im Morgenlande am meisten fehlt, sei es bei den Eingeborenen, sei es bei den Europäern, die sich dort niedergelassen," sagt er, „ist die Idee der vom Eigennutz freien Kultur. Jedes Ding wird dort nur danach geschätzt, was es einbringt, und jeder Mensch nach dem Gelde, das er erwirbt. Der Anblick einer Anstalt, in der hochverdiente Männer, von Arbeiten, welche nicht das Geringste einbringen, ganz in Anspruch genommen, ein bescheidenes Leben führen und dennoch von allen Seiten der höchsten Achtung genießen, wird für den Orient eine vorzügliche Lehre und ein neues Schauspiel abgeben, und es wird ehrenvoll für Frankreich sein, diese Lehre zuerst erteilt zu haben."

Was uns betrifft, so können wir Renans Hoffnung in dieser Hinsicht nicht teilen; denn dem Morgenländer ist der arme, nur aus Freude am Wissen arbeitende Gelehrte durchaus nichts Fremdes. In den Hochschulen Kairos kann man ihm überall begegnen, und der schöne Satz: „Fakrī fachrī", „meine Armut, mein Stolz", soll aus dem Munde des Propheten selbst stammen. Gar wenige Gelehrte in Kairo ziehen aus der Wissenschaft materiellen Nutzen. Hoch besoldet ist eigentlich nur der Vorsteher der Universitätsmoschee Azhar, der Schēch el-Gami', welcher 1730 ägyptische Pfunde, etwa 36000 Mark, Gehalt empfängt. Er ist darum freilich ein vielbeneideter Mann, und ein gewöhnlicher Segenswunsch für Kairener Knaben lautet: „Möge Allah einst den Schēch el-Gami aus dir machen!"

Was Renan zu Gunsten des Institutes vorbringt und was wir selbst im gleichen Sinne hervorgehoben haben, das erschöpft lange nicht alles, was mit gutem Rechte von seiner Errichtung erwartet werden darf. Der gelehrte und geistvolle Franzose nennt es einen „Haupt-Chān" für die Studien der Orientalisten; ein Chān aber ist der Sammelplatz für Waren aus allen Gebieten des Morgenlandes, eine Gebäudemasse, in der es auch selten an Werkstätten fleißiger Handwerker fehlt. So ist denn dieses Bild ein äußerst glücklich gewähltes; denn wie in solchem Chān der Handwerker Arbeitsräume und der Kaufherr alles beisammen findet, was er an Handelsgütern bedarf, so soll der Orientalist in dem neuen Institute eine begünstigte Stätte für sein Schaffen finden und auf Förderung seines Spezialstudiums in jeder Richtung hoffen dürfen.

Als Leiter desselben denken wir uns einen Orientalisten von umfassendem Wissen, dem es auch, wie wir sehen werden, an praktischem Sinne nicht fehlen darf. Die Bibliothek muß von der Erwerbung von Handschriften für den eignen Bedarf absehen, aber in ihren lexikalischen, grammatischen und die Kataloge von Manuskripten enthaltenden Abteilungen eine relative Vollständigkeit zu erzielen streben. Bei einer so jungen Wissenschaft, wie die Aegyptologie, ist es noch möglich, die gesamte auf ihrem Gebiet entstandene Litteratur zusammenzubringen. Sehen wir von drei Fachzeitschriften ab, so werden die großen und teuren Journalserien, deren der Aegyptologe bedarf, dieselben

sein, welche für den Arabisten und jeden andern Orientalisten ohnehin angeschafft werden müssen. In der arabischen Sektion darf zudem keine kritische Ausgabe eines muslimischen Autors fehlen. Bei ihrer Zusammenstellung werden die Schätze der schönen Bücherei in der Sykomorengasse zu Kairo zu berücksichtigen sein. Unsre Bibliothek zu dem zu machen, was sie sein muß, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll, werden alle Orientalisten, und wir nicht am letzten, freudig bereit sein. Der Bibliothekar wird sich in steter Verbindung mit den großen europäischen Büchereien zu halten haben und als Gegenleistung für die mancherlei Dienste, welche er ihnen auf orientalistischem Gebiete von Kairo aus zu leisten vermag, fordern müssen, daß sie den Gelehrten der Anstalt diejenigen Handschriften, deren sie zur Vergleichung u. s. w. bedürfen, unter gewissen Kautionsbedingungen anvertrauen.

So werden die von wissenschaftlichen Reisen nach den von Renan bezeichneten und andern Richtungen heimkehrenden Gelehrten in unsrer Anstalt jeden denkbaren Vorschub für ihre Arbeiten finden. Wer, wie der zu früh verstorbene Spitta, Kairo selbst zum Mittelpunkte seiner Studien macht, wird, mag er Volksmärchen, Gesänge, Sprichwörter und Erzählungen sammeln, mag er sich in das Vulgärarabische vertiefen, nach Unterscheidungsmerkmalen unter einzelnen Dialekten suchen, das arabische Recht, die muslimische Religion, ihre vier Riten, die theologischen Traditionen und Interpretationen, die Kunst, die Sitten und Gebräuche des Morgenlandes zum Gegenstande seiner Forschung machen, in der Anstalt selbst oder doch in der Stadt, wo man sie errichtet, Gelegenheit finden, was ihm fehlt, zu erwerben und jede Lücke in seinen Aufzeichnungen unmittelbar zu ergänzen. Wer arabisch „parlieren" lernen will, für den heißt hier leben und sich unter das Volk mischen, lernen; wer dahin strebt, sich zum Meister der von der vulgären so verschiedenen Gelehrtensprache und des Gesprächs im höheren Sinne zu machen, der braucht sich nur zu den Studierenden der Universitätsmoschee Azhar zu gesellen, sich vor der Säule niederzulassen, an der einer der gelehrtesten Schêchs seine Vorträge hält und diesem aufmerksam zu folgen, der wird leicht durch einen der arabischen Beamten der trefflichen Bibliothek in der Gamāmīs- (Sykomoren-) Gasse, einen Professor von el-Azhar oder einen höheren arabischen Beamten Einlaß in ein gebildetes muslimisches Haus und dort Gelegenheit finden, den Unterhaltungen des Wirtes mit seinen Freunden zu folgen, sich in diese zu mischen und sich so nach und nach eine Gewandtheit in der Konversation anzueignen, die er in Europa schwer oder gar nicht zu erlangen vermöchte. Während in Algier ein verderbter, von der Gelehrtensprache weit abweichender Dialekt gesprochen wird, bekommt man bei wohlunterrichteten Kairenern ein ganz vortreffliches Arabisch zu hören, und wer sich damit nicht begnügt und die feine Sprache des Koran aus dem Munde derjenigen Beduinenstämme zu hören begehrt, die sich ihrer besonders rein und schön bedienen, der hat es bis zu ihren Gebieten nicht gar zu weit,

und oft wird er in den Chāns und Sūks (Bazaren) von Kairo selbst Mitgliedern dieser Stämme begegnen und sie, ist er gewandt und besitzt den rechten Takt, auch wohl vermögen, ihm Rede zu stehen. Beschäftigt er sich mit dem Türkischen, Persischen, Armenischen, dem Abessinischen Ge'ez, Tigre und dem Amharischen oder den drei nubischen Dialekten der Kataraktengegend, so braucht er in Kairo nicht weit zu gehen, um Leuten zu begegnen, deren Muttersprache die genannten Idiome sind. Der Koptolog findet unter den Geistlichen der monophysitischen Kirche immerhin einige, welche die Sprache ihrer Bibelübersetzungen und Liturgien noch einigermaßen verstehen; freilich singen, recitieren und lesen die meisten koptischen Priester unbegreiflicher-, doch, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, unbestreitbarerweise, ihre Liturgien ab, ohne ihren Sinn zu verstehen und im Stande zu sein, sie, wenn sie dieselben auch geschrieben vor sich haben, zu übersetzen. Ihre Aussprache des Koptischen ist stark durch das Arabische beeinflußt, aber ziemlich gleichmäßig, und die Mühe, sie genau festzustellen, darf als dankenswerte Aufgabe für ein Mitglied der Anstalt bezeichnet werden.

Das Berliner orientalische Seminar will die eigentlichen afrikanischen Sprachen berücksichtigen, und auch für denjenigen, welcher sich wenigstens eine der sogenannten Bāntusprachen zu eigen gemacht, würde das in Kairo zu errichtende Institut von hoher Bedeutung sein. Zwar kann er, wenn irgendwo, so in Berlin alles vereint finden, was über die Grammatik und den Wortschatz dieser Sprachen bisher von den Missionaren und Sprachforschern veröffentlicht worden ist; doch in Kairo würde ihm nicht nur bei verständiger Einrichtung der Institutsbibliothek diese Literaturgruppe zur Verfügung stehen, sondern es würde ihm auch vergönnt sein, viele Schwarze zu finden, welche ihre urafrikanische Negersprache noch nicht vergessen haben, und denen er, wenn er arabisch versteht und in den Beutel greift, abfragen kann, was er begehrt. Das Gleiche gilt von ostafrikanischen Leuten, unter denen uns besonders häufig Männer aus dem schönen Stamme der Bischari begegnet sind, deren Sprache, das Bega, welche einer andern Familie angehört als die Bāntu-Idiome, zwar schon mehrfach, aber noch keineswegs erschöpfend behandelt worden ist, und gerade sie könnte ein besonderes, ja ein ganz eminentes Interesse gewinnen, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß sie gewissen, noch unentzifferten [1]) äthiopischen Inschriften zu Grunde liegt.

Und welche Förderung würde der Aegyptologie durch ein in Kairo zu errichtendes deutsches Institut erwachsen! Was gegenwärtig im Nilthal neu ausgegraben und entdeckt wird, das kommt zunächst den Franzosen und Engländern zu gute, während auch deutsche Gelehrte durch das Institut in direkte

[1]) In den letzten Tagen ging uns die Nachricht zu, daß H. Brugsch den Schlüssel gefunden habe und seine großartige Entdeckung bald veröffentlichen werde. Eins der Institutsmitglieder wird in Nubien nach neuen Exemplaren dieser Inschriften zu suchen haben.

Verbindung mit dem Neuerworbenen gebracht werden würden; ja man darf annehmen, daß die von der früheren Engherzigkeit freie gegenwärtige Verwaltung der Denkmäler uns gern gestatten wird, selbständige Grabungen zu unternehmen, und selbst wenn dazu die Mittel fehlten, könnten gerade jetzt deutsche Forscher mit geringem Aufwand wichtige Erwerbungen machen. Es hat nämlich in jüngster Zeit eine Kategorie von kleinen Altertümern, welche früher unbeachtet geblieben und sorglos vernichtet worden sind, eine große, nie geahnte Bedeutung erlangt. Wir meinen die Papyrusfetzen, welche sich als zusammengebackene Objekte, deren wahre Natur das Auge des Laien kaum zu erkennen vermag, in dem Schutt versunkener Städte finden. Die meisten hat man unter den Resten des griechischen Arsinoë, der Nachfolgerin des ägyptischen Krokodilopolis im Fajjûm, entdeckt. Sie enthalten meistenteils Steuerlisten, Rechnungen und dergleichen, gelegentlich aber auch Fragmente hellenischer Dichter und Schriftsteller, sind meist griechisch, seltener arabisch oder in der Schrift der letzten persischen Eroberer Aegyptens (Chosroës 619 n. Chr.) geschrieben und haben durch die Aufzeichnungen, mit denen sie bedeckt sind, das alte Arsinoë in wunderbarer Weise wie ein zweites Pompeji derartig zur Auferstehung geführt, daß wir nunmehr die Straßen und Plätze, die Namen und die Steuerkraft der Bewohner, die munizipalen Einrichtungen des Ortes, seine Behörden, Tempel und Feste kennen.

Solche Papyrusfragmente darf man, nun ihr Ansehen und ihre Bedeutung einmal erkannt ist, auch im Schutt andrer versunkener Städte zu finden erwarten. Die meisten sind bis jetzt nach Berlin und Wien gewandert, und an beiden Orten haben sich Gelehrte gefunden, denen die Lektüre der griechischen Kursivschrift jener späten Zeit nur noch geringe Schwierigkeiten bietet, und die auch schon ihren sachlichen Inhalt einer wissenschaftlichen Behandlung unterzogen haben. Sie werfen ein ganz neues Licht auf eine bis dahin nur wenig bekannte Zeit, und unter uns, in Berlin, haben wir gegenwärtig einen Gelehrten, der sich mit voller Hingabe und dem besten Erfolg ihnen widmet und der rechte Mann wäre, unter den Auspizien des Instituts am Nil selbst für diese wichtige Denkmälergruppe in noch ganz andrer Weise zu wirken, als dies jemals von der Spree oder Donau aus möglich sein würde. Auch den beschriebenen Ostraca oder Scherben, welche sich in den Schutthaufen finden, wird erst jetzt, nachdem A. Wiedemann in Bonn eine schöne Sammlung derselben angelegt hat und U. Wilcken in Berlin die Veröffentlichung ihrer Gesamtheit vorbereitet, die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gezollt.

Das Demotische, die Volksschrift der alten Aegypter, welche die ersten Entzifferer der Tafel von Rosette am meisten anzog, ist nach langer Vernachlässigung, der sie selbst H. Brugschs bedeutende demotische Grammatik nicht entreißen konnte, mit gutem Recht im letzten Jahrzent zu einem Lieblingsgegenstande der ägyptologischen Forschung geworden. Ueber die hohe Wichtigkeit

der demotischen Texte kann kein Zweifel mehr herrschen; doch sind sie weder in sprachlicher noch in sachlicher Hinsicht bisher in erschöpfender Weise gewürdigt worden. Natürlich werden nur in Aegypten thätige Gelehrte die bisher unberücksichtigt gebliebenen Demotica sammeln können, und es giebt viel mehr unveröffentlichte Inschriften dieser Art, als man gemeinhin annimmt. Die schlichten Formen dieser Kursivschrift sind nur leicht und scheinbar flüchtig neben den tief eingemeißelten Hieroglyphen in den Stein geritzt und darum oft übersehen worden. Auf die meist kleinen und beschädigten demotischen Papyri legen die Antiquitätenhändler noch geringeren Wert.

Daß der Koptolog sich nicht vergeblich in Kairo aufzuhalten brauchte, ward schon erwähnt. Deutsche, F. Rückert, de Lagarde in Göttingen und L. Stern in Berlin, waren es, welche diese an syntaktischen Besonderheiten und Feinheiten so reiche Sprache der ernsten und methodischen Behandlung unterzogen, die sie verdient, und unter unsern jüngeren Gelehrten hat sich G. Steindorff vom Berliner Museum gerade dem Koptischen mit Erfolg zugewandt.

Renans Wort, daß es für den Orientalisten nötiger sei, das Morgenland als für den Humanisten Athen und Rom kennen zu lernen, findet wohl am ersten Anwendung auf den Aegyptologen. So viele Publikationswerke, Photographien und Museumsschätze ihn auch in Europa mit den Monumenten am Nil vertraut machen mögen, ein rechtes Verständnis dieser eigenartigen Denkmälerwelt wird ihm doch erst auf der Stätte ihrer Entstehung und ihnen selbst gegenüber erwachsen. Dort erst wird er zum wahren Kenner, lernt er selbständig urteilen, findet er Erklärungen für vieles, was ihm in der Heimat rätselhaft schien, lernt er das Echte vom Falschen unterscheiden, und dort auch kann es ihm leicht beschieden sein, Entdeckungen zu machen, die ihm und seinem Vaterlande zur Ehre gereichen; denn nichts ist irrtümlicher, als den ägyptischen Boden für erschöpft zu halten.

Wie viel ist dort gegraben und freigelegt worden, und doch bedeckt der Sand noch zahllose Ueberbleibsel der alten Zeit, kann jeder Tag dem Forscher neue Ueberraschungen bringen. Wie so manche neue und wichtige Inschrift konnte Dümichen in Straßburg in einer Zeit publizieren, in der Mariette den Anspruch erhob, alles selbst zu veröffentlichen, was die Momente an bemerkenswerten Inskriptionen enthielten! Mitten in Theben, unweit eines betretenen Weges, war es uns selbst vergönnt, im Grabe des Feldherrn Amenemheb eine der wichtigsten historischen Inschriften zu entdecken. Denjenigen, die sich an Ort und Stelle befinden, bieten Araber und Händler die Papyri und Antiquitäten zuerst an, die sie ans Licht ziehen oder erwerben. Bleibt das Institut in Verbindung mit dem herrlichen Berliner ägyptischen Museum und seinem jungen eifrigen Direktor, welche Vorteile können der berühmten Sammlung daraus erwachsen.

Wie schon in früherer Zeit jeder fleißige und gut vorbereitete Gelehrte,

der es über sich gewann, sich auf einige Zeit von der europäischen Kultur und der gewohnten Gesellschaft zurückzuziehen und mitten unter Entbehrungen aller Art sich nur der Wonne des Suchens, Entdeckens und Aufzeichnens hinzugeben, wird nun erst recht jedes emsige Mitglied unsrer Anstalt, wenn ihn das Glück einigermaßen begünstigt, dahin gelangen, unsre Wissenschaft mit neuen, nützlichen, vielleicht großen Funden zu bereichern; denn unter wie viel günstigeren Verhältnissen wird derjenige, welcher die zu errichtende Anstalt hinter sich hat, arbeiten und forschen, als es uns Aelteren vergönnt war! Die Leiter des Instituts werden stets in der Lage sein, ihm die Wege zu weisen und ihm Aufgaben zu stellen; denn es kann ihnen nicht verschwiegen bleiben, wenn sich hier oder dort Hoffnungen auf neue Funde eröffnen. Reisende teilen ihnen ihre Wahrnehmungen mit, und wie wichtig für den Fachmann zu werden vermag, was der Laie zufällig bemerkt, das möge der Umstand erhärten, daß Lepsius die Entdeckung des unschätzbar wertvollen Dekrets von Kanopus der hingeworfenen Bemerkung eines Beamten des Suezkanals verdankte. Jeder, auch der ungelehrteste „Vergnügungsreisende", wird am Nil zum Altertumsfreunde, und welcher gebildete Deutsche auch immer Aegypten als Tourist besucht, unterläßt es wohl schwerlich, Fühlung mit dem Institut zu suchen, der wird beim Ankauf von Antiken den Rat seiner Mitglieder einholen, leicht geneigt sein, ihm solche Objekte zu überlassen, die wissenschaftlichen Wert besitzen, und nichts verschweigen, was ihm auf seiner Wanderung als neu oder bemerkenswert aufgefallen.

Die Gelehrten in der Heimat — Arabisten, Aegyptologen, Linguisten, Kunsthistoriker ꝛc. — werden den Leitern der Anstalt hundert Fragen, die nur in Aegypten selbst entschieden werden können, vorzulegen haben, und die Beantwortung derselben wird den Eleven vorzügliche Gelegenheit bieten, ihr Können zu bewähren und der Wissenschaft gute Dienste zu leisten. Alle deutschen Aegyptologen, nicht nur die Mitglieder des Instituts, werden, wenn sie in Oberägypten oder im Delta die Denkmäler studieren, von der Anstalt aus schnelle und sichere Auskunft erhalten, wenn sich Zweifel in ihnen erheben, ob Inschriften, die sie zu kopieren wünschen, schon veröffentlicht oder doch signalisiert sind oder nicht, und kehren sie nach Kairo zurück, so werden sie schon dort Gelegenheit und Hilfsmittel finden, die Publikationen neu entdeckter Texte, welche sie sonst erst in der Heimat hätten vornehmen können, ungesäumt zu besorgen. So bleibt ihnen die Priorität gesichert, und das Gewonnene wird so schnell wie möglich Gemeingut der Wissenschaft.

Ueber die Bibliothek ward oben das Nötige gesagt.

In der Anstalt verwertete oder von ihren Mitgliedern hergestellte Abklatsche von Inschriften sollten ihr zu dauerndem Besitze verbleiben. Sie können nach der Zerstörung der Denkmäler, denen sie entnommen sind, für Berichtigungszwecke hohen Wert erlangen; ja, es würde eine schöne Aufgabe für das Institut

sein, die Inschriften aller Monumente, denen Vernichtung droht, abzuklatschen und in ihren Archiven aufzubewahren. Wie die Dohrnsche Versuchsstation in Neapel, müßte die ägyptologische Abteilung der deutschen orientalischen Anstalt zur Zentralstätte unsrer Wissenschaft werden. Alles, was diese leistet, müßte sich in ihr vereint, der reisende Aegyptolog unter ihrem Dache wenn auch nicht immer eine leibliche, so doch jedenfalls eine geistige Heimat und eine Arbeitsstätte sondergleichen finden; denn hier würde ihm nicht nur zu Gebote stehen, was er an litterarischen Hilfsmitteln bedarf, nein, er würde auch in stetem Verkehr mit Fachgenossen und in lebhaftem Wissens- und Erfahrungsaustausch neue Anregungen und geistige Bereicherung mannigfaltigster Art gewinnen. Wie Antäus, wenn er die Erde berührt, so gewinnt der Orientalist neue Kraft und dazu neue Arbeitsantriebe und Stoffe, sobald er das Land seiner Forschungen betritt, und wie sehr würde die Existenz des deutschen Instituts zu Kairo uns allen den Besuch Aegyptens erleichtern, wie förderlich würde sie sich für die Zwecke unsrer Wanderung erweisen.

Schließlich müssen wir des Museums von Bulak gedenken. Was dieses dem Aegyptologen bietet, läßt sich schwer in der Kürze erörtern. Manche unsrer europäischen Sammlungen steht ihm voran an Reichtum, besonders der Papyri, aber in keiner besitzen die Monumente eine gleich unangetastete Frische und Mannigfaltigkeit; vor allem aber ist nur in Bulak die Herkunftsstätte und die Art der Erwerbung fast aller Denkmäler bekannt. Eine richtige Würdigung der ägyptischen Skulptur und ihrer verschiedenen Epochen läßt sich hier und nur hier erlangen; denn die edelsten Meisterwerke derselben haben sich in diesen schönen Sälen zusammengefunden. Schon die Möglichkeit, dieses Museum täglich zu besuchen, darf als Glück und Wohlthat für die jüngeren Mitglieder des Institutes bezeichnet werden.

Daß Kairo, die an edeln Denkmälern aus der Blütezeit der muslimischen Architektur so reiche Kalifenstadt, jetzt auch ein Museum arabischer Altertümer besitzt, kommt dem Kunsthistoriker und Epigraphiker unter den Arabisten in gleicher Weise zu gute; denn seine Leiter sind auch auf die Erhaltung altarabischer Inschriften bedacht gewesen. Der beste Kenner der muslimischen Kunst in Kairo, der auch das meiste für die Erhaltung und würdigere Restauration der Bauwerke aus der Kalifenzeit gethan hat, ist ein Deutscher, Franz-Pascha, dessen treffliche Kenntnisse und reiche Erfahrungen der Anstalt sicherlich zu gute kommen würden.

Von allen Klassen derselben monatlich oder vierteljährlich herauszugebende Berichte würden die Teilnahme an ihrem Ergehen wach erhalten, der Wissenschaft zur Förderung gereichen und der Bibliothek durch Tausch manche Zeitschrift kostenfrei zuführen.

So können wir von unserm Institut erwarten, daß es die im Berliner Seminar vorbereiteten jungen Männer zu vollendeten Kennern der arabischen

Schrift und Sprache, die bei jedem Gespräch das rechte Wort zu finden verstehen, heranbilden wird, so werden diejenigen Eleven, welche sich in Berlin mit dem Studium der afrikanischen Idiome beschäftigten, hier mehr als eines derselben reden und verstehen lernen können, so wird sich hier Gelegenheit für die Erlesenen unter den Seminaristen finden, alle Regungen des Lebens, alle Anforderungen und Einrichtungen der eigenartigen Welt zu studieren, zu deren thätigem Bürger sie ihr künftiger Beruf machen soll. Wer in diesen eintritt, nachdem er die Kairener Selekta des Berliner Seminars durchgemacht hat, wird sich von vornherein in ihm heimisch fühlen, und wenn dem Staat die Errichtung unsrer Anstalt Kosten verursacht, so wird er dafür von den im Dienst begangenen Fehlern seiner jungen Beamten, die ihm oft sehr teuer zu stehen kommen, ja die häufig schwer wieder gut zu machen sind, verschont bleiben. Wie schöne Früchte diesen Selektanern außerdem ein Jahr des Umganges mit reifen Gelehrten tragen kann, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Auf die hohen Dienste, welche ein deutsches Orientalisteninstitut in Kairo unsrer Wissenschaft auf jedem ihrer Sondergebiete und ihren einzelnen Jüngern zu leisten verspricht, näher einzugehen, als es oben geschehen ist, bleibt uns an dieser Stelle versagt.

Es würde Fässer für den Wein, der noch nicht geblüht hat, vorzeitig anschaffen heißen, wenn wir über die innere Einrichtung des Instituts, wie sie uns vorschwebt, schon hier näher eingehen wollten; über die vermutlich aufzuwendenden Kosten möchten wir indessen nicht stillschweigend hinweggehen, wissen wir doch, daß es wesentlich von ihnen abhängt, welche Aufnahme die Anregung finden wird, die wir uns hier zu geben erlauben. Gerade wir durften uns dieser Aufgabe unbefangener als mancher Fachgenosse unterziehen, da uns äußere Umstände leider von jedem Mitgenuß des zu errichtenden Institutes ausschließen.

Vor uns liegen die Masperoschen Anschläge und der von den Kammern bewilligte Etat des französischen Instituts zu Kairo. Wir werden den letzteren mitteilen, bemerken aber von vornherein, daß die deutsche Schwesteranstalt mit weit geringeren Mitteln erhalten werden könnte. Einige Posten des Masperoschen Voranschlags erschienen auch dem dem Institut sehr wohlgeneigten berichterstattenden Beamten Herrn Xavier Charmes, directeur du secrétariat et de la comptabilité, als zu hoch gegriffen, und in Begleitung seiner Reduktionen ist das Masperosche Budget der Kammer vorgelegt worden. Wir stellen hinter die Forderungen unsers gelehrten Fachgenossen die Charmesschen Verminderungen derselben in Klammern.

Masperos Anschlag der für ein französisches Orientalisteninstitut in Kairo aufzuwendenden Kosten nebst den an einzelnen Positionen vorgenommenen Abstrichen: [1])

[1]) Die Abstriche sind die zwischen Klammern stehenden Zahlen.

	Franken.	Franken.
1. 2 Sektionschefs zu 12 000 Franken	24 000	(24 000)
2. 6 Pensionäre zu 6000 Franken	36 000	(40 000)
3. 6 Eleven zu 3600 Franken	21 600	
4. 1 Rechnungsbeamter	6 000	(?)
5. 2 Aufsicht führende Hausmeister	1 440	(1 440)
6. 4 Diener	1 920	(1 920)
7. 1 europäische Wäschebewahrerin	800	(800)
8. Aufwand für die Druckerei	24 000	(24 000)
9. Den Mitgliedern zu bewilligende Reiseunterstützungen	18 000	(12 000)
10. Unterhaltung des Mobiliars	5 000	(5 000)
11. Bibliothek	5 000	(5 000)
12. Repräsentationskosten	3 000	(3 000)
13. Arzt, Apotheker rc.	2 500	(2 500)
14. Unterhaltung des Schulhauses	12 000	(10 000)
Im ganzen	161 260	(129 660)

Die von Herrn Charmes vorgeschlagenen Abzüge belaufen sich auf 31 600 Franken, doch steht gegenwärtig die höhere, von Maspero vorgeschlagene Summe auf dem Etat. Unberücksichtigt geblieben sind in diesem Anschlag die einmaligen Ausgaben für den Ankauf eines Hauses, die Anschaffung des Mobiliars und der Bibliothek. Zur Miete zu wohnen würde sich nicht empfehlen, wenn man dabei bliebe, wie die Franzosen, den Leitern und Mitgliedern des Instituts in dessen eignen Räumen Wohnungen anzuweisen. Quartiere von der für solche Anstalt erforderlichen Größe würden sich in Kairo schwer, und selbst wenn man 20 000—30 000 Franken jährlich dafür bezahlte, kaum in einer den Zwecken der Anstalt dienlichen Einteilung finden lassen. Auch gegen den Ankauf eines fertigen Hauses spricht Maspero sich aus und tritt lebhaft für die Errichtung eines eignen, alle Bedürfnisse des Instituts befriedigenden Gebäudes ein. Dies müßte für die Vorsteher je ein Quartier, Wohnungen für sechs Pensionäre, sechs Schüler, sowie ebenso viele für Gäste enthalten. Ferner faßt er zwei Speisezimmer ins Auge, von denen eines von den eigentlichen Zöglingen oder Schülern, das andre von den Pensionären des Instituts, fertigen Gelehrten, benutzt werden soll. Weiter verlangt er drei Bade- und zwei Empfangszimmer, eine Küche, zwei Malerateliers und Werkstätten für die Druckerei. Die Bibliotheksäle sollen zu gleicher Zeit als Studienräume und wohl auch gelegentlich als Auditorien benutzt werden. Die Küche wird nicht auf Rechnung der Anstalt geführt. Pensionäre und Schüler haben wohl von ihren jährlichen Stipendien Kostgeld an den Oekonomen zu zahlen, der die Verpflegung der Institutsmitglieder auf eigne Rechnung übernehmen muß. Jedenfalls wünscht er diese gemeinsam speisen zu sehen. Soll dies in zwei Abteilungen

geschehen, so bestimmt ihn dazu der Umstand, daß er in den Eleven jüngere Leute sieht, die als Schüler oder Zöglinge der Anstalt, wie es solchen zukommt, verhältnismäßig bescheiden zu halten sind, während ihm die Pensionäre und Gäste als unabhängige und fertige Männer Anspruch auf ein bequemeres und angenehmes äußeres Leben zu haben scheinen.

Eine so ausgestattete Anstalt würde im Ganzen dem Ideale nahe kommen, das uns von einer solchen vorschwebt, und hätte sie nicht der französische Staat, sondern der treffliche Mensch und vorzügliche Gelehrte Maspero eingerichtet, so würde der Wunsch nahe liegen, ihre Erweiterung zu beantragen und sie zu einem internationalen Institut zu erheben, an dessen Vorteilen auch deutsche und andre Orientalisten in ähnlicher Weise teilhaben könnten, wie Naturforscher aller Nationen an denen der musterhaft eingerichteten Dohrnschen zoologischen Station zu Neapel. Doch an dergleichen ist, wie die Dinge nun einmal liegen, schon aus politischen Gründen gar nicht zu denken. So sicher die Wissenschaft Gemeingut der gesamten Welt ist, so oft dieser Satz — sogar in unsrer Zeit — auch von wohldenkenden Franzosen wiederholt wird, so bestimmt gehört eine friedliche Verschmelzung von deutschen und französischen Schülern und Forschern in einer von Frankreich errichteten Anstalt zu den unmöglichen Dingen. Wir werden darum von einem besonderen deutschen Orientalisteninstitut in Kairo nicht absehen und höchstens die Frage aufwerfen können, ob sich Oesterreich, Holland, die Schweiz (auch die skandinavischen Staaten, England, Italien, Amerika und Rußland dürften veranlaßt werden, Plätze für ihre Orientalisten zu belegen) nicht geneigt finden würden, sich an der Einrichtung eines solchen zu beteiligen.[1]) In jedem Falle würde sich eine zweckentsprechende und Segen bringende Anstalt mit weit geringeren als den von den Franzosen verausgabten Mitteln für uns herstellen lassen.

Der Erwerb eines eignen Hauses würde auch uns wünschenswert erscheinen; ein solches brauchte aber nichts zu enthalten als ausreichende Bibliothek- und Archivräume, eine Wohnung für den Leiter des Instituts, einen großen Versammlungssaal, den vielleicht der stattlichste Bibliothekraum abgeben könnte, ein Empfangszimmer, höchstens sechs Fremdenzimmer mit Schlafkabinetten, vielleicht ein Maleratelier und die für die Dienerschaft 2c. notwendigen Räume. Die Arbeitszimmer müßten mit der Bibliothek in engster Verbindung stehen; ja es könnten in den Sälen der Bücherei selbst Pulte und Tische für die Studierenden aufgestellt werden. Eine eigne Druckerei würden wir für den Anfang nicht brauchen; die recht gute typographische Anstalt zu Bulak und vielleicht die des französischen Instituts, die sich gewiß gern vollauf beschäftigt sehen möchte, könnten leicht das Dringliche für uns besorgen, während solche Schriften, deren Erscheinen nicht drängt, besser und billiger in Europa als in Aegypten gedruckt werden würden. Da wir uns sowohl in den aus dem Berliner Seminar

[1]) Diese Frage könnte dem nächsten Orientalistenkongreß zu Stockholm vorgelegt werden.

entlassenen Eleven des Instituts als in den Orientalisten, denen die Wohlthaten und Förderungsmittel desselben zu gute kommen sollen, nur junge Leute denken können, von denen man erwarten darf, daß sie selbständig und ohne Aufsicht ihre eignen Wege zu gehen verstehen, dürfen wir uns damit begnügen, ihnen die nötigen Stipendia zu bewilligen, sie aber im übrigen Wohnung und Beköstigung sich selbst aussuchen lassen. Dabei wird es ihnen natürlich an dem guten Rat der Leiter der Anstalt und bald auch der älteren und erfahreneren Kollegen nicht fehlen. Für weniger selbständige Persönlichkeiten und von wissenschaftlichen Reisen heimkehrende Stipendiaten und andre Orientalisten sind die Wohnräume bestimmt. Mit der Erschließung ihres Ateliers wird die Anstalt manchem deutschen Kunsthistoriker, reisenden Architekten oder Maler einen großen Dienst zu leisten vermögen. Sehen wir nun von der ersten größeren Gründungsausgabe ab, die immerhin, wenn die Einrichtung des Hauses würdig und die Ausstattung der Bibliothek so ausfallen soll, daß sie ihrem Zwecke völlig entspricht, 300 000 Mark in Anspruch nehmen möchte, so könnten wir einen Vorschlag für die jährlichen Kosten aufsetzen, welcher zwar weit hinter dem französischen von den Kammern bewilligten Etat zurückbleibt, uns aber doch hinzureichen scheint, billigen Anforderungen durchaus zu genügen.[1])

	Franken
1. Der Direktor der Anstalt, ausgestattet mit disciplinarer Gewalt über die Eleven des Seminars, zugleich Rechnungsführer, Vorsteher der Bibliothek und betraut mit der Ueberwachung der unter den Auspizien des Institus zu veröffentlichten Schriften	12 000
2. Fünf mit Jahresstipendien dem Institut angehörende deutsche Orientalisten, aus deren Mitte sich der Direktor gelegentlich seinen Stellvertreter und den zweiten Bibliothekar erwählen kann zu 6500 Franken	32 500
3. Der zum Stellvertreter des Rektors und Mitbibliothekars erwählte Stipendiat wird dem Institut eine Reihe von Jahren als ständiger Beamter angehören müssen. Er erhält eine Zulage von 3000 Franken	3 000
4. Fünf Eleven aus dem Seminar zu 4000 Franken[2])	20 000
	67 500

[1]) Wir berechnen die einzelnen Posten in Franken, weil wir ägyptische Werte in solchen auszudrücken gewohnt sind und sich dadurch die Vergleichung unsrer Ansätze mit den Masperoschen wesentlich erleichtert.

[2]) Zu Posten 2 und 4 sei bemerkt, daß wir die Jahresgehalte der Mitglieder etwas höher gehalten haben als der französische Anschlag, weil die Mehrzahl unsrer Institutsmitglieder für eigne Wohnung zu sorgen haben würde. Wenn wir die Eleven höher entschädigen als die Stipendiaten, so geschieht es, weil die letzteren mit 6500 Franken auskommen können. Den in der Anstalt wohnenden Herren werden 4—500 Franken abgezogen.

		Franken
		67 500
5.	Ein Hausmeister	800
6.	Drei Dienstboten	1 500
7.	Den Mitgliedern zu bewilligende Reiseunterstützungen	18 000
8.	Unterhaltung des Mobiliars	5 000
9.	Bibliothek	5 000
10.	Repräsentationskosten	2 000
11.	Arzt, Apotheker ꝛc.	2 000
12.	Unterhaltung des Anstaltshauses	6 000
	Summa	107 800

Da Masperos Budget sich auf 161 260 Franken, das unsre sich auf 107 800 Franken beziffert, so wird unser Institut jährlich 53 460 Franken weniger in Anspruch nehmen als das der Franzosen, und doch haben wir die Stellen der Eleven und Stipendiaten nur um je eine verringert und die Wohnung berücksichtigt, welche die meisten aus eigner Tasche bezahlen sollen. Da nur vorzüglich qualifizierten Bewerbern die Vorteile des Instituts gewährt werden dürfen, wird die von uns angenommene Ziffer dem Bedürfnis entsprechen. Sollten wir uns darin irren und sich auch andre Staaten an dem Institut zu beteiligen wünschen, so würden sich die in Aussicht genommenen Stellen leicht vermehren lassen, zumal wenn wir daran festhielten, nur ausnahmsweise in der Anstalt selbst Wohnung zu gewähren. Einige Posten des Masperoschen Budgets haben wir, obgleich wir ja die Zahl der Benefizianten verringern zu müssen meinten, unverändert gelassen, ja wir würden gern die für Reiseunterstützungen ausgesetzten 18 000 Franken, die Herr Charmes auf 12000 reduzierte, auf 20 000 oder 24 000 Franken gesteigert haben; denn aus den Reisen der Mitglieder des Instituts, die ja ohnehin den kostspieligen Weg von Europa nach Kairo zurückzulegen haben, werden ihm und ihnen selbst die größten Vorteile und schönsten Ruhmestitel erwachsen.

Hat sich die Anstalt erst bewährt — wie wir glauben, daß sie es thun wird —, so wird das Deutsche Reich sie gern reichlicher bedenken und vielleicht auch den Reisefonds so freigebig erhöhen, daß es möglich sein wird, unter ihren Auspizien Ausgrabungen in größerem Stil nicht nur in Aegypten, sondern auch in Assyrien vorzunehmen; denn es ist betrübend, daß wir Deutsche, die wir für den Fortschritt der Keilschriftentzifferung so reichlich das Unsre gethan haben, die wir auch fremde Lande mit unsern Assyriologen versorgen, noch nicht dahin gekommen sind, in den Euphrat- und Tigrislanden selbständige Ausgrabungen zu unternehmen. Es fehlt uns nicht an bewährten jungen Kräften, welche solche trefflich leiten würden. Möchte es uns doch vergönnt sein, das deutsche Orientalisteninstitut die Assyriologen unter seinen Mitgliedern dorthin aussenden und sie in Mesopotamien den Spaten einsetzen zu sehen!

Was hier auszusprechen und zu begründen versucht ward, betrifft einen Wunsch, den viele gleichgesinnte Freunde und Förderer der Erforschung des Morgenlandes mit uns teilen. Sicher würde ein deutsches Institut für Orientalisten in Kairo den Bestrebungen des neu begründeten Berliner Seminars erst die Krone aufsetzen, und wenn unser Vorschlag auch jetzt die Berücksichtigung, die wir ihm wünschen, nicht findet, wenn wir dem schönen deutschen Unternehmen, das uns beschäftigt, auch für heute und morgen vergeblich das Wort geredet haben, so sind wir doch fest überzeugt, daß einmal die Zeit kommen wird, in der sich außer zu Rom und Athen auch zu Kairo ein wissenschaftliches Institut erheben wird, welches fleißigen deutschen Forschern dieselben günstigen Arbeitsbedingungen gewährt, mit denen Frankreich seine Orientalisten schon längst beschenkte. Ein solches wird deutsche Gelehrte an die Spitze einer großen und wichtigen Disciplin stellen und der politischen Vertretung des Deutschen Reiches in den Metropolen des Morgenlandes ein Beamtenmaterial von unschätzbar tüchtiger Vorbildung zuführen.

V.

Zur allgemeinen Kulturgeschichte.



Das Reisen im Altertum.[1])

Eine antiquarische Rundschau.

Die Inder. — Aegypter. — Syrer, Phönizier, Araber. — Assyrer. — Perser. — Griechen.

Mit gutem Rechte ist gesagt worden, unser Jahrhundert lebe schneller als seine Vorgänger. Kunstreiche Maschinen verrichten das, wozu unsre Ahnen Tage brauchten, in Stunden. Die Arbeit der Menschenhand wird durch eiserne Arme, und die Kraft und Geschwindigkeit der Rinder, Kamele und Pferde durch heiße Wasserdämpfe, die dem Menschen Sklavendienste leisten, ersetzt. Der elektrische Funken trägt den Gedanken in Sekunden von Erdteil zu Erdteil, ja selbst das geschriebene Wort soll bald durch den Druck der Luft, in metallenen Röhren, schnell wie der Blitz von Stadt zu Stadt und von Land zu Land geschleudert werden.

Was unsre Väter für schnell halten durften, das erscheint uns langsam, und was wir schnell heißen, das würde ein früheres Jahrhundert „fabelhaft" und „undenkbar" genannt haben. Wenigen Jahrzehnten ist es gelungen, Geschwindigkeitsverhältnisse, die jahrtausendelang dieselbe Gültigkeit hatten, vollkommen umzukehren.

Erstünde ein alter Römer, ein Unterthan etwa des reiselustigen Hadrian, aus dem Grabe, so würde er heute, was die Schnelligkeit und Bequemlichkeit aller Verkehrsmittel angeht, vor Staunen keine Worte finden, während derselbe, hätte er vor etwa 50 Jahren die Unterwelt verlassen, achselzuckend gesagt haben würde: „Aehnlich wie damals".

Wie im Jahre 1800, so konnte er schon zu seiner Zeit Reisen mit untergelegten Pferden unternehmen, in Wirtshäusern einkehren, sich, wenn seine Person verdächtig erschien, auf seinen Paß berufen und Briefe und Päckchen von der Post befördern lassen.

---

[1]) Aus „Globus", Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, Band II. 1862.

Es möchte nicht uninteressant erscheinen, auf den Reiseverkehr der alten Völker näher einzugehen und den Lesern vorzuführen, wie wenig Grund die reisenden Bürger der alten heidnischen Kulturstaaten hatten, den Touristen selbst noch aus der Zeit Friedrichs des Großen zu beneiden, — wie dankbar die Söhne unsrer Tage von der andern Seite den Männern der Wissenschaft sein müssen, die den Dampf und den Funken dem menschlichen Geiste dienstbar zu machen verstanden.

Sei es uns darum gestattet, zuerst die Verkehrsmittel, welche den Alten zu Gebote standen, von Volk zu Volk wandernd, zu betrachten, um später auf die Art und Weise einzugehen, in der die alten Kulturvölker zu reisen pflegten.

Den Indern gebot ihre Religion schon in frühster vorchristlicher Zeit, die Landstraßen in gutem Stande zu erhalten, für Brücken und schattige Ruheplätze, für die Sauberkeit und den Schmuck der Wege zu sorgen. Schon in dem Gedicht Ramajana werden eigne Wegebeamte genannt, das Gesetzbuch Manus verordnet eine sorgfältige Fürsorge für die Straßen, und Buddha, der große indische Reformator, befiehlt die gemeinnützigen Pässe und Wege der Sorgfalt jedes einzelnen Frommen. Seinem treuesten Jünger, dem Könige Açoka, wird besonders nachgerühmt, daß er die Wege mit schattigen Feigenbäumen und duftenden Mangohainen bepflanzt, labende Brunnen und kühle Ruheplätze bei den Straßen angelegt und Herbergen zum Genusse für Tiere und Menschen gebaut habe. Die griechischen Geographen rühmen die trefflichen Wege der Inder, und wir wissen, daß die Straßen bei großen Festen oder wenn der König daherzog, mit Mango, Myrten und Orangenknospen, Rosen und Oleanderblüten, Lorbeer und Palmenblättern bestreut, mit Sandel- und Weihrauchdüften überräuchert und mit guirlandenumwundenen Bäumen, in deren Laubwerk purpurne Vögel flatterten, umstellt wurden.

Auch der Verkehr zu Wasser war den Indern, wie sich sprachlich nachweisen läßt, schon in ältester Zeit wohlbekannt.

Geringere Kenntnisse haben wir von den altägyptischen Wegebauten. Der dortige Verkehr beschränkte sich, wie jener von Venedig, fast ausschließlich auf Wasserpfade. Die bedeutendste Verbindungsstraße, an der fast alle Städte lagen, war der Nil. Dieser Strom, dem man göttliche Verehrung zollte, wurde aufs sorgfältigste behütet. Viele Nilmesser gaben die Höhe des Wasserstandes an, der Mörissee regelte durch Ab- und Zufluß den Lauf seiner Fluten, und wachsame Mitglieder der Priesterkaste hatten Acht, daß kein Frevler das reine, heilige Wasser durch unreine oder tote Stoffe besudle. Dafür gab der Nil den herrlichsten Trunk. Ein Franzose nannte ihn den Champagner unter den Wassern, und die Mohammedaner sagen, daß der Prophet, wenn er Nilwasser getrunken hätte, sich ewiges Leben gewünscht haben würde. Die Frauen im Harem des Großsultans trinken täglich aus der Ferne herbeigebrachtes Nilwasser, und die Araber schreiben demselben in vielen Fällen Heilkraft zu.

Die Segnungen, welche die Verkehrsstraße der Aegypter ihrem Lande durch die Ueberschwemmungen bietet, sind so reich und allgemein bekannt, daß wir dieselben übergehen und uns nicht wundern können, wenn wir die alten Aegypter den Nil „allerheiligster Vater", „Erhalter des Landes", „großer Gott" nennen hören.

Heute noch werden Jubelfeste gefeiert, wenn der Strom, den von der Sonne ausgedörrten Boden befruchtend, seine Ufer verläßt; und eine alte Sage erzählt, daß einst dem Gotte Nil, damit er seine Gaben nicht einstelle, alljährlich eine schöne Jungfrau geopfert, das heißt in seine Arme geschleudert worden wäre. Ein Erdhügel, den man bei den Dämmen aufschüttet, wenn der Nil überzutreten beginnt, heißt darum heute noch Arusch, das ist: die Braut.

Als Aegypten von den Arabern erobert wurde, soll der Feldherr des Islam Amr-Ibn-El-As dies Opfer verboten haben. Die Zeit des Beginns der Ueberschwemmung war bereits zwei Monate vorüber, und der Nil, welcher sich seines Opfers beraubt sah, blieb nach wie vor in dem alten Bette. Das Volk war in Verzweiflung. Eine Hungersnot schien unvermeidlich, denn in Aegypten, wo es fast niemals regnet, muß die Ueberschwemmung nicht nur das Naß der Wolken, sondern auch durch den Schlamm, den sie auf den Aeckern zurückläßt, den Dünger vertreten.

Da schrieb der Feldherr an den Kalifen und fragte, wie er sich zu verhalten habe. — Omar billigte die Handlungsweise des Amr und sandte zu gleicher Zeit ein Briefchen an den Nil folgenden Inhalts:

„Von Abd-Allah-Omar, Fürsten der Gläubigen, an den Nil Aegyptens:

„Wenn Du durch Dich selbst fließest, so fließe nicht, wenn aber Gott der Einzige, der Mächtige, Dich fließen läßt, so flehen wir zu Gott dem Einzigen, dem Mächtigen, daß er Dich fließen lasse."

Der Brief ward in den Nil geworfen, welcher dann, drei Monate nach der gewöhnlichen Ueberschwemmungszeit, sofort in einer einzigen Nacht zehn Ellen in die Höhe stieg.

Diese unglaubliche Geschichte möge dazu dienen, die Sehnsucht der Aegypter nach den Ueberschwemmungen zu charakterisieren. In der That brachten dieselben dem Lande der Pharaonen nichts als Gutes, denn der Nil hemmte nicht einmal, wie andre Ströme, durch sein Uebertreten den Verkehr. Im Gegenteil! Wo es keine Landwege gab, da bildeten sich zur Ueberschwemmungszeit Wasserstraßen, die mit leichten Kähnen befahren wurden.

Von den Katarakten bis zum Mittelländischen Meere zogen täglich Tausende jener Nilbarken, welche durch ihre bemalten Wände, bunten Segel und leichten Pavillons einen zauberhaften Anblick dargeboten haben müssen, hin und her. Einige derselben dienten dem Personenverkehr, fröhlichen Lust- und frommen Pilgerfahrten, andre dem Handel und trugen entweder die Güter Aethiopiens und Aegyptens zu den Häfen des Mittelmeers, oder die Schätze Asiens und Griechenlands zum südlicheren Gebiete des Nil.

Schon im vierzehnten Jahrhundert vor Christo machte König Ramses,

jener große Eroberer, den die Griechen Sesostris nannten, den Versuch, eine neue Straße anzulegen, welche die große Verkehrsader Aegyptens mit dem Roten Meere verbinden sollte. Die Idee des Suezkanals ist älter als drei Jahrtausende und hat sich schon einmal als ausführbar bewährt.[1])

Ramses ließ das begonnene Werk unvollendet, weil man ihm sagte (die ägyptischen Priester eiferten, wie die heutigen chinesischen Konservativen, gegen jeden Verkehr mit dem Auslande), das Rote Meer stehe höher als der Nil, und werde, sollte man den Kanal zu Ende führen, mit seinen salzigen unfruchtbaren Wassern das ägyptische Ackerland überfluten.

Der Pharao Necho (um 600 v. Chr.) nahm den Gedanken seines großen Ahnherrn wieder auf, versuchte die bitteren Seen in den Kanalbau hineinzuziehen, ließ jedoch gleichfalls von seinem Unternehmen ab, als ihm ein Orakelspruch zurief, das begonnene Werk werde nicht den Aegyptern, sondern den Ausländern zu Gute kommen. Ein andrer Berichterstatter giebt an, der Tod habe Necho vor der Vollendung des Kanals ereilt. — Wie eifrig der Bau desselben betrieben wurde, beweist die glaubhafte Nachricht, daß 120 000 Arbeiter während des Grabens in der Wüste ihren Tod gefunden hätten.

Endlich unternahm König Darius, nachdem Aegypten eine Provinz des persischen Weltreiches geworden war, unbeeinflußt von den Priestern, das begonnene Werk des Ramses und Necho zu vollenden. Seine Mühen wurden mit Erfolg gekrönt. Ein 25 Meilen langer Kanal verband den Nil und also das Mittelländische mit dem Roten Meere. Fortan konnten Reisende und Frachtgüter, ohne das Schiff verlassen zu müssen, von den griechischen und phönizischen zu den südpersischen und indischen Häfen gelangen.

Das Meer, das bedeutsamste Bindemittel der Völker, wurde von den alten Aegyptern nur spärlich benutzt. Sie hielten die salzige Flut, welche dem Reiche des Bösen (des Typhon) angehörte, für unrein. Ihr stabiler, jedem Ins-Weite-Schweifen und vom Althergebrachten abweichenden feindlicher Sinn, sowie die hochmütige Verachtung, welche sie allem Nichtägyptischen entgegentrugen, hielt sie von weiteren Reisen ab.

In späterer Zeit bauten sie zwar Seeschiffe, aber sie bemannten dieselben mit fremden, meist phönizischen und syrischen Matrosen. Wenn wir im Herodot lesen, daß ägyptische Schiffe unter Necho (600 v. Chr.) bereits das Kap der guten Hoffnung umsegelten, so haben wir diese kühnen Fahrten keineswegs dem ägyptischen, sondern lediglich dem Unternehmungsgeiste der Phönizier zuzuschreiben, die dem Pharao als Matrosen und Steuerleute dienten.[2])

---

[1]) Aber nicht, mit Umgebung des Nils, direkt von Meer zu Meer, sondern es handelte sich um einen Kanal aus dem Nil bis zum Roten Meere. [Vgl. S. 228.]

[2]) In der neuesten Zeit ist die angebliche Umschiffung Afrikas von Sir Cornewall Lewis in dessen Geschichte der Astronomie bei den Alten mit mancherlei Gründen abermals bestritten worden.

Jene Syrier und Phönizier sind die eigentlichen Reisenden des Altertums. Schon in der homerischen Zeit sehen wir ihre Schiffe, Handel und Seeraub treibend, von Hafen zu Hafen, von Küste zu Küste fahren. Wir vernehmen, daß sie bis zum Ostseegestade, um Bernstein, bis zu den britannischen Inseln, um Zinn und andre Metalle einzuhandeln, gelangten; ja wir wissen sogar, daß sie (gegen 1000 v. Chr.) unter ihrem Könige Hiram und dem Beherrscher der Juden, Salomo, bis zur Indusmündung kamen. Sie nannten das neuentdeckte Land „Ophir" und kehrten mit reichen Schätzen an Gold, Juwelen, Elfenbein, wohlriechendem Holze, Affen und Pfauen nach Vorderasien zurück.

Ihr kleines Heimatland faßte nicht die Zahl seiner Bewohner; deshalb zogen aus den phönizischen Häfen viele reich beladene Schiffe, welche für Scharen von Auswanderern günstige Ansiedlungsplätze an den Küsten von Afrika, Kreta, Cypern und Sizilien aufsuchten. Das Mutterland blieb mit den Pflanzstädten in steter Verbindung, und der Verkehr der Kolonisten mit der Heimat verdoppelte die Zahl der reisenden Phönizier. Jeder kennt die Gründung Karthagos durch die tyrische Fürstin Dido und die sich an dieselbe knüpfende Sagen; weniger bekannt dürfte aber der Umstand sein, daß die Redensart „Krethi und Plethi" der aus Kretern und Philistern (syrischen Auswanderern) vermischten Bevölkerung der Insel Kreta ihren Ursprung verdankt. Uebrigens ist es nicht unmöglich, daß sich diese sehr alte Redensart ursprünglich auf die Leibwache des David bezog, welche zum größeren Teile aus Kretern und Philistern bestand.

Aber die phönizische Reiselust beschränkte sich nicht allein auf das Meer. Schon in frühester Zeit finden wir ihre Karawanen, den Handel der ägyptischen und assyrischen Weltreiche vermittelnd, auf allen Heerstraßen. In ihrer Heimat galt das babylonische Gewicht, ein Umstand, der von ihrem regen Verkehre mit dem Euphrat zeugt. Wir kennen drei verschiedene große Heerstraßen, auf denen die phönizischen Karawanen nach Mesopotamien, besonders nach Babylon und Ninive, zu ziehen pflegten; ja wir können bestimmt versichern, daß sidonische und tyrische reisende Kaufleute bis zum südlichen Arabien gelangten, um aus der Gegend von Saba Wohlgerüche, Gewürze, Elfenbein und Ebenholz abzuholen.

Ein andres semitisches Volk, die Araber, war nicht weniger reiselustig als seine nördlichen Nachbarn. Aber während diese das feuchte Meer mit Vorliebe durchsegelten, wählten die Stämme des nördlichen Arabiens die trockene See, die Wüste, zum Schauplatz ihrer Wanderzüge. Ohne Pfad und Heerstraße folgten sie, mit feinem Lokalsinne begabt, dem Laufe der Ströme, die sie als ihre Leiter und als Boten der ersehnten Kühlung der Nacht göttlich verehrten.

Seit Jahrtausenden hat sich die Lebensart dieser Wüstenstämme nur wenig verändert. Wir hören derselben schon von den Alten als „Räuber, welche

zu gleicher Zeit den Handel vermitteln", erwähnen. Diese kurze Charakteristik paßt ebensogut auf die Beduinen von heute, als auf die Araber aus der Zeit des Plinius. Dasselbe gilt von dem Berichte eines andern alten Schriftstellers, des Ammianus Marcellinus, der die Lebensart der Wüstensöhne also beschreibt: „Schnelle, zierlich gebaute Pferde reitend, sind sie überall und nirgends. Es ist ihnen unmöglich, längere Zeit an demselben Platze zu verweilen; sie haben keine festen Wohnsitze und verbringen ihr Leben auf einer steten Flucht."

Daß ein derartiges Wandervolk weder an Herbergen, noch an sorglich erhaltene Heerstraßen denken mochte, ist einleuchtend.

Die Bewohner des südlichen Arabiens unterscheiden sich wesentlich von ihren nördlichen Brüdern. Ihre Heimat wird von den Alten als eine von den Göttern also gesegnete dargestellt, daß zum Beispiel die Griechen das Land Jemen nicht anders als das „glückliche Arabien" zu nennen pflegten. Alle Würze und Spezereien verdankten, wie man meinte, ihren Ursprung diesen reichen Gegenden, deren Erzeugnisse teils von den nördlichen Arabern, teils von phönizischen Seefahrern den Völkern aller Weltteile zugeführt wurden.

Dem Schiffer wehten von der Küste dieses Erdstrichs schon aus der Ferne süße Düfte entgegen, und die Bewohner desselben atmeten nichts als Wohlgeruch.

Uebrigens griffen die südlichen Araber selbstthätig in den Handel ein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie mit den Inseln des Indischen Ozeans im Verkehr standen; sehen wir sie doch zum Beispiel Zimmet, welcher keineswegs in ihrer Heimat, sondern fast ausschließlich auf der Insel Ceylon gedeiht, versenden. Im Altertum wurde erzählt, daß große Raubvögel die Zimmetröhren, welche ihnen von den Eingeborenen durch List abgejagt würden, nach Arabien brächten.

Eine Reisende aus dem südlichen Arabien ist allgemein bekannt, wir meinen die Königin von Saba, zu der (gegen 1000 v. Chr.) das Gerücht von der Weisheit des Salomo bis in das Reich Arabien gedrungen war. „Und sie kam gen Jerusalem mit einem sehr großen Zuge, mit Kamelen, die Spezerei trugen, und viel Gold und Edelgestein, um Salomo mit Rätseln zu versuchen."

Als die Brüder des Josef den Liebling ihres Vaters in die Grube geworfen hatten, „da sahen sie einen Haufen Ismaeliten (Araber) kommen mit ihren Kamelen, die trugen Würze, Balsam und Myrrhen und zogen hinab nach Aegypten".

Aus dieser und vielen andern Stellen ersehen wir, daß Arabien auch mit dem Reiche der Pharaonen in Handelsverbindung stand. Aegypten bedurfte zur Mumifierung seiner Toten ganz besonders jener Erzeugnisse des sabäischen Gewürzlandes. Darum bewegte sich ein niemals stockender Reisezug von der Arabischen Wüste zum Nil. Heute noch ist Aegypten die Hauptiernährerin der arabischen Beduinen. Ein Häuptling derselben sagte dem trefflichen Niebuhr:

„Wenn nur Aegypten stehen bleibt, dann mögen unsertwegen alle andern Länder untergehen."

Im assyrischen Reiche finden wir schon in frühester Zeit dauerhaft angelegte Wege. Man zeigte noch dem griechischen Geographen Pausanias die wohlerhaltene Heerstraße, auf welcher der schöne Memnon mit einem assyrischen Heere von Susa aus, zum Entsatze von Ilion, während des trojanischen Krieges, dem bedrängten Priamos zu Hilfe gezogen sein sollte.

Noch heute finden sich Spuren dieses Weges, den die Eingeborenen „Jadaki Atabek" nennen. Die zahlreichen assyrischen Kriegszüge mit bedeutenden Heeren und die Handelsverbindungen der Phönizier und Mesopotamier lassen voraussetzen, daß es außer den vorgenannten und den Wasserstraßen (Euphrat und Tigris) viele gangbare Wege in Assyrien gab. Die meisten derselben wurden der Semiramis (um 1200 v. Chr.) zugeschrieben.

Die größte Sorge für gute Verkehrsstraßen trugen, wenn auch in etwas späterer Zeit, ohne Zweifel die Könige von Persien. Schon der große Cyrus, der Begründer des persischen Weltreichs, begriff, daß die ungeheuren Entfernungen seiner unermeßlichen Länder nur durch gute Verkehrsmittel verkürzt werden könnten. Je besser die Straßen wurden, je schneller konnten seine Heere aufständische Provinzen bedrohen; darum verbesserte er die alten assyrischen Wege, legte zur Sicherung derselben Festungswerke an, baute bei jeder dritten Meile ein Fremdenhaus, richtete einen förmlichen Postdienst ein, teilte die Entfernungen genau nach Parasangen und ließ Meilensteine an den Straßen aufstellen.

Solche Meilensteine finden sich noch heute in Kurdistan bei dem alten Wege, der wahrscheinlich von Babylon nach Ekbatana führte. Die Kurden nennen dieselben „blaue Steine". In der That bestehen sie aus glatten Kegeln von bläulichem Granit. Sie sind mindestens 6' hoch, 2' breit und 1' dick, ruhen auf einer Steinplatte von 5' im Quadrat und sind mit Keilschriftzeichen (den Buchstaben der Assyrer, Meder und Perser) bedeckt.

Zur Zeit des Darius (um 500 v. Chr.) finden wir im ganzen medisch-persischen Reiche wohlgeordnete Straßen, welche oftmals die schwierigsten Terrains durchschneiden. Dieselben verbanden das ionische Griechenland mit dem lydischen Sardes, dem alten Babylon und der Königsstadt Susa; sie führten von Syrien nach Mesopotamien, von Ekbatana nach Persepolis und Susa, von Armenien zum südlichen Persien.

Jene Posten des Cyrus wurden von Darius, dem großen Organisator des persischen Reichs, ganz besonders berücksichtigt und vervollkommnet. Die Griechen erzählen mit vieler Anerkennung und Bewunderung von dieser so nützlichen Einrichtung, deren Trefflichkeit auch uns, wenn wir die frühe Zeit ihrer Entstehung bedenken, überraschen muß.

In jedem der drei bis vier Meilen voneinander entfernten Stations-

häuser standen stets gesattelte Pferde und zum Aufbruch fertige Männer bereit. Der erste Reiter warf das zu Befördernde dem zweiten, der zweite dem dritten zu und so fort, bis der letzte mit seiner Sendung am Ziele war. Diese Kuriere hießen auf persisch „Angaren". Ein griechischer Berichterstatter sagt von ihnen: „Nichts auf der Welt ist schneller als sie. Die Tauben und Kraniche vermögen ihnen kaum zu folgen. An jeder Station wechseln Roß und Reiter, die weder Regen, noch Schnee, noch Frost, noch Hitze, noch die Finsternis der Nacht ihren Lauf zu vollenden hindern kann."

Diese Angaren brauchten, um die Strecke von Susa nach Sardes 13500 Stadien, das sind 337 deutsche Meilen, zu durchmessen, nicht länger als sechs Tage. Sie legten also, ohne den notwendigen Aufenthalt zu rechnen, in einem Tage 56, in einer Stunde $2\frac{1}{3}$ deutsche Meilen zurück.[1])

Wir sind sicher, daß weder die Kuriere Napoleons I., noch die Feldjäger Friedrich Wilhelms III. die ihnen anvertrauten Depeschen schneller und zweckmäßiger befördern konnten. Bis zum ersten Eisenbahnpassagier blieben die Angaren die schnellsten Reisenden der Welt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Perser jene treffliche Verkehrsstraßen fleißig benutzt haben; denn wenn sie auch den Handel für unmännlich hielten und denselben ihren semitischen Nachbarn gern überließen, so waren sie doch, wie Herodot berichtet, ihrer indogermanischen Herkunft treu, nach allem Neuen und Fremden ausnehmend begierig und darum dem Reisen keineswegs abhold.

Der vornehme Perser kam eigentlich niemals recht zur Ruhe. Er war durch die Sitte verpflichtet, sein Leben an der Pforte und unter den Augen des Königs zuzubringen; dieser aber wechselte drei oder viermal im Jahre seine Residenz. Wenn die Hitze des Sommers nahte, dann begab sich der Hof nach Ekbatana, Persepolis oder Pasargadae, um die kühle Luft des Gebirges zu genießen, während man im kalten Winter das warme Babylon oder das gegen rauhe Winde geschützte Susa zu bewohnen pflegte.

Wenn wir die Verkehrsmittel jener Zeit, die Schwerfälligkeit des zahllosen königlichen Reisezuges und die großen, jene Residenzen trennenden Entfernungen in Betracht nehmen, so bleibt uns kein Zweifel übrig, daß sich der persische Hof — und dieser bestand aus wenigstens 15000 Menschen (so viele wurden

---

[1]) Das persische Epos sagt von solchen Boten:

„Er nahm den Brief und eilte fort geschwind,
Nicht Rast und Schlaf sich gönnend; wie der Wind
Flog er bei Tag und Nacht, der gute Bote
Und fragte nicht nach Wasser und nach Brote.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — Nüstern vernahm.
Ein Reiter nahe wie mit Sturmesschwinge,
Auf einem Renner, der den Weg verschlinge."

aus der Küche des Königs gespeist) — ungefähr den fünften Teil des Jahres auf Reisen befunden habe.

Viele Vornehme, welche Provinzen als Statthalter verwalteten, mußten sich oftmals auf weiten Wegen zum Könige begeben, während ein dritter Teil des Adels, der im Kriegsheere diente, seine Garnison nicht selten wechselte und heute gegen die Inder, morgen gegen die Scythen, Kaspier, Aegypter oder Hellenen ins Feld geschickt werden konnte.

Leider wissen wir aus griechischen Quellen wenig, ja fast gar nichts von dem persischen Bürger- und Bauernstande. In dem Könige und seiner Umgebung konzentrierte sich der ganze Staat. Kein hellenischer Berichterstatter findet es, vom Glanze dieses Hofes ausschließlich in Anspruch genommen, der Mühe wert, über die geringeren persischen Unterthanen nähere Mitteilungen zu machen. Darum können wir nur vermuten, daß auch die Bürger jene trefflichen Heerstraßen benutzt und sich dann und wann auf Reisen begeben haben werden. Der Gebrauch der Kurierposten war ihnen vorenthalten, denn diese standen ausschließlich im Dienste des Königs und der höchsten Staatsbeamten.

Ganz anders sah es um die Verkehrsmittel der Griechen aus. Hier, im Lande der Bürgerfreiheit, stand alles auf allgemeine Kosten Eingerichtete der Benutzung des Höchsten wie des Geringsten — wenn er frei geboren war — offen. Freilich konnten sich, wenigstens in früherer Zeit, die Landstraßen der Hellenen keineswegs mit den persischen messen. Dies erhellt schon aus dem Erstaunen, mit dem griechische Geographen und Historiker von den persischen Verkehrsmitteln reden. Dennoch fehlte es auch den Griechen nicht an guten Landstraßen.

Wie der Phönizier für den Handel, der Perser, um die ungeheuren Entfernungen seines Reichs abzukürzen, Wege baute, so legte der Grieche Straßen an, um jedem Bürger die Anschauung des Schönen und Guten zu erleichtern und der Frömmigkeit Vorschub zu leisten.

Die besten Landstraßen, deren erwähnt wird, führten zu den Orten, an denen sie ihre Wettkämpfe zu feiern pflegten und zu den vornehmsten Heiligtümern und Orakelstätten: nach Olympia, zum Isthmus, nach Delphi und Dodona. — Wie gut man selbst die schwierigsten Wegebauten auszuführen verstand, beweist die Brücke, welche Mandrokles, ein berühmter Architekt von Samos, für König Darius über den an der schmalsten Stelle eine Viertelmeile breiten Bosporus schlug. Dieser eitle, pflichtvergessene Baumeister stellte zum Gedächtnisse an das Werk, welches er zum Schaden seines eignen Volkes errichtet hatte, ein Bild, das den Uebergang des persischen Heeres, seine Brücke und den König darstellte, im Heratempel von Samos auf. Folgende Inschrift verkündete, statt des vermeinten Ruhms, die Schande des käuflichen Künstlers: „Dies Bild der schwimmenden Brücke weihte Mandrokles, nachdem er den

fischreichen Bosporus überbrückt hatte, der Hera. Hierdurch schmückte er sich selbst mit dem Kranze, Samos mit Ehre, und er vollendete sein Werk also, daß es dem Könige Darius gefiel."

Das wesentlichste Verkehrsmittel der Griechen war die See, welche das hellenische Mutterland mit seinen zahlreichen Pflanzstädten auf den Inseln und den Küsten des Mittelländischen Meeres verband. Je reicher die Kolonien, je höher stieg der Ruhm hellenischer Seefahrer; ja derselbe überstrahlte endlich den der Phönizier. Korinth und Athen im Mutterlande, Milet an der kleinasiatischen Küste, Samos, Aegina und Mitylene auf den Inseln des Aegäischen Meeres, Sybaris und Tarent im italischen Griechenlande, Syrakus auf Sizilien bevölkerten die See mit ihren Schiffen. Samische und äginetische Trieren wurden für die schnellsten aller Schiffe gehalten, und Kolaios von Samos, der aus dem äußersten Westen des Mittelländischen Meeres große Schätze in seine Heimat brachte, galt für den kühnsten Reisenden und unternehmendsten Kaufmann seiner Zeit. Die meisten Küstenstädte, besonders Samos, Korinth und Athen, rühmten sich überhaupt kostbarer Hafenbauten; Leuchttürme mahnten den Steuermann an vielen Punkten vor gefährlichen Stellen, während Seeräuber, deren Handwerk durchaus nicht für unehrenhaft galt, die Sicherheit der Reisenden und Waren gefährdeten.

Wie lebhaft trotz dieser Piraten der Verkehr selbst der voneinander entfernteren einzelnen Städte der Griechen gewesen sein muß, mag aus folgendem Beispiel erhellen. Sybaris und Milet (an der ostitalienischen und westasiatischen Küste) standen in so enger freundschaftlicher und Handelsverbindung, daß sich, als Sybaris 510 v. Chr. von den Krotoniaten erobert und zerstört worden war, alle männlichen Milesier, die Knaben nicht ausgenommen, das Kopfhaar als Zeichen der Trauer scheren ließen. — Einen andern Beleg für die Lebhaftigkeit des hellenischen Verkehrs zur See liefert die ungemeine Billigkeit des Fahrpreises für die Passagiere. Die Fahrt von Aegina kostete zur Zeit des Plato nicht mehr als zwei Obolen (zwei Silbergroschen sechs Pfennige oder neun Kreuzer), und eine Seereise nach Aegypten zwei Drachmen (fünfzehn Silbergroschen oder 52 1/2 Kreuzer).

Die größte Anzahl von Reisenden stellte ohne Zweifel der Kaufmannsstand, während, im Gegensatze zu den Persern, der vornehme Hellene, wenn er nicht Spiele und Orakel besuchte oder als Gesandter verreisen mußte, seine Heimat nur ungern und selten verließ.

Plato machte es in seinem Staate geradezu dem tugendhaften Bürger zur Pflicht, das Gemeinwesen, dem er angehört, gar nicht oder doch so wenig als möglich zu verlassen, und das spartanische Gesetz bedrohte denjenigen mit dem Tode, welcher seine Heimat ohne Erlaubnis der Behörden oder einen triftigen Grund verließ. Als in späterer Zeit die strengen Sitten der Hellenen milder wurden und endlich in Verfall gerieten, kehrte man sich nicht mehr an diese

Anschauungen und Gesetze; ja wir sehen selbst Spartaner, wie es ihnen beliebt, in der Welt umherschweifen.

Dem Kaufmannsstande war natürlich das Reisen von jeher gestattet. Plato selbst blieb keineswegs sein Leben lang in Athen. Wir wissen, daß derselbe nach Aegypten und Sizilien gefahren ist. Auf ersterer Reise soll er, vielleicht um seinen Grundsätzen treu zu bleiben, einen Kornhandel abgeschlossen haben. Uebrigens wissen wir, daß fast alle andern großen griechischen Gesetzgeber und Philosophen (Lykurg, Solon, Pythagoras) das Land der Pharaonen besuchten, um ägyptische Priesterweisheit und die am Nil geltenden Gesetze zu studieren, ohne selbst von den strengsten Sittenrichtern jener Zeit Tadel zu ernten.

Wenn den Kaufleuten das Reisen unbedingt gestattet war, so wurde es denen, welche ihre Heimat, um die Spiele zu besuchen, verließen, als Verdienst angerechnet. So sehen wir denn auch Wettkämpfer und Schaulustige, selbst aus den entferntesten Pflanzstädten, nach Olympia, dem Isthmus und Delphi pilgern. Tartessus, Sagunt und Rhodae in Spanien, Massalia an der südlichen Küste von Frankreich, die griechischen Städte in Italien und Sizilien, das afrikanische Kyrene und Barka, die kleinasiatischen Pflanzorte, Sinope am Pontus, alle Inseln des Archipelagus schickten Festgesandtschaften aus, welche den Spielen beiwohnen oder thätlich bei denselben mitwirken mußten.[1]) Jene Spiele, denen ihre religiöse Seite allerdings eine besondere Bedeutung verlieh, zogen den freien Hellenen in stärkerem Maße an, als etwa die Londoner Weltausstellungen die Reichen und Gebildeten unsrer Zeit.

Badereisen waren, wenn auch nicht ganz in unserm Sinne, besonders in späterer Zeit, den Griechen durchaus nicht fremd. Wir finden mehrere der Gottheit geweihte Heilquellen erwähnt und erfahren sogar, daß man sich bei denselben mannigfaltigen Lustbarkeiten hinzugeben beliebte.

Die wesentlichsten Erleichterungen des Verkehrs verdankt das Altertum besonders zweien gelehrten Milesiern. Anaximander (um 580 v. Chr.) zeichnete auf Erz die erste Landkarte und konstruierte nach dem Muster des alten, von den Chaldäern erfundenen babylonischen Zeitmessers eine Sonnenuhr. Sein Landsmann Hekatäos (Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr.) ergänzte und vervollkommnete diese Landkarte in wunderbarer Weise, machte große Reisen und schrieb das erste geographische Werk, welches er „Reise um die Welt" nannte. Wie Herodot „Vater der Geschichte", so muß Hekatäos „Vater der Geographie", dieser wichtigsten Hilfswissenschaft aller Reisenden, genannt werden.

Welchen Anklang und welche Verbreitung die Erfindung des Anaxagoras fand, beweist der Umstand, daß wir kaum ein Jahrhundert später eine spezielle Landkarte von Asien benutzt werden sehen.

---

[1]) Außerdem kamen Kaufleute aus allen Teilen der damals bekannten Welt herbei; denn neben den Wettkämpfen pflegten große Messen zu Olympia, auf dem Isthmus 2c. abgehalten zu werden.

Aristagoras von Milet kam nämlich nach Sparta, um den König Kleomenes zu bewegen, mit ihm vereint einen Krieg gegen die Perser zu unternehmen. Er führte eine auf eine Kupfertafel gravierte Landkarte bei sich und zeigte dieselbe dem Kleomenes, um ihn zu überzeugen, welcher große Gewinn durch einen Krieg gegen Persien erzielt werden könne.

„Ich will euch zeigen," sagte er, „daß Hellenen und Perser aneinander grenzen. Neben den Ioniern" (kleinasiatischen Griechen) — dabei wies er auf die Karte — „wohnen die Lyder, deren Land fruchtbar und silberreich ist. Weiter nach Osten kommen die Phryger, die reichsten Viehzüchter und Ackerbauer der Welt, dann die Kappadoker 2c. 2c. Endlich gelangt man nach Kissien, woselbst Susa am Choaspes liegt. Diese Stadt ist die Residenz des Königs, welche die Schatzkammer mit allen Reichtümern derselben enthält. Wenn ihr euch dieses Ortes bemächtigt, dann muß euch selbst Zeus wegen eures Reichtums beneiden!"

Kleomenes würde nach diesen lockenden Verheißungen dem Aristagoras vielleicht nachgegeben haben, wenn der Milesier ihm nicht auf seine Frage, wie viel Tagereisen man gebrauche, um nach Susa zu kommen, geantwortet hätte: „drei Monate". Als Kleomenes dies hörte, rief er aus: „Freund von Milet, verlaß Sparta vor Sonnenuntergang, denn dein Vorschlag, die Spartaner eine Reise von drei Monaten machen zu lassen, wird denselben nicht gefallen."

Der König kannte seine Lakedämonier und wußte, wie sehr sie an der Heimat hingen, wie verhaßt ihnen jedes Umherschweifen war. Als ihm Kleomenes später erst 10, dann 50 Talente (75000 Thaler) bot, wenn er auf seinen Plan eingehen wolle, rief das achtjährige Töchterchen des Spartaners, Gorgo, das zufällig diesem Gespräche beigewohnt hatte: „Vater, wenn du nicht fortgehst, so wird dich der fremde Mann noch bestechen!" Kleomenes freute sich über des Kindes Rat; Aristagoras aber verließ Sparta, trotz seiner Landkarte, unverrichteter Sache.

Wie die Aegypter für die ganze damalige Welt, so waren die Spartaner für Griechenland die Träger des konservativen Prinzips, und wie die ersteren den Nil, so verließen die letzteren den Eurotas nur in ganz dringenden Fällen.

Als das griechische Volksleben nach den Perserkriegen zu völliger Schönheit erblüht war, muß das hellenische Reiseleben einen herrlichen Anblick dargeboten haben. Das bläulich-grüne, von zarten, unbeschreiblichen Farbentönen überwehte griechische Meer wimmelte damals von Fahrzeugen jeder Art, welche in gefahrlosen, vom herrlichsten Wetter begünstigten Tagesfahrten von Küste zu Küste, von Insel zu Insel ruderten. Ueberall blaute über den Reisenden ein klarer, sonniger Himmel, überall schimmerten weiße Marmortempel aus grünen Hainen, und wohin er auch kam, klangen ihm frohe Gesänge entgegen, wo er landete, konnte er Zuschauer anmutsvoller Tänze werden. Aus Tausenden von Küsten- und Inselstädten segelten täglich Flotten von Kähnen und Schiffen

in die blaue See. Die Ruderknechte sangen, der Schiffsherr befahl seine Fahrt der holden Aphrodite Euploia, und jeder Wind, der die Segel schwellte, war der Hauch eines Gottes, und jede Woge, die ihr schaumiges Haupt leise plätschernd an den Bord des Schiffes schmiegte, war ein Gruß des Poseidon und der Thetis.

Wenn die Sterne aufgingen und sich die „gnädige, gnädige Nacht", wie Sophokles sagt, über die Erde breitete, wenn die Marmortempel im Mondenlichte weißer strahlten, die Feuer auf den fernen Altären heller brannten und das Fahrzeug glühende Streifen in die dunklen Wogen furchte, dann befahl sich der Reisende dem Schutze der Brüder der Helena, dem Zwillingsgestirne Kastor und Pollux, breitete seine Decke aus, hüllte sich fester in sein faltiges Gewand, verbarg die duftenden Locken unter die purpurrote phrygische Mütze und erwartete die holden Kinder des Schlafes, günstige Träume.

In Hellas, dem Lande der Anmut, war auch das Reisen schön! Doch wir wollen uns jetzt von dem kunstbegabtesten zum mächtigsten aller Völker wenden.

Rom kam empor, erwuchs zu Macht und Größe, als die Griechen ihren Homer schon längst besaßen, baute Landstraßen und Flotten, als Griechenland bereits seinen höchsten Glanz erreicht hatte, und die Macht der großen Völker des Orients gebrochen war.

Die Stadt und das kleine Gebiet des Romulus und seiner königlichen Nachfolger bedurfte keiner großartigen Verkehrsanstalten. Als jedoch die römische Monarchie zur Republik geworden war, welche nach und nach erst die Völker Italiens, dann die Nationen der ganzen damals bekannten Welt ihren Waffen unterwarf, als die römischen Senatsbeschlüsse in drei Erdteilen Geltung gewannen, und das römische Reich so viel bedeutete, als „alle Völker unter der Sonne", da traten dieselben Verhlätnisse ein, welche den Perserkönig Cyrus gezwungen hatten, ein großes Netz von Wegen über den Staat zu breiten.

Wie beinahe sechs Jahrhunderte früher das persische Reich, so bedurfte zur Zeit der Cäsaren das römische großer, wohlerhaltener Landstraßen, um die Legionen möglichst geschwind von einem Ende der Welt zum andern und Nachrichten und Befehle in Schnelligkeit von der Hauptstadt in die Provinz und aus den Provinzen in die Hauptstadt befördern zu können.

Alle diese Straßen gingen aus von dem forum Romanum, dem Mittelpunkte des gewaltigen Reichs der Zentralisation, durchkreuzten sämtliche der damaligen Zeit bekannte Gegenden und endeten „an den Enden der Welt". Die Verbindungsstraßen, welche von der südlichen bis zur nordwestlichen Spitze des Reichs führten, maßen 4080 römische Meilen. — Trotz der Ungeheuerlichkeit dieser Längenmaße wurden die Wegebauten dieser Nation so vortrefflich angelegt, daß unsre besten Chausseen, was Dauerhaftigkeit und Glätte anbelangt, von denselben übertroffen werden. Heute noch finden wir Spuren derselben, welche

beweisen, daß die alten Römer, wenn es galt, Straßen von einer Stadt zur andern in gerader Linie anzulegen, kein Hindernis der Natur scheuten. Berge wurden durchbohrt und Brücken über Ströme und Abgründe geschlagen. Im östlichen Spanien, bei Alcantara, errichtete der Kaiser Trajan einen 670 Fuß langen steinernen Brückenbau, dessen Ueberreste noch heute zur Bewunderung zwingen. Auf mächtigen Pfeilern und Rundbogen ruhend, verbindet derselbe die Wände einer tiefen, felsigen Thalschlucht. Am Anfang und Ende steht ein Thor; in ihrer Mitte erhebt sich ein Triumphbogen, welchen der Reisende durchschreiten muß, und der die schöne Architektonik des Ganzen bedeutend hebt. Aehnliche Brücken finden wir in Italien, im südlichen Frankreich, in der heutigen Türkei, ja sogar in jener dreieckigen, vom Roten Meer bespülten Halbinsel, welche die Alten Arabia petraea, das steinige Arabien, zu nennen pflegten.

Die berühmteste römische Landstraße war die zum Teil noch heute erhaltene via Appia, welche allen Wegbaumeistern jener Zeit zum Muster diente und mit gutem Rechte die „Königin der Straßen" genannt wurde. Sie war 25 Fuß breit und ruhte in sanfter Wölbung auf einem Unterbau, der die umliegenden Ländereien überragte. Stellenweis, besonders in der Nähe der Stadt, war sie mit Granitplatten gepflastert, und wo die Bodenbeschaffenheit dies erforderte, von festen Quadern unterstützt. Ihre Säume wurden von einem mäßighohen Steingeländer geschützt, an welches sich Meilensteine lehnten; diese zerlegten die Länge des Weges in sorgsam gemessene Teile. In der Blüte der Kaiserzeit zählte man 28 ähnliche, die „ganze Welt" durchkreuzende Straßen, und dazu noch zahlreiche Kanäle und Wasserleitungen.

Wie im persischen, so war auch im römischen Reiche für Postverbindungen gesorgt. In den zahlreichen Stationshäusern, die in geringen Entfernungen an der Straße lagen, standen fortwährend 40 Pferde für reisende Beamte, hochgestellte Bürger und Boten bereit. Privatleute durften dieselben nicht benutzen. Plinius, einer der angesehensten Staats- und Hofbeamten, entschuldigt sich, weil er seiner Gattin, als dieselbe in einer ungemein wichtigen Angelegenheit verreisen mußte, gestattet hatte, die auf Staatskosten erhaltene Post zu benutzen. Wer sich derselben bedienen durfte, kam jedenfalls ebenso schnell von der Stelle als unsre mit Kurierpferden reisenden Väter.

Cäsarius, ein hoher Staatsbeamter, reiste zur Zeit des Theodosius von Antiochia in Syrien nach Konstantinopel. Nach Einbruch der Nacht begab er sich auf den Weg und war gegen Mittag des sechsten Tages am Ziele. Die Strecke, welche er durchmessen hatte, betrug 160 deutsche Meilen.

Erst in späterer Zeit begegnen wir den Römern als Seefahrer. Der Kampf mit der phönizischen Pflanzstadt Karthago hatte sie zum Bau einer Flotte genötigt. Ihre Herrschaft über alle vom Mittelländischen Meer bespülten Länder zwang sie, dieselbe in gewaltigem Maßstabe zu vergrößern. Alle seefahrenden Völker mußten Schiffe und Matrosen für die römische Flotte stellen.

Der Hafen von Ostia an der Tibermündung wimmelte bald von Kriegsfahrzeugen und Kauffahrern, welche im Dienste des römischen Staates den fernsten Zielen entgegensteuerten. Zahlreiche Reisende, unternehmende Kaufleute, die Provinzen besuchende Beamte, Soldaten und wißbegierige Gelehrte bedienten sich der Flotte, solange nicht, wegen der Winterstürme, die Schiffahrt eingestellt wurde. Der Weg von Ostia nach Alexandria wurde bei günstigem Winde in neun, eine Reise bis zu den Säulen des Herkules (der Meerenge von Gibraltar) zuweilen in fünf Tagen zurückgelegt.

Die römischen Kaufleute beschränkten sich nicht auf den Zwischenhandel. Kein Land war ihnen zu fern, wenn sie hoffen durften, kostbare Handelsartikel in demselben zu finden. Zur Zeit des Claudius besuchten sie Ceylon, die Heimat des Zimmets, den sie von nun an nicht mehr, wie sonst, aus Arabien, sondern von der Zimmetinsel selbst, von Taprobane, holten. Alljährlich segelte eine Flotte von 120 Schiffen aus dem Roten Meer in den Indischen Ozean, um Gewürze und andre Kostbarkeiten nach dem Hafen Myoshormos, von dort zu Lande nach Alexandria und endlich von hier aus geraden Wegs nach Rom zu schaffen. Andre reisende Kaufleute holten den sehr beliebten und hochbezahlten Bernstein aus dem Norden, babylonische Teppiche vom Euphrat, Seidenstoffe, die so teuer kamen, daß ein Pfund dieses Zeuges gleichen Wert mit einem Pfunde Goldes hatte, aus Indien, Perlen, die für ebenso kostbar als Diamanten gehalten wurden, vom Iranischen Meere, edle Metalle aus Spanien, Kunstwerke von Erz und Marmor aus Griechenland, Korn und verschiedene Luxusgegenstände, besonders Emaille- und Weberarbeiten aus Aegypten. Wie teuer seltene Gegenstände bezahlt wurden, beweist die Mitteilung des Plinius, Cicero habe für einen Tisch aus dem seltenen Thyaholze aus der Oase des Jupiter Ammon eine Million Sesterzien, das sind 55000 Thaler, bezahlt. [1]) Ebenso unerhörte Preise bot man für andre Erzeugnisse des Orients. Der gesamte europäische Luxus ist ein Kind des Ostens.

Außer den in Geschäften reisenden Männern finden wir eine große Anzahl römischer Bürger, welche ganz in der Art unsrer heutigen Touristen fremde Länder besuchten, um ihre Neugier zu befriedigen und sich weiter Reisen rühmen zu können. Die Anzahl der, wir möchten sagen „Vergnügungsreisenden", wuchs unter der Regierung des Hadrian zu bedeutender Höhe. Dieser Kaiser befand sich fortwährend auf Reisen und erweckte durch sein Beispiel in den Unterthanen, welche stets die Sitten ihres Beherrschers nachzuahmen bestrebt sind, eine rastlose Begierde, fremde Länder aufzusuchen. Jeder Römer, der auf feine Bildung und Weltkenntnis Anspruch machen wollte, mußte damals Aegypten besucht und sich in Griechenland aufgehalten haben.

---

[1]) Nero gab für einen Becher von sogenannter „vasa murrhina" (bunter Flußspat) aus Indien, 300 Talente, das sind 300000 Thaler.

Hellas, das von den Musen besonders geliebte Land, lehrte die Römer den Reiz des Schönen verstehen. Die gesamte Kunst der von der Wölfin gesäugten Krieger war ein nicht immer reines Spiegelbild der griechischen Künste. Jeder junge Römer aus gutem Hause begab sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, nach Athen, um den Lehren der dortigen Philosophen zu lauschen und seinen Kunstsinn zu bilden. Verständnis der griechischen Sprache war demselben ebenso nötig wie einem gebildeten Deutschen die Kenntnis des Französischen. Wie man unsern Kindern (leider!) französische Bonnen hält, so kauften die römischen Eltern hellenische Sklaven, welche, teilweise hochgebildet, die Knaben in der Sprache und den Wissenschaften ihrer Heimat unterrichten mußten. Wir wissen, daß für einen solchen, freilich ganz besonders gebildeten Menschen 200 000 Sesterzien (14 300 Thaler) bezahlt worden sind, und Cicero versichert, er habe seinen gelehrten Sklaven Dionysios rücksichtsvoller behandelt als Scipio den Panätios.

Der Reise- und Gedankenverkehr, welcher in der Kaiserzeit Rom und Griechenland verband, war nicht geringer als die Verbindungen, welche wir mit Frankreich unterhalten.

Wie die griechischen Weisen nach dem Nil zogen, um sich von den ägyptischen Priestern unterrichten zu lassen, so bereisten später vornehme römische Jünglinge die griechischen Universitäten. Athen, Rhodos und Alexandria in Aegypten wurden besonders fleißig besucht, während im vierten Jahrhundert nach Christus die Universität von Konstantinopel mit Vorliebe bezogen wurde. Die an derselben wirkenden Lehrer (20 Grammatiker und 8 Rhetoren), welche in griechischer und lateinischer Sprache dozierten, führten schon damals den Titel „Professoren“.

Die alexandrinische Bibliothek, die größte der damaligen Zeit, enthielt 400 000 Manuskripte, war ebenso berühmt als die dortige Hochschule, das sogenannte Museum, und bewog eine Menge Wißbegieriger zu einer Reise nach Aegypten.

Wenden wir uns nun, nachdem wir die Verkehrsmittel der Alten kennen gelernt haben, zu der Art und Weise, in der dieselben zu reisen pflegten.

In Indien wimmelten die Wege von zu Fuß wandernden Pilgern, welche still und neidlos auf den glänzenden Reisezug der Großen und Reichen schauten, die sich von Pferden und Elefanten tragen ließen. Das Gefolge der zu Wagen reisenden Fürsten und Genossen war unabsehbar. Wir haben bereits gesagt, wie man, um den Herrscher zu ehren, die Wege zu schmücken pflegte. Herbergen, in denen der Dürstende mit kühlendem Reiswasser umsonst erfrischt wurde, Brunnen, schattige Ruheplätze und die Früchte, die am Wege reiften, standen dem Höchsten wie dem Geringsten zur Benutzung frei.

In Aegypten ließen sich Reisende aus den höheren Kasten durchaus keine Bequemlichkeit abgehen. Wir wissen, daß jeder von ihnen seine eigene, reich

vergoldete, glänzend bemalte, mit köstlichen, buntgewirkten Segeln versehene Barke besaß, in der man keine Annehmlichkeit des Lebens vermißte. Weiche Polster, die von einem luftigen Ueberbau vor den Strahlen der Sonne gesichert waren, winkten zur Ruhe, Damen- und Schachbretter waren stets bereit, und nicht minder zierlich und kompendiös eingerichtete Reiseapotheken und Toilettenkästen für die Gesundheit und den Schmuck der Reisenden.

Dem herrschaftlichen Schiffe pflegten einfachere Barken für die Dienerschaft zu folgen; denn ein reicher Aegypter begab sich selten ohne einen seelsorgenden Priester, der zu gleicher Zeit die Stelle des Arztes bekleidete, seinen Haushofmeister und eine Schar von Jägern, Fischern, Köchen, Bäckern, Wäschern, Hausdienern und Fächerträgern auf den Weg. Wenn die Gattin des Reisenden an der Fahrt teilnahm, und dies geschah nicht selten, weil die Weiber der Aegypter eine Stellung einnahmen, welche derjenigen unsrer Hausfrauen beinahe gleichkommt, so fehlte es natürlich nicht an weiblichen Dienstboten. Falls den zu Schiffe Reisenden der Mundvorrat ausging, werden sie wohl, wie die heutigen Nilfahrer, bei irgend einer der „10000“ am heiligen Strom gelegenen Städte gelandet sein und sich mit neuer Speise versehen haben. Das Wasser des Stromes galt, wie wir wissen, für das herrlichste Getränk. Um dasselbe zu kühlen, füllte man es auf poröse Gefäße aus Nilschlamm, die man an den Mast hängte und so dem Zugwinde preisgab.

Wer zu Lande reiste, bediente sich entweder der von Sklaven getragenen Sänften oder oft sehr kostbarer, von Pferden gezogener Wagen. Die Sänften bestanden entweder aus einem Sessel, der in einem reich verzierten, tragbaren Kasten stand, oder aus einem Ruhebette, welches unsern Krankenkörben nicht unähnlich, von vier Sklaven getragen wurde. Diesen Sänften folgten Diener mit Sonnenschirmen und einem Wetterdach, das bei ungünstiger Witterung, oder wenn die Sonne glühend brannte, über den Reisenden gebreitet werden konnte.

Aegyptische Wagen und Pferde waren weit berühmt und wurden vielfach ins Ausland versendet. Ein ägyptischer Wagen kostete zur Zeit des Salomo 600 Seckel (etwa 300 Thaler), ein Pferd 150 Seckel (75 Thaler). Diese zweispännigen Fuhrwerke ruhten meistens auf zwei Rädern mit sechs Speichen und boten Platz für den fahrenden Gebieter und seine Rosselenker. Man bestieg dieselben von hinten. Ihre Wände waren mit Gold- und Silberblechen beschlagen und nicht selten mit Edelsteinen und künstlichen Skulpturen verziert. Die Rosse, deren Geschirr mehr als glänzend genannt werden muß, waren mit köstlichen Decken umgürtet und trugen volle Büsche von Straußenfedern auf den stolzen Köpfen. Die Dienerschaft folgte zu Fuß oder auf vierräderigen Ochsenwagen. Das Reiten war in Aegypten, wenigstens in früherer Zeit, nicht allgemeine Sitte.

Von den Herbergen haben wir keine genaue Kunde; wir müssen aber

vermuten, daß es auch in Aegypten, besonders an den Wallfahrtsorten, keineswegs an Fremdenhäusern fehlte. Die Bürger der nicht eben großen Stadt Bubastis konnten zum Beispiel in keinem Falle die große Zahl der sie besuchenden Pilger in ihren Privathäusern aufnehmen. Dort wurde das Fest der Göttin Pacht gefeiert. Wenn dasselbe herannahte, bestieg halb Aegypten die Barken. Ernst und Würde, die steten Begleiter der alten Aegypter, wurden mit der tollsten Ausgelassenheit vertauscht. Die Weiber schlugen Klappern, die Männer bliesen auf Pfeifen; Singen, Lachen und Händeklatschen ertönte auf der ganzen Fahrt. Bei jeder am Nil gelegenen Stadt wurde gelandet. Die Wallfahrer verließen die Schiffe, neckten die zurückgebliebenen Einwohner des Orts in ausgelassener Weise und wiederholten diesen Unfug, bis sie zu Bubastis, in der Mitte des Delta, anlangten. Dort brachten sie große Opfer dar und tranken dabei mehr Wein, als sonst während des ganzen Jahres. Aegypter beiderlei Geschlechts schlossen sich dieser Wallfahrt in großer Menge an; nur die Kinder blieben zu Hause. Gewöhnlich sollen sich, wie die Aegypter selbst erzählen, 700 000 Menschen am Feste der Pacht zu Bubastis befunden haben. Es ist einleuchtend, daß solche Menschenmasse zu ihrer Unterkunft der Herbergen bedurfte.

Für Ausländer, die bis zum siebenten Jahrhundert Aegypten nur an gewissen Orten betreten durften, werden erst sehr spät Herbergen eingerichtet worden sein.

So abgeschlossen man sich am Nil gegen Fremde verhielt, so freundlich erwies man sich gegen die eignen Mitbürger. Wir haben auf den Denkmälern Bilder gefunden, welche das gesellige Leben dieses seltsamen Volks darstellen, und die uns sowohl über den höflichen Verkehr der Männer mit den Weibern, als auch über die Anmut und Würde erstaunen lassen, mit der die Hausfrauen ihre Gäste empfangen.

In keinem Lande der Welt konnte man überdem sicherer reisen als in Aegypten, denn es gab eine trefflich organisierte Sicherheitsbehörde, und jeder Fußbreit Landes war sorgsam bebaut und mit Städten, Dörfern und bunten Landhäusern übersät, an deren Eingängen Fahnen wehten.

Straßenräuber konnte es wegen der von Menschen wimmelnden Wege durchaus nicht geben, während das Handwerk der Diebe gestattet war. Es gab eine eigne Spitzbubenkaste, die das Entwendete mit Angabe des Beraubten der Behörde abliefern mußte und von derselben einen Teil der Beute als „Arbeitslohn“ empfing. Das Uebrigbleibende bekam der Bestohlene zurück.

Eine andre Sitte trug dazu bei, den reisenden Aegypter in seiner angeborenen ernsten Stimmung zu erhalten. Die Betten der von den Aerzten aufgegebenen Kranken wurden nämlich an den Landstraßen aufgestellt, damit denselben von den Vorüberziehenden, denen ein ähnliches Leiden begegnet war, mitgeteilt werden könnte, auf welche Weise dasselbe geheilt worden sei. Diese große Fürsorge für den sterblichen Leib beweist, daß die Aegypter, welche „ihre Wohnungen

Herbergen, die Gräber aber ewige Häuser nannten", der Sorge für den vergänglichen Teil ihres Ich keineswegs vergaßen.

Das ägyptische Volk wurde von allen Berichterstattern einstimmig als die reinlichste aller Nationen gepriesen.

Die Phönizier, welche durch die großen Schätze, die ihr Welthandel zusammengebracht hatte, in Ueppigkeit schwelgten, verstanden es gleichfalls, ihr Reiseleben möglichst glänzend auszustatten. Von ihren prächtigen Schiffen lesen wir in den Büchern des alten Bundes: „Dein Tafelwerk haben sie aus Cypressen gemacht und die Cedern vom Libanon genommen und deine Mastbäume daraus gemacht; und deine Ruder aus Eichen von Basan und deine Bänke von Elfenbein und die Gestühle aus den Inseln der Chitim (Cypern) geholt. Dein Segel war von gestickter Seide aus Aegypten, daß es dein Panier werde, und deine Decke von gelber Seide und Purpur aus den Inseln Elisa", das heißt den Inseln des Peloponnes.

Ergänzen wir diese Schilderung durch die Mitteilung, daß die Warenkisten der Phönizier aus duftendem Cedernholz bestanden und ihre Schiffe mit geschnitzten Bildern verziert waren.

Wenn die Fahrzeuge aus jenem Tyrus, „welches Kronen verschenkte, dessen Kaufleute Fürsten, und dessen Händler die Geehrten der Erde waren", bei einer ihrer zahlreichen Pflanzstädte landeten, wurden sie glänzend empfangen. Die Mädchen von Cypern und allen Inseln, die syrischen Göttern opferten, kamen den Seefahrern entgegen und luden sie im Dienste der zeugenden Göttin, welche sie verehrten, zu Liebesspielen ein. [1])

Auf Landreisen führten sie köstliche Zelte, seidene Purpurdecken und weiche Polster mit sich, oder kehrten in Karawansereien ein, die sie an geeigneten Stellen in der Wüste erbaut hatten. Dieselben bestanden aus offenen Hallen, in denen zahlreiche Menschen und Tiere Platz fanden. Brunnen und schattige Baumanlagen fehlten niemals bei denselben. Einer dieser Wüstenstationen, der von Salomo gegründeten Oasenherberge Thadmor, war es bestimmt, eine bedeutende Stadt zu werden: das schöne Palmyra (Palmenstadt), Heimat der edlen Zenobia.

Die Araber verachteten, im Gegensatz zu ihren nördlichen Stammverwandten, den Luxus und die Ueppigkeit und waren mit einem schlichten Zelte, einem kargen Imbiß von Datteln und Zwiebeln und einem Trunke frischen Wassers für sich und ihre Pferde vollkommen zufrieden. Ihr Zelt, das mit ihnen wandernde Haus, beschützte sie und die Ihrigen vor dem Tau der Nacht. Wo sie dasselbe aufschlugen, da war ihre Heimat; wer dasselbe betreten und an ihrem Herde Platz genommen hatte, den nannten sie ihren Gast; wen

[1]) Virgil hat uns ein reizendes Gedicht hinterlassen, in welchem die Wirtin einer syrischen Herberge den vorüberziehenden Fremden einladet, in ihr Haus zu treten, und die Freuden desselben verlockend schildert.

sie Gast nannten, den schützten sie bis zur Aufopferung ihres eignen Lebens. Die Töchter des Stammes führen den Fremdling und seine Tiere zum Brunnen, um Mensch und Vieh mit frischem Trunke zu laben. „Wenn dann die Nacht mit ihrer erquickenden Kühle herabsank" (so hören wir ihre schlichte Gastlichkeit beschreiben), „mußte der Fremdling beim Glanze der Sterne im Kreise der Stammgenossen niedersitzen. Er mußte von seiner Herkunft, von seinem Geschlecht und Stamme erzählen, worauf dann auch die Gastfreunde ihre Abkunft rühmten, von den Thaten ihrer Väter und ihren eignen, von den Fehden und Gefechten sagten und sangen, in denen ihr Stamm siegreich gewesen war und die Tugenden ihrer Lieblingsrosse, die Schnelligkeit ihrer Kamele priesen."

Dieses Reiseleben, welches demjenigen der Beduinen von heute in jeder Beziehung gleicht, muß mit seinen geringen Bedürfnissen und seiner schlichten Gastlichkeit manches Schöne geboten haben. Wir sehen aber auch die wandernden Araber von fürchterlicher Gefahr umgeben.

Drohender als die Speere der mächtigsten Stämme, mit denen sie sich in mörderischen Kämpfen zu messen hatten, erschien den Arabern auf ihren Reisen jener Wüstenwind, Samum, dessen türkischer Name „Schamyele" vielleicht dem bösen Samiel seinen Namen gegeben hat.

Wenn sich der Samum erhebt, dann wird die Luft der Wüste lastend, erdrückend, beinahe grau, und ein Glutenstrom ergießt sich durch den Aether, wie ein gewaltiger Eisenfluß, der dem Hochofen entquillt. Die sonst so helle Sonne des Südens verbirgt ihr glänzendes Licht, nimmt eine Farbe an, die der des geblendeten Menschenauges gleicht und scheint in ihrer Höhe von Schwindel ergriffen zu werden und zu zittern. Die Luft erfüllt sich mit schmerzenden Sandatomen, welche neuere Gelehrte für elektrische Ströme gehalten haben. Der Mensch harrt in träger Erstarrung des Feindes. Vergehend vor Hitze, mit schmerzender Haut, erwartet er den Ausgang des schrecklichen Windes, der die Karawanen peinigt und vor dem die zitternden, schreienden Kamele sich retten, indem sie ihr Haupt in den Sand verbergen.

Was die Art und Weise des Reisens der alten Assyrer betrifft, so können wir aus den, namentlich durch Layard in den Trümmern von Ninive gefundenen Denkmälern schließen, daß die Könige und Vornehmen mit zahlreicher Dienerschaft, teils zu Pferde, teils zu Wagen, die dem der Aegypter durchaus ähnlich sahen, zu reisen pflegten. Die Euphratschiffahrt glich dagegen dem Verkehr auf dem Nil in keiner Weise. Der von den armenischen Bergen herabstürzende Fluß war zu reißend, um den Kähnen zu gestatten, stromaufwärts zu fahren. Darum pflegten es die zu Schiffe von Norden her nach Babylon kommenden armenischen und mesopotamischen Handelsleute folgendermaßen zu halten. Sie verfertigten runde, schildförmige Kähne, deren Rippen von Weidenholz sie mit Rindshäuten überzogen, füllten dieselben mit Stroh, auf welches sie ihre Waren (besonders Palmenwein) legten und lenkten den Nachen mit langen

Ruderstangen. In jedem kleinen Fahrzeuge stand ein, in jedem größeren waren mehrere Esel. Wenn man zu Babylon angekommen war und die Waren verkauft hatte, so ließ man das Stroh und Schiffsholz öffentlich versteigern, packte die Häute auf die Esel und führte selbige nach Armenien zurück, weil man, wie gesagt, den Euphrat nicht gegen den Strom befahren konnte.

Die vornehmen Perser (von den Gemeinen wissen wir wenig) pflegten zu Wagen, in Sänften oder zu Pferde zu reisen. Ihre Fuhrwerke glichen, wenn sie auf zwei Rädern ruhten, den ägyptischen; aber sie bedienten sich auch vierrädriger Kutschen (Harmamaxa), in denen namentlich die Frauen des Königs und der Vornehmen, hochgestellte Eunuchen oder auch wohl, wenn es weitere Strecken zu durchmessen galt, der Herrscher selbst zu fahren pflegte.

Die Reisezüge der persischen Monarchen vereinten allen Luxus des Orients, den man mit Recht „die Mutter der Ueppigkeit" nannte. Zahllose Leibgardisten und Chefbeamte, unter denen die Mundschenken, Ohren und Augen des Königs (Polizeimeister), Schreiber, Richter, Stabträger, Kämmerer, Aus- und Ankleider, Leibärzte, Stallmeister, Schemelträger, Vorkoster, Speisezerleger und Eunuchenobersten die höchsten Stellen bekleideten, folgten denselben. Im Gefolge des letzten Darius befanden sich von niederer Dienerschaft 277 Köche, 29 Topfreiniger, 17 Getränkebereiter, 70 Kellervorsteher, 40 Salbenreiber, 66 Kranzwinder und außer den mit Rindern und Pferden bespannten Packwagen 1200 mit königlichem Gepäck beladene Kamele. Aus diesen Zahlenangaben und aus dem Berichte, daß sich der reisende Hof keineswegs mit den Quellen an den Wegen begnügte, sondern zahlreiche silberne Tonnen voller Choaspeswassers, das wegen seiner Reinheit und seines angenehmen Geschmackes besonders geschätzt ward, mit sich führte, kann man ersehen, daß sich schon die Perser, wie die heutigen englischen Touristen auf Reisen „at home" zu fühlen wünschten.

Wenn sich auch die Räumlichkeiten persischer Herbergen schwerlich mit den Salons unsrer Familienhotels vergleichen lassen können, so hatten sie dennoch vor diesen eine große Annehmlichkeit voraus. Schon auf Befehl des Cyrus waren dieselben nämlich rings mit schattigen Parkanlagen bepflanzt. Die Satrapen der einzelnen Provinzen mußten diese gemeinnützigen Lustwäldchen erhalten und verschönern. Selbst der ärmste reisende Perser würde eher seine Hand geopfert als einen dieser Gärten beschädigt oder beraubt haben. Die Religion des Zoroaster gebot, die Bäume, als Kinder der guten, geduldigen, fruchttragenden Erde, heilig zu halten und zu pflegen. Darum war es denn auch unter den Vornehmen Sitte geworden, sich in eigner Person der Gärtnerei zu befleißigen. Wir sehen Könige mit ihren unter Ringen verborgenen Händen Bäume pflanzen, außergewöhnlich schöne Bäume mit goldenem Schmuck behängen, die geschicktesten Obstzüchter und Gartenkünstler fürstlich belohnen und hören zum Beispiel den Artaxerxes, als ihm Omises einen wunderbar schönen Granatapfel geschenkt hatte, ausrufen:

„Beim Mithra, dieser Mann könnte bei solcher Sorgfalt auch einen kleinen Staat groß machen!“

Wir haben, wie die meisten Obstsorten (Kirschen, Birnen, Aprikosen, Pfirsiche) so auch unsre mit Bäumen bepflanzten Landstraßen den Persern zu verdanken, welche, trotz der Ueppigkeit, in die sie versunken waren, immer noch Spuren der Kraft des freien Gebirgsvolks und ihrer indogermanischen Herkunft bewahrten. — Es gewährt einen sonderbaren und erfreulichen Anblick, wenn wir vornehme Perser lachend und rücksichtslos, ihrer bunten Kleider, goldenen Ketten, Arm- und Fingerreife nicht achtend, in den tiefsten Kot springen sehen, um mit kräftigen Schultern und Händen einen im Schmutz steckengebliebenen Reisewagen wieder flott zu machen.

Beamte, Vornehme und andre begünstigte Reisende bekamen einen Paß, der entweder nur ein Abdruck des königlichen Siegels oder auch aus einem besonderen Geleitsschreiben bestand, das ihre Person unantastbar machte.

Die Griechen, welche wir in der Heroenzeit zu Wagen reisen sehen, verlassen später ihre Heimat zu Roß oder zu Fuß, während sie sich der Wagen und namentlich der Sänften, als verweichlichender Beförderungsmittel, nur für Weiber und Kranke bedienen. Am einfachsten reiste der Spartaner, dessen schlichter Sinn sich mit einem Mantel von grobem Zeuge und einem derben Stocke begnügte. Der reisende Athener bedurfte weit größerer Vorbereitungen. Er ging oder ritt nur, wenn er sehr arm war, ohne einen oder mehrere Sklaven, die ihm seine unvermeidlichen Reisedecken, Kochgeschirre, Silbergeräte (Becher zum Trinken und Opfern, Milchkrüge, Salbenbüchsen 2c.) nachtragen mußten. Schon in der Solonischen Zeit müssen die Frauen von Athen auf Reisen vielen unnützen Luxus getrieben haben, denn Solon fand sich veranlaßt, zu verordnen, daß die Frauen, welche vom Lande nach Athen fuhren, niemals mehr als drei Kleider, — keinen Koffer, der länger war als eine Elle und keinen Mundvorrat, welcher mehr als einen Obolus (einen guten Groschen) kostete, mit sich führen durften.

Bei Seereisen, die nur im Sommer (vom April bis November) unternommen wurden, stiegen die Passagiere nur selten in den Schiffsraum. Gewöhnlich verweilte man Tag und Nacht auf dem Verdeck.

Die Bürger der üppigen Städte des südlichen Italiens pflegten sich auf Reisen eines beinah orientalischen Luxus zu befleißigen. Sybaris, dessen Einwohner „Häuser bauten, als sollten sie ewig leben und ein Leben führten, als sollten sie morgen sterben“, Sybaris, in dessen Mauern sich die ersten Kunstreiter sehen ließen, wo die ersten Dampfbäder rauchten, dessen Frauen die ersten Schoßhündchen hätschelten, dessen Männer sich in purpurfarbene und safrangelbe Gewänder kleideten, ihre Haare mit goldenen Kettchen durchflochten und zu ihren Gastmählern schon ein Jahr vorher einladen ließen, Sybaris, dessen Namen noch heute alles Schwelgerische und Ueppige bezeichnet, übertraf

auch in Beziehung auf bequemes, prunkendes Reisen im siebenten und sechsten Jahrhundert v. Chr. alle andern griechischen Städte.

Zu jener Zeit lud Kleisthenes, der Tyrann von Sikyon, alle griechischen Jünglinge von Geburt in sein Haus, damit er einen derselben zum Gatten für sein einziges Kind, Agariste, die reichste Erbin in ganz Hellas, aussuchen könne.

Diesem Rufe folgten die Söhne der vornehmsten Geschlechter. Jeder versuchte wohl den Glanz und die Macht seiner Familie in das hellste Licht zu stellen; niemand aber konnte dem Sybariten Smindyrides, was Pracht und Reichtum betrifft, auch nur das Wasser reichen; denn er erschien in einem ihm selbst gehörenden, mit seinen eignen Sklaven bemannten Fünfzigruderer, begleitet von Vogelstellern, Flötenbläsern und allem, was zu üppigem Leben gehört, kurz mit einem echt orientalischen Reisegefolge.

Trotzdem erhielt er die Hand der Erbtochter keineswegs, denn er benahm sich so üppig, träg und übermütig, daß ihn Kleisthenes mit Verachtung strafte und dem Hippokleides von Athen seine Tochter gegeben haben würde, wenn dieser nicht sein Mißfallen durch ausgelassene Tänze erweckt hätte. Als er endlich den Athener Megakles zum Eidam bestimmt hatte, rief er dem Hippokleides zu: „Sohn des Tisandros, du hast dich um die Hochzeit getanzt.“ Dieser aber lachte, anstatt sich zu betrüben und rief mit echt ionischem Leichtsinn: „*Οὐ φροντὶς Ἱπποκλείδῃ*“ (das betrübt den Hippokleides nicht!). Diese Antwort wurde später zum Sprichwort und in der Weise des leichtsinnigen Berliner Scherzes: „Was ich mir dafür kaufe!?“ angewendet.

Kleisthenes hatte seine Gäste während eines ganzen Jahres fürstlich bewirtet und entließ jeden, der unverrichteter Sache heimziehen mußte, „für die weite Reise und die seinem Hause erwiesene Ehre“ mit einem Geschenk von einem Talent Silber (1500 Thaler).

Diese Gastfreundschaft entspricht derjenigen, von welcher uns in den homerischen Gesängen berichtet wird. In jener Zeit gab es noch keine Herbergen. Die reisenden Helden werden, wohin sie kommen, gastfrei aufgenommen und mit Geschenken entlassen. Damals, wo man nur selten reiste, ließ sich diese Art der Aufnahme durchführen; als aber später die griechischen Hafenstädte die Unzahl der Fremden kaum zu fassen vermochten, wurde die alte heilige Sitte zur Unmöglichkeit und die Einrichtung von Herbergen notwendig. Uebrigens galt es auch in späterer Zeit für eine besondere Tugend, die Gastlichkeit, welche Zeus selbst beschützte, zu üben.

Plato erzählt, das Haus des reichen Kallias von Athen habe die Zahl seiner Gäste kaum zu fassen vermocht, und man fand die größte Segnung des Reichtums in der Möglichkeit, recht viel Gäste aufnehmen zu können. Trotzdem sehen wir eine Gesandtschaft der Athener auf ihrem ganzen Wege nach Macedonien (im vierten Jahrhundert v. Chr.) nur in Herbergen einkehren.

An den Orten, wo sich zahlreiches Volk zur Feier der Feste zu versammeln pflegte, befanden sich auf öffentliche Kosten erhaltene Gastzelte, deren größte, die zu Olympia, so alt sein sollten, daß man den Herkules als Gründer derselben nannte.

Von der Einrichtung der Gasthäuser wissen wir nichts Bestimmtes, doch liegt die Vermutung nahe, daß dieselben, nach Art der Karawanseraien im heutigen Orient, ausschließlich zur Unterkunft der Fremden, die für ihre Verpflegung selbst zu sorgen hatten, berechnet waren. Oftmals mögen Schenken mit den Herbergen verbunden gewesen sein. Gast- und Schenkwirte werden von den Alten häufig erwähnt, aber immer in verächtlicher Weise. Die freigelassenen Sklaven, welche derartige Geschäfte besonders häufig betrieben, wurden, den freigeborenen Bürgern gegenüber, aller Orten nicht für voll angesehen, und ihr Erwerbszweig galt schon darum für beinahe unehrenhaft, weil sich derselbe die von der Religion gebotene uneigennützige Gastfreundschaft bezahlen ließ. In den bedeutensten Seestädten (Korinth, Athen ꝛc.) gab es sehr viele Gasthäuser, Schenken und Vergnügungsorte, in denen die Fremden Lust und Zerstreuung finden konnten.

Der Gebrauch von Päffen (*σφραγίς*) läßt sich nur bei den Athenern bestimmt nachweisen. Empfehlungsbriefe (*σύμβολα*) oder das Siegel eines Freundes, das man den Rekommandationsschreiben gleich achtete, wurden von den meisten reisenden Griechen mit auf den Weg genommen.

Kehrte man heim, so brachte man den Seinen häufig ein Andenken mit. Wir besitzen zum Beispiel ein Gedicht des Theokrit, mit dem derselbe eine Spindel von Elfenbein begleitete, die er der Gattin seines Freundes, des Arztes Nikias, als Geschenk mitbrachte. Die letzten Verse lauten:

— — — — — — — — — — — — — —
Und du ihr bleibst Andenken des liederkundigen Gastes.
Ihr sagt eine hinfort, die dich anschaut: Groß doch geschätzt wird
Solch ein kleines Geschenk! Wie geehrt ist alles von Freunden!"

Die Art und Weise, in der die Römer reisten, richtete sich nach der Zeit, in der sie lebten. Solange man in der Tiberstadt Einfachheit für eine Tugend hielt, reisten die Quiriten ausschließlich zu Fuß. Später kamen Wagen auf, und als endlich der Luxus des Orients durch die Eroberungszüge der Legionen des Weltreichs nach Rom gebracht worden war, wurde es Sitte, sich in Sänften, die entweder tragbaren Ruhebetten oder Lehnstühlen glichen, von Ort zu Ort befördern zu lassen.

In den Straßen der Hauptstadt durften sich nur Triumphatore, vestalische Jungfrauen und später die Kaiser, deren Familien und Günstlinge der Wagen bedienen. Lastfuhrwerken war es gestattet, bis zur zehnten Morgenstunde die Straßen zu passieren. Diese Verordnungen dankten dem Geiste der alten Zeit, der jedem Bürger gebot, sich auf seine eigne Kraft zu verlassen, ihren Ursprung.

Was in der Hauptstadt verboten war, das wurde auf dem Lande und auf Reisen um so eifriger benutzt. Wir sehen die Römer in sehr verschiedenen Fuhrwerken reisen. Jedes neu eroberte Land lehrte sie neue Wagenkonstruktionen kennen, die sie schnell und gerne adoptierten. Aus älterer Zeit stammte die Carpenta, welche man ihrer einfachen Form beraubte, um sie mit dem gebräuchlichen Luxus in Einklang zu bringen. Sie ruhte auf zwei Rädern, hatte ein Verdeck und diente den Vornehmen zu Fahrten aufs Land, Begräbnissen ꝛc.

Leichte, den Britanniern und Belgen entlehnte Kabrioletts wurden zum gleichen Zwecke gebraucht, wogegen man die aus Gallien stammende Rheda als eigentlichen Reisewagen zu betrachten haben wird. Dies Fuhrwerk war vierrädrig, gewöhnlich mit einem Verdeck versehen und so geräumig, daß es mehrere Menschen mit ihrem Gepäck aufnehmen konnte.

Die Kaiser und vornehmsten Bürger pflegten in der Carruca, einem der Rheda gleichenden, höchst kostbaren Wagen zu reisen. Der prachtvolle Kasten desselben schwebte hoch in den Rädern und war so groß, daß man sich in demselben ausstrecken und darin schlafen konnte.

Kaufmännische Waren und Produkte des Ackerbaues wurden per Achse auf zweirädrigem Karren oder vierrädrigen Planenwagen, die man zu Pompeji mehrfach abgebildet findet, befördert.

Zum Tragen der Sänften benutzte man entweder Maultiere oder Sklaven. Aermere begnügten sich mit zwei Trägern, während sich die Reichen von vier, ja nicht selten von acht Dienern tragen ließen. Wäre es möglich gewesen, so würde man hundert Sklaven angewendet haben, um sich von Ort zu Ort befördern zu lassen; trieb man doch mit diesen unglücklichen Geschöpfen, welche ihren reisenden Herren scharenweis folgen mußten, ganz besonders gerne Luxus; gab es doch reiche Bürger, die ihre Sklaven nach Tausenden zählten. Cicero wurde in einer solchen von Menschen getragenen Sänfte, als er von seinem Landgute aus zur Stadt kam, ermordet.

Die Reisewagen waren entweder mit Eseln, Maultieren oder Pferden bespannt. Gallische, thrazische und syrische Rosse galten für besonders schön und dauerhaft. Als der Luxus und die Ueppigkeit der Weltbeherrscher den höchsten Grad erreicht hatte, sann man auf allerlei neue, seltsame, staunenerregende, kostbare Dinge und spannte, nur um etwas noch nie Gesehenes zu haben und um das Volk zu blenden, bei öffentlichen Schaustellungen oder besonderen Festlichkeiten Hunde, Hirsche, Tiger, Löwen, ja sogar Strauße vor die Wagen. — Wenn Nero auf Reisen ging, so folgten ihm mehr als 1000 kostbar bespannte Carrucen (Prachtreisewagen), und Hadrian führte auf seinen zahlreichen, fernen Wanderungen stets einen ganzen Hofstaat mit sich.

Wir wissen schon, daß an den Landstraßen für Relaispferde gesorgt war, und haben im ganzen römischen Reiche weder Schenken noch Herbergen ver-

mißt. Die Gastwirte waren übrigens hier, wie in Griechenland, der allgemeinen Mißachtung ausgesetzt.

Das Ziel der meisten Reisen waren die Landsitze, deren jeder Bürger mehrere zu haben pflegte. Badereisen waren auch den Römern durchaus nicht unbekannt. Wir hören viele Thermen nennen, zu denen man, teils der Genesung, teils der Unterhaltung wegen, reiste. Die berühmtesten von ihnen (namentlich Bajä) vereinten zu bestimmten Jahreszeiten das ganze fashionable Rom und waren für die zahlreichen fremden Gäste, welche dieselben besuchten, mit ebenso großer Pracht als Bequemlichkeit eingerichtet. Männer und Frauen verkehrten an diesen Orten in höchst ungezwungener Weise. Letztere entwickelten dort, wie es auch in unsern Luxusbädern geschieht, jene übertriebene Kleiderpracht, welche schon zur Zeit der punischen Kriege (215 v. Chr.) den Volkstribun Cajus Appius bestimmte, ein Gesetz gegen die bunten Kleider der Frauen, die eigentlich nur weiße, mit roten Streifen verbrämte Gewänder tragen durften, vorzuschlagen.

Das römische Badeleben scheint dem unsern in jeder Beziehung ähnlich gewesen zu sein. An den Heilquellen schlossen sich damals wie jetzt gar gern schnelle Freundschaften und flüchtige Liebesbündnisse. Als sich die Geliebte des Propertius, Cynthia, zu Bajä befand, dichtete derselbe, von Eifersucht geplagt, eine schöne poetische Epistel für die Holde, welche also endet:

„Nur sobald als du kannst, verlaß das entsittlichte Bajä.
Jenes Gestad', es hat manchen schon Trennung gebracht;
Jenes Gestade, das nie den sittigen Mädchen noch hold war:
Fluch den Quellen, um die stets man die Liebe verklagt."

Das Baden war den Römern auch im alltäglichen Leben zum Bedürfnis geworden, während die Griechen, wenn sie auch sorgfältig auf Reinlichkeit und öffentliche Badeanstalten hielten, namentlich das sehr warme Baden für eine Art von Ueppigkeit ansahen. Beide Völker betrachteten übrigens das warme Bad für unerläßlich nach einer Reise. Der ermüdete Körper kann in der That durch nichts leichter und geschmeidiger gemacht werden, als durch ein heißes Bad mit kalter Abwaschung und starken Reibungen.

Der heimkehrende Römer brachte, wie der Grieche, den Seinen Geschenke mit; der Abreisende aber befahl sich dem Schutze der Gottheit; gewöhnlich den Dioskuren und der cyprischen Venus. Auch die Freunde des Scheidenden flehten für den Wanderer, der, wenn ihn Gefahren bedrohten, Weihgeschenke gelobte, zu den Göttern.

Hier könnten wir diese Betrachtung schließen, dem Leser selbst überlassend, eine Parallele zwischen dem Reisen der alten Völker und dem unsrer Väter und Großväter zu ziehen, wenn wir nicht noch eine andre Art von Reisenden erwähnen wollten, wir meinen die Briefe.

Dieselben sind beinahe so alt als die Schrift; ja man darf annehmen, daß die erste schreibende Hand eine Botschaft irgend welcher Art dem Leder oder Holze anvertraut habe.

Die Inder schrieben schon in frühester Zeit Briefe; die schreibseligen Aegypter hatten eine eigne „Briefschrift", welche weniger Zeit und Mühe als die sogenannte „heilige" Schreibart erforderte; die Phönizier und Syrer, denen die Erfindung der Buchstabenschrift von den Alten nachgerühmt wird, bedurften ihres ausgedehnten Handels wegen schon in sehr früher Zeit brieflicher Bestellungen. Das Institut der persischen Angaren war nur der Briefe wegen ins Leben gerufen worden; — schon Homer erwähnt eines Briefes, und Sappho[1]) dichtete im siebenten Jahrhundert v. Chr. ein Rätsel, dessen Auflösung wir dem Leser überlassen:

„Es giebt ein Wesen, dessen zarte Brut
Im falt'gen Kleide seiner Mutter ruht;
Und sind die Kleinen auch der Stimme bar,
Dringt ihre Sprache dennoch wunderbar
Zu allen Menschen, die sie hören sollen,
Von Land zu Land und durch der Wogen Grollen.
Selbst der Entfernteste vernimmt sie noch;
Er hört sie nicht, und er versteht sie doch."

Von den späteren Griechen und Römern haben wir ganze Briefsammlungen in gebundener und ungebundener Rede, die in jeder Beziehung zu den schönsten Erzeugnissen der klassischen Litteratur gezählt werden müssen.

Die äußere Form der Briefe war sehr verschieden. In ältester Zeit beschrieb man Holztäfelchen und Lammfelle, während man später kunstreich aus Papyrosrohr verfertigtes, zartes ägyptisches Papier benutzte, parfümierte, zierlich zusammenrollte, mit seidenen Bändern umwand und diese mit Siegelwachs und gestochenen Petschaften oder Ringen schloß.

Die schönsten und berühmtesten Papierarten waren der sogenannte „Papyrus Augustus" und der nach der Gemahlin des ersten Kaisers (Livia) benannte „Papyrus Livius".

Schon zur Zeit des Herodot (im fünften Jahrhundert vor Christo) und noch früher benutzte man ägyptisches Papier, denn derselbe sagt: „Die Jonier pflegten von alters her Bücher Diphtherä (Häute) zu nennen, weil man früher, als das Byblospapier (Papyros) noch selten war, Schaf- und Ziegenhäute zum Schreiben benutzte. Noch in unserer Zeit schreiben viele barbarische Völker auf solche Häute ꝛc."

In Persien schrieb man schon in sehr alter Zeit auf Seidenstoffe. Firdusi läßt den König Kai Kawus an den Fürsten von Masruderan in grauer Sagenzeit einen Brief schreiben:

---

[1]) Antiphanes bei Athenäus.

„Ein Schreiber malte, in der Kunst gewandt,
Auf Seide einen Brief mit sichrer Hand.“

Derselbe Kawus übergab dem großen Sagenhelden Rustem

. . . „einen Brief auf seidnem Stoff,
Der ganz von Moschus, Wein und Ambra troff.“

Des seltsamsten Materials zum Briefschreiben bediente sich wohl Histiäos von Milet. Derselbe hielt sich am persischen Hof auf und wollte dem Aristagoras raten, sich gegen den König zu empören. Um diesen gefährlichen Wink dem Freunde sicher zukommen zu lassen, schor er seinem treuesten Sklaven die Haare, schrieb auf die Kopfhaut desselben einen Brief, behielt den Kahlhäuptigen so lange bei sich, bis die Haare wieder gewachsen waren und schickte ihn dann nach Milet mit dem bloßen Auftrage, Aristagoras möge ihm das Haar abscheren und dann seinen Kopf näher betrachten.

An derartigen auf schlaue Weise beförderten Schreiben fehlt es nicht in den Erzählungen der Alten. Was die gewöhnliche Besorgung der Briefe anbelangt, so wissen wir nur, daß dieselben namentlich im persischen und römischen Reiche geordneten Posten oblag, während in den andern Kulturstaaten jeder Schiffsherr und Reisende gern bereit war, Briefe und Bestellungen auszurichten. Wenn es besonders wichtige Bestellungen zu überbringen galt, so hatte man Sklaven genug, um einen derselben mit dem Auftrage, den Brief zu besorgen, auf Reisen schicken zu können.

Möge der freundliche Leser nicht die Geduld verlieren, wenn wir ihm eine letzte Art von Reisenden vorführen: die Wandervögel. Diese haben ihre Sitten in nichts verändert; — wohl aber mag sich unter den Schwalben eine alte Tradition fortgeerbt haben, welche erzählt, wie vor vielen, vielen Jahrhunderten schöne Kinder im sonnigen Griechenland Frühlingslieder sangen, wenn die ersten Schwalben kamen, — wie anmutige Jungfrauen und schlanke Knaben bei ihrer Ankunft in die Hände klatschten und ausriefen: „die Schwalbe ist da, der Frühling kommt!“ — wie ernste Greise, wenn sie einen Thoren zum erstenmal etwas Kluges vollbringen sahen, das bartumlockte Haupt schüttelnd, ausriefen: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer!“ — wie fromme Seher hinaustraten auf die marmornen Stufen des säulenreichen Heiligtums und unverwandten Blicks in den reinen Aether hinausschauten, um aus dem Fluge der Wanderer der Luft die Schicksale der Menschen vorauszubestimmen. Die Rächer des Ibykus, die Kraniche, fliegen noch heute über Land und Meer, und nur der Sterbegesang der wilden Schwäne ist verklungen. Aber die Erinnerung an ihn lebt fort, wie das Andenken an die Kunst und Schönheit jener dahingegangenen, ewig lebenden Zeiten.

Die Weinrebe als Kulturpflanze und der Wein als Getränk bei den verschiedenen Völkern.[1])

Der Wein ist unendlich alt und muß unserm Geschlechte schon bekannt gewesen sein, als dasselbe noch in seiner sogenannten gemeinsamen Wiege lebte und, wie man zu sagen pflegt, eine „gemeinsame Sprache" redete.

Wir brauchen den verehrten, mit den klassischen und neueren Sprachen jedenfalls vertrauten Leser nur aufzufordern, das Wort „Wein" in alle ihm geläufigen europäischen Idiome zu übersetzen (*οἶνος*, vinum, vino, Wein, vin, wine, wina), um ihm den Beweis für unsre obige Behauptung zu liefern.

Um so befremdender ist es, wenn wir bei denjenigen Nationen indogermanischer Herkunft, welche teils im Mutterlande sitzen blieben, teils, statt nach Westen, gen Süden gewandert sind, den Wein ganz anders benennen hören.

Während zahlreiche andre Wörter (wie Vater, Mutter, Joch, Salz, Sack) allen indogermanischen Völkern gemeinsam sind, so finden wir, daß zum Beispiel im Sanskrit das Wort ,,venas" keineswegs den Wein, sondern nur das Anmutige im allgemeinen und im besondern den lieblichen Geschmack von Getränken bezeichnet.

Schreiber dieses ist nun der Ansicht, daß man im arischen Mutterlande zwei Worte für den Rebensaft besessen habe: Erstens das von den gen Westen wandernden Stämmen festgehaltene ,,vin", und zweitens das sich im Zend vorfindende ,,medo", welches auf persisch mei, auf griechisch *μεδο*, auf deutsch Met, auf englisch mead lautete, und nichts weiter bedeutet, als mit Honig vermischter Wein, — ein Getränk, welches nicht viel jünger sein wird, als der reine Rebensaft. Die in Amerika gemachten, in dem Kommissionsberichte des Repräsentantenhauses zusammengestellten Erfahrungen beweisen nämlich, daß die auf jungfräulichem Boden gepflanzten Stöcke Trauben von so geringem Zuckergehalte geben, daß sich der aus ihnen gewonnene Wein ohne Beimischung von Honig nur sehr kurze Zeit aufbewahren läßt.

Aber wir wollen uns nicht in sprachliche Erörterungen einlassen und nur

---

[1]) Aus „Globus", Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, Band VI, 1864

noch aus den angeführten Erscheinungen den Schluß ziehen, daß sowohl der Wein als der Met zu den ältesten Besitztümern unsers Geschlechts gezählt werden müssen.

Jedermann weiß, daß nach der Bibel der erste nachsündflutliche Mensch das Rebenpflanzen zu seiner Lieblingsbeschäftigung gemacht habe. Nachdem sich nämlich die Arche Noäh niedergelassen, und der Herr durch den Regenbogen einen Bund mit den Menschen gemacht hatte, „fing Noah an und ward ein Ackersmann und pflanzte Weinberge“.

Am Fuße des Ararat, an dessen 16 000 Fuß hohem Gipfel die Arche zuerst hängen blieb, hat sich der von Noah begonnene Weinbau, des Wechsels der Zeiten spottend, bis zum heutigen Tage erhalten. Die Bewohner jener Gegend, welche von den größten Gelehrten auch für das biblische Eden gehalten wird (!!), die Armenier, führten zur Zeit des Herodot (im fünften Jahrhundert vor Christo) den von ihnen gewonnenen Wein in kleinen Booten von Rinderhäuten nach Babylon und haben ihres Wohlthäters Noah niemals vergessen. In der bei Eriwan gelegenen Kirche des Katholikos von Armenien zeigt man heute noch unter den kostbarsten Reliquien ein Stück von der Arche Noäh — und in dem etwas weiter südlich gelegenen Nachitschewan (d. i. erste Wohnung) wird das Grab des Erzvaters, der hier gewohnt haben soll, den Fremden gewiesen. Der Wein von Eriwan ist in ganz Persien berühmt, und kein Volk der Welt ist einer alten Liebe (in diesem Falle der Leidenschaft für den Wein) so treu geblieben, als die Armenier und in noch viel höherem Grade ihre nördlichen Nachbarn, die Georgier.

Was letztere zu trinken vermögen, grenzt ans Unglaubliche. Sie tragen ihren ganzen Verdienst in die Schenke und sind unzufrieden, wenn die Wirte der elenden Blockhäuser an der Landstraße nicht mit allen möglichen Champagnersorten versehen sind. Von einem Sonderlinge pflegen sie zu sagen: „Der trinkt Wasser wie Wein!“ Die Württemberger Kolonie Marienfeld zu Tiflis verdankt ihre Blüte ebensosehr den guten Kehlen der Kaukasier als dem Fleiß und der Geschicklichkeit, welche die ausgewanderten Schwaben auf die Erzeugung von Wein und Bier verwenden.

Was wir von den Georgiern gesagt haben, das gilt nicht minder von dem Sohne der Steppe, dem in russischem Dienst stehenden Kosaken, welcher seiner Verwandtschaft mit den alten Scythen alle Ehre zu machen und das vor Zeiten im Munde der Griechen lebende Sprichwort: „Er trinkt wie ein Scythe“ noch nachträglich zu rechtfertigen sucht.

Unser geistreicher Studiengenosse, der berühmte Aegyptologe Brugsch, welcher die preußische Gesandtschaft im Jahre 1860 nach Persien begleitete, schildert in folgender rührenden Weise, wie der Kosak zum Trunkenbold wird.

„Der Kosak ist ein guter Christ und guter Sohn. Ruft ihn die Pflicht seines Soldatenstandes nach dem Kaukasus, so versäumt sein ‚Mütterchen‘

gewiß nicht, ihm das Kreuzlein um den Hals zu binden und ein Pferdchen mit auf den Weg zu geben. Das wird gehegt und gepflegt, als wär's ein Kind des Hauses, und das Pferd scheint seinerseits den Kosaken ganz genau zu kennen und zu verstehen. Wird es traut, dann wird der Kosak traurig, und stirbt es ihm, da läßt er den Kopf hängen und kann den Schmerz, das liebste Andenken des Mütterleins daheim verloren zu haben, kaum verwinden. Nicht selten sucht er im Branntwein zu vergessen, was ihm Kummer bereitet, und so wird bisweilen aus dem guten Soldaten und Sohn ein Trunkenbold."

Wandern wir mit den beiden größten in Armenien entspringenden Strömen, dem Euphrat und Tigris, gen Süden, so gelangen wir zunächst nach Assyrien.

Daß die Bewohner dieses alten Kulturreichs schon in früher Zeit Wein getrunken haben, wollen wir durch folgende Gründe zu beweisen suchen:

1. Wissen wir, wie schon oben erzählt worden ist, daß viel Wein aus Armenien nach Babylon gebracht worden sei;

2. Pflegten die Griechen von einem den Freuden der Tafel und der Liebe ergebenen Menschen sprichwörtlich zu sagen: „Er ist schwelgerischer als Sardanapal", und es ist männiglich bekannt, daß dieser Sardanapal der letzte König von Ninive, ergo ein Assyrer gewesen sei. Daß derselbe, als echter Schlemmer, auch dem Trunke nicht abhold war, kann man aus seinen Standbildern ersehen, welche hellenische Berichterstatter an verschiedenen Stellen beschreiben. So hören wir zum Beispiel von einer Statue des Sardanapal erzählen, die mit den Fingern ein Schnippchen zu schlagen schien und folgende Inschrift führte: „Iß, trinke und sei froh, alles andre ist nicht so viel wert." Eine andre Grabschrift dieses Königs giebt Choerilos:

> „Da du ja weißt, daß sterblich du bist, so erfreue beim Festmahl
> Immer das Herz. Nicht naht dem Gestorbenen froher Genuß mehr.
> Ich auch wurde zu Staub, des gewaltigen Ninive König.
> Nur das, was ich beim Mahl und beim Wein und in Liebe genossen
> Hab' ich anjetzt; und zurück blieb jegliche Fülle des Reichtums,
> Solche Vermahnung nur ist den Sterblichen lohnend und heilsam."

3. Tragen viele der von Layard in den Ruinen von Ninive in neuester Zeit ausgegrabenen Basreliefsfiguren Pokale in der Hand.

4. Hat derselbe Layard nicht nur Abbildungen von Tischen mit Weinschalen und Flaschengestellen, sondern auch wohlerhaltene thönerne Krüge gefunden, welche den ägyptischen Gefäßen zur Aufbewahrung des Rebensaftes vollkommen gleichen.

5. Ersehen wir aus dem Buche des Propheten Daniel, der am assyrischen Hofe erzogen worden ist, daß man dort Wein zu trinken pflegte:

„Und Daniel nahm sich vor, daß er sich mit dem Weine, welchen der König trank, nicht verunreinigen wollte.“ Als derselbe Prophet bereits zu hohen Ehren gelangt war, gab Belsazar von Assyrien jenes berüchtigte Gastmahl. „Und da er trunken war, ließ er die goldenen und silbernen Gefäße herbringen, die sein Vater Nebukadnezar aus dem Tempel von Jerusalem weggenommen hatte, daß der König mit seinen Gewaltigen, seinen Weibern und Kebsweibern daraus tranken.“

6. Behauptet Humboldt, daß im assyrischen Hochlande die Rebe wild gedeihe. In der babylonischen Ebene kam dieselbe zur Zeit des Herodot, trotz der großen Fruchtbarkeit dieser Gegend, nicht fort. Dagegen gab es in Mesopotamien große Mengen von ergiebigen Palmen, aus deren Früchten Brot, Honig und Palmenwein bereitet wurden.

Weit bestimmtere und zahlreichere Nachrichten besitzen wir glücklicherweise über die Geschichte des Weins bei den späteren Besiegern der Assyrer, den Persern.

Diese wußten natürlich nichts von Noah und hielten Dschemschid, den Freund des höchsten Gottes, dem die Menschheit alle guten Gaben verdanken sollten, wenigstens mittelbar für den Erfinder des Weins.

„Zu seiner Zeit“, so meldet Mirchond, [1]) „wurde auch der Purpursaft der Traube bekannt, der ein Stärkungsmittel der Lebensgeister und die beste Verschönerungstinktur der menschlichen Gesichtsfarbe ist. Man erzählt folgendermaßen die Entdeckung des Weines: Die Traube, die lieblichste Frucht, hält sich nicht bei veränderter Jahreszeit, bei einbrechender Kälte; aber vielen gelüstete ihrer auch Winters und Frühlings zu genießen; also befahl Dschemschid, den Saft von den Häuten und Körnern abgesondert zu pressen und ihn täglich vor sein Angesicht zu bringen, damit er auf dem Probestein des Geschmacks die Natur desselben versuche. Dieses that er, bis der Saft bitter wurde. Da bildete der König sich ein, jetzt sei es Gift, und befahl, das Gefäß zu verschließen. Nach diesem litt eine schöne und geliebte Sklavin an Kopfschmerzen; sie beschloß zu sterben; hierzu wählte sie das wohlverschlossene tödliche Gift. Da sie ein wenig davon getrunken, fühlte sie sich ermuntert und heiter; das Kopfweh ließ nach. Mehr trank sie; da schlief sie ein. Sie hatte mehrere Tage und Nächte nicht geschlafen. Einen Tag, eine Nacht schlief sie nun fort und erwachte gesund. Dies kam vor die Ohren Dschemschids; seine Seele erfreute sich; er machte den Wein zu einem gewöhnlichen Getränke. Weil viele Kranke davon gesund wurden, bekam es den Namen Königsarznei.“

„Als Arzenei hat man den Wein erprüft,
Wird er mit Mäßigkeit genossen,
Allein das Wasser selbst wird Gift,
Im Uebermaß hineingegossen.“

---

[1]) Wir folgen der bei Herder von einem Ungenannten übersetzten Relation des Mirchond, welche nur unwesentlich von der des Mullah Akbers bei Malcolm abweicht.

So erzählt Mirchond, während ein andrer persischer Berichterstatter mitteilt, der Wein habe, wegen der sonderbaren Art seiner Entdeckung, den Namen zacher e khoosch, d. i. süßes Gift, erhalten. Nach der Einführung des Islam in Persien wurde das edle Getränk sogar mit dem Namen „Vater des Verderbens" verunglimpft.

Vielleicht schreiben die Perser einer Frau die Entdeckung des Weines zu, weil sich ihre Damen durch ganz besondere Vorliebe für geistige Getränke auszeichnen. „Die persische Khanum oder Frau," so erzählt Brugsch, „welche einen europäischen Arzt in Krankheitsfällen zu Rate zieht, fragt gewöhnlich zuerst, ob sie auch Wein und Schnaps trinken dürfe". Uebrigens haben die iranischen Herren von alters her keine geringere Vorliebe für den Rebensaft gezeigt, als die Damen. Kaum besaß Dschemschid den Wein, als er, nach Mirchond, Gelage zu feiern und zu singen begann:

„Wir wollen nun mitsamm' der Lust genießen,
Wer weiß, ob wir noch fürderhin es können;
Und wenn das Lebensschiff im Strudel sinkt,
Hilft es dir nichts, daß du jetzt Wasser trinkst."

Die persischen Mundschenken waren schon bei den Griechen wegen ihrer Geschicklichkeit ebenso berühmt, wie ihre Gastmähler wegen der mit denselben verbundenen Trunkenheit berüchtigt waren. Nur im Rausche pflegte der Adel mit dem Könige Kriegsrat zu halten und Beschlüsse zu fassen, welche tags darauf nüchternen Mutes geprüft wurden.

Nachdem der König Gustasp, welcher die Lehre des Zoroaster annahm, Wein getrunken hatte, erblickte derselbe seinen Platz im Paradiese, und der Weinstock wurde von diesem Propheten den edelsten, von guten Geistern behüteten Gewächsen beigesellt.

In dem herrlichen Epos des Firdusi, welches die Geschichte der ältesten Könige von Persien behandelt, durchzechen die Helden ganze Wochen, trinken einander zu und bringen Gesundheiten aus. Kein Fest konnte ohne Wein gefeiert werden, und namentlich am Wiegenfeste des Königs wurde das Volk auf Kosten des hohen Geburtstagskindes mit Wein getränkt. Im Buche Esther finden wir eine sehr schöne Beschreibung des Gelages, welches der König Ahasverus (Xerxes) am Hofe von Susa veranstaltete:

„Und das Getränke trug man in goldenen Gefäßen und immer andern und andern Gefäßen und königlichen Wein die Menge, wie denn der König vermochte."

Als später die Religion des Mohammed auch die Feuer- und Sonnenanbeter dem Halbmonde unterworfen hatte, kümmerten sich dieselben sehr wenig um den Befehl des neuen Propheten, den Rebensaft zu meiden.

Bei Tebriz, Hamadan (Ekbatana), Ispahan und Schiras wurden nach wie vor die berühmten kernlosen Trauben jener Lagen gepflegt und gepreßt,

um, nach der Gährung, in Krügen und Lederschläuchen versandt, von allen Gläubigen beiderlei Geschlechts getrunken und von den größten Dichtern der liederreichsten Nation besungen zu werden.

Wer kennt nicht die schönen Lieder des um den Ruhm des Weines so hoch verdienten Hafis, der da singt: [1])

„Seht, mit Anemonenblut
Steht auf Rosenblättern:
Wer vernünftig ist, er hat
Roten Nektar ergriffen!
Reich mir Wein im goldnen Glas,
Morgenwein! Der Trinker
Hat mit goldnem Schwert die Welt
Wie ein Kaiser ergriffen!"

„Süßer Sängermund, o sing. Frisches mit Frischem, neu und neu,
Wein, der 's Herz erfreut, bring her, frischen mit frischem, neu und neu!"

Auch des Goldschmieds Dschewheri Sergeri schönes Loblied auf den Wein mögen wir an dieser Stelle nicht übergehen:

„Wenn die Fahn' aufsteckt der Morgen,
Stecket auf der Freude Fahnen,
Seht, die Sonne bringet Wein!
Purpurfarb'nen, rosenduft'gen!
Mondenschimmer, Sonnenglanz,
Schlaf, Arznei und Wangenschimmer,
Schmerzensmittel, Seelennahrung,
Großmutsquelle, Schönheitswesen,
Demutsauge, Anmutskörper,
Gramvertreiber, Freudengeber,
Körperstärke, Herzenskraft!
Seine Farbe leidet Prüfung,
Sein Geruch besteht die Probe,
Onyx- und rubinenfarbig,
Moschus-Ambradüfte hauchend.
Seine Kraft beseelt den Himmel,
Und sein Wesen stärkt die Zeiten.
. . . .
Schwachen Körpern giebt er Kräfte
Und erfreuet trübe Herzen.
. . . .
Wangen werden gelb vom Wein,
Und die Herzen blühn wie Safran. —
Wer in Hain und Garten gehet,
Ohne Wein genießt er nichts.

---

[1]) Nach der Geschichte der schönen Redekünste Persiens von J. von Hammer.

Rosen wollen frischen Wein,
Segel wollen frischen Wind.
. . . .
Wein begehre und sei froh;
Gott verhieß uns Paradiese!
Reiche Wein, vertrink den Schlaf,
Jetzt, wo Sonnenschwerter strahlen.
Dschewheri der Goldschmied trinket
Auf das Wohl des Herrn des Fests!"

Schöne Lehren, wie man sich beim Weintrinken zu verhalten habe, widmet Kjekawus, der Schah von Persien, seinem Sohne Ghilan Schah, dem Thronerben, in dem sogenannten Buch des Kawus. „Weintrinken," ruft der Vater seinem Sohne zu, „ist unstreitig verboten. Aber, mein Geliebter, wenn du trinkst, so trink erst nach der Vesperzeit, damit, wenn du dich berauschest, es Abend geworden sei, und die Menschen dich nicht trunken sehen mögen. Dadurch, daß es am Abende (im Finstern) geschehen, würde deine Schande bedeckt werden."

Trotz ähnlicher Lehren, wie: „Sage lieber eine Lüge, die wahrscheinlich, als eine Wahrheit, welche unwahrscheinlich klingt," können wir das Buch des Kawus allen Freunden orientalischer Weisheit nicht dringend genug empfehlen. Unser zu früh verstorbener geliebter Freund, J. Hammer, hat in seinem „Lebe, liebe, lerne" viele Teile desselben in treffliche deutsche Verse umzuwandeln verstanden. Schon Goethe empfiehlt das Buch des Kawus im west-östlichen Diwan angelegentlich.

Zum Schluß dieses Abschnittes wollen wir nur noch bemerken, daß die Trinklust der Perser durch die Billigkeit des Rebensaftes nachdrücklich unterstützt wird. Sehr guter Wein kostet heute 10, geringerer gegen 5 Silbergroschen (35 und 18 Kreuzer) die Flasche.

Der uns spärlich zugemessene Raum verbietet uns leider, auf die symbolische Bedeutung des Bechers bei den alten Persern näher einzugehen; doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß viele der in den Trümmern von Persepolis gefundenen Figuren Pokale in den Händen tragen.

Die südlichen Nachbarn der Iranier, die Inder, pflegten mehr Reiswasser, als Wein zu trinken. Dennoch haben sie den Rebensaft, welcher ihnen eigentlich verboten war, jedenfalls gekannt. Griechische Berichterstatter versichern ausdrücklich, daß im indischen Berglande Reben gepflanzt worden wären, während man sich in den Ebenen nicht mit Weinbau beschäftigt habe. Weiter erfahren wir, daß die Bewohner des Flachlandes nur beim Opfer Wein getrunken hätten und daß auch dieser nicht aus Trauben, sondern aus Reis bereitet worden wäre.

Wenn die Hellenen ihren Dionysos (Bacchus) nach Indien ziehen ließen,

so muß man diese Sage weniger der Liebhaberei der Inder für den Wein, als gewissen Namensverwechslungen zuschreiben. Die Anbeter des Brahma, deren Religion jeden Rausch verbot, waren im allgemeinen ein so mäßiges Volk, daß sie sicherlich keine begabten Weintrinker gewesen sein können. Nur die westlichen Inder, welche das Ufer des Indus bewohnten, huldigten dem Rebensafte und lebten überhaupt nicht nach dem Gesetze des Brahma. Dafür wurden sie von ihren östlichen Brüdern am Ganges verachtet und Bratja, das heißt Abtrünnige genannt. „Mit Jauchzen," so heißt es von ihnen im Mahabharata, „dem Gewieher der Esel und Pferde vergleichbar, laufen sie nach den Badeplätzen. Sie toben und fluchen, von Wein berauscht."

Uebrigens versichert Strabo, daß auch die Könige der Inder Wein getrunken hätten, welcher ihnen von schönen Frauen gereicht worden wäre, und in den farbenreichen, herrlichen Gedichten, welche im Lande der Lotosblumen gesungen worden sind, hören wir nicht selten von trunkenen Menschen reden. Freilich läßt sich schwer entscheiden, ob dieselben ihren Rausch dem Reiswasser oder Weine verdankten.

Verlassen wir das in Askese den Körper ertötende, phantastische Volk, um uns den Nachkommen des bevorzugtesten Sohnes Noah, den Semiten, besonders aber den Juden, zuzuwenden. Was von diesen in Bezug auf den Wein gültig ist, das kann auch von ihren Nachbarn, den Syrern und Phöniziern behauptet werden; waren doch alle drei Söhne eines Stammes, müssen doch ihre Wohnsitze Teile eines den gleichen Kulturbedingungen unterworfenen Landes genannt werden.

Die einzige sichere Quelle in Bezug auf die Angelegenheiten der Juden im Altertum bleiben einige ägyptische und assyrische Bilder und Inschriften, ganz besonders aber die Bibel.

Griechen und Römer zeigen gerade diesem Volke gegenüber eine merkwürdige, mit Abneigung gepaarte Unwissenheit.

Der sonst so klare, scharfe und gewissenhafte Tacitus wird, wenn er von den Israeliten spricht, hart, ungerecht und unvorsichtig. Seine Charakteristik der Juden beweist, daß er einem den Israeliten feindlichen Berichterstatter willig gefolgt sei, während er die große Unduldsamkeit und Abgeschlossenheit derselben persönlich kennen gelernt zu haben scheint. Jedenfalls erwähnt er der Juden mit Zorn und schneidendem Tadel. Obgleich auch er den mosaischen Gottgedanken nur oberflächlich aufzufassen vermochte, so widerspricht er doch seinen Landsleuten, welche den Jehovadienst vollkommen verkannten. „Da ihre Priester," sagt er von dem Volke Gottes, „Flöten spielten, Pauken schlugen und Epheukränze führten, und weil außerdem ein goldener Weinstock im Tempel gefunden worden ist, so wähnten einige, daß die Juden Vater Bacchus, den Bezwinger des Morgenlandes, anbeteten. Aber die Dienste der beiden sind

sehr verschieden. Bacchus setzte festlich heitere Gebräuche ein, während der Kultus der Juden düster und abgeschmackt genannt werden muß."

Welcher Thatsache jenes den goldenen Weinstock betreffende Gerücht seinen Ursprung verdankt, wissen wir nicht genau; doch kann dasselbe wohl mit dem grünenden Stabe des Aron, welcher im Tempel von Jerusalem aufbewahrt wurde, zusammenhängen.

Im Ganzen scheint aus dem Irrtum über das Wesen des einigen Gottes hervorzugehen, daß die Juden als starke Weintrinker bekannt gewesen sind.

So bestätigen denn auch viele Bibelstellen, daß die Trunkenheit bei den Israeliten durchaus keine seltene Erscheinung war. Der gute Wein, welcher an den Bergabhängen von Kanaan wuchs, wurde von ihnen fast über Gebühr gewürdigt. Die Kundschafter Josua und Kaleb wählen zum Beispiel eine große Weintraube, um die Ihren für den Besitz des gelobten Landes zu begeistern, und Sirach nennt Noah, trotz seiner Unmäßigkeit im Weintrinken, „unsträflich".

Nach der Eroberung von Kanaan blieb der Weinbau die Lieblingsbeschäftigung der Juden, und wir können uns nach biblischen Mitteilungen ein treues Bild von der Art und Weise derselben machen.

1. „Es war ein Hausvater, der pflanzte einen Weinberg und führte einen Zaun darum und grub eine Kelter darinnen und baute einen Turm und that ihn den Weingärtnern aus." (Matth.)

2. „Und zogen heraus auf das Feld und lasen ab ihre Weinberge und kelterten und machten einen Tanz und gingen in ihres Gottes Haus und aßen und tranken." (Buch der Richter.)

3. „Und sah Esel beladen mit Wein, Trauben, Feigen und allerlei Last und nach Jerusalem bringen." (Nehemia.)

4. In meiner Mutter Haus da wollte ich dich tränken mit gemachtem (gemischtem) Wein und mit dem Most meiner Granatäpfel." (Hohes Lied.)

Diese vier Stellen geben eine Schilderung von der Pflanzung, der Lese und dem Transport des Weines; auch finden wir in denselben den Beleg, daß der Rebensaft gemischt getrunken wurde.

Ferner wird in der Bibel bestätigt, daß auch Weiber Wein zu trinken pflegten. Im Buche Ruth, dieser reizenden Idylle, sagt Boas zu der Aehrenleserin:

„Und iß des Brots und tunke deinen Bissen in den Essig (Wein)."

Als Hanna, die Mutter des Samuel, in ihrem Herzen also brünstig betete, daß sich ihre Lippen bewegten, ohne daß man sie reden hörte, dachte Eli, sie wäre trunken und sprach zu ihr: „Wie lange willst du trunken sein?" Hanna aber antwortete, sie sei kein loses Weib und habe weder Wein noch starke Getränke genossen.

Aus dem Eifer, mit dem die Beterin den Verdacht des Hohenpriesters

zurückweist, ersehen wir, daß sich eine trunkene Jüdin der Verachtung ihrer Landsleute ausgesetzt haben muß, während wir vermuten dürfen, daß die Trunkenheit der Männer weniger für schimpflich, als für schädlich gehalten wurde.

Im Buche Sirach, dieser Fundgrube israelitischer Weisheitslehren, finden wir einen sehr schönen Abschnitt, welcher die Ansichten der Juden über den Genuß des Weins in Kürze zusammenfaßt: „Sei nicht ein Weinsäufer, denn der Wein bringt viele Leute um. Die Esse prüfet das gelötete Eisenwerk: also prüfet der Wein der Frevler Herzen, wenn sie trunken sind. Der Wein erquicket dem Menschen das Leben, so man ihn mäßiglich trinkt. Und was ist das Leben, da kein Wein ist? Der Wein ist geschaffen, daß er den Menschen fröhlich machen soll."

Auch in diesen schönen Worten wird der Trunkenbold nicht vor der Schande, sondern nur vor den übeln materiellen Folgen, welche sein Laster nach sich ziehen kann, gewarnt.

Endlich bleibt uns nur noch zu erwähnen übrig, daß der im gelobten Lande erzeugte Wein — namentlich der von Byblos — wegen seiner wunderbar angenehmen Blume eines hohen Rufes im Altertum genoß und, wie Herodot ausdrücklich berichtet, in großen Mengen, namentlich nach Aegypten, versandt worden ist.

Derselbe Berichterstatter sagt an einer andern Stelle, daß im Lande der Pharaonen kein Wein gebaut worden sei; während er sich später selbst widerspricht, und darum in dieser Beziehung um so geringere Beachtung verdient, je zahlreichere Beweise vorliegen, daß man in Aegypten nicht nur Wein, sondern sogar sehr vielen Wein gebaut und getrunken habe.

Jedes Kind kennt jenen Traum, welchen Josef dem Mundschenken des Pharao im Gefängnisse deutete. „Mir träumte," sprach der in Ungnade gefallene Höfling, „daß ein Weinstock vor mir wäre, der hatte drei Reben, und er grünte, wuchs und blühte, und seine Trauben wurden reif, und ich hatte den Becher Pharaos in meiner Hand, und nahm die Beeren, und zerdrückte sie in den Becher, und gab den Becher Pharao in die Hand."

Diese einzige Stelle schlägt auch Plutarch, welcher behauptet, die Aegypter hätten vor Psammetich, welcher das Nilthal den Hellenen öffnete, den Wein weder getrunken, noch gekannt.

Aber selbst ohne diesen Traum und ohne hundert Griechen und Römer, welche von ägyptischen Weinen reden, können wir mit Sicherheit behaupten, daß die Rebe im Lande der Pharaonen besonders fleißig gepflanzt und gepflegt worden sei. In den Grüften und auf den Wänden der verfallenen Prachtbauten des ältesten Kulturvolkes finden wir nämlich zahllose, wunderbar frisch erhaltene Bilder, welche uns, wie ein schön illustriertes Werk, das ganze Privatleben der alten Bewohner des Nils, von der Flickarbeit des Schusters

an bis zu den Unterhaltungen der königlichen Familie, höchst anschaulich darstellen.

Fleißige Gelehrte haben diese Gemälde in schöner Ordnung durch den Druck vervielfältigen lassen und dadurch auch den an die Heimat gefesselten Jüngern der Wissenschaft die Möglichkeit gegeben, sich tief in das Leben eines seit zwei Jahrtausenden aus der Geschichte verschwundenen weisen Volkes zu versenken.

In diesen Bildern finden wir auch die Weinkultur der alten Aegypter vollständig dargestellt.

Hier werden Reben gepflanzt, dort beschnitten. Auf einem andern Gemälde sehen wir Knaben, welche die naschhaften Vögel von den reifenden Früchten abwehren, auf einem vierten stellt der Maler Trauben lesende Winzer dar. Viele Rebstöcke werden an Spalieren oder halbrunden Lauben, andre an Säulengängen gezogen. Weinpflanzungen zeigen sich als Mittelpunkt großer Gartenanlagen, und die zur Auspressung der Beeren gebräuchlichen Instrumente scheinen nicht selten von kostbarer Arbeit und bemalt gewesen zu sein.

Am häufigsten werden die Trauben von Menschen ausgetreten, doch finden wir auch Weinpressen von eigentümlicher Konstruktion. So drückt man die Beeren zum Beispiel aus, indem man dieselben in einen Sack thut, welche Männer, wie unsre Wäscherin nasse Wäsche, zusammendrehen.

Endlich sehen wir im Bilde, wie man den gewonnenen Most auf Krüge füllt und in die Vorratskammern stellt, woselbst der Haushofmeister die Zahl derselben mit dem Schreiberohr auf ein Papyrosblatt notiert.

Diesen selben Bildern verdanken wir auch einen tiefen Einblick in das gesellige Leben der Aegypter, dessen Beschaffenheit uns mit doppelter Bewunderung erfüllen muß, wenn wir bedenken, daß die Darstellungen desselben zum Teil an fünf Jahrtausende alt sind.

Im dem reichbemalten Empfangssaale sind die Gäste, Herren und Damen, vereinigt. Vor der Thür warten Sklaven, welche die Stöcke der Herrschaften halten. Der Wirt begrüßt mit seiner Gattin die Eintretenden, denen, wenn sie dem schönen Geschlechte angehören, von jungen Herren Blumensträuße nicht nur angeboten, sondern buchstäblich unter die Nase gehalten werden.

Das Gespräch scheint lebendig zu sein und nicht zu stocken, wenn Tänzer und Sänger ihre Künste zum Besten geben. Speisen und Getränke stehen wohlgeordnet und mit Blumen geschmückt auf einem Tische, den wir mit unsern Büffetts vergleichen möchten. — Obwohl vom Beginn der Gesellschaft an Wein in künstlichen Schalen von Metall, Thon und Glas herumgegeben wird, sieht man niemals einen Auftritt, welcher unsern Gefühlen von Schicklichkeit widersprechen würde.

Erst, wenn die Gäste den Saal verlassen, zeigt sich's nicht selten, daß sie ihrem Magen zu viel zugemutet haben. Es ist rührend mit anzusehen, wie

treue Diener den trunkenen Herrn auf ihre Köpfe legen und denselben, wie einen Balken, nach Hause tragen.

Leider weiß sich auch das schöne Geschlecht nicht immer in den Schranken der Mäßigkeit zu halten. Diese Holde läßt sich von ihrer Sklavin die Stirn halten, während jene, eine geknickte Lotosblume ans Herz drückend, die schönen Lippen öffnet, um Osiris, dem Spender des Weins, eine unfreiwillige Libation darzubringen.

Trotz derartiger Excesse sind die Aegypter doch im Ganzen mäßig gewesen. Athenäus sagt zum Beispiel ausdrücklich in seiner Deipnosophie: „Wie Apollonius erzählt, waren bei den Aegyptern in früherer Zeit die Gelage jeglicher Art mäßig. Bei Tisch begnügen sie sich mit den gewöhnlichsten, aber gesundesten Speisen und trinken nur so viel Wein, als eben hinreicht, um das Herz fröhlich zu machen." Diese Nachricht entspricht vollkommen der Sinnesart eines Volkes, dessen Leben einer Pilgerfahrt zum Tode gleich kam, welches seine Wohnhäuser Herbergen, seine Gräber ewige Häuser genannt haben soll.

Nur einmal im Jahr vergaßen die Aegypter alle Mäßigung. „Wenn man das Fest der Pacht, einer Göttin, welche zu Bubastis im Delta verehrt wurde, feiert," so erzählt Herodot, „segeln Männer und Weiber in buntem Gemisch, an 700000 Seelen, den Strom hinunter. Einige Frauen machen während der Fahrt Lärm mit Klappern, einige Männer blasen auf Pfeifen, während die übrige Gesellschaft singt und in die Hände klatscht. Sobald sie zu einer Stadt gelangen, landen sie und treiben mit den Zurückgebliebenen allerlei Spott und Unfug. Wenn sie endlich nach Bubastis kommen, so verrichten sie große Opfer, bei denen mehr Wein getrunken wird, als sonst das ganze Jahr hindurch aufgeht."

Daß sich auch die Könige eines Rausches nicht zu schämen brauchten, beweist folgende Geschichte, welche von dem wegen seiner Tugenden berühmten Pharao Menkerē (Mykerinos) erzählt wird: Ein Orakel verkündete demselben, daß er nur noch sechs Jahre lang leben dürfe; da beschloß er denn, diese Voraussetzung Lügen zu strafen, ließ seine Halle, sobald es dunkelte, tageshell erleuchten, floh den Schlaf und durchzechte Tag und Nacht, um aus den ihm verheißenen sechs, zwölf Lebensjahre zu machen. — Auch der berühmte König Amasis war ein großer Zecher.

Daß selbst den Priestern das Weintrinken nicht verboten war, ist gewiß, wenn auch Plutarch versichert, daß der Rebensaft im Tempelbezirke von Heliopolis verpönt gewesen sei. Wie hätten die Priester, wenn sie den Wein verachtet haben würden, den großen Gott Osiris als Spender desselben bezeichnen können?

Auch die ägyptischen Aerzte, welche übrigens der Priesterkaste angehörten, müssen das Traubenblut sehr hoch geschätzt haben, wissen wir doch, daß sie

dasselbe den Kranken nicht selten verordneten. Gegen Zahnschmerzen wendeten sie zum Beispiel folgendes, von Plinius aufbewahrte Mittel an: „Man nehme Wein und koche Spargel in demselben aus und behalte die also gewonnene Flüssigkeit möglichst lange im Munde."

Kräuterwein, welchen man bereitete, indem man Raute, Nießwurz und Absinth mit dem Rebensafte gähren ließ, wurde gegen mancherlei Uebel angewendet.

Der Wein von Koptos und Alexandria sollte schwächlichen Leuten besonders wohl thun. Der Arzt Apollodorus gab dem Könige Ptolemäus von Aegypten den eigentümlichen Rat, daß er pontischen, besonders aber Wein von Peparethium (d. i. den Cykladen) trinken, denselben aber als Medizin fortlassen möge, falls sich nach sechs Jahren keine sichtlich heilsame Wirkung zeigen sollte.

Die Soldaten, welche von jeher große Freunde des Weingottes, der ja selbst ein Krieger genannt wurde, gewesen sind, haben auch in Aegypten viel edles Rebenblut vergossen. Jedem Gardisten, welcher am Hofe der Pharaonen Dienst that, wurden täglich 4, sage vier Quart Wein geliefert.

Ueber die verschiedenen Sorten des ägyptischen Rebensaftes sind wir, namentlich durch Athenäus, recht gut unterrichtet.

In der sogenannten Landschaft Arsinoë, dem heutigen Fajjûm, wurde der meiste, bei Tenia der beste Wein gebaut. „Die Farbe dieses Weines," sagt der Naukratier, „ist weiß und bleich; er enthält aber so außerordentliche Kraft, daß er, wenn man ihn mit Wasser vermischt, nach und nach zu schmelzen scheint, ähnlich dem attischen Honig, zu dem man eine Flüssigkeit gießt . . . Viele andre ägyptische Weinberge spenden an Farbe und Geschmack verschiedene Arten; der von Anthylla wird aber allen übrigen vorgezogen." Auch die mareotischen, sebennytischen und thasischen, sowie die ägyptischen Fruchtweine waren hochberühmt. Der Palmenwein, welcher ganz wie unser Birkenwasser durch Anbohren des Stammes gewonnen zu werden pflegte, wurde meistens zum Mumifieren der Toten verwendet; aber auch, wie noch heute in Kairo, getrunken. Endlich preßte man Wein aus Myxarien (einer Pflaumenart), Feigen und Granatäpfeln.

In Bezug auf das Alter des ägyptischen Weinbaus wollen wir nur noch erwähnen, daß sich Hieroglyphenzeichen für Wein und Trauben schon auf den ältesten Denkmälern vorfinden.

Auch in Griechenland muß man schon in sehr früher Zeit Reben gepflanzt haben; schreiben doch die Hellenen die Gabe des Weines einer Gottheit zu, sprechen doch schon ihre ältesten Dichter, welche den Prosaikern um mehrere Jahrhunderte vorausgingen, von dem Rebensafte, als von einem in allen Schichten der Bevölkerung eingebürgerten Getränke.

Die reiche Erbschaft, welche wir den Griechen in Wort und Bild verdanken, macht es uns möglich, tiefe Blicke in das staatliche und private Leben eines Volkes zu werfen, welche bis heute von keiner andern Nation an harmonischer Geistes- und Körperbildung, an Schönheitssinn und lebendiger Auffassung aller Dinge übertroffen worden ist.

Diese Hellenen, welche die ganze Natur mit Göttern erfüllten und in allem Geschaffenen und Erwachsenden eine der Erscheinung entsprechende Gottheit erblickten, mußten natürlich den wunderbaren Kräften des Weins eine ganz besondere Stelle in ihrem religiösen Leben anweisen.

Dionysos, der Bacchus der Römer, welcher den Menschen die Reben geschenkt haben sollte, war einer ihrer hochverehrten Götter und wurde nicht nur als die dem Wein innewohnende sprudelnde Kraft, sondern auch als fruchttragende Natur im allgemeinen verehrt.

Als Sohn des Zeus und der Semele (des Himmels und der Erde) mußte er vor der eifersüchtigen Hera verborgen und später, nachdem die zürnende Gattin des Göttervaters seine ersten Pfleger mit Raserei heimgesucht hatte, den Hyaden oder Regennymphen zur Erziehung übergeben werden. Zu Nysa in Thrazien ward der Knabe groß, um, zum Jüngling geworden, mit seinem trunkenen Heere die Welt zu durchziehen und alle Völker, selbst die in weiter Ferne wohnenden Inder zu unterwerfen.

So ist auch der Rebstock ein Sohn der Erde und des himmlischen Nasses, der, vom Regen groß gezogen, schöne Früchte trägt. Von Thrazien aus scheint der Wein in der That nach Griechenland verpflanzt worden zu sein, während Persien und Indien die Rebe keineswegs den Hellenen verdankten.

Gewöhnlich stellte man den Gott als blühenden, mit Weinlaub bekränzten Jüngling dar. Bunte Panther zogen seinen güldenen Wagen, und sein lärmendes Gefolge bestand aus rasenden Mänaden, Nymphen und Thyaden, Satyrn und bocksbeinigen Silenen, welche Thyrsosstäbe und Fackeln schwangen, Flöten bliesen und den hautbespannten Glockenreifen der Tamburine schüttelten und mit den Händen schlugen. Jauchzen, Musik und Farbenglanz, anmutiges und halbvertiertes Wesen, Lust und Raserei, schöne Begeisterung und die Wildheit des Panthers lagen in diesem so unendlich charakteristischen Aufzuge.

Aber man stellte den Gott nicht nur als taumelnden Jüngling, sondern auch als tändelndes Kind und als reifen, Gedeihen spendenden Mann (die Früchte zeugende Naturkraft) in Liedern und Bildern dar. Auf der berühmten Lade des Kypselos trug er einen langen Bart und lag in einer Höhle zwischen Aepfeln, Weintrauben und Granaten, eine goldene Schale in der Hand tragend.

Anakreon singt von ihm:

„Laßt uns jetzt den Bacchus preisen,
Den Erfinder, ihn, den Tänzer,
Den Gesellen, ihn, den Eros (Amor),

Der den Rausch zur Welt geboren,
Der den Lebensreiz erzeugt hat,
Der den Kummer zwingt zu schweigen,
Der den Schmerz in Schlummer einwiegt."

Ganz Hellas feierte ihm große Feste, welche besonders herrlich auf Naxos und Andros, zu Athen und Sikyon begangen wurden. Dem letztgenannten Orte scheinen dieselben ihren Ursprung zu verdanken. Auf Naxos, dessen Trauben hochberühmt waren, soll Bacchus von Nymphen auferzogen worden sein und sich mit der von Theseus verlassenen Ariadne vermählt haben. Auf Andros ließen die Priester am Festtage des Gottes Wein aus der Erde strömen und gaben ihren geschickt ausgeführten Betrug für ein Wunder des Dionysos aus. Man denke an das zu Neapel fließende Blut des heiligen Jannarius.

Die größten und berühmtesten Feste wurden dem Gotte des Weins jedenfalls und zwar dreimal des Jahres in Attika gefeiert.

Bei den sogenannten städtischen Dionysien, welche mit dem erwachenden Lenze und dem Augentreiben der Reben zusammenfielen, wurde Athen der Schauplatz des buntesten Treibens. Alle Nüchternheit, aller Ernst waren verbannt; denn es galt, dem fröhlichen Gotte fröhlich zu dienen, dem Geber des Rausches durch Trunkenheit den Dank für sein Geschenk auszudrücken. Man erzählt, daß Ptolemäus, der den Namen Dionysos führte, diejenigen Bewohner von Alexandria, welche bei den Dionysien nüchtern geblieben waren, als schwere Verbrecher gestraft habe. Wenn man es in Athen auch weniger streng zu nehmen pflegte, so war doch bei jenen Festen die Trunkenheit fast ebenso allgemein, wie in der griechischen Hauptstadt von Aegypten. Selbst der würdige Plato meint ernstlich, daß bei den Dionysien dem Volke der Rausch erlaubt sein müsse.

Schon am frühen Morgen des Festes füllten sich die Straßen von Athen mit Bürgern und Landleuten, die Theater mit Zuschauern und der Markt mit Neugierigen, welche den Gauklern und Puppenspielern jubelnd nachliefen. Wenn es dunkelte, sammelte sich das Volk zu feierlichen Aufzügen. Da sah man den Gott mit seinem bunten Gefolge von trunkenen Männern und Weibern, welche sich als Silene, Satyrn, Mänaden u. s. w. verkleidet hatten. Auf jenem Wagen thronte Dionysos selbst mit Epheu und Reben bekränzt. Jene Dirnen, welche Fackeln und Thyrsosstäbe schwangen, ließen ihr aufgelöstes Haar über ihre safrangelben Gewänder flattern, während der Märzwind mit ihren purpurnen Mänteln und den Rehfellen auf ihren Schultern spielte. Trunkene Männer ritten, Silene darstellend, auf Eseln, Knaben zerrten widerspenstige Böcke dem Zuge nach, um sie dem Gotte zu opfern. In das Jauchzen und Geschrei, die Flöten- und Tamburinklänge, mischte sich der Gesang der Chöre, welche wetteifernd den Fest-Dithyrambus anstimmten. Diesen folgte die Schar der attischen Jungfrauen, niedergeschlagenen Blicks, die ersten Frühlingsblumen,

Veilchen und Krokos, in zierlichen Körben auf den schönen Köpfen tragend. Endlich zeigte sich eine große Schar von Bauern und andern Leuten, welche Lieder sangen und das Symbol der Fruchtbarkeit des Gottes trugen. Die ganze Stadt mit allen Häusern, Hermen und Standbildern war bekränzt und die verheirateten Frauen standen auf den Dächern, um mit Fackeln und Lampen dem nächtlichen wilden Zuge zu leuchten.

Bei einer andern Dionysosfeier zog man bis nach Eleusis, während das dritte Fest des Gottes, besonders von dem Landvolke, zur Zeit der Weinlese begangen wurde. In lustigem Aufzuge, dem sogenannten Komos, taumelten die Winzer, mit geschwärzten Gesichtern, bunt verkleidet, einher, sangen unzüchtige Lieder und führten den Bock, das Tier des Gottes, zum Opferaltar.

Aus diesen ländlichen Festen und den Possen, welche die Bauern bei denselben trieben, ist die Komödie, aus den für die städtischen Dionysien gedichteten Dithyramben die Tragödie entstanden.

So verdankt die höchste Dichtungsart, die dramatische, dem Wein oder besser dem Gotte des Weins ihren Ursprung.

In diesem Sinne singt auch Onestus von der Komödie:

„Bacchus selber erfand süßscherzender Muse Belehrung,
Und ein Chariten-Chor führt er dir, Sikyon, zu.
Tadel vermählet in ihr sich dem Süßesten, Spott dem Gelächter,
Und von dem Trunkenen lernt weise der Bürger zu sein.“

Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier auseinandersetzen wollten, wie zur Verherrlichung der bacchischen Feste zuerst von wechselnden, wetteifernden Chören dithyrambische Gesänge vorgetragen wurden, wie Lasos und Arion sich in dieser Dichtungsart auszeichneten, wie dieselbe durch Epigenes von Sykion und Thespis von Ikaria, den Erfinder der Masken, immer dramatischere Formen annahm, wie die Satyrspiele entstanden und ausgeübt wurden, wie endlich Chörilos von Athen und ganz besonders Phrynichos die Tragödie zur Anerkennung brachten, bis daß dieselbe, besonders durch die großen Tragiker Aeschylos, Sophokles und Euripides von einer Zier der Feste des Weingottes zum Besitztum der Bürger und „zu einem organischen Gliede der allgemeinen sittlichen Erziehung des Volkes“ wurde.

Die Tragödie hatte von den ersten wetteifernden Chören an des Schutzes der Gemeinde genossen, während die Komödie als wilde Pflanze der ländlichen Dionysien aufwuchs und sich erst nach dem Tode des Perikles durch Aristophanes als erziehendes Element geltend machte. Früher hatte sie nur danach gestrebt, den bäurischen Scherz, allen Anstand und alle künstlerischen Regeln ausschließend, wieder zu geben. In dem ernsten Sparta finden wir seltsamerweise die ersten komischen Aufführungen, während als Begründer der attischen Komödie Chionides, Susarion und andre zu nennen sind. Erst durch Kratinos „gewann sie das Bürgerrecht und den Rang eines gesetzlichen Gliedes in der

Volksherrschaft, neben deren grellen Lichtern sie als Schatten herlief". In Aristophanes zeugte endlich Athen, mit einziger Ausnahme Shakespeares, den größten Lustspieldichter aller Zeiten.

Es ist höchst bemerkenswert, welchen großen Einfluß der Wein auf das ganze poetische Leben dieses Volkes übte, welches eben verstand, selbst das geringste schöne Objekt der Sinnlichkeit mit Liebe zu ergreifen, in das reine Gebiet des Gedankens zu erheben und zum Ideale zu gestalten.

Schon der erste von der hellenischen Sage gefeierte Dichter wird in Thrakien, der Heimat der Trauben, geboren und stirbt zerrissen von den Mänaden, den Dienerinnen des Bacchus.

Homer zählt den Wein zu den edelsten Geschenken der Gottheit und läßt denselben bei keinem königlichen Gastmahle fehlen.

Die Troer wußten die Asche ihres Verteidigers Hektor nicht besser zu ehren, als dadurch, daß sie den glimmenden Schutt seines Scheiterhaufens mit „rötlichem Weine" löschten. Der Freier Antinoos, das Bild jugendlichen Uebermutes, muß, den Becher voll Rebensaft in der Hand haltend, sterben.

Die frühesten Lyriker, besonders Archilochos von Paros und Alkäos von Lesbos haben hochberühmte Lieder auf den Wein gedichtet, und das ganze Leben des Anakreon von Teos, der sich selbst rühmte, „zum Trinker geboren worden zu sein," wird ein immerwährendes, der Liebe und dem Rebensafte dargebrachtes Opfer genannt. Seine Leier, welche so oft zum Lobe des Weines ertönte, soll, nach einem späteren Epigramm, selbst noch in der Unterwelt fortklingen, und eine Sage erzählt, daß der größte Freund der Rebe an einem Traubenkerne erstickend gestorben sei.

Lassen wir uns von ihm, dem Kenner, das Bild einer hellenischen Weinlese geben:

„Von den Männern samt den Jungfraun
Wird die dunkle Traub' in Körben
Auf den Schultern hergetragen
Und entschüttet in die Kelter.
Doch allein die Männer treten
Das Gewächs, den Wein entfesselnd.
Und zu lautem Takt erheben
Sie den Gott in Kelterliedern,
Auf den holden Bacchus schauend,
Wie er jung in Kufen aufschäumt.
Hat von ihm der Greis getrunken,
Ob der Fuß auch wankt, so tanzt er,
Daß die grauen Locken fliegen.
Und der schöne Jüngling schleichet
Zu dem Mägdlein listig, leise,
Wo mit holdem Leib' im Schatten
Sie auf Blättern hingegossen
Und besiegt vom Schlummer daliegt."

Viele ähnliche Bilder finden sich noch in den bis auf uns gekommenen Liedern der Griechen; aber der beschränkte Raum gestattet uns nur noch das Gebet des Makkeos vollständig wieder zu geben.

Gebet an Dionysos:

„Steige nur selber herein mit dem flüchtigen Fuße, des Weinfaß'
Rüstiger Tänzer, o Herr! Leite das nächtliche Werk,
Nimm bis über das kräftige Knie dir das lange Gewand auf;
Treibend die Keltrer zum Tanz, färbe die Füße mit Schaum,
Leit' auch endlich den Most in die reinlichen Fässer, und nimm dann
Freundlich die zottige Geiß, freundlich die Kuchen zum Dank."

Als erster Winzer wird Ikarios genannt. Diesem soll Dionysos die erste Rebe geschenkt und die Behandlung des Weinstocks gelehrt haben. Kaum hatte derselbe den köstlichen Saft getrunken, als er auf seinem ledernen Weinbehälter herumzutanzen begann und also zum Erfinder des bei den attischen Winzern üblichen Schlauchtanzes wurde.

Bald verbreitete sich das Geschenk des Gottes durch ganz Griechenland und nahm nicht nur die Thätigkeit des Bauern, sondern auch des Kaufmanns in Anspruch, welcher das gewonnene Rebenblut unfruchtbaren Ländern zuführte und den Austausch der Sorten vermittelte.

Der Weingroßhändler (ἔμπορος) wurde zu den geachtetsten Handelsherren gezählt und schloß seine Geschäfte auf dem Deigma (der Börse) nach Proben ab, während der Krämer κάπηλος (Kapelos), welcher einen offenen Weinladen unterhielt, das Getränk in kleinen Quantitäten verschenkte. Der bloße Besuch eines solchen Lokales galt für unschicklich, und der Bürger pflegte seinen ganzen Bedarf auf dem Markte einzukaufen.

So sehen wir nur Leute von ganz untergeordnetem Stande — gewöhnlich freigelassene Sklaven — zu Schenkwirten werden und sich dadurch der Verachtung ihrer Landsleute aussetzen. Dem Hellenen konnte derjenige, welcher die heilige Pflicht der Gastfreundschaft, um Geld zu verdienen ausübte, nicht ehrenhaft erscheinen.

Trotzdem gab es in Athen und in andern Seestädten viele fleißig besuchte Schenken; ja wir hören sogar erzählen, daß die Bewohner von Byzanz ihre eignen Wohnungen vermietet und sich nur in Weinhäusern aufgehalten hätten.

Der freie Bürger von Athen bedurfte übrigens der Schenken keineswegs, war er doch gewiß, seine Freunde auf dem Markt zu finden und mit ihnen beliebige Zusammenkünfte, sei es in seinem eigenen, sei es in irgend einem andern Hause, verabreden zu können. Ein Mahl ohne Gäste galt für kein rechtes Mahl; darum sehen wir die Hellenen fast immer in größerer Gesellschaft speisen und trinken.

Während des Essens pflegten sie den Wein zu verschmähen; wenn aber die

Speisen abgetragen waren und man den Durst mit Käse, eingesalzenen Oliven, gehacktem Rettich mit Senf und Weinessigbrühe, besonders aber mit bloßem Salze gereizt hatte, so wurde der Mischkessel gebracht und der Wein mit Wasser verdünnt.

Ungemischten Rebensaft ohne ausdrückliche ärztliche Verordnung zu trinken, hatte Solon streng, Zaleukos bei Todesstrafe verboten. Uebrigens war die Sitte, den Wein mit Wasser zu vermengen, schon in homerischer Zeit, lange vor diesen Gesetzgebern, üblich gewesen und entsprach der Schwere der griechischen Sorten, sowie dem leicht erregbaren Geblüt der Hellenen.

Auf die Verfertigung von Trinkgefäßen wurde viel Zeit, Kunst und Geld verwendet. Homer nennt sogar den Gott Hephaistos (Vulkan) als den Bildner schön gearbeiteter Mischkessel und Pokale, und es gab wenige Bürgerfamilien, bei denen sich nicht verschiedene Becher und Krüge von Gold oder Silber vorfanden. Kleine Mäßchen von edlen Metallen wurden zur Mischung des Weines gebraucht. Wenn Anakreon singt:

„Mit dem Wasser fülle zehnmal,
Mit dem Wein das Mäßchen fünfmal,"

so beweist er große Mäßigkeit, denn der Tischwein bestand nicht gewöhnlich aus $^2/_3$ Wasser und $^1/_3$ Wein, sondern aus $^3/_5$ Wasser und $^2/_5$ Wein. Es kam sogar nicht selten vor, daß die angeheiterten Gäste größere Pokale und sehr wenig vermischten oder gar ganz reinen Wein zu bringen befahlen.

Viele der bedeutendsten hellenischen Schriftsteller geben ausführliche Schilderungen von solchen Trinkgelagen oder Symposien, in denen die Schönheit des griechischen Geistes hell zu Tage tritt.

Ein Gelage ohne anregende Gespräche, Musiker oder Tänzer war ebenso unerhört als unbekränzte Gäste. Wein und Blumen galten ihnen für so zusammengehörig, wie Mond und Sterne. — Ephen, Pappel, Rosen oder Lotoskränze pflegten Haupt und Brust des Zechers zu zieren, und die Dichter sangen:

„Mit der Liebesgötter Blume,
Mit der Rose paart den Bacchos!"

„Duftatmende Kränze wanden sie
Von Lotos geflochten um die Brust." (Anakreon.)

„Kränzt mir nur mit Narzissen das Haupt; laßt gellende Pfeifen tönen!"
(Philodemos.)

„Denn wenn nie beim Weine das Haupt du mit Blumen bekränzt hast,
Nimmer ein Liebchen umarmt, nie dich mit Kränzen geschmückt,
Stirbst du dahin und verläßt ein reiches und glänzendes Erbgut,
Während, o Armer, dir selbst nichts als der Obolos [1]) bleibt." (Antiphanos.)

---

[1]) Der Obolos oder Groschen, welchen Charon, der Fährmann der Unterwelt, erhält.

So wie diese Dichter zechten alle Hellenen am liebsten, wenn in der Trinkhalle, vermischt mit Weihrauchwolken, der Duft von ringsumher gestreuten Blumen schwebte.

„Auf der Myrte zarten Zweigen
Und auf Lotos ruhend, will ich
In die Runde gastlich trinken.“

Ehe das eigentliche Gelage begann, wurde, gewöhnlich durch das Los, ein Symposiarch oder Festkönig gewählt, dem es oblag, die Art der Mischung zu bestimmen und weniger dem zu vielen Trinken der Gäste, als Ungebührlichkeiten in den Weg zu treten; der Rausch als solcher kann nämlich sicher als ein Nebenzweck dieser schönen Festlichkeiten angesehen werden. Man liebte denselben, wenn er nicht in rohe Trunkenheit ausartete, weil er die Empfänglichkeit aller Sinne steigerte und man sich durch denselben in eine fast übermenschliche Stimmung versetzt fühlte.

Anakreon singt:

„Süß ist es, trunken mit dem Freunde zu schwärmen,“

und Alkäos ruft:

„Nicht darf der Geist sich beugen im Ungemach;
Denn wir gewinnen nichts durch die Traurigkeit,
O Bacchus! Drum der Mittel bestes
Bleibet, zum Rausche den Wein zu holen!“

So besaßen die Griechen denn auch ein Wort, welches dem zum Rausch geneigten Mann ohne schimpfliche Nebenbedeutung bezeichnet (μεθυστικός), während „μέθυσος“ zwar unserm „Trunkenbolde“ entsprach, aber nur in Bezug auf Weiber angewendet wurde.

Diesen gegenüber galt der Rausch mit Recht für unschicklich, und Athenäus findet das Weintrinken überhaupt nicht passend für Frauen. In früherer Zeit wurde übrigens der Genuß des Rebensaftes dem schönen Geschlechte durchaus nicht mißgönnt. So sehen wir zum Beispiel im Homer, daß die phäakische Königstochter Nausikaa, ein Muster edler Weiblichkeit, als sie sich zur Abfahrt mit ihren Gefährtinnen anschickt, den Wein keineswegs vergißt. Auch später muß, außer den Hetären, welche häufig an den Symposien teilnahmen, selbst edeln Jungfrauen der Rebensaft gestattet gewesen sein; erfahren wir doch zum Beispiel, daß eine gewöhnliche Liebeserklärung darin bestanden habe, von derselben Stelle des Bechers zu trinken, welche die Lippen der Angebeteten vorher berührt hatten. Hierher gehört auch die Grabschrift der Bacchuspriesterin Myrtas, deren Grabstein aus einem Weinfaß bestand, wenn das Epigramm nicht satirisch aufzufassen ist:

„Myrtas, welche vordem an der heiligen Kelter des Bacchos
Reichliche Becher geschöpft, nimmer mit Wasser gemischt,
Deckt nicht dürftiger Erde Geschenk; ein geräumiges Weinfaß,
Froher Genüsse Symbol, ist ihr ergötzliches Grab.“

Vieles Trinken würde den hellenischen Frauen doppelt schlecht gestanden haben, weil selbst die Männer, trotz ihrer Vorliebe für einen leichten Rausch, sich nur selten bis zur tierischen Trunkenheit erniedrigt zu haben scheinen. Milon, der Krotoniat, der stärkste aller Griechen, bedurfte zur Ernährung seines Riesenleibes 20 Pfund Fleisch, 30 Pfund Brot — aber nur drei Quart Wein. Diese letzte Angabe, welche dem Berichterstatter ungeheuer vorgekommen sein muß, scheint uns im Vergleich mit der Menge der Speise sehr gering zu sein und beweist, daß in Hellas weit weniger, als zum Beispiel bei uns zu Lande getrunken worden ist. Wir erinnern uns aus unsrer Universitätszeit ganz andrer Trinker, als des krotoniatischen Athleten.

Für die edelsten griechischen Weinsorten hielt man den Rebensaft von Lesbos, Korkyra, Thasos, Naxos und besonders Chios. — So großer Wohlgeschmack und Duft diesen Getränken aber auch von Natur innewohnen mochte, begnügte man sich doch nur selten mit ungewürztem Rebenblute und pflegte das Arom derselben, nach Art unsrer Bowlen- und Maitrankbereiter, durch hineingeworfene Blumen, Früchte oder Salben zu steigern. Hierzu wurden am liebsten Veilchen und Rosen gewählt. Sauren Wein versüßte man gern mit Honig, während man allen Sorten ohne Unterschied Seewasser beigab, um sie leichter verdaulich und weniger berauschend zu machen.

Der gewöhnliche Wein war sehr billig. So kosteten drei Kotylen (3/4 Quart) von dem nicht gerade schlechten Tedotylosweine nach unserm Gelde einen guten Groschen. Die 3/4-Quartflasche des vorzüglichen Chierweines kam freilich 14 Silbergroschen 4 Pfennige. In späterer Zeit, als bei keinem römischen Gastmahle hellenischer Wein fehlen durfte, werden noch ganz andre Preise bezahlt worden sein.

Die Römer pflegten, nachdem die Einfachheit und Nüchternheit, welche die ersten Bürger der Tiberstadt ausgezeichnet hatte, der Ueberfeinerung und Ueppigkeit gewichen war, keine Kosten zu scheuen, wenn es galt, den Sinnen zu schmeicheln oder Glanz und Pracht zu entwickeln.

Von der Zeit, in welcher sich die Lenker des Staats mit einem Gericht Rüben begnügten und den Pflug mit eigner Hand über den Acker führten, besitzen wir eine Menge fabelhafter Erzählungen, aber nur sehr wenige glaubhafte Berichte. Die Nymphe Egeria soll nach der Fabel den König Numa Pompilius in die Künste des Friedens eingeweiht und könnte ihm also auch den Weinbau gelehrt haben, wenn wir nicht wüßten, daß die Rebe schon viel früher in Italien gepflanzt worden ist.

Auf Sizilien und dem nahen Festlande wuchs der Weinstock schon zur Zeit des Homer wahrscheinlich wild; seine Früchte scheinen aber von den Ein-

geborenen, unveredelt wie sie waren, nicht geachtet worden zu sein. Wenige Jahrzehnte später kamen die ersten hellenischen Ansiedler nach Süditalien und nannten dasselbe sofort Oinotria, ein Umstand, welcher beweist, daß sie daselbst Rebstöcke vorgefunden haben müssen.

Wann der Wein in der nächsten Umgebung von Rom zuerst gepflanzt worden sei, können wir nicht bestimmen; doch wissen wir, daß „der Rebstock zwar früh aufgekommen ist, aber, wenigstens in Latium, bei weitem jünger als der Getreidebau genannt werden muß". Nach Plinius soll Romulus, statt mit Wein, mit Milch Trankopfer dargebracht haben. Wie günstig sich der italienische Boden später für die Zucht der Reben erwies, läßt sich aus der Angabe desselben Plinius ersehen, daß von 80 im römischen Reiche — das heißt fast in der ganzen damals bekannten Welt — erzeugten Sorten, 53 in Italien gebaut worden sind.

Der Gott Bacchus gehört nicht zu den einheimischen römischen Gottheiten; der Dienst desselben ist vielmehr erst 496 v. Chr. (250 Jahre nach der Erbauung der Stadt) den Griechen entlehnt und zu Rom eingeführt worden.

Bald begann man auch die Dionysien nachzuahmen und Bacchanalien zu feiern, welche aber bei dem weniger feinen Schönheitsgefühle der Römer eine so rohe Gestalt annahmen, daß sie durch den Senatsbeschluß „de bacchanalibus" 186 v. Chr. verboten werden mußten.

Auf dem Forum befand sich unweit der Rednerbühne ein für sehr alt gehaltener heiliger Weinstock.

Wenn den Römer in seiner Ursprünglichkeit das frische, geistig rege Leben in den italisch-griechischen Pflanzstädten nur angemutet hatte, wenn er sich damals nicht scheute, die Erfindungen der Hellenen aufzunehmen und ihre Werke zu bewundern, so stellte er sich, nachdem er die halbe Welt erobert hatte, in ein ganz anders Verhältnis zum Griechentum, welches ihm alle Mittel zum angenehmen Genuß seiner Lorbeern darzubieten schien. So verdrängte denn das Hellenentum nach und nach das lateinische Wesen „aus Dichtkunst, Bau- und Bildkunst, Familie und Religion. Der Römer möchte ein Grieche werden mit seinem ganzen inneren Leben und nur eben fortfahren, mit römischen Worten zu reden."

Diese letzten, dem trefflichen Werke Th. Mommsen's entlehnten Worte mögen uns entschuldigen, wenn wir dem Leser in Bezug auf den Bau und den Genuß des Weins bei den Römern nur wenige Notizen geben und ihn auf das oben von den Griechen Gesagte verweisen.

In der That ist zum Beispiel ein römisches Weingelage von einem griechischen höchstens durch geringere Feinheit der Gespräche und größere Mengen des getrunkenen Rebensaftes zu unterscheiden. Hier, wie dort, lag man während des Trinkens, mischte man den Wein, wählte man Zechkönige, bekränzte man sich, streute man Blumen in die Trinkhalle. Verres ruhte auf

einem mit Rosen gepolsterten Kissen, trug Rosenkränze um Kopf und Hals und führte dann und wann ein mit Rosen gefülltes Netz zur Nase. Kleopatra ließ ihren Speisesaal eine Elle hoch mit Rosen bestreuen. Hätte Horaz Griechisch geschrieben, so würde man viele seiner Gesänge für anakreontische halten können.

Eines der lieblichsten, anmutendsten Bilder in Bezug auf das Weintrinken der Römer giebt Virgil in der Einladung der syrischen Wirtin, welche den Reisenden ersucht, in ihr Haus zu treten und zu trinken:

„Wozu frommt es jetzt, auf staubiger Straße zu reisen,
Wie viel lieblicher ist's, trinken auf schwellendem Sitz!
Hast im Garten ja Rosen und Becher und Saiten und Flöten
Und eine Laube dabei, schattig von Reben umrankt.
Hier der Syringe Getön süß schwätzend in ländlichen Weisen,
Wie man je sie gehört auf der arkadischen Flur.
Hier ist Wein aus gepichtem Faß erst eben gezogen,
Seinen erfrischenden Trunk beut euch ein murmelnder Bach,
Auch sind Kränze für dich aus Safran und Veilchen gewunden,
Wo goldfarbiger Schein purpurne Rosen umglänzt.
. . . .
Bist du klug, so lag're dich her, laß Gläser kredenzen,
Oder auch, wenn dir's beliebt, Becher von hellem Krystall.
Nun denn, wohlan, so pflege der Ruh' im Schatten der Reben,
Um das ermüdete Haupt binde die Rose zum Kranz.
Komme, mein lieblicher Freund und koste die Lippe des Mädchens!
Fort zum Henker, wer jetzt zeiget ein grämlich Gesicht.
Willst zum Leichengeprang du sparen die duftigen Kränze?
Erst zur Zierde des Sargs brauchen den blumigen Schmuck?
Wein und Würfel herbei: ‚Zum Henker, wer sorget für morgen!‘
‚Lebet,‘ so mahnt uns der Tod, ‚Lebet! Ich komme gar bald!‘“

Schilderungen ganz andrer Art, als dieses ganz mit griechischem Geiste gesättigte Idyll, finden wir in den Satirikern, welche die übertriebenen Gelage und die Schwelgerei der Römer aus späterer Zeit geißeln. Statt der Geister und der Anmut, welche die hellenischen Symposien verschönten, verunstalten ekelhafte Prahlerei, nimmersatte Gefräßigkeit und geistlose Verschwendung die Gastgebote der Beherrscher der Welt. Dieses Treiben macht einen doppelt widerwärtigen Eindruck, weil sich die Römer, trotz ihrer grenzenlosen Ueberfeinerung, immer noch etwas auf die einfachen Sitten und die Mäßigkeit ihrer Vorfahren zu Gute thaten. Leider können wir von jenen tüchtigen, schlichten Zeiten nur wenig mehr erzählen, als daß man damals auch dem Weine mäßig zusprach, daß der Rausch für schimpflich gehalten wurde und ein üppiges Gastmahl zu den verbotenen Dingen gehörte. Dagegen scheint die Sitte, sich bei Tische durch Musik erfreuen zu lassen, sehr alt gewesen zu sein, denn der strenge Cato sagt: „Wer von alters musizierend bei den Gastmählern umherzog, wurde ein Herumtreiber genannt.“

Noch im zweiten Jahrhundert v. Chr. wurde ein angesehener Mann, weil sein Silberzeug mehr als 10 Pfund wog, aus dem Senat verwiesen. 100 Jahre später hatte das Silberzeug des Volkstribunen Marcus Drusus nach unserm Gelde einen Wert von 280 000 Thalern. Cicero erstand einen Tisch von Thyaholz für 55 000 Thaler. Crassus pflegte seinen Wein aus ein paar silbernen Trinkbechern, welche in der Werkstatt des berühmten Goldschmieds Mentor 55 000 Thaler gekostet hatten, zu trinken. Noch später schaffte man goldene Tafelgeschirre an und trieb mit denselben solchen Luxus, daß Tiberius diesen Unfug durch ein Gesetz verbieten mußte; endlich wurden Becher und andre Gefäße aus edlem Gestein, besonders aus fein geschnitztem Onyx verfertigt. Nero bezahlte für einen Pokal von sogenannter Vasa Murrhina (indischem Adalur-Spath) 300 000 Thaler. Eine noch größere Summe mag für einen Mischkessel bezahlt worden sein, der rings von krystallenen Trauben umgeben war, in welche roter Wein derartig eindrang, daß es aussah, als ob die Beeren, nach und nach reifend, die Farbe wechselten.

Die wahnsinnigen Gerichte, welche ein Lukullus seinen Gästen vorsetzte, sind allgemein bekannt; aber es wurde selbst bei weniger Bemittelten nicht ungewöhnlich, daß man 100 Thaler für ein Fläschchen Sardellen aus dem Schwarzen Meer und 7000 Thaler für einen Sklaven, der sich in der Kochkunst besonders hervorthat, verschwendete.

Kein Gastmahl konnte ohne griechischen Wein, kein griechischer Wein ohne kostbare Becher gegeben werden. Wenn ein seltenes Gericht oder ein absonderlicher Wein aufgetragen wurde, so verkündete ein Herold den Preis und die wunderbare Geschichte des schnell vertilgten Schatzes. Die beißendsten Gewürze, welche die Zunge eines Javanen verbrennen würden, mußten Durst und Hunger reizen. Wenn aber dennoch alle Eß- und Trinklust dahin war, so schämte man sich nicht, seine Zuflucht zu Brechmitteln zu nehmen.

Alle Aufwandgesetze, alle Mahnungen und satirische Geißelhiebe der Stoiker, Altrömer und bessergesinnten Dichter vermochten nichts gegen diese geschmacklosen, entsittlichenden Auswüchse. Alle Schätze und Erzeugnisse der Welt strömten eben in Rom zusammen, weil aber die Herren der Welt dieselben nicht geschmackvoll zu gebrauchen verstanden, so lag ihnen nichts näher, als sie geschmacklos zu mißbrauchen.

Horaz verschmähte diese lärmenden Gelage, zechte, nach echt griechischer Weise, am liebsten mit einer kleinen Anzahl auserlesener Freunde und wußte den Wohlgeschmack und die Blume des Weins als begabter, aber verständiger Trinker zu schätzen. Selbst den Rausch hellenisch auffassend, sagt er: „Den Nüchternen macht die Gottheit alles schwer," und verachtet den gemeinen Troß seiner Landsleute, welcher nur trank, um den Gaumen zu kitzeln und den Leib zu füllen. In seinen, wie in den Kellern aller wohlhabenden Römer standen die Weinkrüge wohlgeordnet da und führten Inschriften, welche den Jahrgang

und die Sorte des Rebensaftes, den sie enthielten, angaben. So ruft der Dichter seinen Lieblingswein folgendermaßen an:

„O du, der du mit mir zu gleicher Zeit geboren wurdest, als Manlius Konsul war!“

Fremde Weine verschmähend, hielt es Horaz mit dem Rebensaft seiner Heimat, der schon zu seiner Zeit den besten hellenischen Sorten durchaus nicht nachstand. Der Opimische und Falerner Wein von 120 v. Chr. war ganz besonders berühmt; ja, dieser Jahrgang wurde nicht vergessen, nachdem sein Geschenk schon längst bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken war.

Ueber die Art des römischen Weinbaues erfahren wir manches; besonders, daß die Reben gewöhnlich, wie noch heut in Italien, an Bäumen, besonders an Pappeln und Ulmen, aufgezogen wurden, daß man bei der Traubenlese tollen Uebermut vollführte und in allen andern Stücken mit dem Rebensafte wie in Griechenland verfuhr.

Die Güte des Weins wurde nach Farbe, Geruch und Geschmack geprüft. Color, odor, sapor geben nach dem Akrostichon den cos oder Probierstein für den Rebensaft ab.

Nach einem in diesem Jahrhundert aufgefundenen Tarif aus der Zeit des Diokletian kostete der Sextarius (ungefähr eine Flasche) italienischen Weines einen Silbergroschen sieben Pfennige bis sechs Silbergroschen. In Oberitalien, wo es überhaupt sehr wohlfeil gewesen sein muß, stellten sich die Preise viel billiger. Dort sollen 34 ½ Quart Wein nur 2 ½, sage zwei und einen halben Silbergroschen, gekostet haben. Nicht minder staunenswert ist die Nachricht des Polybius, daß man in den dortigen Wirtshäusern für Wohnung und Verpflegung nicht mehr als kaum drei Pfennige per Tag bezahlt habe.

In Lusitanien, dem heutigen Portugal, muß der Weinbau sehr fleißig betrieben worden sein, weil daselbst 34 ½ Quart nicht mehr als 7 ½ Silbergroschen kosteten.

Auch in Spanien kannte man den Rebensaft schon ziemlich früh. Griechische Kolonisten brachten im sechsten Jahrhundert v. Chr. jenen Wein, dessen Ruhm sich bis zum heutigen Tage erhalten hat, nach der pyrenäischen Halbinsel.

In der Provinz Pannonien oder Ungarn soll der Kaiser Probus den Weinbau, wenn nicht eingeführt, so doch begünstigt haben. Vopiscus erzählt, daß derselbe Imperator den Berg Alma bei Sirmium (dem heutigen Mitrowitcz) mit auserlesenen Reben bepflanzte. Wer Tokayer und Ruster Ausbruch kennt, wird wissen, welche herrlichen Früchte dies kaiserliche Geschenk noch in späten Jahren zu tragen bestimmt war.

Ueber das Alter des Weinbaues in Germanien oder Deutschland herrschen verschiedene Ansichten. Einige nennen den Kaiser Probus (276—282 n. Chr.) als den Noah der Deutschen. Andre, wie der gelehrte Weihbischof von

Hontheim, setzen den Weinbau über die Römerzeit hinaus. Für denselben spricht Tacitus, welcher in seiner Charakteristik unsrer Vorfahren sagt:

„Gleich nach dem Schlafe gehen sie ins Bad und vom Bade zur Mahlzeit. Dann begeben sie sich an die Arbeit; nicht selten aber auch, in vollen Waffen, zu Trinkgelagen. Niemandem bringt es Schande, Tag und Nacht zu durchzechen. Wenn sie trunken sind, dann entsteht oft Zank und Schlägerei .... Diejenigen, welche dem Ufer (des Rheins) am nächsten wohnen, treiben auch Handel mit Wein“ (Proximi ripae et vinum mercantur). Aus dieser Stelle kann man, vielleicht mit Recht, schließen, daß der deutsche Weinbau schon zur Zeit des Tacitus (geboren 57 n. Chr.) bestanden habe. Derselbe große Historiker macht noch folgende, auf die Trinklust unsrer Vorfahren bezügliche Bemerkung:

„Ihren Hunger stillen sie mit einfachen Speisen; in Bezug auf Durst zeigen sie aber nicht dieselbe Mäßigkeit. Wenn man sich ihrem Hange nach Trunkenheit gefällig erweisen und ihnen so viel (geistiges Getränk), als sie begehren, herbeischaffen wollte, so würde man sie weit leichter durch ihre Laster, als mit den Waffen besiegen können.“

Wie richtig der große Menschenkenner die guten Deutschen erkannt hatte, beweist der Umstand, daß dieselben, sobald sie den süßen italienischen Wein gekostet hatten, fortwährend danach strebten, die Heimat desselben zu erobern. Jener Toskaner, welcher Italien an die Deutschen verriet, suchte sie durch die Schilderung des köstlichen Weines in seinem Vaterlande zu locken, und kein Strom ist dem Germanen von jeher so lieb gewesen, als sein Reben umgrünter Rhein.

In der Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. sehen wir bereits den Weinbau an den Ufern der Mosel in voller Blüte stehen. Der um 300 n. Chr. geborene Konsul und Dichter Ausonius giebt uns in seinem Moselliede ein höchst anmutiges Bild des grünen Stromes mit seinen Fischen, Rebenhügeln und stattlichen Landhäusern. Hören wir einige den deutschen Weinbau berührende Verse aus diesem für die Kulturgeschichte unsrer Heimat so interessanten Gedichte:

„Anhöhn schwimmen in rieselnder Wog' und es zittert die ferne
Rank' und schwellend erscheint die Traub' in krystallener Tiefe;
Stets sich täuscht aufzählend die grünenden Reben der Schiffer,
Schiffer in wiegendem Kahn hinschaukelnd über die Fläche.“

„Ragende Villen hier auf hängenden Ufern gegründet,
Dort die Hügel, von Bacchus umgrünt, anmutige Strömung,
Dort, in murmelndem Laufe gemach hingleitend Mosselas.
Sei mir gegrüßt, o Strom, belobt ob Fluren und Pflanzern,
Strom, des Hügel umher bepflanzt mit duftendem Bacchus.“

Da schon damals der Weinbau an einem deutschen Strome so emsig betrieben wurde, kann es uns nicht wundernehmen, wenn wir ein Jahrhundert

später die Nibelungen in Worms, beim Markgrafen Rüdiger an der Donau und bei König Etzel (Attila) vom Heunenland fleißig Wein trinken sehen:

In Worms:

„Am Abend war's, wo Gunther dort zu Tische saß,
Da wurden reicher Kleider viel vom Weine naß."

An der Donau:

„Da hieß man bald den Gästen schenken guten Wein:
Traun, es konnt' an Helden nie besser geschehen sein."

Bei Etzel:

„Nun trinken wir die Freundschaft und zahlen des Königs Wein,
Der junge Fürst der Heunen, der muß der allererste sein!"

Durch die Einführung des Christentums in Deutschland wurde der Verkehr unsers Vaterlandes mit Italien sehr lebendig und dadurch das Gefallen am Wein immer größer. Namentlich in den Klöstern sorgte man eifrig für gute Sorten, und mancher Abt ließ seine Schößlinge für seine Rebhügel über die Alpen kommen. Unser Vaterland ist der Geistlichkeit für die schnelle und weite Verbreitung der Rebe ganz besonders verpflichtet.

Auch Karl der Große begünstigte den Weinbau wo er konnte, und seine Nachfolger gaben sich alle Mühe, dem großen Ahnherrn wenigstens in dieser Beziehung gleich zu kommen.

In keiner Gegend Deutschlands ist die Rebenpflanzung unversucht geblieben. Selbst dem dürren Sandboden der Mark Brandenburg mutete man zu, Wein zu erzeugen. Die Resultate dieser Bemühungen können wir nicht besser, als durch folgende, im 16. Jahrhundert gedichteten Verse charakterisieren:

Vinum de Marchica terra
Transit guttur tamquam serra.
„Das Märkerland ein Weinchen trägt,
Das unsre Kehlen schier zersägt."

Die Geschichten von den Naumburger und Grüneberger Strumpf- und Dreimännerweinen sind jedem Kinde geläufig. Ferner weiß jedermann, daß noch heute in Deutschland keine Schmauserei ohne geistige Getränke denkbar ist, und ein Blick auf die halbverfallenen Klosterkellereien, das Heidelberger Faß und die Apostel im Bremer Rathauskeller belehrt uns, daß unsre mittelalterlichen Landsleute ganz besondere Freunde des Rebensaftes gewesen sein müssen. Außerdem beweist die große Zahl von Trink- und Weinliedern, welche wir vor allen andern Völkern besitzen, die reiche Auswahl unsrer Euphemismen für das Wort „betrunken" und die Virtuosität im Trinken, welche gewissen deutschen Ständen von alters her nachgerühmt wurde (Ritter, Landsknechte, Mönche, Faß- und Bürstenbinder, Studenten und Musikanten), daß wir bis jetzt nur wenig von den guten Sitten der Germanen des Tacitus eingebüßt

haben. Ein großer Ethnograph hat geäußert, der englische Kolonist baue zuerst eine Kirche, der französische ein Theater und der deutsche eine Schenke.

Die edelsten deutschen Sorten sind die Rhein-, Mosel-, Neckar- und Main- oder Frankenweine. Der treffliche Kapwein wurde durch die Holländer vom Rhein nach dem Kap der guten Hoffnung verpflanzt.

Der französische Weinbau ist um vieles älter, als der unsre, denn wir wissen, daß die Phokäer, welche Marseille im sechsten Jahrhundert v. Chr. gründeten, Wein in der heutigen Provence zu pflanzen versucht haben. Dort gedieh der Rebstock so gut und häufig, daß Kaiser Domitian im Interesse des Ackerbaues (81—96 n. Chr.) den Liguriern befehlen mußte, ihre Weinstöcke auszuschneiden und höchstens die Hälfte derselben stehen zu lassen. Probus hob dieses Gesetz wieder auf. Der Dichter des oben erwähnten Moselliedes, welcher zu Burdigala (Bordeaux) an der Garumna (Garonne) gegen 300 n. Chr. geboren worden ist, rühmt die Schönheit seiner französischen Heimat und singt:

„Ja, so malt mein Rebengeländ' die goldne Garumna,
Da bis zur äußersten Höh' der sanft abneigenden Bergwand
Ist des Stromes Geränd' umpflanzt mit grünem Lyacus."

Auch in Burgund wurde schon zur Zeit der Antonine Wein gebaut. Im Anfange des vierten Jahrhunderts spricht nämlich der Redner Eumenius von Weinstöcken in der Gegend von Autun, die wegen ihres hohen Alters eingingen, und deren erste Anpflanzung nicht mehr nach der Zeit zu bestimmen gewesen sein soll.

Das nördliche Frankreich wurde von den Römern als zu kalt und feucht für das Fortkommen des Rebstocks gehalten, und dennoch sehen wir später gerade hier ganz vortreffliche Sorten gedeihen. Durch die eigentümliche Behandlung des von ihr erzeugten Rebensaftes hat sich die französische Provinz Champagne seit mehreren Jahrhunderten einen ganz besonderen Namen und einen der einträglichsten und verbreitetsten Handelsartikel erworben. Der Schaumwein wird in allen Weltteilen genossen, von den Franzosen sehr geliebt, und namentlich von den Frauen derselben allen andern Weinen vorgezogen, während der wahre Kenner feinen Burgunder, Bordeaux, Roussillon und nicht-moussierenden Champagner dem süßen Sekte vorzieht.

Schließlich müssen wir den Franzosen nachrühmen, daß sie im ganzen sehr mäßige, aber feinschmeckende Trinker sind, welche, nach antiker Weise, ihren Wein häufig mit Wasser zu vermischen pflegen.

Sie greifen, um ihre Zunge zu kitzeln und ihren Geist zu erheitern, nach dem Rebensafte, während der Deutsche, einem unbestimmten Gefühlsdrange, einer inneren Notwendigkeit folgend, trinkt. Es ist charakteristisch, daß die Franzosen für „zutrinken" das deutsche „trinken" in der Form von trinquer adoptiert haben, und die Redensart: „il boit comme un lansquenet," er

trinkt wie ein Landsknecht, nicht selten gebrauchen. Ihnen ist die Liebe, was dem Deutschen seine Getränke sind; sie haben die meisten Liebes-, wir die meisten Trinklieder gesungen.

Die Engländer konnten, wegen des Klimas ihrer Insel, niemals Weinbau treiben; dennoch sind sie, schon wegen ihrer germanischen Abkunft, von jeher große Freunde des Rebensaftes, besonders der schwersten südlichen Sorten, gewesen. Die Ritter an König Artus Tafelrunde zechen ebenso wacker, als sie kämpfen, und Sir John Falstaff, der Urtypus einer ganzen Menschenklasse aus der Zeit des großen Shakespeare, versteht erstere Arbeit weit besser, als die letztere.

Uebrigens pflegt man nirgends schlechtere und gemischtere Weinsorten zu trinken, als in England. Daß sich dies schon im vorigen Jahrhundert ebenso verhalten habe, beweisen folgende Worte des 1751 geborenen Sheridan: „Wenn ich in England in einem Gasthof einzukehren genötigt bin, lasse ich mir sogleich eine Flasche Wein geben, um den Wirt leben zu lassen, trinke sie aber nicht, um selbst leben zu bleiben."

Wie die Söhne Albions, so wurden auch die skandinavischen Völker durch das Klima ihrer Landschaft verhindert, Reben zu pflanzen. Dennoch trinken dieselben, als echte Germanen, von jeher gern und viel.

Die Russen können nur in der Krim und am Don selbständigen Weinbau treiben. Der dort erzeugte Rebensaft soll eben so leicht, als angenehm sein.

In Amerika werden heutigen Tages viele Traubensorten gezüchtet, deren Ursprung älter ist, als man glauben sollte. Schon 500 Jahre vor der Entdeckung der neuen Welt durch Kolumbus waren normännische Seefahrer an der Küste von Grönland gelandet. Um das Jahr 1000 entdeckte der Normanne Leif, Sohn Erik des Roten, das eigentliche Amerika und nannte den Küstenstrich zwischen den heutigen Städten New York und Boston das gute Win- oder Weinland (Vinland is goda). Ein Deutscher, Tysker, fand dort zu gleicher Zeit wilde Trauben, deren auch die alten Nationalgesänge der Faröerinsulaner erwähnen.

Heute wird in Amerika sowohl diese nördlichere, als auch eine südliche, später entdeckte und kultivierte Traubenart gezüchtet. Besonders berühmt ist der kalifornische und der sogenannte Sthuppernongwein aus Georgia in Nord-Karolina, sowie die treffliche Isabellatraube (Abart der Foxrebe, vitis labrusca). Nach dem Kommissionsberichte des Repräsentantenhauses zu Washington, welchen ich der Güte meines verehrten Freundes, des Herrn Legationssekretärs Kreismann (bei der Gesandtschaft zu Berlin), verdanke, haben manche amerikanischen Weinberge seit 1849 wenigsten 250 Gallonen Wein auf den Acker ergeben.

Die attischen und ägyptischen Frauen.[1])

I. Die Frau im alten Griechenland.

Die griechische Frau! Gewiß verweilt die Vorstellung bei wenigen historischen Wesen so gern wie bei ihr. Schönheit und anmutige Haltung sind die Attribute, welche jeder ihr beilegt, der ihre herrlichen Marmorbilder gesehen hat, und weil der „Gebildete" sie gewöhnlich nur aus den homerischen Epen oder den großen Tragikern Athens kennen lernt, möchte er sie auch für hochgesinnt und dem Gatten, den Göttern und dem Vaterlande treu ergeben halten. Ein wie hoher Geist sie beseelt haben mußte, konnte sich jedermann sagen, der dem denkenden Haupte einer Pallas Athene gegenübergestanden.

Von der andern Seite hat man auch viel Uebles von ihr vernommen, aber unter tausend Nichtgelehrten finden sich kaum zehn, die den Aristophanes gelesen und von der späteren weiberfeindlichen Komödie oder der Epigrammenschar Kenntnis genommen haben, welche von munteren oder bitteren Spottvögeln gegen die Frauen ins Feld geführt worden sind. Die Stimme der Ankläger kommt unsern Gebildeten also selten zu Ohren, und wenn sie der Frauen, die sie aus der Ilias und Odyssee kennen gelernt haben, mit Begeisterung gedenken, sind sie ohnehin im vollen Rechte; denn die Jungfrauen und Mütter der homerischen Zeit sind in der That jedes Lobes würdig, und wo fände sich ein schöneres Herzensbündnis beschrieben als das, welches Hektor und Andromache innig verband?

Von den Gattinnen der späteren Griechen ist selten die Rede, und um ihre Stellung richtig aufzufassen, bedarf es allerdings schon eines tieferen Eingehens. Ein solches ist noch in viel höherem Grade erforderlich, wenn es gilt, sich ein zutreffendes Bild von dem Platze zu bilden, welcher einer Aspasia und ihresgleichen in der attischen Gesellschaft zukam. Selbst unter den besser Unterrichteten bildet man sich durchaus falsche Vorstellungen von dieser höchst

---

[1]) Aus „Für edle Frauen." Blätter für die echte und wahre Emanzipation des Weibes. Herausgegeben und redigirt von ♔ und Adolf Hinrichsen. Berlin, Verlag von Wilh. Friedrich Nachf.

eigenartigen Frauenklasse, über die von falschen Moralisten so gern und unvorsichtig der Stab gebrochen wird, und es soll darum die Aufgabe dieses Kulturbildes sein, ein möglichst treues Bild von der Stellung der verschiedenen Frauenklassen zu geben, wie sie sich in den Blütetagen des hellenischen Lebens zu Athen ausgebildet hat.

Das Frauenleben unter den andern griechischen Stämmen kann an dieser Stelle ebensowenig eingehend behandelt werden wie die Stellung der Frau in den beiden großen Epochen, welche den Perserkriegen vorangegangen sind. Auf die erste, die Heroen- und homerische Zeit, werden wir öfter zurückzukommen haben, von der zweiten, in der sich die Sonderung des Griechenvolkes in seine drei großen Stämme vollzog, wissen wir wenig, und wir werden im weiteren Verlauf dieser Darstellung von ihr absehen können. Das marmorreiche Athen soll der Schauplatz, die Epoche zwischen den Perserkriegen und dem Heimfall Griechenlands an die römische Uebermacht die Zeit unsrer Untersuchungen bleiben; war doch der wunderbare Ort am Ilissus zweifellos die Stätte, auf der sich das hellenische Leben zur reichsten Blüte entfalten durfte. Dazu kommt, daß, wenn wir das Material überschauen — wie wenige fortlaufende Berichte und wie viele Bruchstücke und zerstreute Notizen enthält es! — mit dessen Hilfe wir schon früher und für andre Zwecke versucht haben, uns Rechenschaft über die Stellung der Frau in der griechischen Gesellschaft zu geben, so finden wir bald, daß der Löwenpart alles Gesammelten aus Athen stammt oder uns dorthin verweist. Bevor wir nun in die eigentliche Untersuchung eintreten, müssen wir Leser und Leserin erinnern, daß wir mit ihnen eine Forschungsreise in Gebiete zu unternehmen gedenken, welche durch Zeit und Raum weit von uns entfernt sind, und daß es Vorurteile abzulegen und von wohlbegründeten Ueberzeugungen abzusehen gilt, wenn es gelingen soll, die Verhältnisse und Zustände, welche es hier zu ergründen gilt, recht zu verstehen. Jede Brille, selbst die in ihrem Schliff gewiß schwer übertreffliche unsrer gesellschaftlichen Anschauungen, gilt es abzulegen und die Dinge nicht so zu würdigen, wie sie sich durch diese ausnehmen, sondern wie sie eben auf ihrem heimischen Boden und in einem besonderen Lichte erwachsen und ausgereift sind. Wer es nicht versteht oder es verschmäht, sich auf einige Zeit von den unsre christliche Gesellschaft beherrschenden ethischen Ueberzeugungen, welche ja auch die unsern sind, freizumachen, den bitten wir, uns nicht weiter zu folgen.

Im Ganzen läßt sich sagen, daß unter den Hellenen der Frau mit Achtung begegnet worden ist. Ein Volk, welches um eines Weibes, Helenas, willen einen der größten Kriege unternommen und unter namenlosen Leiden zu Ende geführt hat, das an einer Frau wie Penelope, an einem Mädchen wie Nausikaa, das höchste Wohlgefallen fand und dessen Tragiker noch nach den Perserkriegen Jungfrauen wie Iphigenia und Antigone und Matronen von wahrhaft königlicher Würde darstellen und mit dem höchsten Beifall auf die Bühne bringen

konnten, ein solches Volk hatte ursprünglich offene Augen für die edeln Seiten der Frauennatur. Wie die Kunst des Weibes Schönheit ganz begriff, und Bildner und Beschauer die Macht derselben für stärker hielt als den Arm des Helden, wie sich der Künstler dieser Schönheit mit religiöser Begeisterung hingab, wie er die Gottheit selbst geehrt zu haben meinte, wenn er für die weichen Linien und den bezaubernden Anmutsschimmer des Leibes der schaumgeborenen Aphrodite das rechte Vorbild gefunden und es mit begeisterter Seele in sich umgeformt und aus Marmor in eine neue, veredelte Wirklichkeit übertragen hatte, so feierte auch noch in der späteren, von den schlichten Sitten der Vorzeit abgefallenen Blütezeit Griechenlands die Dichtung den feinen und schmiegsamen Geist und den herzbestrickenden Zauber geliebter Frauen.

Aber leider war das Weib, welches von allen Blumen des Wissens genascht und manche Kunst erlernt hatte, war das fröhliche, liebenswürdig scherzende und doch ernst denkende Wesen, welches auch auf die tiefen Gespräche der Männer einzugehen und sie mit überraschenden Einfällen zu würzen verstand, in den großen Tagen des Perikles und Phidias nicht mehr die Ehegattin des Bürgers und die Mutter seiner Kinder, sondern nur die Geliebte, welche einer Frauenklasse angehörte, wie wir sie in unsrer Gesellschaft vergebens suchen würden, deren Sein und Wesen unsre sittliche Empfindung verdammen muß, die aber doch einen so starken Anteil an der Entfaltung der edelsten Seiten des griechischen Genius genommen hat, daß ein näheres Eingehen auf ihre Eigentümlichkeit nicht verfehlen kann, außer der Mißbilligung auch die Teilnahme unsrer wißbegierigen Frauen zu erwecken. Sie bestand aus einer Anzahl von freien, aus dem Verband der Familie herausgetretenen und doch nicht ganz verlorenen weiblichen Wesen; denn niemand ist verloren, der nicht abläßt, nach geistigen Gütern zu streben. Sie sind unter dem mit Unrecht viel verkannten und verlästerten Namen „Hetäre", das ist Genossin oder Freundin, allgemein bekannt.

Wenn sie Beachtung finden wollten, mußten dieselben zunächst mit überreichen Gaben von der Schickung ausgestattet, dann aber auch mit Fleiß in manches Gebiet der Kunst und des Wissens eingedrungen sein; ja gerade das, was den Hellenen als Höchstes vorschwebte, die volle Ausbildung alles dessen, was schön ist am Menschen, wurde von ihnen verlangt. Wie zu einer sterblichen Erscheinungsform der Aphrodite sah man auf die schönsten unter ihnen hin, und Delphi war stolz auf die goldene Statue des Praxiteles, welche Phrynes Göttergestalt den Hellenen zeigte, und stellte sie als eine der edelsten Zierden derselben dankbar in seinem Apollotempel auf.

War eine freigeborene und denkende Hellenin mit gebildetem Geist — mochte sie nun aus dem kleinasiatischen Ionien, aus Hellas oder der griechischen Inselwelt stammen — in das stürmische Leben der großen Städte getreten, so erlauschte sie in stetem Verkehr mit Männern, die begieriger waren nach dem

Reiz ihrer geistvollen Worte und ihres Geplauders als dem Kuß ihrer Lippen, schnell auch das Schwere. Sie, deren schöner Gesang die Schwätzer zum Schweigen brachte, brauchte selbst nicht zu schweigen, wenn Alte und Junge philosophische Gespräche führten und politische und Kunstfragen die Unterhaltung beherrschten.

Bei ihnen fand der Staatsmann und Denker mit dem leichtblütigen und regsamen, zugleich idealen und praktischen attischen Verstande frische Anregung und geistigen Genuß, sie umwarb der Künstler, der eines Modells von ausgesuchter und edler Schönheit bedurfte, ihnen trugen die reichen Jünglinge die väterlichen Goldtalente zu und hielten sich dennoch bescheiden zurück, wenn bei den Gastmählern, die sie selbst ausgerüstet hatten, weisere und angesehenere Männer den wuchtigeren eignen Geist mit dem schnelleren und anmutigeren einer Aspasia maßen.

Der Verkehr des Perikles mit dieser seltenen Frau bietet einen merkwürdigen Anblick. Keine Frage, daß sie wie ein freundlicher Genius die Kraft des Erschöpften neu belebte, daß sie den Verdrossenen und Entmutigten mit neuer geistiger Schwungkraft beseelte, daß keines Menschen Urteil dem großen Redner maßgebender und wichtiger erschien als das ihre! Ohne Aspasias Flügel würde Perikles vielleicht den Gipfel nicht erklommen haben, den er mit ihr und zum Teil durch sie erreichte.

Der Geist und die Schönheit des Weibes feierten in dieser Zeit die höchsten Triumphe, aber seine Würde kam schwer zu Schaden. „Homerische Frauengestalten" giebt es nicht mehr in den Tagen, welche Perikles und mit ihm die Männer und Jünglinge Athens für hochbegabte Hetären schwärmen und die der Gotteslästerung angeklagte Phryne von den Richtern, welche ihre wundervollen, götterähnlichen Formen wie ein Gebilde der Himmlischen mit andächtiger Bewunderung erfüllte, freisprechen sahen.

Die ehrbare Frau war im Kampf gegen die heitere und an herrlichen Gaben, wie erworbenen Kenntnissen reiche Freundin des Mannes durchaus unterlegen, und von der Gattin des Atheners ward denn auch zu ihrem Schaden in der That nichts verlangt und erwartet, als daß sie dem Geschlecht Kinder schenke, die erste Jugendzeit der Knaben leite, die Töchter erziehe, die webenden Sklavinnen überwache, die erkrankten Hausdiener pflege und Sorge trage, daß es dem Gatten im eignen Hause an keiner Bequemlichkeit fehle.

Wohl durfte des Atheners Gemahlin dem Gottesdienst beiwohnen, ja sogar an gewissen religiösen Mysterien teilnehmen, Frauenbesuch empfangen und erwidern und auch mit Männern in Gegenwart des Gatten verkehren, aber es ging für sie schon gegen den Anstand, sich unbegleitet auf der Straße unter das Volk zu mischen. Jede Art des Schmuckes war der Hetäre zu tragen erlaubt, die Ehefrau sollte, so oft sie auch diesem Wunsche nicht nachkam, Einfachheit zieren. So zeigt uns Xenophon einen Athener, der seiner fünfzehn-

jährigen Neuvermählten ihre Pflichten als Gattin liebevoll vorführt und sie dann warnt, Schuhe mit hohen Absätzen zu tragen oder sich gar zu schminken, weil ihr dies Mißbilligung zuziehen werde.

An öffentlichen Schaustellungen teilzunehmen, war ihr verboten, und selbst der Besuch des Marktes gehörte für sie zu den unschicklichen, ja durchaus unzulässigen Dingen. Diesen, wie alles Vergnügliche, hatte der Mann sich selbst vorbehalten. Von seinen Sklaven begleitet, kauft er die besten Stücke für die Mahlzeit ein, und wenn das Haus geschmückt werden muß, und Kränze beim Gastmahl nicht fehlen dürfen, ersteht er lachend und scherzend von jungen und hübschen Mädchen, die auf dem Blumenmarkt stets die Rolle der Verkäuferinnen spielen, Veilchen, Rosen und Nelken.

Wenn dann dem Lysander auf dem Heimweg der reiche Menon begegnet und ihn zur Mahlzeit einladet, schickt er den Sklaven allein nach Hause. Die Gattin mag den fetten Kopaïs-Aal und das junge Gemüse, das er erstanden, mit den Kindern und andern Hausbewohnern verzehren; denn Menon hat nicht einmal daran gedacht, sein Weib mit zu Gast zu laden; würde das jetzt doch zu den unerhörtesten Dingen gehören, während in homerischer Zeit die Gemahlin eines Großen mitten unter den Freunden ihres Gatten als hochgeehrte Wirtin an dem Gastmahle teilgenommen hatte.

Ein großer Kreis von Männern wird sich bei ihm versammeln: die Flötenspielerinnen Chrysilla und Lanike, die jedermann gern hört, die Hetäre Eidothea und einige Sophisten, die es ausgezeichnet verstehen, neue Gesprächsstoffe vorzubringen, sollen den Abend verschönern. — Es wird schon heiter hergehen beim Menon; aber auch des Wirtes Frau darf nicht mit in der Gesellschaft erscheinen. Sie bleibt bei den Kindern in der Gynekonitis.[1])

Eine Base ist bei ihr zu Besuch, und als es spät geworden, und das wohllautende Lachen Eidotheas ihr Ohr trifft, giebt es ihr einen Stich ins Herz, denn sie ist noch jung und liebt ihren Gatten, aber sie beugt sich schnell über ihr jüngstes Mädchen und küßt es, damit die Base nicht merke, was für eine Närrin sie sei.

Die Hetäre beginnt zu singen, und nun lauschen beide Frauen und sind entzückt über solche göttliche Stimme. Den Gatten kann kein Tadel treffen, daß er sie zu hören begehrt. Jeder Athener hat eine Freundin, und das Leben bringt es mit sich, daß auch Menon die seine besitzt. Wann hätte seine Gemahlin, die ihm als dreizehnjähriges Kind angetraut ward, wohl Zeit finden sollen, die schweren und eng zusammengehörenden Musenkünste, Poesie, Musik und Tanz zu erlernen?

Die Unsitte herrscht über die Sitte, der Hausherr gehört nicht mehr zur Familie, die Gattin muß sich mit dem begnügen, was ihr Staatsämter, Ver-

---

[1]) Weibergemach.

sammlungen, Theatervorstellungen, sowie Gastmähler im eignen wie im fremden Hause, von ihm übrig lassen, und das ist gar wenig. Dazu nimmt die Hetäre den besten Teil seines Herzens für sich in Anspruch, die Hetäre, welche die öffentliche Meinung nicht einmal zu verachten gestattet; dennoch hat die Ehefrau etwas Großes vor der Rivalin voraus: Geburt und Würde; und auf beide darf sie stolz sein und ist es. Oft spinnt sie sich nun noch fester ins Haus ein, als es Sitte und Gatte von ihr verlangen, und so wird sie schwer beweglich, übellaunig, stärker als es dem Schönheitssinne des verwöhnten und kunstsinnigen Gemahls genehm ist, und da sie vom Leben nichts andres erfährt, als was Gevatterinnen und Sklaven ihr zutragen, empfängt sie den Gatten, der bei seiner schönen Freundin über anmutende und tiefgehende Fragen zu reden gewohnt ist, mit nichtigem Geklatsch über die Nachbarn. Darum findet es Lysander unerträglich bei der Gattin, die ihm einst lieb gewesen, und die doch eine gar holde Jungfrau gewesen, als die gemeinsamen Freunde ihm und ihr den Hymenäus gesungen. Jetzt ist er froh, wenn sie und das eigne Haus hinter ihm liegen.

Die Frau muß das alles empfinden, und wenn sie klug und feinfühlig ist, sagt sie sich wohl, daß mancherlei besser gehen könnte, wenn sie wenigstens noch ein gemeinsames Interesse besäßen, und der Staat ihr nicht die Knaben, an denen der Vater mit gleich zärtlicher Liebe hing wie sie selbst, so früh fortgenommen hätte. Ein Glück noch, daß man ihr die Töchter läßt, die sie mancherlei Fingerfertigkeiten lehren kann, die sie beim Ballspiel mit Freundinnen singen und scherzen sieht und mit selbstgewebten Gewändern schmücken darf, wenn die Panathenäen kommen und das liebliche Mädchen eingeladen wird, mit dem Festzug der Akropolis und dem Parthenon unter den Gespielinnen entgegenzuwallen. In solchen Zeiten zeigt sich der Vater auch öfter als sonst in den Frauengemächern, und wenn er auf den Blumenmarkt geht, ist es ihm mehr um die Ware als um die Verkäuferinnen zu thun; denn der Korb, welchen Ismene in dem Zuge zu tragen hat, soll voller und mit schöneren Veilchen gefüllt sein, als der jeder andern Jungfrau.

Die Mutter wird nicht unter den Zuschauerinnen fehlen; und ob Ismene nicht von einem der jugendlichen Reiter im Festzuge bemerkt werden wird? Sie giebt ihren Schatz nur einem der Schönsten, und der krümmt schon bald den Finger und klopft bei ihr an. Freilich sieht die Base Dione auch schon in der reizenden Ismene, der eine stattliche Mitgift gewiß ist, eine passende Gattin für ihren lang aufgeschossenen Sohn. Sie läßt nicht ab, in die Mutter zu dringen und mit ihr wegen der Mitgift zu feilschen, aber Ismene will von dem Vetter nichts wissen. Hochzeit giebt es auf jeden Fall, und dabei hat die Brautmutter doch auch ein Wort mitzureden und eine Rolle zu spielen. Wenn freilich Lysander den Sohn eines Freundes oder den langen Hippias, den Sohn der Base, lieber zum Tochtermann haben möchte als den schönen

Eustorgos, dem Mutter und Mädchen den Vorzug geben, dann können die Frauen den Herrn des Hauses nicht hindern, auf seinem Willen zu bestehen; aber der Weiberlist und der ganzen Willenskraft des Mutterherzens wird es schon gelingen, Lysander für ihren Liebling umzustimmen, und dann feiert ihr Herz einen großen Triumph, und im Gedanken an die kommenden Enkel gewinnt die Zukunft für sie ein höchst freundliches Ansehen. Ja, dann wird es auch wieder munter in den Frauengemächern; denn das Schicksal der Tochter gleicht ihrem eignen aufs Haar, und Ismene findet in ihrer Verlassenheit mit ihren Kleinen recht oft den Weg zur Mutter und den Lieblingssklavinnen; denn ein „Mütterchen Eurykleia" hat es gewiß auch in den meisten wohlhabenden attischen Bürgerhäusern gegeben.

Dies Frauenleben in der Vernachlässigung und Einschränkung hatte nicht viel von dem der heutigen orientalischen Frauen voraus, und so erklärt sich leicht, daß, wie bereits angedeutet ward, in jener ganzen Zeit außerhalb des Kreises der Hetären keine einzige griechische Frau und Mutter von einiger Bedeutung genannt wird.

Der Schönheitskultus, das Bestreben, den Anforderungen der Natur zu entsprechen, ihr möglichst nahe und rein menschlich zu bleiben, beherrscht unbedingt das Thun und Treiben der Männer. Die unbeschränkte Daseinsfreude verleiht dem griechischen Leben einen eigentümlich lichtvoll heiteren Anblick; selbst die ernsten Philosophen, welche große Weltgebäude zu errichten und fein gegliederte, tief durchdachte Systeme mit aller Freiheit auszuarbeiten verstehen, kommen in ihrer Ethik, wenn wir den einzigen Plato ausnehmen, nicht weiter als bis auf die Ergründung der Mittel und Wege, das Leben glückselig zu gestalten. Auch die strengen ethischen Lehren der Stoïker zielen nur auf wahres Seelenglück hin. — Bei all diesen Sitten und Tugendlehren steht das Weib, wenig beachtet, im tiefsten Hintergrunde, und so wenig Plato, der edelste unter allen griechischen Moralisten, beiden Geschlechtern gleiche Berechtigung zuspricht, so scheut er sich doch, wo es ihm auf das Wohl des Staates ankommt, so wenig, die Frau tief herabzuwürdigen, daß er den Vorschlag wagt, sie den Männern als Gemeingut preiszugeben, weil die Kinder sich dann an kein bestimmtes Elternhaus, sondern nur an den geliebten Heimatsstaat, der ihnen Vater und Mutter zugleich sein solle, halten würden.

Es war den griechischen Ehefrauen nur gestattet, dem reichen, glückseligen, ungebundenen Festleben ihres Volkes von fern zuzuschauen, und dies Verbot erleichterte ihnen die Wahrung der einzigen Tugenden, welche man von ihnen forderte, der Treue, Wirtlichkeit und bescheidenen Zurückgezogenheit im Hause.

Xenophon feiert denn auch die erste unter den genannten Pflichten der Frau in der Erzählung von der Panthea, einer barbarischen Fürstin, die ihrem Gatten Abradat trotz der schwersten Versuchungen Treue hielt bis über das Grab hinaus, aber freilich wird, wenn auch in späterer Zeit, eine andre

Panthea nicht weniger hochgepriesen, und zwar von Lucian. Sie stammte aus Smyrna und war desselben Lucius Verus Hetäre, welcher seiner edeln Gattin, die Liebe von ihm forderte, zurief: „Liebe? Was hat die mit der Ehe zu thun?"

Eingezogenheit konnte allerdings nicht von der Hetäre, der einzigen freien Frau in Griechenland, verlangt werden; sie zierte als Tugend nur das eheliche Weib. Wie die Schildkröte in ihre Schale, sollte es sich in den Schutz des Hauses zurückziehen, und so stellte Phidias denn auch die himmlische Aphrodite auf dem Rücken einer Schildkröte dar. Als dem Perikles die Aufgabe zufiel, in der von Thukydides mitgeteilten Leichenrede, die er auf die für das Vaterland gefallenen Bürger hielt, sich auch an die Witwen zu wenden, sprach er den später sprichwörtlich gewordenen Satz aus: „Soll ich auch der weiblichen Tugend gedenken angesichts derer, welche künftighin im Witwenstande leben werden, so kann ich alles in eine kurze Ermahnung zusammenfassen: ‚Euer Ruhm (ihr Frauen) ist, nicht zurückzustehen hinter eurer Natur, euer größter Ruhm aber, wenn eurer unter den Männern in Lob oder Tadel am wenigsten gedacht wird.'"

Was es mit diesem Ruhm, diesem bescheidenen Nicht-gelobt-und-nicht-getadelt-werden, auf sich hat, geht schon aus dem Gesagten klar hervor, und man darf gewiß sein, daß Perikles mit seiner Mahnung allen Gatten unter den Bürgern Athens aus der Seele gesprochen. Das war in früherer Zeit anders gewesen; denn damals durfte Helena noch frei neben dem Gatten und seinen Gästen beim Gastmahl erscheinen und von den Zinnen der Stadtmauer aus den Greisen Trojas den Anblick ihrer unvergleichlichen Schönheit gönnen. Diese Helena ist freilich eine Art von Vorläuferin der späteren Hetären, aber auch die keusche Penelope tritt, nur von zwei Dienerinnen begleitet, vor die wüsten Freier, und diese lassen sich still und ehrfurchtsvoll ihre streng rügenden Worte gefallen.

Was der Frau in späteren Tagen untersagt war, wissen wir schon, was der Mann ihr dagegen gewährte, ist geringfügig zu nennen; denn sie durfte zwar bei Erbteilungen auf Berücksichtigung Anspruch erheben, aber es kam ihr ein weit kleinerer Anteil zu als den männlichen Angehörigen der Familie; das Gesetz gab ihr zwar das Recht, sich von dem Gemahl scheiden zu lassen, aber die Sitte hatte es für sie früh zur Unmöglichkeit gemacht, sich dieses Rechtes zu bedienen. Das Grausamste, was über sie verhängt war, und dem sie sich nur zu häufig fügen mußte, war das Aussetzen der Kinder, die sie mit Schmerzen geboren und an denen sie mit aller Zärlichkeit des Mutterherzens hing.

Viele Töchter zu haben war dem Athener wenig genehm, denn wenn sie heranwuchsen, mußte jede mit einer Ausstattung, ja mit einer Mitgift bedacht werden, und selbst der Reiche sah darin eine Schmälerung des Wohlstandes

seiner Familie. So sorgte denn der Vater, unter den Unbegüterten beinahe regelmäßig, für die von der Sitte gebilligte Verminderung der Kinder, und wenn selbst der mildgesinnte Plato, der, wie wir wissen, Mann und Weib gleichstellte, dieser schändlichen Handlungsweise mit Rücksicht auf die Wohlfahrt des Staates zustimmte, warum sollte der Mann vom Durchschnittsschlage sie nicht guten Mutes begehen?

Die Gewohnheit macht das Schwerste leicht und wappnet mit Gleichgültigkeit gegen Anforderungen, welche dem Zuschauer aus der Ferne unerträglich erscheinen, und so wird die griechische Ehefrau, stolz auf ihre Würde, glücklich im Vereine mit Kindern und Enkeln, froh im geselligen Verkehr mit andern Weibern ihres Schlages, mitgeehrt durch die Aemter und Würden, welche ihrem Gatten im Staatsleben zufielen, und vielleicht auch eitel auf die Auszeichnungen, welche er von seiten einer berühmten Hetäre genoß, ihr Schicksal als ein nichts weniger als beklagenswertes hingenommen haben. Freie, die Sklaven ebensogut wie ihr Gatte beherrschende Frauen waren sie jedenfalls, und Aristoteles hebt sogar die günstige Stellung der Weiber unter den Griechen als eines der Merkmale hervor, welches die Ueberlegenheit seines Volkes über die Barbaren bedinge; denn bei diesen, sagt er, würden die Frauen als Sklavinnen angesehen, unter den Hellenen aber ständen sie dem Manne bei und wären die Gefährtinnen seines Lebens. Diese „Freiheit“, diese „Herrschaft über die Sklaven“ empfanden die Athenerinnen mit Dank. Waren sie auch auf das Haus angewiesen, so durften sie doch darin gebieten. Vielleicht fanden die meisten ihre Stellung übereinstimmend mit allem, wonach ihre Seele begehrte, und fühlten sich darum glücklich, wie wir denn auch von den Frauen, welche sich in die Gunst eines orientalischen Großen und dessen Harem teilen, aus bester Quelle wissen, daß sie mit ihrem Lose durchaus zufrieden sind und es um keinen Preis mit demjenigen unsrer freien europäischen Gattinnen vertauschen möchten. Zudem hat die Frau mehr Sinn für das Näherliegende als das Entfernte, und so wird es der Griechin nicht schwer gefallen sein, sich mit der Herrschaft im begrenzten Kreise des Hauses zu begnügen.

Das Gemüt der Frau, wer wüßte es nicht, ist reicher an Mitleid und schneller bereit, Unglück und Leid zu lindern, als das des Mannes, und wo die Versorgung vieler Sklaven, deren Zahl sich gewöhnlich auf Hunderte belief, ihr oblag, wird es ihr Genuß gewährt und manche Tagesstunde würdig ausgefüllt haben, siechen und leidenden Untergebenen Hilfe zu leisten und sie auf dem Krankenbette zu pflegen, eine Forderung der Barmherzigkeit, welche lange vor Christus auch in Griechenland gestellt und keineswegs allein in der oben angeführten Mahnung des Xenophon den Frauen aufs wärmste ans Herz gelegt worden ist. Endlich hat die Natur als größte aller Gaben dem Weibe die herrliche Aufgabe zuerteilt, das neue Leben, dessen die Menschheit und das Einzelgeschlecht zu seinem Fortbestehen bedarf, in sich zu hegen und zu ent-

falten, und wenn es sich endlich aus dem Keim zur heiteren, lebensvollen Pflanze entwickelt hat, es zu pflegen, zu behüten und freundlich aufzuerziehen. Mit jedem Kind, das die Frau dem Gatten in seinem Hause schenkt, hat sie die höchste Aufgabe ihres Geschlechtes erfüllt, und was sie beim Anblick des Neugeborenen tief beseligt, ist nicht nur die zierliche Bildung der Glieder des Kindes, ist nicht nur der glückverheißende Blick seiner Augen und die Erwartung auf sein erstes Lächeln und Lallen, sondern — unbewußt — die freudige Empfindung, der höchsten Forderung gerecht geworden zu sein, welche die Natur an sie stellte. Der Mann, dem die Mutter das Kind verdankte, war ihr, nur ihr, ihr ganz allein in jener Stunde zu eigen, die in ihr die Hoffnung erweckte, sein Ebenbild eines Tages auf den Armen zu wiegen. Seine Liebe, die in jener Stunde keiner andern gegolten, hat ihr's gegeben, mit Liebe hat sie's an sich genommen, Liebe, lauter Liebe verbindet sie mit dem Kinde, und nun wird der Athenerin verkündet, das Mägdlein, vielleicht auch das Bübchen, welches ihr teurer ist als das Dasein, falle dem Hause zur Last, solle von der Brust der Amme,[1]) und aus ihren eignen Armen gerissen und ausgesetzt werden.

Wie heiße Thränen sind da in der Gynekonitis geflossen, wie wilde Kämpfe werden dort ausgefochten worden sein, und wie so manchesmal hat da die Verzweiflung der Mutter den schnöden Vorsatz des Vaters zum Scheitern gebracht! Aber wenn die arme Beraubte von neuem eines Kindes genas, wußte sich der Gatte besser zu wappnen und zu wehren, und man beseitigte das Kleine, bevor die Mutter es nur gesehen, oder stahl es ihr nächtlicherweile.

Das gab tiefe, nie heilende Wunden, und wenn das Leben der griechischen Ehefrau ihr selbst nicht nur erträglich, sondern angenehm vorgekommen ist, diese Eingriffe in die heiligsten und schönsten Regungen ihrer Seele müssen es, wo sie geübt wurden, zur Hölle gemacht haben; denn bis in alle Ewigkeit wird keine Sitte und Gewohnheit die Mutter über den Verlust ihres Kindes und selbst nicht über die zerstörte Hoffnung auf ein solches hinwegtrösten können.

Unter den Segnungen, welche die Welt unserm Heiland verdankt, ist eine der größten, daß seit der Annahme seiner Lehre dem in Griechenland und später in Rom und vielen Provinzen des römischen Reiches üblichen Aussetzen der Kinder und andern schändlichen Maßregeln zur Einschränkung der Nachkommenzahl auf einmal ein Ziel gesetzt wurde. Ein Leben, wie jung es auch sein mochte, zu vernichten, ward von nun an unter die Todsünden gerechnet, und der christliche Richter verdammte den Mord eines Säuglings in den Windeln ebenso streng wie den eines Staatsbeamten in der Toga prätexta.

---

[1]) In jedem wohlhabenden griechischen und römischen Hause wurden die Kinder nicht von der Mutter, sondern von der Amme genährt.

Das Christentum hat sich auch der Unsitte des Hetärenwesens ernstlich widersetzt und ihm in einer Zeit, in der es schon tief gesunken und des Unterganges völlig wert war, ein Ende gemacht.

Die unfreie Stellung der Ehefrau und die Aussetzung der Kinder — von den unnatürlichen Lastern jener Zeit ist es uns hier zu schweigen gestattet — sind die dunkelsten Schattenflecken, welche auf das sonst so lichte und herrliche Leben der Griechen fallen, und hätte es in Hellas außer den Gattinnen der Bürger keine andern Frauen, die der freie Bürger seines Umganges wert halten konnte, gegeben, würden wir der hellenischen Kultur wie einem ungelösten Rätsel gegenüberstehen; denn wenn wir dieser Kultur recht nahetreten und uns vergegenwärtigen, was sie auf jedem Gebiet des höheren Geisteslebens geschaffen, so schaut uns das, was wir mit Goethe das „ewig Weibliche" nennen, überall deutlich entgegen. Auch in der Mythologie und Götterlehre der Hellenen, jener herrlichen Schöpfung des griechischen Geistes, seiner Beobachtungs- und dichterischen Gestaltungskraft, spielt in allen Künsten, an denen sich der griechische Genius versuchte und die höchsten Preise errang, das weibliche eine dem männlichen Element durchaus ebenbürtige Rolle. Das alles würde sich nun der Erklärung durchaus entziehen, wenn es nicht in den Mittelpunkten des hellenischen Lebens und Schaffens Frauen von seltener Art in einer freien und glücklichen Lebenslage gegeben hätte. Von unserm sittlichen Standpunkte aus fällt es uns, wie gesagt, schwer, uns ein rechtes Bild von der Stellung zu machen, welche diesen Frauen in der hellenischen Gesellschaft eingeräumt worden ist, und um sie zu verstehen, ist es — wir wiederholen es — notwendig, den sittlichen Maßstab, dessen sich unsre Gesellschaft bedient, aus der Hand zu legen, und müssen wir uns bemühen, bei der Nennung des Namens „Hetäre" uns mit keinem Gedanken an die feilen Dirnen zu erinnern, welche die Athener eben so tief verachteten, wie der Christ sie beklagt.

Die Unglücklichen, an denen es auch in Griechenland nicht fehlte, gleichen dem Unkraut, das die Saat verdirbt und wonach nur das Vieh das hungrige Maul aufthut; die Hetären aber den Gartenblumen, die künstlich veredelt und wohl gehalten die Sinne durch schöne Farben und köstlichen Duft ergötzen. Man weiß, daß sie zu den Giftpflanzen gehören, aber man freut sich ihrer, man bewundert sie dennoch, solange sie die Beete zieren. Sie haben keine andre Bestimmung, als zu erfreuen, und wenn sie verwelkt sind, giebt man sie dem Herbstwinde preis. Wer fragt danach, wohin der Gärtner sie wirft? und doch haben sie den Dichter begeistert, sie im Liede zu feiern, den Künstler hingerissen, sie nachzubilden mit seinen besten Farben, hat ihre Existenz allen denen Genuß geboten, die sich vor dem gefährlichen Hauche zu hüten verstanden, welcher manchen Jüngling betäubte, der ihnen zu nahe kam. Neben ihnen nimmt die Ehefrau die Stellung des nützlichen Aehrenfeldes und des guten Obstbaumes ein, welchen niemand, sobald er abgeblüht hat, um seiner Schönheit

willen ansieht, der aber dem Hause treffliche Dienste leistet, und an dessen Früchten die Kinder sich freuen.

So und nicht anders haben die Griechen selbst die Hetären aufgefaßt. Natürlich hat keiner ein Buch über sie geschrieben, aber es giebt doch eine Reihe von Werken, welche uns gleichsam in Verbindung mit ihnen bringen oder eingehender über sie reden. Wir denken dabei an die etwas boshaften Hetärengespräche des Lucian und an des Athenäus berühmtes Buch die Deipnosophisten oder die Gelehrten beim Festmahle, zwei Schriften, welche in einer Zeit entstanden sind, in der die geistvollen Geliebten der Griechen schon tief von ihrer früheren Höhe herabgesunken waren. In der letzteren heißt es: „Ich habe über die eigentlichen Hetären, die von Profession, gesprochen, diejenigen, welche ein Freundschaftsbündnis ohne Ränke und Nebengedanken aufrecht zu erhalten wissen.“ Diesen Frauen etwas Uebles nachzusagen, fällt dem Kynulos gar nicht ein, und sie sind auch von allen Weibern die einzigen, deren Namen sich von „Freundschaft“ oder von jener Göttin herleitet, welche die Athener Aphrodite Hetära nennen. An sie denkt denn auch der Athener Apollodor in seiner Schrift über die Götter, wenn er sagt: „Sie beten die Venus Hetära an, welche Frauen und Männer in Freundschaft oder sagen wir als Geliebte vereinigt.“ Sodann erfahren wir, daß nur freigeborene Frauen oder Mädchen, nie Sklavinnen, Hetären werden konnten, und endlich wird eine Stelle aus der Rede des Demosthenes gegen die Neaera mitgeteilt, in welcher sich dieselbe Einteilung der griechischen Frauen findet, deren wir uns bedienten. „Wir haben,“ so sagt der große Redner, „Hetären, um uns mit ihnen zu ergötzen, sodann käufliche Dirnen und endlich Weiber, die uns rechtmäßige Kinder schenken sollen und denen es obliegt, alle unsre häuslichen Angelegenheiten treu zu bewachen.“ Auch in diesem Ausspruch wird der Hetäre freundlich und ohne Tadel gedacht.

Wie Perikles sich seines Bundes mit der Aspasia rühmte, so ließ sich Alkibiades überallhin von seinen Geliebten Damasandra und Theodote begleiten. Diese blieben ihm treu bis über den Tod, und nachdem der Satrap Pharnabazos ihn meuchlerisch ermordet hatte, sorgten sie für seine Bestattung. Auch dies wird uns von Athenäus berichtet, welcher das Grabmal des großen Atheners zu Melissa in Phrygien selbst gesehen zu haben versichert. Wenn wir nicht irren, hat diese Stelle in den Deipnosophisten Paul Heyse den Stoff zu seiner letzten Tragödie Alkibiades geliefert.

Kein vornehmer Bürger des damaligen Athens schämte sich seines Bündnisses mit einer reichbegabten Hetäre, und ganz besonders bezeichnend für die Stellung dieser Frauen in der attischen Gesellschaft ist die Art, wie Sokrates, das Vorbild der Philosophen und der weise Lehrer der strebsamen und denkfrohen Jugend seiner blühenden Vaterstadt, mit der Hetäre Theodote verkehrte.

Xenophon, einer der glaubhaftesten Schriftsteller jener Zeit, welcher dem

Meister selbst nahegestanden, erzählt, daß Sokrates, nachdem er viel über die besondere Schönheit dieses Weibes gehört, sie nicht allein, sondern in Begleitung seiner Schüler aufgesucht habe. — Was er von ihrer Anmut vernommen, fand er bestätigt, und die höchst kostbare und geschmackvolle Einrichtung ihrer Wohnung veranlaßte ihn zu der Frage, wem sie die Mittel verdanke, sich mit solchem Luxus zu umgeben. Dann gab ihr der Mann, welcher überall gern in die Seelen derer, welche er seines Umganges würdigte, eine Lehre säete, gute Ratschläge und ermahnte sie, sich nie mit frechen und zudringlichen Menschen einzulassen; diejenigen aber, die ihre Liebe erworben, solle sie, wenn sie krank würden, pflegen, sich recht mit ihnen freuen, wenn es ihnen gelungen sei, eine That, die ihnen Ehre bringe, zu verrichten und diejenigen, welche sie liebten, herzlich wieder lieben. In dieser ganzen Unterredung, welche mit einem liebenswürdigen und schmeichelhaften Lobe ihrer Schönheit schließt, mischt sich auch nicht der leiseste Tadel; Sokrates scheint sich vielmehr zu freuen, die Hetärenschaft Athens durch ein so anmutiges Mitglied vermehrt zu sehen, und hat für die Schüler, welche ihn begleiten, kein warnendes Wort. Auch Theodote bleibt natürlich und unbefangen bis zuletzt, und obgleich sie weiß, wer sie der Ehre seines Besuches würdigt, fällt es ihr nicht ein, sich zu entschuldigen oder den berühmten Weisen um Nachsicht zu bitten.

Sokrates hat ihr geraten, sich über jede That, welche dem Geliebten Ehre bringt, mit ihm zu freuen, und so konnte denn wirklich den Bildhauer nichts glücklicher machen, als das Lob seiner schönen Freundin, die zugleich eine geübte Kunstkennerin war. Der Staatsmann, Krieger oder Wettkämpfer wußte, daß, wenn er sich als Redner, im Felde oder bei öffentlichen Spielen ausgezeichnet hatte, die ihm gewogene Hetäre durchaus verstehen werde, was er geleistet und vielleicht sogar Zeugin seines Ruhmes gewesen sei.

Man muß den Briefwechsel zwischen dem Lustspieldichter Menander, dem feinen und vornehmen Freunde Epikurs, und der Hetäre Glykera gelesen haben, um zu begreifen, wie achtungsvoll solch eine Frau von ihrem hochgestellten Geliebten behandelt wurde, und wie schön sie es verstand, auf seine Interessen einzugehen. Dabei schrieb sie anmutig zugleich und gewandt, während, wenn Menander verheiratet war, seine Gattin mit dieser Kunst auf schlechtem Fuße gestanden sein wird. In seinem „Weiberfeinde", der für sein bestes Stück gehalten wird, stellt er die attische Ehefrau in ein sehr übles Licht. Neben ihrer Putzsucht klagt der Held am lautesten über den Aberglauben seiner Frau, der allerdings in den Kinderstuben und in der ganzen Gynekonitis jenen bedenklich hohen Grad erreicht haben muß, der sich mit großer Beschränktheit so häufig verbündet.

Berühmte Hetären werden dagegen gern und oft von den Dichtern besungen, und die vielen der Phryne gewidmeten Epigramme feiern nicht nur ihre Schönheit, sondern auch, was sie dem Bildhauer Praxiteles gewesen, sowie

kleine Züge, welche man aus dem Liebesleben dieser beiden in ihrer Art auserwählten Menschenkinder erzählte.

Meleagros hat der Zenophila viel Lieder gewidmet, aus denen ich nur das folgende, schalkhafte Epigramm anführen will:

„Zenophila, du schlummerst, zarte Blüte?
Ich aber möchte gern der Traumgott sein;
Dann schlich ich mich mit zärtlichem Gemüte,
Am liebsten ohne Flügel — zu dir ein."

Manche von diesen an bevorzugte Hetären gerichtete Sänge gleichen vollkommen unsern modernen Liebesliedern, wie die folgenden, der schönen Heliodora gewidmeten Verse lehren mögen:

„Mische, wenn du wieder füllst den Becher,
Heliodorens Namen mit hinein!
Winde mir ums Haupt den Kranz, dem Zecher,
Den sie gestern mir gereicht beim Wein.
Doch die Ros' im Kranze scheint betaut
Wie von Thränen! O sie hat Erbarmen;
Weinet, daß sie heut in meinen Armen
Nicht die süße Heliodora schaut."

Aus diesem Gedicht tritt uns dieselbe wieder und wieder für völlig modern erklärte Empfindung entgegen, die wir „Sentimentalität" nennen, und was könnte „galanter sein" — wir bedienen uns geflissentlich dieses modernen Ausdrucks — als die der gleichen Schönen gewidmeten Verse:

„Zwar vertrocknet ganz und gar
Ist der Kranz auf Heliodorens Haar,
Doch sie strahlt in ihrem eignen Glanze
Und dient selber so dem Kranz zum Kranze."

Wie sehnsuchtsvoll klingt die poetische Epistel, die Rufinus an seine Geliebte Elpis aus Ephesus richtet, und wie ergreifend ist die Klage, welche von der Leier des Meleagros der verstorbenen Heliodora nachtönt. Daß die Skulptur der Hellenen den Hetären viel zu danken hatte, ist schon erwähnt worden. Hundert Bildhauer, welche die Gestalten unsterblicher Göttinnen zu bilden wünschten, fanden in ihnen Modelle nicht nur von vollendeter Körperschönheit, sondern auch voll des besten Verständnisses für die Aufgabe, die sich der Bildner gestellt hatte. Einigen von ihnen sind auch Statuen errichtet worden, so der Läna (Löwin), der Geliebten des Harmodios, die sich die Zunge ausgebissen haben soll, um sich in die Unmöglichkeit zu versetzen, Verrat an der Verschwörung ihres Freundes, deren Mitwisserin sie war, zu üben. Die Athener errichteten dann ihr zu Ehren ein Standbild, welches, mit Anspielung auf ihren Namen, eine Löwin ohne Zunge zur Darstellung brachte. Ich könnte noch viel Aehnliches hier anführen, aber das Wenige, was ich gab, genügt schon,

um zu zeigen, daß die höchste Liebesglut, welche Eros in der Brust eines griechischen Mannes entzündete, nicht dem zwölf- bis fünfzehnjährigen Kinde gewidmet war, das er seine Braut nannte, und ebensowenig seiner bescheidenen Gattin, an deren Schönheit er sich freute, solange sie noch jung war, sondern dem anmutsvollen, ihm geistig ebenbürtigen Wesen, das in allen Künsten des Gefallens bewandert, ihm Geist, Herz und Sinn mit gleichem Entzücken erfüllte.

Ganz Griechenland würde sich vor Lachen geschüttelt haben, wenn ein Mann wie Meleagros, welcher seine schöne Hetäre besonders häufig besang, seiner Gattin ein Liebeslied gewidmet haben würde; entzog doch die Sitte das zärtliche Band, welches Gemahl und Gemahlin vereinte, so streng jedem fremden Auge, daß ein hochgestellter Mann sich strengen Tadel gefallen lassen mußte, weil er seine Gattin in Gegenwart seiner Tochter geküßt hatte.

Wie Phrynes Liebe, so begeisterte die Neigung von hundert Hetären die für sie glühenden Künstler zu den edelsten Werken, und wir verdanken dem französischen Gelehrten Raoul Rochette ein Werk, aus dem uns mit unleugbarer Deutlichkeit entgegentritt, wie es die Hetären gewesen sind, welche den künstlerischen Enthusiasmus der griechischen Musenfreunde anfachten und lebendig erhielten.

Ein Volk, das es verschmähte, Leidenschaft und zärtliche Neigung auf die gesetzlichen Bahnen der Ehe überzugeleiten und in freier Liebe ein Festtagsleben außer dem Hause führte, eine Nation, die, abgesehen von den heitersten aller Götterdienste, keinen Dienst kannte, als die leichten oder schweren, vergnüglichen oder tödlichen Forderungen, welche der geliebte Heimatsstaat an ihn stellte, und die zu erfüllen ihm zur Freude und Ehre gereichte, besaß alles, was den Sinnen schmeicheln und sie befriedigen, was den Geist erheben und den Ehrgeiz anspornen kann, Großes zu leisten; aber in diesem Schönheitsrausche, der vor keiner gemeinen Tagesarbeit, deren Verrichtung den Sklaven oblag — die Thätigkeit des Künstlers und Gelehrten bot göttliches Vergnügen — unterbrochen wurde, blieb eins ohne Befriedigung: das Gemüt, und zwar in unserm deutschen Sinn, dem das griechische Thymós nicht völlig entspricht. Dies Wort hat viel weitere Grenzen als das deutsche, mit dem es sich decken soll, und welches ein bescheidenes Sichbeschränken voraussetzt. Je enger die Hürden sind, welche das liebevolle Mitgefühl, das milde Gegenbild des unerbittlichen Verstandes, das wir „Gemüt“ nennen, umhegen, desto vollere und stärkere Geltung kann es erlangen. Der Thymós der Griechen schließt auch den „Mannesmut“ in sich, erstreckt sich mit auf das gesamte politische Leben, und wenn auch unser „Gemüt“ die ganze Menschheit zu umfassen vermag, so kommt es doch erst zur vollen Bethätigung, wenn es sich an dem kleinsten der gesellschaftlichen Verbände, das heißt der Familie wirksam erweist. Diese ist den Griechen, wenigstens in unserm Sinne, unbekannt geblieben, und gerade hier ist es, wo das Gemüt Wurzeln schlägt, wo es Wachstum und Nahrung findet.

Die Familie in unserm Sinne ist nur denkbar in einer Gesellschaft, wo der Gatte das ihm innewohnende Liebesbedürfnis voll und ganz auf die Frau überträgt und diese damit beglückt, zu sich hinaufzieht und adelt. Das Weib erwidert mit dem ihm eignen wärmeren Herzensleben, was ihm an Liebe zu teil wird, und so wird durch geben und nehmen, nehmen und geben eine Gleichheit zwischen beiden hergestellt, welche sie, als wären sie nicht nur zwei gleichberechtigte Genossen, sondern thatsächlich eins, auch das Ansehen des Hauses nach außenhin vertreten läßt.

In seinem Innern werden sie den Kindern und dem Gesinde gegenüber eine einige, herrschende, ordnende, Liebe verteilende und empfangende, überall mitfühlende Macht darstellen. Die Söhne und Töchter sind ihr gemeinsamer Besitz, und diese wissen nicht, wem von beiden Eltern ihre Neigung und Achtung in höherem Grade zukommt, wem sie größeren Dank schulden für die wohlbewachten Freuden ihrer Jugend und die Belehrung, welche ihnen zu teil ward. Dem Manne wird auch in unsrer Familie der Erwerb und der Schutz sowie die Vertretung des Hauses zukommen, während das im Näheren und Kleineren größere Weib sich vorzüglich der Leitung der Wirtschaft und der jüngeren Kinder annimmt. Wachsen diese heran, so teilen Vater und Mutter die Sorge für ihr äußeres und inneres Gedeihen, und wenn der Gatte stärkeren Einfluß auf die geistige Entwicklung und die Widerstandskraft der Kinder übt, so weckt die Mutter dafür von dem ersten Gebetchen an ihre religiöse Empfindung, so belebt sie ihre Einbildungskraft, so pflanzt sie jenen unsichtbaren Wegweiser in ihre Seele, den wir Herzenstakt nennen und der den Erwachsenen zeigt, mitten im Gewühl der Welt, ohne andre zu stoßen und ihnen wehe zu thun, den eignen Weg zu finden, das eigne Ziel zu erreichen.

Der Gatte besitzt in seinem schon vor der Eheschließung wohl unterrichteten Weibe eine verständnisvolle Freundin. Beide helfen einander die Last des Lebens tragen, und sie genießen doppelt die Freuden des Daseins, weil sie sich denselben für sich und zugleich im Sinne des andern hingeben und sie in gemeinsamem, geteiltem Genuß auskosten. Die Mahnung, treu zu bleiben bis in den Tod, fordert sie nur auf, das zu erfüllen, wozu das eigne Herz sie antreibt.

Man hat nun gesagt, die Familie und der Platz, welchen die Frau gegenwärtig darin einnimmt, sei ein Geschenk des Christentums, und diese Behauptung ist im Großen und Ganzen leicht zu rechtfertigen, aber die Familie hat langer Zeit bedurft, um diejenige Gestalt zu gewinnen, welche wir oben zu schildern versuchten. Die Stellung der Frau ist sogar im Kreise der christlichen Gemeinden in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt des Heilands eine so unwürdige gewesen, daß unsre Gattinnen die Augen niederschlagen würden, wenn wir ihnen im klaren, unverfälschten Spiegel zeigen wollten, wie man ihre Schwestern von damals zwar in die Versammlungen der Gläubigen

zuließ, zwar in die Märtyrerlisten aufnahm, ja sie sogar der Kanonisierung wert hielt, wie man sie sonst aber als Lockspeise des Teufels zurückwies, sie schmähte und floh, wie man ihr zumutete, in fortwährender Scham und Buße zu leben, weil durch ihre Schuld sich die Sünde der Menschheit bemächtigt habe, wie man den Frauen auf einem Konzil im sechsten Jahrhundert verbot — ihrer Unreinheit wegen — beim Abendmahl das Brot, den Leib Christi, mit nackten Händen in Empfang zu nehmen, wie man ihnen die Schönheit zum Vorwurfe machte und jede Verbindung mit ihnen, selbst die Ehe, als Entheiligung brandmarkte und floh. Nur um die Menschheit vor dem Untergange zu schützen, fügten sich die Leiter der Kirche in ihre Erhaltung, und Hieronymus, der Heilige, konnte noch empfehlen, mit der Axt der Jungfräulichkeit den Wald der Ehe niederzulegen. Musik und Gesang, herzerhebende Künste, welche selbst den Töchtern edler heidnischer Familien zu Rom wohl anstanden, wurden den christlichen Jungfrauen zu treiben verboten, und ein großer Kirchenvater verlangt von ihnen sogar, sie möchten ihr Ohr dem Klange der Orgel verschließen, Flöten-, Lauten- und Zitherspiel sollte ganz unbeachtet von ihnen bleiben.

Ausnahmen hat es freilich gegeben, wie man aus Tertullians Schilderung einer echt christlichen Ehe ersieht; aber es kann doch nicht geleugnet werden, daß erst nach Einführung des Marienkultus die Frau und die Ehe besonders unter den morgenländischen Christen gleichsam rehabilitiert worden sind. Dennoch gilt im Kreise der katholischen Kirche das ehelose immer noch für das heiligere und vorzüglichere Leben, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir den Ursprung jener Art des Familienlebens, die wir oben mit kurzen Strichen zu zeichnen versuchten, in dieselbe Epoche verlegen, deren bewunderungswürdige Söhne die christliche Kirche und die heidnische Kunst zugleich reformierten. Luthers Vermählung mit der Nonne Katharina von Bora hat die evangelische Kirche mit der Ehe versöhnt, und zwar der Jungfräulichkeit ihre Heiligkeit und ihren Zauber gelassen, aber der Ehelosigkeit den unverdienten Heiligenschein vom Haupt genommen.

Die Minnesängerzeit, welche das Weib zum Rang eines Fetischs erhob, wird oft als die Blüteepoche der Frauenmacht und Stellung gepriesen, aber mit Unrecht. Erkennen wir doch mutig an, was wir Größtes und Schönstes besitzen! In der Stellung der Frau in der Gesellschaft und besonders in der christlichen Familie der letzten drei Jahrhunderte hat das Weib den Platz gefunden, welcher ihm zukommt. Durch einen wunderbaren Renaissanceakt — damit fassen wir die Gesamtheit des Gesagten zusammen — hat sich die Versöhnung und Verschmelzung der beiden Frauenklassen vollzogen, welche in den herrlichsten Tagen des historischen Lebens der Menschheit, in der Glanzzeit des Griechentums nebeneinander und oft wohl in feindlichem Gegensatz zu einander bestanden haben. Die zweite, der Stand der Hetären, hat, wie sehr ihre

gesellschaftliche Stellung auch unsern sittlichen Empfindungen widerstrebt, unzweifelhaft einen tiefgehenden Einfluß auf die Entfaltung der unvergänglichen Schönheit des griechischen Lebens geübt, und was ihr Geist den hellenischen Männern gewährte, das dürfen und können wir und die Gesellschaft, zu der wir gehören, von der uns angetrauten Gemahlin erwarten. Die in der Wirtschaft herrschende, Kinder nährende, Sieche pflegende Gattin des griechischen Bürgers ist für uns zur „Hausehre" geworden, und sie möge sorgend und die schwersten Pflichten erfüllend, fortfahren, in unsrer Familie liebevoll und im kleinen Kreise gebietend zu walten. Aber wir wollen sie nicht allein; vielmehr soll in ihrer Person uns auch das mit allen Reizen des Geistes und Körpers geschmückte Weib, für welches Eros unser Herz entzündete, an den heimischen Herd folgen, und es wird dort, auch wenn wir weit entfernt sind, einem Perikles zu gleichen, das für uns Männer sein können und sein — bis zum Tode —, was Aspasia diesem gewesen. Gattin und Geliebte sind eines für uns geworden, alles, was Sokrates der Hetäre Theodote riet, verlangen wir von unsern Frauen und wird uns — wenn unsre Wahl sich nicht völlig verirrte — in der That von ihnen gewährt. Wenn ein Sokrates in unsrer Zeit sich über das Wesen, den Ursprung und Zweck der Liebe zu unterrichten begehrte, brauchte er keine Diotima auszufragen, sondern könnte sich getrost an eine geistvolle, glückliche Ehefrau wenden. — Wir meinen, daß unsern Gattinnen keinerlei Gefahr droht, in ihren Rechten von Aspasien und Phrynen geschädigt zu werden, solange sie es verstehen, Geist und Wirtlichkeit, Anmut und Treue, wahre und echte keusche Weiblichkeit, heiteren Sinn und mütterliche Würde zu vereinen.

II. Die Frau im alten Aegypten.

Wenn wir bei der Lösung der Aufgabe, ein Bild der Stellung des Weibes bei den in ihrer Entwicklung selbständigsten Nationen des Altertums — den Griechen und Aegyptern — zu entwerfen, uns zuerst dem hellenischen Weibe zuwandten, so geschah es, weil wir ja, sobald vom „antiken Leben" die Rede ist, immer zuerst an das der Griechen denken, und es uns zweckentsprechend erschien, von solchen Verhältnissen, welche der Leserin im allgemeinen vertrauter sind, zu andern überzugehen, von denen sie spärlichere Kunde besitzt.

In griechischen Anschauungen sind wir alle aufgewachsen, unser ästhetischer Sinn hat sich in hellenischer Schule gebildet, was griechisch ist, nimmt von vornherein das Interesse des Lesers in Anspruch, während er von dem Leben der Aegypter wenig weiß und es als etwas Fremdes, ihm Fernliegendes ansieht.

Dennoch hat die Stellung des ägyptischen Weibes derjenigen, welche unsre Mädchen und Gattinnen einnehmen, nähergestanden als die der griechischen

Frau. In homerischer Zeit genoß allerdings die Gemahlin eines zeusentsprossenen, zeusernährten Königs, eines obersten Richters, Heerführers oder Priesters unter den Achäern hohe Achtung; ja sie ward von ihrem erlauchten Gatten geliebt und geschätzt und stand ihm als ebenbürtige Gefährtin und Mutter zur Seite. Die späteren Griechen, welche ihren Homer kannten wie wir unsre Bibel, hatten dies alles nicht vergessen, und doch ist es gerade ihnen schwergefallen, die Stellung, welche die Aegypter ihren Frauen einräumten, auch nur zu begreifen.

Sehen wir zu, wie es sich mit derselben verhalten.

Das ist das merkwürdige an der ägyptischen Denkmälerwelt, daß sie uns nirgends mit Anfängen und ersten Versuchen bekannt macht. Fertig wie die aus dem Haupt des Zeus entsprungene Pallas Athene tritt uns das politische und private Leben auf den ältesten Monumenten entgegen, und diese zeigen uns auch die Religion und Götterlehre als ein in sich abgeschlossenes und nur geringer Umwandlungen und Zusätze fähiges Ganzes. Je mehr Inschriften und Darstellungen aus ältester Zeit gefunden werden, desto bestimmter ergiebt es sich, daß die frühesten bis auf uns gekommenen ägyptischen Denkmäler keineswegs die Anfänge einer neuen, jung erblühenden Kultur, sondern das Ende eines langen Ringens nach den höchsten Gütern der Menschheit bezeichnen; — tritt uns doch in dieser frühen Zeit ein wohlorganisiertes Staatsleben, ein Königshof mit feststehenden Hausgesetzen und einer allen Bedürfnissen und Machtbefugnissen des Pharao angepaßten Beamtenwelt, eine in verschiedene Priesterklassen zerlegte Hierarchie und ein Kultus entgegen, der reich ist an den verschiedenartigen, längst festgestellten Zeremonien. Im Pantheon der Aegypter fehlt schon damals, wenn wir von den später beträchtlich vermehrten Dämonen der Unterwelt absehen, kein Verehrungswesen, dem im neuen Reiche geopfert wurde; nur sehen wir, angemessen den politischen Schicksalen des Nilthales, gewisse Gottheiten zu höherem Ansehen gelangen oder Einbuße an dem ihnen ursprünglich gewährten erleiden. Jenseits der Grenzen des Diesseits lebte in der Vorstellung der ältesten Könige, von denen wir wissen, und ihrer Unterthanen eine unvergängliche Welt, welche die priesterliche Phantasie aufs reichste ausgestattet und in der man der Seele dieselben Ziele vorgesteckt hatte — die jüngst entdeckten Pyramidentexte beweisen dies — wie 2000 Jahre später. Wenn sich dann auch nach der Berührung Aegyptens mit asiatischen Völkern in das Vorhandene neue Anschauungen gemischt haben, so ist der Kern der Unsterblichkeitslehre doch im Ganzen unverändert geblieben. Wohl giebt es Monumente ohne Inschriften, aber keins von ihnen ist in früherer Zeit entstanden als andre Denkmäler, auf denen uns die Hieroglyphenschrift mit ihren beiden Elementen, dem lautlichen und begrifflichen, voll ausgebildet begegnet. Ja, diese ersten von allen auf Erden vorhandenen Proben der Schreibekunst machen uns mit der schwer begreiflichen Thatsache bekannt, daß die lautlichen Zeichen in jener uralten Epoche eine reichere Verwendung gefunden haben als

in späterer Zeit, während bis vor kurzem angenommen wurde, daß die ideographischen oder Begriffe darstellenden Schriftbilder den lautlichen so sicher vorangegangen seien, wie sich das Kind früher der Gebärde bedient als des Wortes.

Schriftrolle und Schreibzeug kommen als Hieroglyphen in den ältesten Texten vor, und die frühesten bildlichen Darstellungen zeigen uns die Ernte der Papyrusstaude und Schreibstuben voller Männer, welche Griffel, Rohr und Pinsel eifrig gebrauchen. Die Wissenschaft hat bereits große Fortschritte gemacht, Bücher, in welchen alte Gelehrte die Spruchweisheit ihres Volkes niedergelegt haben, sind schon in der Pyramidenzeit entstanden, medizinische Vorschriften und Erfahrungen hielt man nicht weniger früh der Aufzeichnung wert, und sie enthalten Rezepte, wie Haarfärbemittel 2c., welche auf ein verfeinertes Leben deuten. Astronomen, Mathematiker und Geometer haben schon damals eine unverächtliche Ausbreitung und Vertiefung der Kenntnisse erworben, und die Kunst hat in der ältesten uns zugänglichen Periode des ägyptischen Kulturlebens Werke geschaffen, denen ihre späteren Entwicklungsphasen nichts Aehnliches an die Seite zu stellen wissen.

Die frühesten ägyptischen Skulpturen sind zugleich die schönsten und kommen der Natur am nächsten. Die Rundbilder unter ihnen beweisen, daß die Plastik der Aegypter keineswegs nur im Zusammenhang mit der Architektur entstanden und geübt worden ist, und manche Statue aus der altersgrauen Zeit der Pyramidenerbauer lehrt, wie vortrefflich die ägyptischen Bildhauer es schon damals verstanden, porträtähnliche Gesichter und Figuren zu schaffen und das härteste Material wie Diorit, Granit und Grauwacke so zu bearbeiten, daß wir, die wir ihnen den Besitz von Stahlwerkzeugen nicht zutrauen dürfen, vor manchen ihrer Skulpturen wie vor ungelösten Rätseln dastehen und die Arme sinken lassen.

Auch die Stellung der Frau in diesen frühen Tagen beweist, daß ihr eine lange Reihe von Entwicklungsjahren, über welche uns jede Kunde fehlt, vorausgegangen sein muß. Jedenfalls nimmt die Aegypterin schon im 4. Jahrtausend v. Chr. einen bevorzugten Platz in der Gesellschaft ein, und dem Forscher, dem es obliegt, einzelnes über denselben festzustellen, kommen außer den Denkmälern auch andre Nachrichten willig zu Hilfe.

Bei dem gegenwärtigen Stande der Aegyptologie ist es gestattet, das Zuverlässigste und Beste nicht den Mitteilungen der Griechen und Römer, sondern den Monumenten selbst zu entnehmen. Diese sind gleichsam als Spiegelbilder des ägyptischen Lebens selbst zu betrachten und von unumstößlicher Zuverlässigkeit; was die Klassiker berichten, bezieht sich dagegen meistens auf spätere Zeiten und enthält viel Irrtümliches, da ja die griechischen Historiker, die Länder- und Völkerbeschreiber sich der Dolmetscher oder Fremdenführer [1])

---

[1]) Es gab von diesen Hermeneuten seit der griechenfreundlichen 26. Dynastie (663 bis 525 v. Chr.) eine ganze Kaste.

bedienen mußten, um Kunde über solche Dinge zu erlangen, welche ihnen bemerkenswert erschienen. Auch die wißbegierigsten Hellenen, wie Herodot, der um 450 v. Chr. Aegypten bereiste, waren auf die Hilfe solcher Leute angewiesen, und diese wurden von den Zeitgenossen selbst unzuverlässige und oberflächliche Gesellen genannt, denen es immer nur auf überraschende Wirkungen ankam.

Die Bevorzugung der ägyptischen Frau fiel freilich so stark ins Auge, daß sie von scharfblickenden Griechen wie Herodot und Diodor von Sizilien nicht übersehen werden konnte. Was sie über dieselbe berichten, ist oft wiederholt worden, auch der Laie kennt es zum Teil, aber es enthält so viel Irrtümliches, daß wir die Leserin bitten müssen, dies, bevor wir in unsern Mitteilungen fortfahren, an der Hand der Monumente berichtigen zu dürfen.

Was den Halikarnassier (Herodot) angeht, so meinte er als reisender Schriftsteller diejenigen Sitten und Gebräuche der Aegypter am schärfsten ins Auge fassen zu sollen, welche ihm am weitesten von denjenigen seiner Landsleute abzuweichen schienen, und so schrieb er im 35. Kapitel des zweiten Buches seiner „Neun Musen" die folgenden Bemerkungen nieder, von denen er hoffen durfte, daß sie in Griechenland besonders Interesse erregen würden:

„Was nun Aegypten selbst betrifft," hebt er an, „kann ich nicht umhin, recht ausführlich zu werden; denn es giebt weder ein Land, wo es so viel Wunderbares gäbe wie hier, noch eines, wo sich so viele Werke fänden, welche jeder Beschreibung spotten. Hier sind denn auch nicht nur die Witterungsverhältnisse ganz anders als in der übrigen Welt, und der Fluß grundverschieden von allen andern Strömen, nein, es stehen auch die Sitten und Gebräuche dieses Volkes in geradem Gegensatz zu dem gewöhnlichen Thun und Lassen der übrigen Menschenkinder: die Weiber gehen auf den Markt und besorgen den Einkauf, während die Männer zu Hause bleiben und am Webestuhl sitzen . . . die Frauen schleppen Lasten auf den Schultern fort, während die Männer sie auf dem Kopfe tragen."

Bis dahin ist alles über die Weiber Gesagte richtig, die Denkmäler treten dafür als vollgültige Zeugen ein —, dann aber folgt die falsche Nachricht, daß keine Aegypterin ein priesterliches Amt, sei es bei einem Gotte, sei es bei einer Göttin, ausüben dürfe, während es den Männern gestattet sei, beiden als Priester zu dienen.

Die Monumente klären diesen Irrtum auf; denn sie zeigen uns nicht nur fürstliche Frauen, die priesterliche Funktionen verrichten, sondern auch eine gewisse Schwesterschaft, welche dem Dienste des Ammon geweiht war und sich recht gut mit unsern weiblichen geistlichen Orden vergleichen läßt. Auch viele Grabschriften sprechen von priesterlichen Aemtern, welche die Frauen, deren sie gedenken, im Dienste gewisser Gottheiten zu verrichten hatten. Auf den berühmten dreisprachigen Inschriftsteinen, der Tafel von Rosette und der von Tanis, welche

Dekrete auf griechisch und in den beiden Redeweisen der Aegypter, der heiligen, alten und der Volkssprache enthalten, werden Priesterinnen erwähnt, Wandgemälde zeigen uns solche, Papyri sprechen von ihnen und machen uns sogar mit einigen ihrer Funktionen bekannt. Uebrigens widerspricht Herodot sich schon im 54. Kapitel selbst; denn er redet dort von gewissen, dem Ammon in Theben geweihten Frauen, denen er die Gründung der Orakel des Zeus von Dodona und des berühmten Jupiter Ammon in Libyen zuschreibt.

Auch die folgende Bemerkung desselben Autors kann die Kritik nicht für genau halten: „Den Söhnen liegt, wenn sie es nicht freiwillig thun, keineswegs ob, für den Unterhalt ihres Vaters zu sorgen, aber die Töchter sind dazu verpflichtet."

Diese Sitte oder besser Vorschrift würde für das gute Herz der Aegypterinnen und ihre Thatkraft ein schönes Zeugnis ablegen, aber tausend Hieroglyphentexte in den Grüften lehren, daß nur der Sohn verpflichtet war, wenigstens für die Totenopfer, welche dem verstorbenen Vater dargebracht werden mußten, zu sorgen; auch stand es, wie das von Herodot selbst Kapitel 136 mitgeteilte Gesetz lehrt, dem männlichen Erben und nicht der Tochter frei, die väterliche Mumie als Pfandobjekt zu benutzen und sie zu versetzen. Die so häufig wiederholte moralische Vorschrift, welche auch in religiösen Texten oft vorkommt, Hungrige zu speisen, Dürstende zu tränken und Nackte zu bekleiden, richtet sich zugleich an Männer und Frauen, und ihre Unterlassung, gerade an dem eignen Vater, würde dem Sohne dieselbe „Verunehrung" zugezogen haben, welche ihn bedrohte, wenn er den verpfändeten Leichnam seines Erzeugers uneingelöst ließ.

Herodot hat also in diesem Falle geirrt, und wie er dazu gekommen, ist leicht zu durchschauen. Die Frau gebot nämlich, wie wir sehen werden, nicht nur über das Haus, sondern auch häufig über das Vermögen, und jeder Grieche konnte ein Gesetz, welches den Töchtern gebot, die alternden Väter zu versorgen, zwar fälschlich, aber doch leicht aus der häufigen Erscheinung herleiten, daß Frauen ihre Väter im Hause ihres Gatten wohnen ließen und dort mit allem Nötigen versorgten.

Im 36. Kapitel macht dann Herodot die, wie alles, was er selbst gesehen, zuverlässige Bemerkung, daß man anderwärts, wenn man nahe Verwandte betraure, sich das Haar schere, während die Aegypter (sie ließen sich, wie die meisten Orientalen, den Kopf rasieren) nach dem Verluste eines Angehörigen Haar und Bart lang wachsen ließen.

Was im weiteren Verlauf der Mitteilungen des „Vaters der Geschichte" nicht hierher gehört, soll unerwähnt bleiben. Die erste, welche sich wieder auf die Frauen bezieht, lautet:

„Die Männer tragen bei ihnen je zwei Gewänder, die Weiber nur eins," und auch ihr gegenüber ist eine Berichtigung nötig.

Allerdings gehörten zu der Toilette eines Aegypters zwei Kleidungsstücke. Unerläßlich auch für den ärmsten war der über den Hüften zusammengeknüpfte, längere oder kürzere, engere oder weitere Schurz, der gewöhnlich aus gefältelter Leinwand, bei den geringeren Klassen aber aus stärkerem Stoff oder Leder bestand. Die Könige und vornehmen Herren befestigten denselben mit kostbaren Tragbändern und Gürteln, von denen sie reich geschmückte, steife Schärpen herabhängen ließen. Ueber diesen, nennen wir es „Unterkleid", sehen wir sie indessen auch oft einen mit Fransen besetzten Rock ziehen. Der gemeine Mann brauchte einen solchen niemals oder höchstens bei kühlerer Witterung, und selbst die Großen trugen ihn nur bei besonderen Gelegenheiten; denn das Klima des Landes ließ ihn gewöhnlich unnötig erscheinen.

Was die Frauen angeht, so waren sie fast immer mit einem langen Gewande bekleidet, welches den wohlbekannten dunkelblauen, hemdenartigen Baumwollenkleidern, die den Fellachenweibern von heute bis an die Knöchel reichen, sehr ähnlich sieht; aber die vornehmsten unter ihnen trugen auch Ueberwürfe, welche entweder dem griechischen Peplos ähnlich sahen und nur Schultern und Oberkörper bedeckten oder als Pelerinen von feinerem Stoff vorn geöffnet waren und bis an den Saum des Unterkleides reichten. So gekleidet, sehen wir die vornehmen Aegypterinnen gewöhnlich feierlichen Aufzügen folgen und können also versichern, daß das „eine Kleid", von dem Herodot spricht, sich nur auf die ärmeren Klassen bezieht. Die Bauer= und Arbeiterfrauen sind heute noch nicht viel anders angethan wie in alter Zeit, und das blaue, hemdenartige Baumwollengewand, das wahrscheinlich seit der Einführung des Christentums, welches allem Nackten den Krieg erklärte, auch von den männlichen Fellachen oft getragen wird, ist während der Zeit der Kreuzzüge nach Frankreich gewandert und hat dort nach der ägyptischen Hafenstadt Pelusium, woher man es bezog, den Namen „Pelouse" erhalten. Daraus ist dann das spätere „Blouse" geworden.

Die Königinnen und vornehmen Damen unterschieden sich in Bezug auf die Tracht und besonders den Kopfputz damals wie im heutigen Aegypten sehr auffallend von ihren ärmeren Schwestern; denn die Gewänder der ersteren bestanden schon sehr früh aus den kostbarsten und feinsten Stoffen, von denen sich einige Proben in älteren Gräbern und sehr viele in solchen aus späterer Zeit wiedergefunden haben. Unsre Textilindustrie kennt, wie die Leichengewänder zeigen, welche Th. Graf in einem kurz nach der Zeit der Antonine angelegten Friedhof auffand, wenige Stoffarten, welche von den ägyptischen Webern nicht auch hergestellt worden wären. Unter den zu Wien konservierten Graf'schen Funden finden sich Zeugstücke, deren sich auch unsre Damen mit Freude und Stolz bedienen würden. Besonders reizend sind die Dessins der Borten mit ihren zart und geschmackvoll gefärbten Blumenornamenten und hübschen Figuren. Die feinen Stoffe, welche sich unter dem Namen der durchsichtigen Bombyx=

gewänder in der Lagidenzeit eine gewisse Berühmtheit erworben haben, sind schon am Hofe des Pharao, und zwar in früher Zeit von der Königin und den vornehmsten Damen des Landes getragen worden, und als besonders bemerkenswert mag hier hervorgehoben werden, daß die Gobelinweberei, auf deren Erfindung sich die Franzosen bis vor kurzem viel zu gute thaten, daß die tapisserie à haute lisse schon den Aegyptern bekannt war. An mehreren der von Graf ausgegrabenen Gewändern finden sich Borten und Besatzstücke in dieser schwierigen Art der Weberei aufs vollkommenste und geschmackvollste in schöner Zeichnung und Farbe ausgeführt.[1]) Manche Ornamente, mit denen die Gräber hoher Würdenträger aus allerältester Zeit geschmückt sind, haben jedenfalls gewebte Stoffe zum Vorbild gehabt, und sie sind so eigentümlich und ansprechend, daß man sich ihrer heute noch mit großem Beifall bedienen könnte.

In Gesellschaften ist mit solchen köstlichen Stoffen viel Staat gemacht worden, aber diese blieben Herodot wie allen Fremden natürlich verschlossen.

Auch andern Hellenen ist die bevorzugte Stellung der ägyptischen Frauen aufgefallen, und es muß ihnen, welche nach der Zeit, in welcher das Pharaonenreich den Griechen geöffnet worden ist, wie Japan gegenwärtig den Europäern, ihnen, die als unumschränkte Herren über ihre Gattinnen geboten und ihnen nur geringe Freiheit ließen, jämmerlich und komisch vorgekommen sein, Männer zu sehen, die ihren Weibern in mancher Hinsicht den Vorrang einräumten und sich hinter sie zurückzutreten bequemten.

Darum kann ein ernster Tragiker wie Sophokles seinen Spott über die armen Weiberknechte am Nil nicht zurückhalten, und aus manchem Papyrusstreifen erfahren wir, daß die ägyptischen Eheherren ihren Gattinnen in der That mehr Rechte eingeräumt haben, als es für das Wohl und Glück beider Teile gut war.

Bevor wir den griechischen Berichterstattern den Rücken kehren und uns den Denkmälern selbst zuwenden, müssen wir noch bemerken, daß Diodor, ein im ganzen gut unterrichteter Schriftsteller, welcher Aegypten zwar um 400 Jahre später als Herodot, aber doch noch vor der Einverleibung des Nilthals unter die Provinzen des römischen Reiches[2]) besuchte, behauptet, es sei in Aegypten den Männern geringeren Standes gestattet gewesen, mehrere Weiber zu nehmen, während in denjenigen Kreisen, welche wir „die bessere Gesellschaft“ nennen würden, der Mann gehalten gewesen sei, sich mit einer Ehefrau zu begnügen.

Diese Mitteilung ist vielfach für völlig irrtümlich gehalten worden, und

---

[1]) Die Leserinnen, welche sich über diese merkwürdigen Toilettengegenstände ihrer längst verstorbenen Schwestern vom Nil näher zu unterrichten wünschen, verweisen wir auf des Wiener Professors Karabacek Schriften über dieselben.

[2]) 30 v. Chr. ward Aegypten dem römischen Weltreiche als Provinz einverleibt, während Diodor, wie er selbst berichtet, vor diesem Ereignisse am Nil verweilte.

auch wir zweifeln sie wohl an, wagen aber doch nicht, sie schlechthin für falsch zu erklären; denn wir wissen gar wenig von den ärmeren Leuten am Nil, da ja alle Monumente, die sich daselbst erhalten haben, für Mitglieder der vornehmen oder doch wohlhabenderen Klassen hergestellt worden sind. „Wer da hat, dem wird gegeben werden, wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden." Dies furchtbar wahre Wort bewährt sich auch hier. Wie sorgsam wurden die irdischen Reste des Reichen balsamiert; des Armen abgezehrte Leiche verschwand dagegen in großen Sammelgräbern, und auf seine mühlos und roh hergestellte, mit schwarzem Pech ausgegossene Mumie setzte kein Hierogrammat eine Inschrift, welche einiges Licht auf diese schwer zu entscheidende Frage werfen könnte. Der Arme erwirbt sich kein Verdienst um das öffentliche Leben, das öffentliche Leben höchstens um ihn. Wer sollte ihm ein Denkmal errichten? Er war am glücklichsten gewesen, wenn er vergessen konnte, und vielleicht hätte er sich geschämt, wenn er nicht vergessen und sein Elend auf die Nachwelt gebracht worden wäre. Was er besessen hatte, war Not und Elend gewesen; wohl ihm, daß ihm beide in seiner letzten Stunde genommen wurden! Auch das Paradies war dem schlecht Balsamierten, dem kein Totenopfer dargebracht wurde, verschlossen, bis der Erlöser kam, der ihm zurief: „Kommet her zu mir!" und ihm in seinem Himmel den Vortritt gab vor dem Reichen.

In den auf Papyrus geschriebenen Texten geschieht freilich geringer Leute Erwähnung, aber so, daß man eher glauben möchte, Diodor sei in diesem Falle schlecht unterrichtet gewesen. In dem bekannten Märchen von den beiden Brüdern haben wir es zum Beispiel mit einfachen, aber nicht gerade armen Bauersleuten zu thun, und doch hat der ältere Bruder Anubis nur ein Weib, und es wird von ihm in einer Weise gesprochen, welche kaum zu bezweifeln gestattet, daß alle Standesgenossen dieses Mannes, das heißt, daß alle Bauern sich mit einem Weibe begnügten.

Nun hat Revillout an der Hand von alten Ehekontrakten nachgewiesen, daß es unter den Aegyptern wie unter den Römern eine unauflösbar feste und eine andre lockerere Art der Eheschließung gab, welche die Scheidung zuließ, und so wird wohl die letztere unter den ärmeren Klassen die gewöhnliche gewesen sein und ihnen gestattet haben, sich leicht von dem ersten Weibe zu trennen und eine zweite, dritte oder vierte andre Frau an seine Stelle zu setzen, während die Vornehmen mit dem ihnen fest angetrauten Weibe bis zum Tode verbunden bleiben mußten. Diodor hat also wohl nur den häufigen Wechsel der Frauen für Vielweiberei gehalten; und ist es nicht schwer denkbar, daß in einem Lande, wo in den höheren Gesellschaftsschichten die Monogamie so fest innegehalten wurde und eine so große, von der Religion geheiligte Wertschätzung besaß, wie in Aegypten, es den Armen, denen es ohnehin an Mitteln gebrach, mehr als ein Weib und seine Kinder zu ernähren, gestattet gewesen sein sollte, sich mehrere Frauen anzuvermählen?

Selbst der König durfte nur eine legitime Gemahlin besitzen, und wenn wir dennoch sehen, daß ihm die Priesterschaft, in deren Hand, wie derselbe Diodor ausführlich mitteilt, die Leitung auch seines privaten Lebens lag, gestattete, Nebenweiber zu halten, so giebt es dafür mehr als eine Erklärung. Zunächst war der Pharao gehalten, sich mit einer Tochter des dem Sonnengott Rē entstammenden legitimen Herrscherhauses zu vermählen, und da solche Zwangswahl unter wenigen Jungfrauen nur selten der Neigung des die Krone tragenden Mannes entsprach, stellte man ihm frei, auch der Wahl seines Herzens zu folgen und Nebenfrauen in den Palast zu führen, deren Söhne und Töchter freilich weit hinter denen der rechtmäßigen Frau zurückzustehen hatten. Ferner wurde jeder Pharao nicht nur als Sohn, sondern auch als irdischer Stellvertreter des Sonnengottes selbst angesehen und angebetet, und wie die übrigen Himmlischen, so sollte auch er in weit reicherem Glanz und im Genuß eines weit üppigeren Daseins leben als die staubgeborenen Menschen.

Von der frühesten Zeit an bis zum Zusammensturz des nationalägyptischen Königshauses waltet die Gattin des Pharao gleichberechtigt neben ihrem hohen Gemahl. Im Palast, beim Gottesdienst, beim Empfang der Großen des Landes und der Gesandten fremder Völker steht die Königin dem Pharao zur Seite, und schon während die ältesten Herrscher, von denen Inschriften reden, Pyramiden erbauten, sind zwei Gesetze in Uebung gewesen, welche das gültigste Zeugnis für die bevorzugte Stellung der Aegypterinnen in so früher Zeit ablegen.

Erstens ist die Frau in gleicher Weise regierungsfähig wie der Mann. Fehlt es in dem alten Herrschergeschlecht an Söhnen, so kann eine Tochter mit allen Rechten des Pharao den Thron besteigen. Gefällt es ihr, unvermählt zu bleiben, so wird ihr derselbe Gehorsam geleistet, als sei sie ein Mann; wählt sie sich einen Gemahl, so bleibt sie Königin, und nur diejenigen seiner Regierungshandlungen dürfen auf Anerkennung rechnen, welche sie vermöge der ihr angeborenen Würde legitimiert. Erst ihr gemeinsamer Sohn kann durch die Mutter ein vollblütiger, mit allen Hoheitsrechten geborener Pharao werden.

Dies Erbfolgegesetz hat im langen Verlauf der ägyptischen Geschichte häufig Anwendung gefunden. Wir sehen jungfräuliche Königinnen mit männlicher Thatkraft und, wie die große Hatschepsut, auch mit seltenem Erfolg die Zügel der Regierung führen; aber häufiger noch kommt es vor, daß ein Usurpator, welcher dem göttlichen Pharaonenhause nicht angehört, sich mit einer Tochter der gestürzten Königsfamilie vermählt, um durch sie die legitime Würde zu erlangen, ohne welche er des Gehorsams der Priesterschaft und des Volkes nie sicher sein kann.

Mit diesem ersten Gesetz ist das zweite eng verbunden, welches vorschreibt, daß nicht der Vater, sondern die Mutter die Herkunft des Kindes bestimme. Gefiel es einer Prinzessin, sich mit einem Mann aus dem Volk zu vermählen,

so konnte niemand ihren Kindern den fürstlichen Rang absprechen, heiratete dagegen ein Prinz ein Mädchen aus niederem Hause, so hörten seine Kinder auf, Mitglieder der Herrscherfamilie zu sein. Daher war denn auch der Sohn eines Nebenweibes des Pharao, wenn dies nicht schon als Mädchen seinem den Göttern entsprossenen Geschlechte angehört hatte, unfähig, den Thron zu besteigen, und wenn wir einen Thutmosis III., obgleich seine Mutter Isis nur die Favorite und nicht die rechtmäßige Gattin seines Vaters gewesen, dennoch zur Herrschaft gelangen und das Szepter kräftig führen sehen, so ist dies eine beinahe unerhörte Ausnahme. Vielleicht hatte die Frau, der er das Leben verdankte, dem Pharaonenhause angehört, vielleicht dankte er dies seltene Glück nur dem eignen großen und unternehmenden Geiste. Jedenfalls hatte er in seiner Jugend gegen die heftigste Widersacherschaft zu kämpfen, und seine erste Sorge wird gewesen sein, sich mit einer legitimen Prinzessin, welche seiner Inbesitznahme des Thrones die Weihe gab, zu vermählen.

Der erste Ramses hatte das achtzehnte Herrscherhaus gestürzt und die neue Dynastie gegründet, an deren Spitze er steht. Nach seinem Tode wurde sein großer Sohn Seti I. zwar sofort als Pharao anerkannt; er hielt es aber trotzdem für nötig, sich, sobald es anging, mit einer Prinzessin aus der gestürzten Dynastie zu vermählen und deren Sohn Ramses II. schon als Kind zu seinem Mitregenten zu ernennen; denn dieser besaß durch seine Mutter das vollste und gültigste Anrecht auf die Krone von Ober- und Unterägypten.

Unter solchen Umständen ist es nur natürlich, daß wir die Kinder häufiger nach der Mutter als nach dem Vater nennen hören, und es heißt darum weit öfters Rahotep, Sohn der Benra, als Rahotep, Sohn des Hui; war es doch die Stellung des Hauses, dem die Mutter entstammte, welche die größere oder geringere Vornehmheit der Kinder bedingte.

Manches spricht dafür, daß freie Liebeswahl Mann und Weib zusammenführte. Die äußere Gelegenheit dazu war jedenfalls auch in den höchsten Ständen gegeben; denn wir sehen Jüngling und Jungfrau frei miteinander verkehren, und kein Schleier verbarg wie bei den heutigen Orientalen das Antlitz des Mädchens.

Die Darstellungen in den Grüften, besonders von Theben, machen uns gleichsam zu Teilnehmern des ägyptischen Kulturlebens, und so gewähren sie uns auch Einblick in die Gesellschaften, welche wohlhabende Familien in der Pharaonenzeit zu geben liebten.

In dem Festsaale des Hauses haben sich Mitglieder beider Geschlechter zusammengefunden. Hier sitzen Herren und Damen paarweis beisammen, dort überreichen junge Elegants den schönen Festgenossinnen Blumensträuße. Er und sie plaudern und sagen einander wahrscheinlich liebenswürdige Dinge oder hören der Tafelmusik zu. Das Büffett ist reich mit Speisen und Getränken besetzt, man läßt sich Wein und feine Gerichte munden, und manches Gemälde

zeigt, daß weder Herren noch Damen es für unschicklich halten, beim Schmausen und Zechen des Guten zu viel zu thun. Beide sind reich gekleidet, die Frauen tragen — freilich nur an der linken Seite — ausgeschnittene Kleider, deren sie sich, wie unsre Damen, ausschließlich in Gesellschaften und nie im gewöhnlichen Leben bedienen. Besondere Sorgfalt sehen wir sie auf den Kopfputz verwenden, an dem es nie an Blumenschmuck fehlt, der oft sehr künstlich mit den starken Lockenperücken verbunden ist. Auch diese werden nur bei festlichen Veranlassungen getragen, während man zu Hause das Haar frei und oft von einem Diadem an Haupt und Schläfen festgehalten über den Rücken hinabwallen läßt. Ohr- und Fingerringe, Arm- und Halsbänder werden von jedem weiblichen Gaste getragen, und je kostbarer das Geschmeide war, desto selbstbewußter mischte sich seine Trägerin auch hier unter die andern Frauen. Nichts wurde von diesen unterlassen, um ihre Schönheit in das hellste Licht zu setzen, und wir wissen teils durch Salben- und Schminkbüchsen, welche sich auf dem Gebiet der Trümmerstätten wiedergefunden haben und nun in den Museen aufbewahrt werden, teils durch die kosmetischen Rezepte, welche in den Handbüchern der ägyptischen Medizin verzeichnet stehen, daß die Frauen in der Pharaonenzeit das Haar zu färben und Mittel für die Förderung seines Wachstums zu gebrauchen verstanden, daß sie Wangen und Lippen schminkten und sich der Augensalbe Mestem (Spießglas) bedienten, um die Augenränder zu färben und dadurch das Sehorgan scheinbar zu vergrößern und ihm höheren Glanz zu verleihen. — Nicht nur die heutigen Orientalinnen, sondern auch viele schöne Mitglieder unsrer Bühnen bedienen sich des gleichen Mittels noch immer, und die ersteren haben auch von ihren Schwestern im alten Aegypten gelernt, durch Anwendung der Henna (Lawsonia inermis) den Hand- und Fußnägeln goldigen, für unsern Geschmack viel zu auffälligen Glanz zu verleihen. Besonderen Wert legten sie auf wohlriechende Essenzen, mit deren Bereitung uns zahlreiche und zum Teil höchst komplizierte Vorschriften in den Tempellaboratorien vertraut machen, und die nicht nur beim Gottesdienst, sondern auch beim Totenkult vielfache Verwendung fanden. Das Haupterfordernis für eine Frau, welche zu gefallen begehrte, war ein anmutendes Parfüm. Die Göttin Isis wird an dem wundervollen Duft ihrer Locken, „die Schöne" in dem Märchen von den Brüdern durch das gleiche Merkmal als ein Geschöpf der Götter erkannt, und die große Kleopatra machte später während ihres Schwelgerlebens mit Antonius die Bemerkung, daß kein Luxusgegenstand teurer sei und es dem Verschwender leichter mache, seine Talente an den Mann zu bringen, als der reichliche Gebrauch von besonders kostbaren Wohlgerüchen, deren Duft im Handumdrehen auf immer verfliege. Unsre Kultur scheint besonders auf diesem Gebiete große Rückschritte gemacht zu haben; denn wir ahnen nicht einmal mehr, woraus die Essenzen bestanden haben, welche so ungeheure Summen kosteten wie diejenigen, deren sich nicht nur die königliche

Geliebte des Cäsar und Antonius, sondern auch viele andre vornehme Frauen ihrer Zeit bedienten.

Auch für die Pflege der Haut haben die Aegypterinnen das mögliche gethan, und diese war namentlich bei den edleren Geschlechtern weit heller als die der Männer. Auf den ägyptischen Denkmälern sehen wir die weiblichen Mitglieder eines vornehmen Hauses regelmäßig mit zartem Gelb, die Männer rötlich-braun gefärbt. Auch noch später stellen die Maler die Aegypter weit dunkler dar als ihre Frauen, und diese Erscheinung darf nicht übersehen werden; denn sie dient zur Bestätigung der Ansicht, welche auch wir mit allem Eifer vertreten, daß die höheren Klassen des ägyptischen Volkes aus Asien stammten. Ihren Frauen, welche sich der freien Luft und dem Sonnenbrand verhältnismäßig wenig auszusetzen hatten, war es vergönnt, die hellere Hautfarbe ihrer asiatischen Voreltern, welche keinem urafrikanischen Volke eignet, besser zu bewahren als den im Freien thätigen Männern.

Es hat also den Aegyptern, von denen es hieß, sie betrachteten ihre Wohnstätten auf Erden als Herbergen und ihre Gräber als ewige Häuser, das Leben als eine Wanderung und den Tod als das wahre Leben, sicher nicht an Sinn für die Ausschmückung des Daseins hienieden gefehlt.

Fröhlichere, ja ausgelassenere öffentliche Feste als am Nil sind in keinem Lande der Welt gefeiert worden. Auch die Frauen nahmen an denselben teil und gaben sich dem allgemeinen Jubel wohlbezeugtermaßen noch schrankenloser hin als die Männer. Unter den ernsten Priestern hat es auch fröhliche Philosophen gegeben, welche laut aufforderten, das Leben zu genießen, weil es kurz sei und ihm das lange Dasein im schweigsamen Jenseits folge. Mit wie bequemem, schönem und kostbarem Gerät verstanden sie es, die flüchtig zu betretenden Herbergen, das heißt ihre Wohnhäuser, auszustatten, wie guten Ruf genossen die Erzeugnisse ihrer Küchen nicht nur unter den Juden, welche sich nach den „Fleischtöpfen" im Aegypterlande sehnten, sondern auch unter andern Völkern. Athenäus weiß die Abendessen der Aegypter zu preisen, berühmt waren die Spargeln, die gesalzenen Fische, der Essig, das Oel, welche das Nilthal erzeugte. Das Bier von Pelusium wurde hochgeschätzt, und einige ägyptische Weinsorten gehörten zu den beliebtesten des Altertums. Dazu mundeten die Austerpasteten von Kanopus und beim Nachtisch die Kuchen von Arsinoë, denen Theokrit in seinen Syrakusanerinnen beim Adonisfeste schwunghafte Verse widmet. Auch die Denkmäler machen uns mit zahlreichen Brot- und Kuchenarten bekannt und zeigen uns die Köche beim Drehen der Spießbraten am Feuer. Bequeme Sänften, zweiräderige Wagen, glänzend ausgestattete Nilboote führten von einem Orte zum andern, steif, aber zierlich eingerichtete Gärten mit Fischweihern und schattigen Lauben schlossen sich an die geräumigen Häuser mit ihren vor der Sonne geschützten Veranden und luftigen Mückentürmchen. — Musik und Spiele halfen die Seele erheben, den Geist schärfen

und die Zeit vertreiben. — Wie große Summen und wie ungewöhnliche Sorgfalt besonders die Frauen aufwandten, um ihre Schönheit zu heben und vorteilhaft wirken zu lassen, ward schon oben erwähnt, und bezeichnend für diese Erscheinung ist der Umstand, daß die Aegypter einen eignen, freilich aus der Fremde stammenden Toilettengott besaßen. Er hieß Besa, und außer andern Befugnissen kam es ihm auch zu, des weiblichen Schmuckes zu warten.

Daß sich bei solchem geselligen Leben Jüngling und Jungfrau oft in zärtlicher Neigung zu einander hingezogen fühlten, bedarf keines weiteren Beweises, und wenn wir das, was wir „sentimentale Liebe" nennen, sich bei keinem andern Volke des Altertums in den Brautstand oder die Ehe mischen sehen, scheinen sich die Aegypter auch darin von ihnen unterschieden zu haben.

Leider blieben in den Papyri nur einzelne Bruchstücke von Liebesgesängen erhalten; aber es ist denselben feurige Empfindung nicht abzusprechen. Keines derselben bildet ein vollendetes Ganzes, und ähnlich leidenschaftlich wie die folgenden Verse, welche wir einer Stelle des Idylls oder besser der Hirtengeschichte auf einem Berliner Papyrus nachgedichtet haben, klingt auch manches erotische Lied griechischer Poeten:

„Gewähre mir, daß ich von dem Gestade
In jener Bucht verfolgen darf die Pfade.
Dort hat mein Blick ein Frauenbild erreicht,
Das keinem Menschenkind auf Erden gleicht.
Als ihrer Locken Fülle ich erschaut,
War mir's, als sei das eigne Haar ergraut,
Der Farbenreiz, der ihren Leib umstrahlt,
Wer ist es, der ihn schildert oder malt?
Mein armes Wort, es bleibt vor ihr gefangen
Aus Furcht vor ihr, aus zagem Seelenbangen."

Das erinnert an Sapphos berühmteste Ode, in der es heißt:

„Lähmung fesselt plötzlich meine Zunge
Und ein Feuer pflanzt mit wildem Sprunge
Sich durch meine Haut und Glieder fort.
Mein Gesicht hat seine Kraft verloren,
Ein Gebrause tönt vor meinen Ohren,
Und vor Zittern kann ich nicht mehr stehn."

Aber es giebt andre Stücke in der ägyptischen Litteratur, welche uns auch mit dem sentimentalen Herzensleben eines ägyptischen Mädchens bekannt machen. So wird in London der Papyrus mit dem Märchen vom verwunschenen Prinzen konserviert, und es kommt in demselben eine Jungfrau vor, welche für den Jüngling, den sie sich erkoren, alles, auch das Leben zu opfern bereit ist. Ein ägyptischer Königssohn ist nach Mesopotamien gelangt und hat dort an der Lösung einer Aufgabe teilgenommen, welche von dem Könige dieses Landes allen syrischen Prinzen gestellt worden war. Wem von ihnen es gelingen

würde, das echt märchenhaft hochgelegene Fenster des Gemaches seiner Tochter zu erklimmen, der, so hatte die Verheißung des Königs gelautet, sollte sein schönes Kind als Gattin heimführen dürfen. Dem jungen Aegypter glückte das Wagstück; weil er aber seinen wahren Stand verheimlichte und sich nur für den Sohn eines Führers der pharaonischen Wagenkämpfer ausgab, den eine böse Stiefmutter verfolgte, „seitdem sie eigne Kinder bekommen", weigerte sich der König von Mesopotamien, ihm seine Tochter zu geben; diese aber hatte dem kühnen Mann das Herz geschenkt. Als nun ihr Vater von seiner Weigerung nicht ablassen, und seine Großen den Jüngling zwingen wollten, sie aufzugeben und sogleich nach Aegypten zurückzukehren, da hielt die Prinzessin ihn fest „und leistete", so fährt die Erzählung fort, „einen Eid bei Gott und rief: ‚Beim Rē der beiden Horizonte,[1]) wenn ihr ihn mir entreißt, so werd' ich nicht mehr essen, so werd' ich nicht mehr trinken, so sterb' ich gewiß!' Aber der Vater nahm diese Drohung nicht ernst, und als er sich wirklich anschickte, dem Jüngling ans Leben zu gehen, rief sie wieder: ‚Beim Rē! Wenn man ihn mordet, werde ich tot sein, bevor die Sonne untergegangen. Keine Stunde will ich noch leben, wenn ihr mir ihn entreißt!'"

Natürlich ließ der König von Mesopotamien sich rühren, und seiner Tochter war nach ihrer Vermählung mit dem ägyptischen Prinzen kein Opfer zu schwer, um die drei Verhängnisse, denen er nach einer Voraussagung bei seiner Geburt anheimfallen sollte, unschädlich zu machen.

Wie diese Prinzessin sehen wir auch andre Frauen mit rührender Anhänglichkeit, ja mit leidenschaftlicher Liebe an ihren Gatten hängen. Die ägyptische Sprache hat sehr entschiedene Worte für „lieben" und „Liebe". Statt unsers „Verliebtseins" braucht sie die Wendung „voll von jemand sein", und in einem Märchen erklärt das Wasser, welches eine unvergleichlich schöne Tochter der Götter erblickt hat, der Akazie, es sei „voll von ihr"; der Baum aber beschenkt es mit einer Locke des holden Weibes. Isis, das Muster einer zärtlichen Gattin, folgt den Spuren ihres ermordeten Gemahls Osiris mit leidenschaftlichem Schmerz. Um seiner Leiche habhaft zu werden, durchwandert sie klagend das Land, ja sie nimmt das schwere Los der Dienstbarkeit auf sich, um diesen Zweck zu erreichen. Der Klagegesang, mit dem dieselbe Göttin, zu der sich ihre Schwester Nephthys gesellt hat, den verstorbenen Osiris ins Leben zurückrufen will — er hat sich auf einem Berliner Papyrus erhalten —, ist voll von tiefer Liebesglut, und wir kennen wenige Dichtungen, welche dem tiefen Seelenschmerze des ihres Gatten und Geliebten beraubten Weibes einen ergreifenderen Ausdruck gäben.

Liebe scheint denn auch Jüngling und Mädchen zusammengeführt zu haben. Jedenfalls geht aus dem sogenannten Roman des Setnau hervor, daß die

[1]) Sonnengott der Aegypter.

Tochter des Hauses, bevor sie vermählt ward, befragt worden ist, wen sie zum Gatten begehre. Nachdem sie der Mutter anvertraut hatte, für wen sie Liebe empfinde, zog diese den Vater ins Vertrauen, welcher dann in andern Fällen mit dem Erwählten das übrige abmachen mußte.

Vielleicht that auch der Freier häufig den ersten Schritt, aber das angeführte Beispiel zeigt doch, daß unter Umständen selbst bei der Gattenwahl im alten Aegypten der Frau der Vortritt und die Initiative eingeräumt worden ist.

Jung zu heiraten wird von den Moralisten und so auch von dem Verfasser der Maximen des Ani, die wir kennen lernen werden, aufs wärmste empfohlen.

Ueber die Form des Brautstandes besitzen wir leider keine bestimmten Nachrichten, indessen hat doch wohl eine Verlobung stattgefunden. Wir halten daran fest, obgleich in dem genannten Romane, in dem überhaupt alles mit märchenhafter Geschwindigkeit vor sich geht, die Frau dem Manne ohne weiteres ins Haus geführt wird. Unsere Ueberzeugung wird durch mancherlei innere Gründe gestützt, auch können wir nicht übersehen, wie auffallend unter den muslimischen und koptischen heutigen Aegyptern, bei denen der Hochzeit ein Brautstand vorangeht, die rechtlichen Formen der Eheschließung denjenigen gleichsehen, deren sich ihre heidnischen Vorfahren, wie wir aus Dokumenten von unumstößlicher Gültigkeit wissen, bedienten. Bevor wir nun zusehen, in welcher Weise das eheliche Band unter den neueren und älteren Aegyptern geschlossen wurde, möchten wir mit Hinblick auf die Frage, ob es schon in der Pharaonenzeit eine Verlobung gegeben, an einen alten Brauch erinnern, der unsre Annahme bestätigt. Während der Feier der Nilfeste wird eine Säule von Nilschlamm zusammengeknetet und mit Korn bestreut, welche die Araber heute noch „'arûs“, das ist die Braut, nennen und immer genannt haben. Dabei ist zu bedenken, daß die meisten mit diesen Festen zusammenhängenden Gebräuche so uralt sind wie diese selbst, und daß auch schon unter den Hebräern, bei denen viele in Aegypten heimische Sitten üblich waren, der Hochzeit ein Brautstand voranging. Die Bibel bedient sich der glückstrahlenden und erwartungsvollen Person des Bräutigams gern in poetischen Bildern, und es heißt da: „Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam. Der Freund aber des Bräutigams steht und hört ihm zu und freut sich hoch über des Bräutigams Stimme“, oder:

„Der Sonn' hat er am Himmel ihr Zelt gebaut,
Aus dem sie geht hervor wie ein Bräutigam
Aus seinem Brautgemach.“

Seltsamerweise zeigt uns nun weder ein Denkmal noch beschreibt uns irgend ein Papyrus die Hochzeitsfeier im alten Aegypten. Wohl geschieht der Vermählung gewisser Pharaonen Erwähnung, zum Beispiel derjenigen Ramses' II.

mit der Tochter des Chetakönigs, aber das Wort, mit dem die Eheschließung bezeichnet wird (ḥetep), bedeutet hier nur „Vereinigung“ oder „Verbindung“. Ob die Sitte des Ringaustauschens üblich war, muß dahingestellt bleiben; doch trugen die Frauen ebensoviele, ja eher noch mehr Ringe als die Männer, und die meisten am dritten Finger. Dafür, daß nach der Vollziehung einer ehelichen Verbindung die Nachricht von diesem freudigen Ereignisse den dem jungen Paar nahestehenden Familien schriftlich mitgeteilt worden ist, spricht eine ziemlich große Zahl von großen Scarabäen, auf denen der Pharao Amenophis III. nicht nur mitteilt, daß und wem er sich vermählt habe, sondern auch zu seinem eignen Ruhme hervorhebt, es seien, bevor er in die Ehe getreten, mehr als 100 Löwen von seiner eignen Hand erlegt worden.

So wenig Sicheres wir über den Brautstand und die Hochzeit im alten Aegypten von den Denkmälern erfahren, so gut sind wir durch eine Reihe von leider verhältnismäßig jungen Papyri mit den rechtlichen Abmachungen vertraut, welche vor der Eheschließung zu vollziehen waren; aber wir werden diese merkwürdigen Dokumente erst recht verstehen, wenn wir uns nicht nur unter den gleichzeitigen Nationen nach Analogien umschauen, sondern die Formen der Vermählung bei den Nachfolgern des Pharaonenvolkes, das heißt den heutigen Aegyptern, Schritt für Schritt verfolgen.

Von freier Liebeswahl ist unter den Muslimen, bei denen der Mann alle Frauen außer den eignen nur verschleiert zu sehen bekommt, keine Rede. Eine Vermittlerin, die Chatbe (Werberin), welche überall bekannt ist, wo es heiratsfähige Töchter giebt, und deren Dienste jeder Ehestandskandidat in Anspruch nimmt, bringt die Paare zusammen. Sie hat dafür zu sorgen, daß sie gut zu einander passen, und ist mit ihrer Leistung am besten zufrieden, wenn es ihr gelingt, eine Verwandtenehe zu stande zu bringen, denn unter den Arabern gilt die Vermählung mit der „Tochter des Oheims“ für besonders glückverheißend und ehrenvoll; dagegen gehen die Muslimen keine Geschwisterehen ein, welche unter den heidnischen Aegyptern, wie jedermann aus der Ptolemäer-Geschichte weiß, und auch unter den alten Persern gesetzlich gestattet und üblich waren.

Nachdem die Chatbe im Namen des Freiers angehalten und die Einwilligung der Eltern des Mädchens erlangt hat, ist ihre Aufgabe gelöst; denn die künftige Braut muß sich widerstandslos fügen, und nun beginnen die Verhandlungen zwischen dem Werber und dem Vater oder Vormund des Mädchens. Sie beziehen sich auf den Brautschatz; denn der Freier ist gehalten, für seine künftige Frau eine bestimmte Summe festzusetzen, von der ihr gewöhnlich zwei Drittel sogleich ausgezahlt werden, während der Rest zurückbehalten und ihr erst im Falle der Scheidung eingehändigt wird. Von dem erhaltenen Gelde wird gewöhnlich die Ausstattung der Braut bestritten, oft aber stellt man den ganzen Brautschatz für sie fest, und die vermögensrechtliche Stellung der Frau ist eine so günstige, daß auch der künftige Gatte nicht daran rühren darf und

seinem Weibe, wenn er es verstößt, die ihm zugesprochene Summe ungeschmälert zur Verfügung halten muß.

Ganz ähnlich wurde die Zukunft der Ehefrau in früher Zeit sichergestellt, und der künftige Schwiegersohn hat am alten Nil gewiß nicht weniger eifrig und laut gefeilscht und gehandelt, um die Fülle seines Beutels zu schonen, als dies im neuen Aegypten bei jeder derartigen Verhandlung in einer unser Zartgefühl höchst verletzenden Weise geschieht.

Ist die Höhe des Brautschatzes, welcher die Frau für jede Eventualität sicherstellen soll, zwischen dem Freier und Vater der Braut festgestellt, so wird der mündlichen Vereinbarung rechtliche Kraft gegeben und der Ehekontrakt abgeschlossen. Aus dem Umstande, daß man denselben gegenwärtig, obgleich die Beteiligten nur vor einer obrigkeitlichen Person und Zeugen mündlich erklären, was ausgemacht worden ist, „das Buch" nennt, läßt sich entnehmen, daß dieser Name aus jener alten Zeit stammt, in der, wie wir sehen werden, alles für die junge Frau Festgestellte aufs genaueste niedergeschrieben und von Zeugen, deren man bisweilen sechzehn heranzog, beglaubigt werden mußte.

An einem der folgenden Tage wird bei den heutigen Aegyptern das Verlobungsfest, dessen Verlauf wir an einer andern Stelle, wo auch die Hochzeit geschildert wird, eingehend beschrieben haben, gefeiert. Die Zahl der Wochen, welche das so vereinte Paar bis zur „Einzugsnacht", das ist der eigentlichen Vermählungsfeier, als Braut und Bräutigam zu durchleben hat, richtet sich nach dem größeren oder geringeren Umfang der während ihres Verlaufes herzustellenden Aussteuer.

So viele lästige und ermüdende Verhandlungen, Formalitäten, Zeremonien und Geduldsproben der Freier nun auch zu ertragen hat, bis er in den Besitz der Schönen tritt, deren Reize er nur aus den Schilderungen der Chatbe kennt, und deren Antlitz er zum erstenmal in der „Einzugsnacht" zu sehen bekommt, so leicht wird es ihm gemacht, sich seiner Gattin zu entledigen, falls er es über sich bringt, den Brautschatz preiszugeben, welchen er im Fall der Scheidung der Verstoßenen bis auf den letzten Piaster auszahlen muß. In der That zögert der mit seiner Gattin unzufriedene Mann häufiger als man denken sollte, mit der Scheidung, weil es ihm schwer wird oder unmöglich ist, den dritten bei der Verlobung noch nicht ausgezahlten Teil der festgesetzten Summe flüssig zu machen, sonst aber genügt die dreimalige Wiederholung des Rufes: „Enti teleka!", das heißt: „Du bist verstoßen!", um aus der Gattin eine geschiedene Frau zu machen; ja sie bleibt eine solche, wenn der Gemahl die verhängnisvollen zwei Worte auch nur in leidenschaftlicher Erregung ausgestoßen hat und sie bereut. In diesem Falle darf er sie nicht ohne weiteres in sein Haus zurücknehmen, sondern muß sie zum Schein mit gleichviel wem vermählen und sie von dem Strohmann-Gatten abermals verstoßen lassen. Ist sie dann wiederum frei, so gestattet ihm das Gesetz, in einen neuen Ehebund mit ihr zu treten.

Von diesen Wunderlichkeiten wissen die altägyptischen Ehekontrakte nichts zu erzählen, aber es will uns doch scheinen, als dürfe man sie für die Grundlagen betrachten, von denen das obenerwähnte „Buch", das heißt die muslimischen Stipulationen bei der Verlobung eines künftigen Ehepaares ausgegangen sind. Jedenfalls liegt beiden der gleiche Gedanke zu Grunde, das Schicksal der Frau unter allen Umständen sicherzustellen.

Der schon oben genannte Aegyptolog Revillout hat die in der Volksschrift der heidnischen Aegypter geschriebenen, die griechischen und koptischen Dokumente gesammelt, welche sich auf die Eheschließung im alten Aegypten beziehen. Leider sind die ältesten unter diesen Kontrakten erst in der Ptolemäerzeit, also in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt niedergeschrieben worden, und sie haben meistenteils Mitgliedern der niedersten Priesterklasse, welche zugleich Geschäftsleute waren, angehört. Man nannte sie Koachyten, und in ihrer Hand lag die Bestattung der in Theben verstorbenen Bürger. 1820 hat man ihre — wenn der Ausdruck erlaubt ist — „Familienakten" in einem Kruge wiedergefunden, während andre für unser Thema bedeutende Schriftstücke unter dem Sand, welcher die Trümmer des Serapeums von Memphis erfüllt, entdeckt worden sind.

Unter den höheren Ordnungen der Priester hat man die Ehe wahrscheinlich in einer von der mitzuteilenden abweichenden Form geschlossen, aber es kann kaum bezweifelt werden, daß das, was in dieser Hinsicht in der Ptolemäerzeit Sitte war, schon sehr früh in ähnlicher Weise geübt worden ist; denn derartige Gebräuche hatten in Aegypten einen festeren und unantastbareren Bestand als in andern Ländern, und von den macedonischen Beherrschern des Nilthales, unter denen die erwähnten Kontrakte verfaßt wurden, können die Grundsätze, auf denen sie beruhen, unmöglich eingeführt worden sein, da diese den Griechen noch ungeheuerlicher und unannehmbarer erscheinen mußten als uns, während sie dem ägyptischen Geiste durchaus entsprechen.

Die zu erwähnende Form der Eheschließung ist sicher ebenso unverändert aus der Pharaonen- und Perserzeit in die Epoche der Lagiden übergegangen, wie sie sich von dieser unangetastet auf die römische Provinz Aegypten vererbt hat.

Treten wir nun diesen Ehekontrakten näher, so finden wir, daß die älteren Aegypter wie ihre muslimischen Nachfolger in der That zunächst darauf bedacht waren, das Schicksal der erwählten Frau für alle Fälle zu sichern. Es wurde ihr ein Heiratsgut ausgesetzt und außer diesem ein Taschen- und Nadelgeld, das der Gatte jedenfalls im ersten Jahr auszuzahlen verpflichtet war. Mit diesem ersten Jahr hat es nun eine eigne Bewandtnis, und man darf es kaum anders als ein „Probejahr" nennen.

So lange dies dauerte, war die Frau nur „angenommen" von ihrem Gatten, und an seinem Ende stand es ihm frei, sie zu „mißachten", d. h.

sich von ihr zu trennen. Trat dieser Fall ein, so fiel der Verstoßenen, wie in der muslimisch-ägyptischen Ehe, das Heiratsgut zu. Hatten dem ein Jahr vermählten Paare die Götter einen Sohn geschenkt, so war auch für ihn gesorgt, und zwar so reichlich, daß sein Vater, wenn er sich von der ersten Frau geschieden, kaum mehr wagen konnte, eine zweite zu heiraten; denn in den meisten Fällen war dieser Erstgeborene schon vor der Vermählung in rechtlicher Form zum Erben nicht nur seines gegenwärtigen, sondern auch seines später zu erwerbenden Besitzes eingesetzt worden. Die im ersten Jahre mit einem Sohne gesegnete Frau konnte also vor dem „Verachtet-" oder „Verstoßenwerden" ziemlich sicher sein.

Ist das Probejahr zur Zufriedenheit des Gatten vorübergegangen, so wird das bis dahin nur „angenommene" Weib „eingesetzt", und zwar in alle Rechte der legitimen Gemahlin.

Revillout vergleicht diese ersten zwölf Monate sehr passend mit dem Noviziat in den Klöstern, während deren die versuchsweise Aufgenommene in ähnlicher Weise Pension bezahlen muß, wie die Aegypterin während des Probejahres Nadelgeld erhält; hat sie es nach Verlauf der angegebenen Frist dahin gebracht, „eingesetzt" zu werden, so kommen ihr auch alle Rechte der Hausfrau zu, wie die Novize, nachdem sie das bindende Gelübde abgelegt hat, Anteil an allen Segnungen und Pflichten gewinnt, die das Kloster spendet und fordert.

Nach der vollendeten „Einsetzung" der Frau scheint die Ehe eine unauflösbare Form gewonnen und ursprünglich keine Scheidung zugelassen zu haben.

Am Ende der zu erledigenden Formalitäten giebt der Gatte zu Gunsten der „Eingesetzten" wörtlich die folgende Erklärung ab: „Ich habe dich als Gemahlin eingesetzt und übertrage auf dich alle Rechte einer solchen. Nimm das oben Stipulierte. Vor aller Welt erkenn' ich dich an."

Die notariellen Akte, in denen sich alle diese Abmachungen finden, geben die Höhe der in jedem einzelnen Falle zu zahlenden Summe aufs genaueste an, und wie wir bei solchen Gelegenheiten, um jedem Irrtum vorzubeugen, erst die Ziffer 8 und dann „schreibe acht" setzen, so wurde hier gesagt: „8 Kupfertalente, wovon die Hälfte 4 ist." Auch auf diesem Wege war jedes Versehen betreffs der Höhe der gemeinten Summe ausgeschlossen.

Immer ist es der Mann, welcher es auf sich nimmt, Entschädigungen und Strafen zu zahlen, wogegen die Frau niemals im Falle von Pflichtverletzungen mit solchen bedroht wird, und so beweisen diese Kontrakte, daß sie lediglich zu Gunsten der letzteren stipuliert worden sind. Bisweilen will es scheinen, als habe der Freier unter starkem Druck, sei es der Geliebten oder ihrer Eltern, den Vertrag abgeschlossen.

Der Akt der „Einsetzung" ist mit der confarreatio, dieser ältesten und vornehmsten Form der römischen Eheschließung, verglichen worden, welche unter Patriziern Mann und Weib mit unlösbaren Fesseln verband und der eine so

hohe Heiligkeit innewohnte, daß nur aus solchen Ehen hervorgegangene Söhne zu den höheren priesterlichen Würden zugelassen wurden. An dem dem Beginne eines solchen Bundes folgenden Morgen hatte die Neuvermählte auf dem Hausaltar ihres Gatten zu opfern, und bezeichnend ist der Ruf, mit dem sie ihn dabei begrüßte: „Wo du sein wirst, da will auch ich sein!“ [1]) Die bloße „Annahme“ gleicht dagegen der späteren, freieren Art der römischen Ehe, welche Tertullian zu dem Ausspruche veranlaßte, die Frauen heirateten nur, um sich scheiden zu lassen, und Seneca berechtigten, von Weibern zu reden, welche ihre Jahre nicht nach Konsuln, sondern nach ihren Männern (die auch nach zwölf Monaten wechselten) benannten. Wenn der gemeine Mann in Aegypten nur solche Ehen einging, konnte Diodor ihn mit einigem Recht der Vielweiberei — wenn auch nicht auf einer Fläche, so doch in aufsteigender Linie — zeihen.

Vergegenwärtigen wir uns nun, wie tief die Religion im alten Aegypten auch in die kleinsten und entlegensten Gebiete des Alltagslebens eingriff, so läßt es sich kaum bezweifeln, daß sie sich auch mit in die Eheschließung mischte, und wir glauben nicht in der Vermutung zu irren, daß die höheren Priesterklassen, das heißt der angesehenste Teil der Gesellschaft, welcher in strenger Monogamie lebte, die „Einsetzung“ der Frau als religiösen Akt betrachtet und vielleicht von dem Probejahr ganz abgesehen habe, welches er den Töchtern vornehmer Häuser ohnehin kaum zumuten durfte.

Durch notariell aufgenommene Kontrakte vor Zeugen haben wohl auch diese Spitzen des schreibseligsten aller Völker das Schicksal ihrer Töchter gesichert.

Sehr merkwürdig ist es nun, zu beobachten, wie die Frau, nachdem ihr ein Finger überlassen worden war, sich der ganzen Hand zu bemächtigen verstand. Jedenfalls wußte sie die Stellung, welche man ihr nach der „Einsetzung“ einräumte, so zu benutzen, daß ihr in häufigen Fällen die Herrschaft über das Vermögen des Hauses und damit auch über den Mann zufiel. Diese Wahrnehmung wird durch eine Reihe von Dokumenten bestätigt, von denen die ältesten in die Perserzeit gehören und aus denen hervorgeht, daß die Männer gewöhnlich schwach genug waren, der freien Verfügung über ihr ererbtes oder erworbenes Vermögen zu entsagen und es ihren Gattinnen zu überlassen. Natürlich mußten gerade solche Entsagungsakte von seiten der Männer andern Nationen derselben Zeit unbegreiflich und verächtlich erscheinen; wenn wir aber, nachdem alle diese Dinge längst historisch geworden, sie prüfen und unbefangen auf sie hinsehen, so erkennen wir leicht, daß sie dadurch hervorgerufen worden sind, daß für das zu erwartende erste Kind ein großer Teil des väterlichen Besitzes festgestellt, und das von der Gattin mitgebrachte oder ihr als Heiratsgut von dem Gemahl zuerkannte Vermögen für sie als Hypothek eingetragen werden

---

[1]) Ubi tu Cajus ego Caja.

mußte. Was ihr so von beweglichen oder unbeweglichen Gütern zugefallen war, darüber hatte sie nach dem Gesetze die freist-dentbare Verfügung und war sich dieser Vorteile sehr wohl bewußt. Darum sehen wir sie denn auch gegen den eignen Gatten ihre Ansprüche rücksichtslos geltend machen und begegnen ihr vor Gericht, wie sie Darlehen einklagt, welche sie ihm gemacht hat, und diese sind ihm in vielen Fällen, wie aus erhaltenen Aktenstücken hervorgeht, unter so schwierigen Bedingungen vorgestreckt worden, daß er sich gezwungen sieht, alles, was sein ist, auf die Gattin übertragen zu lassen. Ist sie einmal Herrin des Vermögens, so darf sie Haus und Grundbesitz frei und selbst gegen des Gatten Willen verpfänden oder veräußern, und ebenso ist es ihr gestattet, durchaus selbständig zu kaufen, was ihr nur ansteht.

Wenn Söhne vorhanden sind, und der Mann will das Eigentum der Familie verkleinern oder beschädigen, steht es der Mutter frei, zu Gunsten der Kinder vor Gericht Einsprache dagegen zu erheben. Der Vater wird, sobald ihm sein Weib Erben geschenkt hat, nur noch als Vertreter und Verwalter des Besitzes seiner eignen Nachkommen, das, wie gesagt, oft auf den Namen der Mutter hypothekarisch eingetragen ist, betrachtet, und will er sein Haus verkaufen, so kann er es nur mit Zustimmung der Gattin in ihrem Namen und dem seiner Söhne thun.

Selbst Töchter dürfen Einspruch erheben und erheben ihn thatsächlich, wenn der Vater zum Beispiel zu Gunsten einer zweiten Frau das Familiengut verkaufen will. Viele Ehemänner, welche sich ihres Besitzes zu Gunsten der Gattin entäußert hatten, fügten sich in das Unvermeidliche und machten es der „eingesetzten“ Herrin seines Vermögens nur kontraktlich zur Pflicht, sie Zeit ihres Lebens zu erhalten und nach ihrem Tode für ihre Mumisierung und ihr Begräbnis zu sorgen.

Das Studium dieser Kontrakte bietet großes Interesse; denn es lehrt auch, bis zu welchen Unzuträglichkeiten das der Frau so willig und uneingeschränkt überlassene Besitzrecht führen konnte. So macht uns eine Anzahl von Klageschriften aus Memphis — sie haben in Paris, London, Leyden, Rom und Dresden Aufnahme gefunden und stammen aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. — mit dem traurigen Schicksal zweier Zwillingsschwestern bekannt, deren Vater unvorsichtigerweise den Besitz des Vermögens der Familie auf ihre Mutter Nefret [1]) übertragen hatte. Sobald dieser übelgesinnten Frau die gesamte Habe ihres Gatten zugesprochen worden war, trat sie in ein Liebesverhältnis zu einem griechischen Soldaten Namens Philipp, wahrscheinlich einem Offizier niederen Ranges. Dem Gatten, der ein feiger und schwächlicher Mann gewesen sein muß, fehlte der Mut, sich des fremden Eindringlings zu entledigen.

---

[1]) Ihr ägyptischer Name Nefret, d. i. Bella oder die Schöne, wird von den Griechen gewöhnlich Neforis geschrieben.

Die Scheidung war unmöglich, weil er mit ihr den Akt der „Einsetzung", welche eine solche nicht mehr zuließ, eingegangen war; an ein gewaltsames Einschreiten gegen den Soldaten durfte er nicht denken, weil seine memphitischen Kameraden, die sich, wie alle Hellenen, viel gegen die eingeborenen Aegypter herausnehmen durften, seine Sache zu der ihren gemacht haben würden. Das Haus des Aermsten war unweit des Nils gelegen, und als er den Soldaten ihm einmal mit blankem Schwert auflauern sah, warf er sich in den Fluß und erreichte schwimmend eine Insel, von der aus er sich auf einem Nachen nach Herakleopolis rudern ließ, wo er vor Angst und Erschöpfung den Geist aufgab.

Nefret hatte nun freies Spiel und jagte die Zwillinge, ihre und ihres verstorbenen Gatten Töchter, aus dem elterlichen Hause. Sie flohen in das Serapeum von Memphis, fanden dort Unterkunft, und man gab ihnen daselbst eine niedere priesterliche Anstellung als Libationsausgießerinnen, welche ihnen so spärlichen Unterhalt gewährte, daß der Hunger ihr täglicher Gast war. Da sich auch ihr eigner Bruder, der es mit der Mutter hielt, schmählich gegen sie benommen hatte, wagten diese armen Mädchen nicht mehr, Ansprüche auf ihr recht beträchtliches Vermögen zu erheben, aber sie wandten sich doch in immer neuen Bittschriften, welche ein Freund ihres verstorbenen Vaters, der als Klausner im Serapeum lebte, für sie aufsetzte, und die ein seltener Zufall erhalten hat, an den König Ptolemäus Philometor und seine Gattin Kleopatra, um durch sie wenigstens die Sicherstellung ihres Lebensunterhaltes zu erlangen. Nach dem Tode des Hausherrn hatte der Staat allerdings unverzüglich Beschlag auf das gesamte Vermögen der Familie gelegt, aber Nefret war im Besitz von Urkunden, welche ihr dasselbe verschrieben, und so mußte es ihr zurückerstattet werden. Da nun aber das griechische Gesetz gebot, das Nachfolgerecht staatlich anerkennen und das ererbte Gut in die öffentlichen Listen eintragen zu lassen, was beträchtliche Kosten verursachte, verkaufte Nefret die Hälfte eines Hauses, um diese zu decken, und saß fortan so unantastbar fest im Besitz, daß ihre Zwillingstöchter vergeblich versucht haben würden, das Gesetz gegen sie anzurufen.

Aus der übertrieben hohen Begünstigung, welche das stärkere dem schwächeren Geschlecht gewährt hatte, waren Zustände hervorgegangen, welche nicht nur dem gesellschaftlichen, sondern auch dem politischen Leben der Aegypter zum größten Nachteil gereichten. Das Weib ist eben nur groß im Kleinen, im Vollziehen, Ordnen und Wiedergeben, aber der Blick ins Weite verwirrt es, und es wird nie haltbare Gesetze zu geben vermögen, weil es sein Individuum nicht zu Gunsten des Ganzen aufzugeben vermag. Das Erwerben und Erringen ist des stärkeren Mannes Sache; die Frau aber soll des Hauses Besitz — das Volk bestätigt es in treffenden Sprüchen, die Dichtung in allbekannten Versen — erhalten und hegen. Der zeugende Mann ist auch der Schöpfer neuer

Gedanken, die Frau nimmt diese mit schnellerem Geist und empfänglicherem Gemüt freudig auf und versteht sie anmutig und klug mitzuteilen, sie umzuformen, ja auch mit seltenem Geschick neues aus ihnen herauszuspinnen. Selbst größere Güter wird sie trefflich und sorgfältig zu verwalten, ja auch vielleicht zu vermehren vermögen, aber beim ängstlichen Zusammenhalten bleibt ihre Hand geschlossen, und sie wird es selten wagen, wie der Mann, frei ins Volle zu greifen, und Größerem zu Gefallen etwas Großes aufs Spiel zu setzen.

Sie, deren Natur sie aufs Empfangen und Nehmen hinweist, wird an hochherziger Freigebigkeit und großer Gesinnung von dem Manne weit übertroffen, während sie diesen tief in den Schatten stellt, wenn Liebe und Mitleid volle Hingabe fordern. Wo die Frau das Haus beherrscht, wird wenig verloren gehen; denn große materielle Opfer bringt sie nur gerne für sich selbst oder für diejenigen, welche sie liebt oder bemitleidenswert findet, ungern oder gar nicht dagegen für den Staat, das Recht und andre ideale Zwecke, mit denen das Herz nichts zu thun hat. — Gelingt es ihr, volle Herrschaft über den Mann zu gewinnen und ihn zum Spielball ihres Willens zu machen, so gereicht es beiden Teilen zum Nachteil, ja zum Verderben; denn sie wie er werden ihrer höchsten Eigenschaften verlustig gehen und die niedrigsten aufeinander übertragen. Die Frau büßt den Zauber anmutiger Weiblichkeit, der Mann Würde und Selbstbewußtsein ein, List und Ränke lernt er, um dem Druck ihrer Herrschaft gelegentlich zu entgehen, während sie, wo sie mit den feinen Windungen ihres beweglichen Geistes nicht auskommt, sich sehr bald männlicher Derbheit bedienen wird, um das Heft in der Hand zu behalten. Was mag wohl unerträglicher erscheinen: ein zum Weiberknecht herabgesunkener Mann oder ein im angedeuteten Sinne „emanzipiertes" Weib, ein Schwächling, welcher vor dem Liebhaber seiner eignen Gattin flieht und aus lauter Angst ums Leben kommt, oder eine gewissenlose Frau wie sein Weib Nefret, das, um im Vollbesitz des ihr überlassenen Vermögens zu bleiben, die eignen Kinder vergißt und dem Hunger preisgiebt? Wenn der Mann in die Schlacht zieht, soll das Weib nicht neben ihm einhauen, sondern den Sieg für ihn erflehen und die Wunden pflegen, die er davonträgt. Sie darf und soll mit Herz und Sinn an allem teilnehmen, wofür der Mann kämpft und was ihn äußerlich und innerlich beschäftigt; denn oft wird ein kluger Rat, ein glücklicher Wink, ein plötzliches Einspringen seines Weibes selbst in furchtbarer Gefahr dem Gatten frommen, immer das Bewußtsein, eine Seele zu besitzen, die ihn versteht, ein Wesen sein zu nennen, bei dem er Erquickung, Trost und Ermutigung findet, ihn fördern und heben; aber gerade dies Schönste und Beste kann die Frau nimmermehr bieten, der es zu ihrem Schaden gelungen ist, der Kamerad oder gar der Führer des Mannes zu werden. Die Freude, zu herrschen, kauft das Weib nicht nur um den Preis seiner liebenswürdigsten Eigenschaften, sondern auch um den seines Glückes; denn nichts trübt sicherer den Herzens-

frieden als das Bewußtsein, das nicht zu erfüllen oder das gerade Gegenteil dessen zu thun, wozu man bestimmt ist. Die Natur selbst hat dem Wirken des Weibes Grenzen gesteckt, und wo es aus diesen heraustritt, wo der Mann derjenigen, deren weicher Fuß und zarte Hand sie einladen, sich fahren zu lassen, die Zügel überläßt, da geht es ihr wie dem Phaëton, dem Sohne des Phöbus Apollo, der auch einmal die Sonnenrosse des Vaters zu lenken begehrte und dadurch sich selbst und die Welt ins Verderben stürzte.

Die ägyptischen Weiberknechte sind denn auch zu einem erbärmlichen Volke herabgesunken, das sich aus einer kräftigen Großmacht, der auch der größte Teil des westlichen Asien gehorchte, in eine Nation verwandelt hat, die jedem Eroberer beinahe widerstandslos, wie eine überreife Frucht in den Schoß fiel. Aethiopier, Assyrer, Perser, Griechen, Römer haben sie mühelos unterjocht, und der Widerstand, welchen sie den Unterdrückern leistete, bestand aus weibischen Ausfällen aus dem Hinterhalt, aus Angriffen in den Rücken, doppelsinnigen und giftigen Schmähungen, die oft blutig gerächt wurden, und welche Griechen und Römer veranlaßten, die Aegypter für verächtlichen Pöbel zu halten, dessen Zunge so spitz und schneidig sei, wie sein Schwert stumpf und träge.

Während Aegypten als selbständiger Staat sich einer nur von kurzen Unglücksfällen unterbrochenen zweitausendjährigen Wohlfahrt erfreute, stand es auch um sein soziales Leben besser als in der Zeit seines politischen Niederganges.

In der frühen Epoche der Pyramidenerbauer scheint auch die Bevorzugung der Frau das Maß nicht weit überschritten zu haben, welches wir für zulässig halten. „Herrin des Hauses“ wird die vermählte Aegypterin allerdings schon in den ältesten Inschriften genannt, und gerade diese bedienen sich, sobald sie von der Gattin reden, so freundlicher, ja so zärtlicher Ausdrücke, daß man annehmen möchte, die Ehen in dieser frühen Zeit seien im ganzen außerordentlich glücklich gewesen. Da wird die Frau neben dem obenerwähnten, regelmäßig wiederkehrenden „Herrin des Hauses“ bald diejenige genannt, welche „von ihrem Gatten geliebt wird“, bald die, welche „ihren Mann liebt“, bald „eine süße Dattel an Liebenswürdigkeit gegenüber ihrem Gatten“, bald diejenige, welche „groß ist an Anmut vor dem Herzen ihres Gemahls“.

Alle diese Sätze sind den Grabinschriften entnommen, und sieht man sich weiter in den Grüften um, so finden sich dort noch andre Dinge, welche weit lebhafter als leicht hingeworfene Worte für die hohe Wertschätzung der Frau sprechen.

Auf den Wänden vieler Grabkammern und unter den auf Papyrus geschriebenen Texten der in zahllosen Exemplaren erhaltenen sogenannten Totenbücher sehen wir beinahe regelmäßig das Bild des bis über den Tod hinaus treu verbundenen Paares, vor dem der Altar steht, welchen die Kinder mit Totenopfern jeder Art überhäuft haben. Gewöhnlich schlingt der Mann auf solchen Darstellungen den Arm um die neben ihm sitzende Lebensgefährtin, und

es läßt sich nicht leugnen, daß diese Bildnisse, mögen sie nun mit dem Meißel oder Pinsel ausgeführt worden sein, wohlthuend und beruhigend auf den Beschauer wirken. David Strauß, der größte aller Kritiker, hat ihnen nach einem Besuche der Münchener ägyptischen Sammlung das folgende Distichon gewidmet.

„Ach, wie rührt mich das alte vom Nil, das zärtliche Eh'paar!
Drei Jahrtausende schon hält es so treu sich umfaßt."

Wenn wir Krieg, Jagd, Fischfang und Beamtendienst ausnehmen, sehen wir auf den Grabgemälden die Frau an allen Vergnügungen und auch den meisten Thätigkeiten und Beschäftigungen ihres Gatten teilnehmen. Wie die Königin an der Seite des Pharao die Gesandten fremder Mächte, so empfängt die Ehefrau, sei es in Gesellschaft des Gatten, sei es allein, die Besucher des Hauses. Wir finden sie beim Gottesdienst und Opfer, in Gesellschaft, unter den Handwerke treibenden Hörigen des Hauses, am Schachbrett und bei Leichenbegängnissen von Verwandten und Freunden.

Wie aus den Nachrichten der Klassiker, so geht aus dem sogenannten Roman vom Setnau hervor, daß es Frauen, sogar Priestertöchtern gestattet war, allein oder nur von Dienern begleitet durch die Stadt und in den Tempel zu gehen,

Hatten die Götter eine Frau mit Kindern gesegnet, so war sie sicher, bis an ihr Ende die geehrte und gewöhnlich auch die geliebte Hausherrin zu bleiben. Im entgegengesetzten Falle änderte sich freilich die Sache, und es scheint, als sei der Gatte dann berechtigt gewesen, sich nach Auszahlung einer bedeutenden Entschädigungssumme (es gab vor der Perserzeit am Nil noch kein Geld in unserm Sinne) von ihr zu trennen und eine andre Frau an ihre Stelle zu setzen. Mit einer Dienerin — wie bei den hebräischen Erzvätern — war es hier nicht gethan, denn es hing, wie wir wissen, für die gesellige Stellung der Kinder zu viel von der Herkunft der Mutter ab. Was den Mann angeht, so konnte er des Erben nicht entraten; denn er bedurfte seiner nicht bloß, um das Geschlecht zu erhalten, sondern mehr noch, um ihm die Totenopfer zu bringen und dadurch den Bestand und die Wohlfahrt seiner Seele im Jenseits zu sichern. Hundert Inschriften in den Gräbern lehren, daß der Vater von seinem Sohne nichts dringender und sicherer erwartete als dies. Die schönste Belohnung, mit welcher die Götter das tugendhafte Leben eines Mannes schon hienieden krönen konnten, war ein hohes Alter (das schönste wird auf 110 Jahre bemessen) und zahlreiche Kinder.

Zu den höchsten Segenswünschen gehört immer, daß der Gebenedeite einen Sohn und Erben haben möge, der pietätsvollen Herzens gewillt sei, nach seinem Ende Libationen und andre Spenden für ihn darzubringen, die furchtbarsten Flüche drohen dem Verdammten an, keinen Sohn zu haben, der dieser heiligsten aller Pflichten nachkommen könne.

Mußte die kinderlose Gattin sich mit dem Lebensunterhalte begnügen, der ihr nicht vorenthalten werden konnte, so durfte die Frau, welche dem Hause Nachkommen geschenkt hatte, alle jene Vorrechte genießen, von denen wir oben geredet.

Bevor ihre schwere Stunde nahte, stand ihr in jedem wohlhabenden Hause ein Wochenzimmer bereit, und man machte mancherlei wunderliche Experimente, um voraus zu erfahren, ob ein Knabe oder ein Mädchen zu erwarten sei. Wie man dabei zu verfahren und das Resultat zu deuten habe, steht in den medizinischen Papyrus verzeichnet, und seltsamerweise und zur Bestätigung des Satzes, daß nichts unvertilgbarer ist als der Unsinn, sind diese närrischen Versuche, den Schleier der Zukunft zu lüften, welche sich tausendmal als trügerisch erwiesen haben müssen, nicht nur in eine griechische medizinische Schrift, die unter die Werke des Hippokrates aufgenommen ward, sondern auch, wie Le Page Renouf entdeckte, in ein altenglisches Buch übergegangen, das kecklich mit dem Namen des Aristoteles geschmückt und noch 1782 neu gedruckt worden ist. Auch priesterliche Orakel wurden in jener Zeit befragt, der Südgöttin Nechbet, welche die Griechen für ihre Eileithyia hielten,[1]) Opfer dargebracht und mit der hoffenden Frau mancherlei religiöser und magischer Hokuspokus getrieben, bei dem es in keinem Falle an ihrer Ausschmückung mit mancherlei Amuletten und Schutzmitteln fehlen durfte. Bei schwierigen Fällen konnten Frauenärzte konsultiert werden, an denen es nicht fehlte; denn das Spezialistenwesen beherrschte die Heilkunde der Aegypter noch weit entschiedener als die unsre, und es war einem Spezialisten sogar verboten, in das Gebiet des andern überzugreifen. Ein Frauenarzt durfte zum Beispiel keinen Augenkranken, ein Augenarzt keine Frauenkrankheiten behandeln. Die letzteren waren am Nil schon sehr früh von den Heilkünstlern studiert worden, und der nach dem Verfasser dieser Zeilen benannte medizinische Papyrus aus der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. enthält eine ganze Reihe von Vorschriften gegen Frauenleiden, deren Unterscheidung, wie unsre Aerzte versichern, schon gute Kenntnisse voraussetzt.

Sobald das Kind die Welt mit dem ersten Schrei begrüßt hatte, ward der Vater davon unterrichtet, ja man trug den Säugling zu ihm hin und zeigte ihm denselben. War es ein Knabe, so erreichte die Freude den höchsten Grad, und über ein neugeborenes Prinzchen herrschte „große Wonne im ganzen Lande“.

Die Mutter wurde sorgsam gehütet, aber sie mußte doch erfahren, welches Schicksal ihrem kleinen Liebling bevorstand. In den Märchen treten die sieben Hathoren, welche durchaus dieselbe Rolle spielen wie unsre Feen, zu dem Neugeborenen und verkünden ihm das ihm beschiedene Lebenslos, in Wirklichkeit

[1]) Die Göttin, welche den Müttern in ihren schweren Stunden freundlich beistand.

wird man das Kind in den Hathortempel getragen und dort das Orakel nach seinem künftigen Schicksal befragt haben. Auch Horoskope ließ man ihm stellen, und wem dazu die Mittel fehlten, für den gab es Bücher, welche kalendarisch angeordnet waren und in denen bei jedem einzelnen Tage zu lesen war, was den an ihm Geborenen an Glück oder Unglück erwartete. Jeder Tag besaß seine besondere Signatur, und drei Hieroglyphen, gut, bedrohlich und schlecht, deuten an, inwieweit er günstig, bedrohlich oder verhängnisvoll war. Hielt man ihn für ganz vortrefflich, so wurde das gut, war er ganz übel, das (Arme mit Schild und Schlachtkeule) kampfreich oder verhängnisvoll dreimal wiederholt; fing er gut an und wurde dann bedrohlich und endlich ganz schlecht, so gab es das folgende Bild . Durch die Permutationen, welche der Wechsel dieser drei Zeichen durch Veränderung ihrer Stellung ermöglichte, konnte man jede Schattierung der Gunst oder Ungunst eines Tages zur Darstellung bringen, und in dem Kalender der heilbringenden und schädlichen Tage, von denen sich ein — gegenwärtig zu London konserviertes — Exemplar erhalten hat, findet sich oft durch Anführung gewisser mythologischer Ereignisse die Natur des betreffenden Zeitabschnittes begründet. Auch diese früheren Proben jener Form des Aberglaubens, die man „Tagewählerei“ nennt, haben unzählige Male betrogen, und doch sind sie immer und immer wieder zur Hand genommen worden. — Sie haben eine unsagbar schädliche Wirkung geübt, denn welche Unruhe muß sich der Mutter bemächtigt haben, wenn sie gläubigen Sinnes las, daß ihren Neugeborenen ein grausames Schicksal erwarte, und daß zum Beispiel jedes am Geburtstage ihres Lieblings zur Welt gekommene Kind durch einen Schlangenbiß sterben werde. Guter Voraussagungen für den Sohn oder die Tochter bedarf keine Mutter, denn sie hofft ohnehin für beide das beste.

Wie bei vielen Völkern, welche sich einer alten Kultur erfreuen, so war es auch bei den Aegyptern Sitte, daß die Mütter in den vornehmen Ständen ihre Kinder nicht selbst nährten, sondern sie durch Ammen stillen ließen. Neben diesen wurden auch Kinderfrauen, ganz in unserm Sinne, gehalten. Beide finden wir gleich nach dem Erscheinen des jungen Weltbürgers in der Wochenstube, und wenn der Säugling einige Tage alt geworden ist, sehen wir, wie man ihm zu Ehren ein Fest giebt, bei dem er den Namen empfängt. Diese, sagen wir „Tauffeier“, wurde von dem ganzen Volke mitbegangen, wenn der Neugeborene ein Prinz war.

Bei geringeren Leuten nährten die Mütter natürlich selbst, und zwar in der Regel drei Jahre lang, und gerade ihnen scheint ein besonders reicher Kindersegen zu teil geworden zu sein. Dafür konnten sie ihre Kleinen, Diodor

von Sizilien hebt es besonders hervor, allerdings mit unglaublich geringen Kosten durchbringen. Die gesamte Auferziehung eines Knaben oder Mädchens soll nach ihm im ganzen nicht mehr als 20 Drachmen, das sind etwa 15 Mark, gekostet haben. Dabei hat er natürlich nur die ärmeren Klassen im Auge, bei denen die Kinder, wie sie Gott geschaffen hat, umherliefen. Auch Wohlhabende kleideten sie nur einfach und thaten ihnen höchstens Perlen oder ein Amulett um den Hals. Prinzen und Prinzessinnen trugen, wie der junge Gott Horus, der als ihr Vorbild galt, und als dessen irdische Erscheinungsform sie angesehen werden sollten, eine über die Schläfe bis an die Mitte des Halses herabreichende Locke, welche sich unten spiralförmig krümmte und die man mit goldenen Fäden und Bändern durchflocht und gewöhnlich auch über dem Ohre mit einer Scheibe von Edelmetall schmückte. Noch als Männer sehen wir sie diese Abzeichen der Kindheit tragen, und ein englischer Aegyptolog vergleicht sie passend mit den spanischen Prinzen, die, wenn sie nicht zur Regierung gelangen, bis zum Greisenalter „Infanten", das heißt Kinder bleiben. Ebenso wurden die Pharaonensprossen durch die Seitenlocke als Söhne und Töchter par excellence ausgezeichnet. Wenn reiche und putzsüchtige Mütter ihre kleinen Lieblinge wenigstens außer dem Hause sehr einfach kleideten, so thaten sie es aus den gleichen Beweggründen wie ihre muslimischen Nachfolgerinnen, welche ihre Herzblätter nur in dürftigem Kostüm auf die Straße schicken, um sie dem neidischen und bösen Blicke zu entziehen, der ihnen schaden könnte und vor dem sie dieselben, ganz wie die heidnischen Aegypterinnen durch Amulette zu sichern versuchen.

Viele Darstellungen zeigen uns auch die Göttin Isis mit dem Horusknäblein, dem die Prinzenlocke selten fehlt, auf dem Schoße und an der Brust. Diese häufig und schon sehr früh vorkommenden Gemälde oder Figuren sind später von den Griechen in ihre freieren Kunstformen übertragen worden und scheinen den ersten Bildern der Maria mit dem Christuskindlein zu Grunde gelegt worden zu sein. Wir besitzen selbst eine aus Memphis stammende Terrakotta von hellenistischer oder besser früh-byzantinischer Künstlerhand, der gegenüber es schwer fällt, zu entscheiden, ob sie (wir selbst glauben es mit dem heidnischen Motiv zu thun zu haben) die Mutter Gottes mit dem Kinde oder Isis und Horus darstellen soll. Der Kopf des Horus ist an unserm Figürchen leider so klein und abgerieben, daß man nicht mehr entscheiden kann, ob an ihm die Prinzenlocke angebracht war oder nicht.

Wuchs der Knabe oder das Mädchen heran, so hatte sich zunächst die Mutter mit ihrer Erziehung zu beschäftigen, und wie wir Göttinnen, nicht Götter, zum Beispiel auf Reliefbildern zu Philae ptolemäische Prinzen im Harfenspiel unterrichten sehen, so hat es wohl der Mutter obgelegen, die musischen, das Leben zierenden Künste wenn nicht die Söhne, so doch die Töchter zu lehren.

War der Knabe der Kinderstube entwachsen, so wurde er in die Schule geschickt, welche den Söhnen aller freien Bürger offenstand. Sie sollte auch von den Kindern der Größten benutzt werden, und es knüpft sich an eine Mauer zwischen Assuân und der Insel Philae die ebenso alte wie absurde Sage, daß sie errichtet worden sei, um die Söhne der Kleopatra — mit diesem Namen fassen die heutigen Araber alle Königinnen aus heidnischer Zeit zusammen — bei ihrem Gang in die Schule vor dem Anfall wilder Tiere zu schützen. Von Ramses II. wird berichtet, daß er zugleich mit allen Knaben, welche an seinem Geburtstage zur Welt gekommen waren, unterrichtet worden sei. — So sehen wir denn auch wirklich das Kind des höchsten Würdenträgers neben dem des Schusters auf der Schulmatte hocken, lernen und Bekanntschaft mit dem Stocke machen, den man zu den beliebtesten pädagogischen Hilfsmitteln zählte, und beiden standen die höchsten Staatsämter und priesterlichen Würden offen, wenn sie die vorgeschriebenen Examina bestanden hatten.

Auch während der Schulzeit blieb die Mutter mit ihren Buben in Verbindung. Die reicheren Knaben scheinen als Pensionäre in den Unterrichtsanstalten aufgenommen worden zu sein, den ärmeren brachten die Mütter die Nahrung, deren sie bedurften, in die Schule, und wie die wohlhabenderen Frauen blieben auch sie mit den Lehrern in Verbindung, um sich zu überzeugen, inwieweit ihr Sohn seine Schuldigkeit thue. Schüler aus der Provinz, welche zum Beispiel im „Ramseshause" zu Theben, dem heutigen Ramesseum, unterrichtet werden sollten, werden ganz ähnlich gehalten worden sein, wie gegenwärtig die Fremden in der großen Universitätsmoschee el-Azhar zu Kairo. Es stehen diesen bescheidene Unterkunftsräume, die sogenannten Riwâks oder Gezelte offen, und durch milde Stiftungen, besonders an Brot, wird für ihre allerdings recht magere Beköstigung gesorgt. Den jungen Gelehrten im alten Aegypten stellen didaktische Papyrus reichlichen Unterhalt am Hofe des Pharao für die Zukunft in Aussicht, den muslimischen wird dagegen geraten, sich an Entbehrungen zu gewöhnen und ihnen das berühmte Wort des Propheten „Fakrî Fachrî", das heißt meine Armut ist mein Stolz, zugerufen. Die Ziegelbauten, welche sich an die Quaderhallen des eigentlichen Ramesseums schließen, werden auch diese Unterkunftsräume enthalten haben.

Von den moralischen Papyri wird einer, der unter dem Namen der „Maximen des Ani" bekannt ist, im Museum von Kairo konserviert, und es findet sich in demselben ein Abschnitt, in dem der Verfasser seinen Sohn auffordert, die Mutter, deren überhaupt weit häufiger mit ehrenden Worten gedacht wird als des Vaters, hochzuschätzen und ihr dankbar zu sein. Diese Stelle ist so eigenartig und echt ägyptisch, daß wir uns nicht enthalten können, sie dem Leser in wörtlicher Uebersetzung vorzuführen:

„Ich bin es zwar gewesen," so beginnt unser Schriftgelehrter, „der Dir Deine Mutter gegeben. Anfänglich . . . gab es viel Schweres für sie zu

ertragen, und sie hat Dich das niemals entgelten lassen. Endlich . . . bist Du zur Welt gekommen, und sie hat Dich als wirkliche Last drei Jahre lang mit sich umhergeschleppt und Dir dabei niemals die Brust entzogen. Indessen bist Du kräftiger geworden, und so ekelhaft auch Deine Unsauberkeit war, hat sie dieselbe doch nie mit solchem Widerwillen erfüllt, daß sie gefragt hätte: ‚Ach, was soll ich thun?‘ Dann wurdest Du in die Schule geschickt, und während man Dich in der Schriftgelehrsamkeit unterrichtete, drängte sie sich stets eifrig an Deinen Lehrer und brachte Dir Speise und Trank aus ihrem Hause. Nunmehr bist Du zu einem Manne herangewachsen, hast Dir ein Weib genommen und ein eignes Haus begründet; aber auch jetzt sollst Du nicht aus dem Gedächtnis verlieren, welche Schmerzen Du Deiner Mutter bei Deiner Geburt bereitet, noch all die heilsame Sorgfalt, welche sie auf Dich verwandt hat. Handle niemals so, daß sie sich über Dich zu beklagen habe, damit sie nicht ihre Hände zu Gott [1]) erhebe und er ihre Klage vernehme."

Diese Worte gereichen den ägyptischen Müttern zur Ehre, und der weise Ani scheint ein Mann gewesen zu sein, der seine „Hausherrin" hochhielt. Aber in dem Frauenparadies am Nil hat es natürlich auch Gatten gegeben, welche sich brutal und ungeduldig gegen ihre Frauen benahmen. Dies läßt sich aus einer andern Maxime desselben Moralisten ersehen, welche den Mann zu freundlichem Wesen gegen seine Frau auffordert. Sie lautet:

„Verhalte Dich nicht roh gegen die Frau in Deinem Hause, wenn Du weißt, daß sie gute Ordnung hält. Rufe ihr nicht zu: ‚Wo ist dies? Bring es her!‘ Sie hat es gewiß schon an den Platz gelegt, der ihm zukommt; denn Dein Auge hat sie beobachtet, und Du bist doch still geblieben, als Du ihre Verdienste wahrnahmst. Lege nur fröhlich (reschut) Deine Hand in die ihre! Es giebt ja noch viele Leute, welche nicht wissen, wie der Mann sich ein Vergnügen daraus macht, das Unglück in sein eignes Haus einzuführen, und dies gewiß nur, weil er die rechte Weise nicht findet, sein Weib zu behandeln. Die gesamte Leitung dessen, was ein Haus enthält, hängt ab von der Gemütsruhe [2]) des Mannes."

Wie es am Nil manche rohe und unbändige Gatten gab, so haben dort auch viele Frauen gelebt, welche sich so betrugen, daß sie den wohlbegründeten Spott und Tadel der Männer auf sich zogen.

„Das Weib von außerhalb" oder „die Frau des großen Lebens" wird diejenige Aegypterin genannt, welche wir eine „Emanzipierte" im übeln Sinne

[1]) „Gott" steht hier wie an vielen andern Stellen für „Gottheit" im allgemeinen oder denjenigen Gott, welchen der Schreiber vor allen übrigen Mitgliedern des ägyptischen Pantheon verehrte.

[2]) Die Gruppe Semen hati, die wir „Gemütsruhe" übersetzen, bedeutet wörtlich das festbegründete oder hingestellte Herz; das Herz aber schloß nach der Ansicht der Aegypter wie den Geist so auch das Gemüt in sich.

des Wortes nennen würden, und es trifft der Spott der Männer mit besonderer Schärfe die ganze Frauenklasse, der das Haus nicht genügt, die sich gern auf der Straße und in Gesellschaft (außerhalb) sehen läßt, die für ihren Putz große Summen ausgiebt und sich unter die Männer mischt, als sei sie alles zu thun berechtigt, was diesen ansteht.

Auch Ani warnt vor dem Verkehr mit der „Frau von außerhalb“. Er nennt sie ein tiefes Wasser, dessen Strudel unergründbar sind. Er traut ihr zu, in Abwesenheit ihres Gatten andern Männern Briefe zuzustecken und warnt den Gutgesinnten, ihr zu folgen; denn das würde eine Todsünde sein, und solcher Verkehr komme unter die Leute, auch wenn das Verbrechen, auf das sie ausgehe, ungeschehen geblieben. „Für dies eine allein,“ ruft er zum Schluß aus, „begeht der Mann jegliche Schandthat!“

Andre Sätze in den Papyri klingen beinahe, als wolle sich das stärkere Geschlecht für die mancherlei Zugeständnisse rächen, welche es gewohnt war, sich von den Frauen abnötigen zu lassen. Der besonnene Ani gesteht ein, daß das Reden der Frau den Gatten mit sich fortreiße, während das des Mannes nur seinem Amte dienstbar sei. Im Kampfe mit Worten blieb das Weib Siegerin, und doch wußte man, daß die Frauen die ihnen eingeräumte Freiheit häufig mißbrauchten und den Wohlstand des Hauses ihrer Eitelkeit zu Gefallen, oft freventlich zu Grunde richteten. Die Denkmäler haben uns schon gezeigt, mit welchem Luxus sie ihre eigne Person bei manchen Gelegenheiten auszustatten und sich bemerklich zu machen verstanden, und wir fügen hinzu, daß der Gattin des Vornehmen nichts zu kostbar war, wenn es andre schöne Mitglieder ihrer Gesellschaft zu überbieten galt. Der gleiche Wettkampf reizte dann natürlich auch die Frauen in weniger bemittelten Kreisen zu großen Ausgaben. In Alexandria drängen sich zwei bescheidene, aus Syrakus stammende Bürgerweibchen durch die Menge, um der Adonisfeier im Palaste zuzusehen, und Theokrit, durch den wir sie kennen lernen, läßt Gorgo rufen:

> „Ei, wie vortrefflich das faltige Spangengewand steht;
> Sage, wie hoch dir's kommt, Praxinoa, fertig vom Webstuhl?“

und ihre Freundin erteilt die Antwort:

> „Gorgo, erinnere mich daran nicht! Zwei Minen des blanken
> Silbers und mehr, und selbst an die Arbeit setzt' ich das Leben.“

Zwei Minen sind ungefähr 120 Mark, und diese bedeuteten damals gewiß das Dreifache wie heute. — Natürlich wandten die Gattinnen der Fürsten und Würdenträger das Zehn- und Hundertfache für ihre Gewänder auf, und die Geschmeide, deren sie sich bedienten, müssen Vermögen gekostet haben, denn wie groß sind die Halsbänder, wie zierlich gearbeitet die Ohrgehänge, wie viel Edelsteine fanden an manchem Kopfputz Platz, welche Menge Goldes war für die Spangen am Ober- und Unterarm, sowie an den Fußknöcheln nötig! Selbst mit Schuhen wurde Luxus getrieben.

Die Schöne in dem Märchen von den Brüdern kann keine Waffengewalt von ihrem Gatten trennen, wohl aber läßt sie sich von dem mit allerlei Frauenschmuck ausgestatteten Weibe, welches der Pharao dem Boten mitgegeben hat, von seiner Seite locken.

Die opferwillige Nachsicht, mit der man die Putzsüchtige sich schmücken ließ, beweist, daß es den Aegyptern besonders schwer fiel, geliebten Frauen selbst den abenteuerlichsten Wunsch zu versagen; ja diese Nachgiebigkeit ging so weit, daß in dem allerdings durchaus märchenhaften Roman des Setnau der Held einer Schönen, nach deren Besitz sein Herz Verlangen trug, nicht nur sein ganzes Vermögen, sondern sogar das Leben seiner Kinder preisgab oder besser verschrieb; denn selbst in diesen leidenschaftlich bewegten Scenen muß, charakteristisch genug, alles Versprochene schwarz auf weiß gegeben werden.

Die ausgebeuteten Männer ließen dann freilich ihre Frauen die eigne Schwäche entgelten, und der bekannte spottsüchtige und satirische Sinn der Aegypter verstand es, die Fehler des schönen Geschlechtes mit blutigen Hieben zu geißeln. So hat sich ein in doppeltem Sinne merkwürdiges Schriftstück erhalten, worin die Gefahren beschworen werden, welche den Menschen von den wildesten aller wilden Tiere und den bösen Frauen drohen. Beide werden in einer Reihe, und als gehörten sie von Natur zusammen, aufgezählt. Nach dem Panther und andern Katzen der Wildnis wird die Frau genannt, welche man — wer dächte dabei nicht an das französische Lionne — mit dem Namen „Löwin" belegte. Dann kommt „die Spähende", das heißt das neugierige Weib, welches sein Auge überall hat, und ihm folgt die schon oben erwähnte „Frau vom großen Leben". Es giebt auch Männer, gegen die man des Schutzes bedarf; aber von ihnen heißt es einfach: „die schlechten Mannsleute alle".

Ist diese Aufzählung schon an sich merkwürdig, so gewinnt sie dadurch ein doppeltes Interesse, daß der griechische Dichter Simonides von Amorgos (siebentes Jahrhundert v. Chr.), von dem sich mit ziemlicher Sicherheit behaupten läßt, daß er das weit ältere ägyptische Schriftstück nicht gekannt habe, die Frauen in recht gehässiger Weise von Tieren abstammen läßt: die überkluge vom Fuchs, die unempfindliche und teilnahmlose von der Erde, die wankelmütige vom Meere, die faule vom Esel, die boshafte von der Katze, das garstige Weib, welches andre zu ärgern bestrebt ist, vom Affen. Die gute und brave Hausfrau, welche zur Zeit des Simonides noch nicht auf allen höheren Gebieten des Lebens hinter die Hetäre zurückzutreten hatte, leitet er von der Biene her und preist sie in einer Reihe von Versen, die wir also zu übersetzen versuchten:

„Die andre gleicht den Bienen,
Wohl dem, der sie gewann;
Denn rein an Herz und Mienen
Ficht sie kein Tadel an.

Das Haus, das sie verwaltet,
Muß blühen und gedeih'n,
Mit dem Geliebten altet
Sie, selbst geliebt, zu zwei'n.

Und Kinder, schöne Blüten,
Darf sie nach Mutterrecht
Erziehen und behüten
Zum Ruhme dem Geschlecht.

Die Mütter andrer Söhne,
Sie überragt sie hehr,
Als ob von Götterschöne
Sie rings umflossen wär'.

Das ist der Frauen Blüte,
Von weisem Sinn gelenkt,
Die Zeus in seiner Güte
Den Männern gnädig schenkt."

Mit diesen warmen Versen macht der schmähsüchtige Grieche seine scharfen Ausfälle gegen so viele Mitglieder des schönen Geschlechts einigermaßen wieder gut; der ägyptische Satiriker aber findet leider kein versöhnliches Wort für die guten Frauen; und doch hat es auch am Nil an solchen nicht gefehlt, und es würde uns ein leichtes sein, außer dem oben Mitgeteilten aus dem schriftlichen Nachlaß der Aegypter manches anzuführen, was diese Behauptung rechtfertigt.

Das beste und gültigste Ehrenzeugnis, welches die Männer ihnen ausstellen konnten, darf wohl darin gefunden werden, daß ihnen Gatten und Söhne nach dem Tode die gleichen recht anspruchsvollen Ehren angedeihen ließen wie ihren verstorbenen Vätern. Ihre Mumien sind ebenso sorgfältig balsamiert und ruhen in ebenso kostbaren Särgen wie die der Männer, neben denen sie in den Erbbegräbnissen beigesetzt wurden; ja man stattete die weiblichen Leichen mit Schmucksachen und Amuletten reicher aus als die männlichen. Auch für sie wurden Statuen in der Gruft aufgestellt, auch ihnen legte man einen Totenpapyrus mit in den Sarg, auch an ihren Mumien wurde eine Reihe von langwierigen und großen Aufwand erfordernden Zeremonien vorgenommen, und ihrer Seele war das nämliche Schicksal vorbehalten wie dem unsterblichen Teile des stärkeren Geschlechts. Diesem winkte als letztes Ziel die Vergöttlichung, das Einswerden mit Osiris, und darum ward jeder Dahingeschiedene „Osiris" genannt. Auch die verstorbene Frau ist infolge derselben Auffassung mit dem gleichen Namen benannt und angerufen worden.

Der Ausfluß der Weltseele, welcher die Lebenskraft, das Selbstbewußtsein, das Empfinden und Denken des sterblichen Menschen bedingte, gesellte sich zu dem Mädchen, sobald es das Licht des Rē erblickte, in gleicher Qualität und Fülle wie zu dem neugeborenen Knaben. Wie beide, und zwar von der

frühesten Zeit an, in der Gesellschaft gleichberechtigt nebeneinander standen, so wurden sie auch für gleichbegabt gehalten, und vielleicht ist der erstere Umstand als Folge des letzteren zu betrachten. So kam es denn, daß die Seele der Frau ganz ebenso wie die des Mannes den Vorzug genießen durfte, aufzugehen in den männlich gedachten Gott und eins zu werden mit ihm. Erst nachdem in hellenistischer Zeit griechische Anschauungen in alle, und auch in die geistigen Regungen des ägyptischen Lebens eingedrungen waren, hören wir das verstorbene Weib Hathor und ausnahmsweise auch Isis nennen.

Das Heidentum hat in Aegypten nur an wenigen vereinzelten Stellen der Lehre Christi längere Zeit Widerstand zu leisten vermocht. Das gottesfürchtigste aller Völker, wie Herodot die Nilthalbewohner nannte, nahm das Christentum mit offenen Armen auf, und wir gedenken an einer andern Stelle zu zeigen, wie gerade auf die Aegypter das Wort: „Und als die Zeit erfüllet war" paßte, wie sich gerade unter ihnen viele Umstände nachweisen lassen, die sie dem Evangelium, welches schon Markus, der Jünger des Herrn, ihnen zugebracht haben soll, gleichsam entgegentrieben. In Alexandrien hat — wie oft ist es ausgesprochen worden — das Christentum seine Denkformen gewonnen, und auch die anachoretische Bewegung ging von demselben Aegypten aus, in dessen Serapistempeln schon viele Büßer in einsamen Zellen nach innerer Läuterung und Vergebung der Sünden gerungen hatten. Tausende von Getauften suchten bald nach den letzten Verfolgungen verlassene Grüfte in der Thebais, Felsenhöhlen bei Lykopolis und andern Orten, sowie am Gestade des Roten Meeres und auf der Halbinsel des Sinai auf, um in denselben Schutz vor den Versuchungen der Welt zu finden und sich durch schwere Seelenkämpfe, Leid und Entsagung himmlische Seligkeit zu erstreiten. Aus den einzelnen Büßerzellen wurden bald Lauren oder Gassen, welche aus einer Reihe von Anachoretenwohnungen bestanden, deren Insassen manches innere und äußere Band vereinte.

Endlich entstanden im eigentlichen Aegypten die ersten Cönobien oder Klöster, in denen weltflüchtige Fromme nach einer bestimmten Regel zusammenlebten, und wenn gerade am Nil bald nach der Begründung der ersten Mönchsherbergen auch solche für Nonnen errichtet wurden, und wir in früherer Zeit neben den Männern auch bußfertige Weiber die Einöde aufsuchen und dort nach himmlischen Gütern streben sehen, so werden wir, die wir die soziale Stellung der Aegypterinnen kennen, dies nur natürlich finden. Sie waren eben gewöhnt, auf allen Gebieten des materiellen und geistigen Lebens gleichen Schritt mit den Männern zu halten, und so gut wie diese konnten auch sie, denen der heidnische Himmel offengestanden hatte, sich den Einlaß in das christliche Paradies zu erringen versuchen. Ohne die frühe Einführung von Frauencönobien in Aegypten würde es in Europa gewiß weit später zur Errichtung von Nonnenklöstern gekommen sein, als dies thatsächlich geschehen ist.

Auch das Christentum hat der günstigen Stellung der Frauen am Nil geringen Abbruch gethan, und so giebt es selbst unter den Märtyrern keinen, dessen Ruhm den der heiligen Blutzeugin Katharina, die in Alexandrien gelebt und dort für den Glauben geendet hatte, auch nur annäherungsweise erreicht hätte. Auch das verlöschende Heidentum hat in Aegypten seine Märtyrer gehabt, und unter ihnen begegnet uns wieder, alle andern weit überragend, ein Weib, des Mathematikers Theon edle und schöne Tochter, die Philosophin Hypatia, der des grausamen und fanatischen Kirchenfürsten Cyrill zelotische Helfershelfer, nachdem sie sie durch die Stadt geschleift und getötet hatten, das Fleisch mit scharfen Muscheln von dem reinen jungfräulichen Leibe rissen. Erst die Eroberung Aegyptens durch die Araber hat der Bevorzugung des Weibes, wie so manchem andern Ueberbleibsel der alten heidnischen Kultur, den Todesstoß gegeben.

Ueberblicken wir zum Schluß die Gesamtheit des oben Gesagten, so werden wir wiederholen müssen, daß es, wenn wir den Kriegsdienst und gewisse Aemter und Stellungen in der Staatsverwaltung ausnehmen, kein Gebiet in dieser oder jener Welt giebt, das die Aegypterin nicht völlig gleichberechtigt mit dem Manne geteilt oder auf dem sie ihn nicht überflügelt und in den Schatten gestellt hätte; aber wie die Einzelehe, in welcher der Gemahl sich der Gattin unterwirft, keinen glücklichen Verlauf nimmt, so ist auch diejenige Staatsgenossenschaft dem Verkümmern und Ueberwältigtwerden erlesen, welche der Frau höhere Rechte einräumt als dem Manne und in ihre Hand eine größere Machtbefugnis legt, als ihr infolge ihrer Natur und Begabung zukommt. Das Gebieten ist des edeln weiblichen Wesens gefährlichster Feind; denn dies säet nur Liebe und alles, was gut ist, und will darum nicht Scheu und Gehorsam, sondern Liebe und Achtung ernten. Wir fürchten, daß das Herz der ägyptischen „Löwinnen" bei ihrem Erdenwallen weniger Befriedigung gefunden hat als der Ehrgeiz, und doch ist das Herz ganz allein das Organ, durch welches dem weiblichen Wesen Glück und Wonne, Wohlfahrt und Zufriedenheit zufließt. So liegt denn gewiß für unsre Frauen kein Grund vor, ihre begünstigteren Schwestern vom alten Nil zu beneiden.

Die Sklaverei im Orient.[1]

Wenn wir mit Schopenhauer in der Gerechtigkeit und Menschenliebe die beiden Kardinaltugenden unsers Geschlechtes erkennen, weil aus ihnen alle andern hervorgehen, so müssen wir von vornherein schon vom allgemein menschlichen Standpunkt aus die Sklaverei aufs Härteste verdammen; denn es läßt sich schwer ein Unrecht denken, das in schrofferem Gegensatz zu diesen beiden, im natürlichen Mitleid wurzelnden Kardinaltugenden stünde.

Dennoch hat das gesamte Altertum sich des Instituts der Sklaverei bedient, und selbst unter den erleuchtetsten und sittlichsten Griechen und Römern, die doch die Bedeutung und Würde der Gerechtigkeit voll und ganz erkannten, findet sich keiner, der für die Aufhebung der Sklaverei ernstlich die Stimme erhöbe. Das Los des Unfreien erträglich zu gestalten und auch ihm Mitleid zu schenken, hören wir dagegen im Morgen- wie im Abendland vielfach von den Besten empfehlen, und in den Sittengesetzen, besonders der Völker des Orients, pflegt die Forderung an den Herrn gestellt zu werden, den Sklaven mild zu behandeln.

Wenn ein wohlgesinnter Denker wie Aristoteles es auch als Unrecht erkannte, einen Mitmenschen zu unterjochen und ihn zur Dienstbarkeit zu zwingen, so erschien ihm doch das Institut der Sklaverei so unerläßlich notwendig für den Staat, daß er an seine Abschaffung nicht zu denken wagte. Zeno verlangt, daß alle Menschen, weil durch Vernunft miteinander verwandt, nach gleichen Gesetzen leben sollen; doch auch der Sklaven dabei zu gedenken, fällt ihm nicht ein. Römische Juristen sprechen sich in ähnlicher Weise aus, und das darf uns nicht wundern; denn abgesehen davon, daß es in Rom Rechtsverhältnisse gab, die das Sklavenhalten notwendig erscheinen ließen, lehrte erst das Christentum die Menschenliebe auf alle vernunftbegabten Wesen ausdehnen, die der Herr als sein Ebenbild schuf, während es vor der Stiftung unsrer Religion kein Volk gab — mochte es nur einem Gotte oder vielen Göttern

[1] Aus dem „Universum" Heft 16—18. VII. Jahrgang. 1891.

dienen —, dem es von dem eignen Herzen oder dem Gesetze geboten worden wäre, den Begriff der Menschenliebe weiter auszudehnen als auf die eigne Nation, den Heimatsstaat, den Stamm oder Clan und die Familie.

Wie dem Griechen alles ihm nicht Stammverwandte barbarisch und nichts weniger als ebenbürtig erschien, so sah der Hebräer und Araber auf den Fremden herab, der außerhalb des Bundes seiner nationalen und religiösen Brüderschaft stand, und der Aegypter ging darin so weit, daß ihm der Ausländer ein Greuel war, mit dem er sich am gleichen Tische und vom gleichen Brote zu speisen scheute. Der Heiland, der uns lehrte, in dem strengen und gebietenden Gott Israels einen Vater und in jedem Mitmenschen einen Bruder zu erkennen, der den Dürftigen dem Reichen und denjenigen, der arm am Geiste, dem Weltklugen vorzog, dehnte das Herzensgeschenk der Liebe auf die gesamte Menschheit aus, und es muß uns Wunder nehmen, daß, nachdem seine Lehre als Staatsreligion im gesamten Abendland anerkannt war, die Sklaverei noch länger als ein Jahrtausend in christlichen Staaten unter verschiedenen Formen fortbestehen konnte.

Leicht begreiflich ist es dagegen, daß jeder Blick auf die Anfänge der Menschengeschichte uns Herren und Sklaven zeigt.

Schon an den fernsten Punkten, da wo sich die Bahn des historischen Lebens der Menschheit dem rückwärts schauenden Auge in grauer Ferne zuzuspitzen scheint, begegnen uns Hörige und Freie, und wie konnte es anders sein in Zeiten, wo schon dem Sohn des Nachbarstaates kein Mitleid gewährt zu werden brauchte und das Recht des Stärkeren vollkräftig blühte. Zudem lehrt die Erfahrung, daß der einzelne dem Acker, der Weide oder dem Jagdrevier nicht mehr abzuringen vermag, als er für sich selbst und die Seinen bedarf. Sobald es nun dem Stärkeren und Begabteren gelang, sich zu einer Stellung aufzuschwingen, die ihn von der Arbeit der Hände enthob, mußte er nach andern ausschauen, welche diese für ihn verrichteten, und so wurde der Schwächere im eignen Volke und der Besiegte zum Sklaven.

Doch wir haben hier nicht über die Entstehung der Sklaverei zu handeln, sondern zu zeigen, wie sie uns im Morgenlande entgegentritt.

Dort, und besonders in dem weiten Gebiet, das von Semiten bewohnt ward, wurde sie schon in den grauen Zeiten geübt, da noch die verschiedenen Gruppen des semitischen Stammes ungetrennt zusammenfaßen und ein einziges Volk bildeten. Das lehrt die Sprache; denn Hebräer, Araber und so weiter bedienen sich sämtlich des gleichen aus der Urheimat stammenden Wortes, um den Sklaven zu bezeichnen. Es lautet „'abd" und ist allgemein durch berühmte Namen wie 'abd allah (Knecht Gottes) bekannt.

Die ältesten Quellen nun, die uns Auskunft über die Sklaverei im Morgenlande erteilen, sind, wenn wir von den ägyptischen und assyrischen absehen, jedermann vertraut; denn wer hätte nicht schon in der Schule von

dem Oberſklaven des Abraham, Elieſer, von dem nach Aegypten verkauften Joſeph und dem trefflichen Sauhirten des Odyſſeus, Eumäos, gehört?

Die Geſchichte der Genannten verdeutlicht aufs beſte manche wichtige Einzelheit aus dem Sklavenhandel und Leben in Paläſtina, Aegypten, Phönizien und auch in Griechenland, das indeſſen nicht mit in den Kreis unſrer Betrachtungen fällt.

Immer iſt es der Schwächere, der Ueberwältigte, welcher der Sklaverei anheimfällt. Joſeph und Eumäos ſind in die Knechtſchaft verkaufte Knaben, Elieſer, der ein Damascener genannt wird, kam entweder jung in das Haus des Abraham oder ward dort als Kind eines aus Damaskus geraubten oder daſelbſt gekauften hörigen Vaters geboren. —

Die Geſchichte der beiden erſteren kann zur Beſtätigung der längſt bekannten Thatſache dienen, daß die früheſte und wichtigſte Ware des Welthandels der Menſch war. Karawanenführer ſemitiſchen Blutes, die den Tauſchverkehr zwiſchen Aegypten und Paläſtina vermittelten, brachten mit andern Gütern auch Sklaven in das Nilthal, und die Wüſte, deren Sand auch Vergängliches oft wunderbar erhält, iſt konſervativ. Die Geſchichte von den ismaelitiſchen Händlern, die den Knaben Joſeph den Brüdern abkauften und ihn mit Balſam, Gummi und Weihrauch auf den Markt einer ägyptiſchen Hauptſtadt führten, hätte noch vor wenig Jahrzehnten auf dem gleichen Schauplatz ganz ebenſo verlaufen können.

Die Ziſterne beim Khan Djubb Jûſuf (Khan von Joſephs Grab) weſtlich von Djennîn an der von Damaskus nach Aegypten führenden Straße wird heute für den Brunnen ausgegeben, in dem die Brüder den Joſeph ausgeſetzt hatten, und dort begegnete Dr. Clarke vor nicht gar zu langer Zeit einer Karawane von ismaelitiſchen Gewürzkrämern, die gewiß gern einen andern Joſeph gekauft und nach Aegypten gebracht hätten.

Ismaeliter (Araber) oder andre Semiten — Syrer und Phönizier — waren es, die auf dem Land- und Seewege den Sklavenhandel nicht nur in das Nilthal, ſondern auch nach Griechenland und ſpäter nach Rom vermittelten. Syrus, das iſt der Syrer, blieb bis in ſpäte Zeit einer der beliebteſten Sklavennamen, und er wäre noch häufiger geweſen, wenn man die gekauften Knechte nur nach ihrer Herkunft und nicht auch gern mit andern Namen benannt hätte, die an hohe glänzende Dinge, wie Götter und Edelſteine oder die Perſon ihres Beſitzers (Marcipor, das iſt Marci puer u. ſ. w.) erinnerten.

Wie Joſeph dann in der Reſidenz des Pharao von einem Hofbeamten gekauft wurde und in den Dienſt des Königs überging, wo er es bis zum erſten Manne des Reichs brachte, iſt allbekannt, und wir werden ſehen, daß Aehnliches — die Denkmäler lehren es — am Nil keineswegs zu den Seltenheiten gehörte.

Der Sklavenhandel ward allerdings in weit ausgedehnterem Maße zur See als auf dem Landwege getrieben, und es ist natürlich, daß das unternehmendste Handelsvolk des Altertums, dessen Flotte allen andern an Schiffszahl und Seetüchtigkeit weit voranstand, das phönizische, sich am frühesten und regsten mit dem Sklavenhandel beschäftigte, der großen Gewinn abwarf.

Betrachtet man auf der Karte die winzige Heimat dieser thatkräftigen Nation, deren Boden nur wenige Hunderttausende zu nähren vermag, so begreift es sich, daß sie sich, je größer ihre Hauptstädte wurden, desto entschiedener auf gewinnbringende Unternehmungen in der Ferne angewiesen sah. Wie das Nest des Seeadlers hing das alte Tyrus mit seiner Festlands- und Inselstadt an den Felsen der Küste, und von dort aus flog der kraftvolle, scharfsichtige Raubvogel aus, um Beute zu erjagen und heim zu bringen. Als Tauschgut hatte er wenig vom eignen Boden zu bieten, als was seine Wälder an Zedern, seine herrlichen Weinberge an Rebensaft, dem edelsten des Altertums, boten; dazu aber auch das Viele und Kostbare, das seine Fabriken an kunstreichen Produkten der Metall- und Glasmanufaktur, sowie der Weber- und Färberkunst erzeugten.

Mit Hilfe dieser Tauschmittel holte er sich gewinnbringende Beute von allen Küsten der damals bekannten Welt. Wo das phönizische Schiff anlegte, blieb es längere Zeit, oft über ein Jahr, und kaufte auf und raubte, was das Land erzeugte. Bei rohen, der Kultur noch nicht gewonnenen Völkern, erwarb der kühne Seefahrer Naturprodukte und dazu auch Sklaven, von denen er freilich viele mit Gewalt oder List an sich brachte. In Griechenstädten mußte er sich hüten und sich mit dem Raub von Kindern begnügen, die entweder Lösegeld oder auf dem Markte höheren Verdienst als die Söhne und Töchter unkultivierter Stämme abwarfen. Freilich ward auch Gleiches mit Gleichem vergolten; denn bisweilen entführten griechische Seeräuber auch den größten und reichsten Phöniziern und Syrern, wessen sie sich auf ihrem Gebiet an Menschen zu bemächtigen vermochten. Zeus selbst raubte, wie die Mythe berichtet, indem sie das Menschliche dem Gotte zuschreibt, die Europa, die Tochter des Phönix, und vom 2. Jahrhundert v. Chr. an zahlte man den Syrern heim, was sie früher den andern Nationen gethan; denn aus ihrem Gebiet wurden in der Blütezeit der cilicischen Seeräuberei — Strabo bezeugt es — die meisten Sklaven entführt.

In fast allen Küstenländern des Mittelmeeres wurden Sklaven bald einzeln geraubt und erhandelt, bald kamen sie in ganzen Scharen auf den Markt, wenn sie bei der Eroberung eines Landes oder bei der Einnahme einer Stadt in die Hand des Feindes gefallen waren; denn wie bei Griechen und Römern, so war es auch in allen Staaten des alten Orients Sitte, überwundene Gegner samt ihren Söhnen und Töchtern, wenn nicht besondere Gnade geübt ward, als gute Beute zu betrachten und in die Sklaverei zu verkaufen.

Im Ganzen war das Los dieser Menschenware im alten Morgenlande erträglicher als auf irgend einem andern Teile der Erde. Schon, daß den Römern der Sklave eine Sache, dagegen aber den Morgenländern und besonders den Hebräern und späteren Arabern, die auch in ihm ein Ebenbild des einigen Gottes erkannten, ein Mensch war, bedingte den Unterschied in seiner Behandlungsweise hier und dort, und auch die Aegypter, deren Religion in dem geistigen Teil des Menschen einen Ausfluß der Weltseele sah, und welche dem unvergänglichen Teile des Sterblichen nach dem Tode nicht nur zuschrieb, sich der Gottheit zu gesellen, sondern selbst zum Gotte zu werden, scheinen sich der Auffassungsweise der andern Orientalen angeschlossen zu haben. In den Weisheitslehren des Ani auf einem zu Kairo konservierten Papyrus werden die Menschen geradezu „Ebenbilder Gottes" (die zweiten oder Duplikate Gottes) genannt. Stolz, Daseinsfreude und männliche Kühnheit, die höchsten Tugenden der Griechen, stehen denen der Sklaven: Gehorsam, Entsagungsfähigkeit und Demut, schroff gegenüber, während diese auch zu den Vorzügen der freien Aegypter gezählt werden müssen, unter denen auch der am höchsten Gestellte ein Diener des Pharao war.

Wir zählen die Bewohner des Nilthales gemeinhin zu den mit Semiten und Indo-Europäern (Japhetiten) aus Asien stammenden Völkerfamilien, und die Sprache mit den grammatischen Geschlechtern, die Schädelbildung, das reiche geistige Leben, das thatkräftige Ringen nach den höchsten Gütern, sowie die gesamte, auch die poetische Anschauungsweise, stellen es außer Frage, daß die alten Aegypter, mögen wir sie Hamiten oder sonstwie nennen, keine Stammbrüder der afrikanischen Bantuvölker, sondern den Semiten ur- oder wiegenverwandt waren. Auf diese Dinge näher einzugehen ist uns hier versagt, doch möchten wir einer Eigentümlichkeit der ägyptischen Sprache gedenken, die besonders hierher gehört, weil sie sich auf den Sklaven bezieht und Israeliten und Aegyptern gemein ist.

Jedermann sind Bibelstellen bekannt wie die, in der Abraham zu den Engeln, die er für Wanderer hält, sagt: „Denn darum seid ihr vorübergegangen bei euerm Sklaven". Das Wort „euer Sklave" gebraucht der große Herdenfürst von sich selbst, und ganz ebenso drückt sich auch der vornehme Aegypter in höflicher Redeweise aus, indem er „dein Sklave" geradezu für „ich" gebraucht, und lieber „dein Sklave bittet dich", als „ich bitte dich" sagt. Diese Wendung entspricht etwa unserm „meine Wenigkeit" oder dem alten „Ihr Diener", und sie deutet von vornherein darauf hin, daß die Stellung der Sklaven am Nil keine gar zu ungünstige war. Jedenfalls wäre es ganz unmöglich, sich die gleiche Phrase im Munde eines amerikanischen Sklavenhalters zu denken.

Auch am Nil begegnen uns schon in der allerfrühesten Zeit Unfreie, und vielleicht bildeten die in Hörigkeit versetzten Urbewohner des Landes den Grund-

stock derselben. Freilich berichten die Denkmäler nichts von dergleichen, und wir können nur vermuten, daß die aus Asien stammenden freien Aegypter, die ein so reiches und genau den natürlichen Bedingungen der neuen Heimat angepaßtes Kulturleben zur Entfaltung brachten, auf afrikanische Eingeborene gestoßen seien, die sie dann in ähnlicher Weise zum Sklavendienst herangezogen haben mögen, wie die Hebräer die unterworfenen Kanaaniter. In Sparta traf die Heloten, in Thessalien die Penesten, in Syrakus die Killikyrioi ein ähnliches Schicksal. Sie sind sämtlich durch mächtigere Eroberer von Ureinwohnern zu Sklaven geworden.

Waren die Hörigen, die uns am Nil schon im alten Reich in großer Anzahl begegnen, Eingeborene, welche das Joch der ihnen geistig hoch überlegenen Asiaten tragen mußten, so erklärt sich aufs beste das Urafrikanische in dem fetischartigen Tierdienst der ägyptischen Religion und manche andre Besonderheit der Unterthanen des Pharaonenhauses, die dem schwarzen Erdteil ureigen. Freilich unterscheidet sich schon auf den alleráltesten Bildern, welche das Leben im alten Aegypten gleichsam illustrieren, die körperliche Bildung der Herren in nichts von der des Sklaven. Nur auf Darstellungen von politischer Bedeutung werden Neger und Semiten mit allen Eigentümlichkeiten ihrer Rasse recht charakteristisch abgebildet; wo dagegen die Familie und Dienerschaft eines Großen, sein „Haus“ gezeigt werden soll, bildet man alle dazugehörenden Individuen in ägyptischer Weise, obgleich unter den Sklaven der Vornehmen sicher schon sehr früh Semiten und Schwarze vorkommen. Als Diener oder Klienten eines am Nil heimischen Gebieters wurden sie eben selbst zu Aegyptern, und es hatte keinen Sinn mehr, Gewicht auf ihre Rasseneigentümlichkeit zu legen.

Auf Bildern politischen Inhalts, welche Schlachten oder Tribut bringende Fremde zur Anschauung bringen, hielt man es, wie gesagt, anders und stellte Neger und Semiten so dar, daß man sie auch heute noch auf den ersten Blick als solche erkennt. Ihre Gesichtsbildung und Kleidung wird treu nachgebildet, und geschieht dies auch in vereinzelten Fällen bei der Darstellung von Sklaven, so sind es semitische Kriegsgefangene, welche scharenweise Frondienste leisten, Ziegel für den Pharao streichen und Bauten für ihn errichten. Diese Zwangsarbeiter mit dem schwarzen Kraushaar und Spitzbart, der gebogenen Nase und dem vortretenden Kinn sind unzweifelhaft Juden oder Syrer und werden als solche gekennzeichnet, um auf die Unterjochung und Erniedrigung ihres Volkes hinzuweisen. Diese Staatssklaven behielten auch den Charakter als „Fremde“, und sie standen unter eignen Obersten (hru) von ziemlich hohem militärischen Rang. Die Diener des Hofes und der Großen, deren Name zwingt, sie für Semiten zu halten, wurden genau ebenso abgebildet wie die Aegypter, zu denen man sie nun zählte. Sehr schwierig ist es gegenüber den Bildern, die uns Handarbeiter, von Vögten bewacht, in voller Thätigkeit zeigen, und den Papyri,

die von Arbeitern und ihren Aufsehern, sowie von den Lieferungen reden, die an Brot, Fleisch, Bier u. s. w. täglich an sie abzuführen waren, zu unterscheiden, ob wir es mit Sklaven oder freien, bezahlten Tagelöhnern zu thun haben. In keinem Fall sind diese Leute indes unsern Arbeitern gleichzustellen. Das lehrt ihre Zugehörigkeit zu weltlichen oder geistlichen Besitztümern, sowie die Art ihrer Ueberwachung und Ernährung.

Ob nun der Grundstock der Hörigen in Aegypten aus Ureinwohnern bestand oder nicht, hat es doch jedenfalls dort schon in der ältesten Zeit eine große Menge von Sklaven und Sklavinnen gegeben, die sich teils im Dienst des Königs — das ist hier des Staates — und der Tempel, teils in dem der Privatleute befanden. Die Sklaven, welche sich im Hause ihrer Herren mehrten, gehörten zu den besten Besitztümern, und bei Bestattungen hören wir dem Verstorbenen von den Göttern gewähren, daß der Nachwuchs des Nachwuchses oder die Generationen der Generationen seiner Sklaven der Leiche folgen dürfen.

Das Institut der Sklaverei ist den Aegyptern sicher nicht erst durch andre Völker bekannt geworden; denn die Wörter, die den Begriff „Sklave" und „Hörige" bezeichnen, sind echt ägyptisch. Das semitische 'abd wird nur gelegentlich und als späteres Lehnwort gebraucht. Ein andres, noch selteneres, das auch nur im neuen Reiche vorkommt, bezeichnet im engeren Sinne einen Pferdeknecht.

Das erste „schemsu" bedeutet Nachfolgende, Hinterhergehende und entspricht der Dienerschaft im allgemeinen. Es haben zu diesen „schemsu" auch die Freigelassenen gehört, die wohl wie die arabischen Mawālī unter das Patronat des früheren Gebieters traten. Die Klientel eines Vornehmen, an die sich auch die Sklaven schlossen, bildete sein Gefolge und wurde, ob dies nun einen Gott, einen König oder einen Privatmann begleitete, „schemsu" genannt. Mit „hu", „mr" oder „ḥqt" werden gewöhnlich die Kriegsgefangenen bezeichnet. Das vierte Wort „bk" wird für Sklaven jeder Art gebraucht, und das gleiche gilt für „'aueyt". Der „smdt" ist ein höriger Arbeiter, zum Beispiel auch die in der Nekropole von Theben. Das Wort „ṯemu" möchten wir „Staatssklaven" (*δημόσιοι*) übersetzen. Seltenere Bezeichnungen für den Begriff Sklave, deren Lesung ungewiß ist, übergehen wir.

Eine Einteilung in Kasten, wie in Indien, hat es niemals in Aegypten gegeben, und auch die Griechen, welche von den verschiedenen Ständen im Pharaonenreiche reden, wissen nichts von einem, der die Dienenden oder Sklaven umfaßt hätte. Ackerbauer bildeten von der ältesten Zeit an bis heute den Grundstock der Bevölkerung, und schon früh sehen wir den Hauptteil der bestellten Fluren in Händen des Königs, der Gaufürsten oder der dem Hofe nahestehenden Großgrundbesitzer. Die Priesterschaft gelangte erst während der wirtschaftlichen Reform, welche die Bibel dem Joseph zuschreibt, in den großen Landbesitz, der ihr im neuen Reiche eigen. Den Würdenträgern schon aus der

Pyramidenzeit, deren Besitz an Land und Vieh oft erstaunlich groß ist, dienten Sklaven in Mengen, und vielleicht sind ihnen, die früh einen dem Hof nahestehenden Adel bildeten, wie gesagt, mit dem Gut die Bewohner, denen es ursprünglich eignete, als Hörige zugefallen.

Es gab übrigens auch einen freien Bauernstand, und wenn Diodors Bericht dem widerspricht,[1]) so irrt er; denn daß es Landleute gab, die ein eignes Gut besaßen, beweist nicht nur das Märchen von den beiden Brüdern, das uns mit freien Bauern bekannt macht, sondern außer einer im Berliner Museum konservierten Prozeßakte aus der Zeit der Ramessiden, mancher spätere, auch noch griechische Kaufvertrag, in dem Bauern ganz unumschränkt über ihren Grund und Boden verfügen.

Der schriftliche Nachlaß der Aegypter macht uns mit einer Unzahl von Sklaven bekannt, die, gleich den griechischen Staatssklaven (*δημόσιοι*) zu öffentlichen Diensten verwendet wurden, doch am Nil dem Pharao gehörten, in dessen Person sich die Idee des Staates verkörperte.[2]) Unter diesen traf diejenigen das härteste, ja ein wirklich grausames Schicksal, welche zur Arbeit in den Minen verurteilt wurden.

Liest man den Bericht des Agatharchides über die entsetzlichen Mißhandlungen, denen diese Unglücklichen ausgesetzt waren, und wie der Tod nur zu bald die meisten von ihren Qualen erlöste, so will es wunderbar scheinen, daß es dieser bemitleidenswerten Knappschaft niemals an der Häupterzahl fehlte, deren es bedurfte, um die Minen so fleißig abzubauen, wie das Interesse des Schatzes es vorschrieb. Aber auch dies läßt sich unschwer begreifen, wenn man erfährt, daß sie sich aus Staatsverbrechern rekrutierten, und daß nicht nur die Verurteilten, sondern auch alles, was ihnen blutsverwandt war — Mann, Weib und Kind — mit ihnen in die Sklaverei und in die Bergwerke geführt ward. Und dies nichtswürdige Verfahren ward in Aegypten noch bis vor wenigen Jahrzehnten an politischen Verbrechern geübt. Die Schilderung der Leiden der altägyptischen Bergwerkssklaven ist herzerschütternd, doch hat man ihre grausame Behandlung nicht auf ihre Stellung, sondern auf ihr Vergehen zurückzuführen, das gegen die geheiligte Person des Pharao gerichtet gewesen war, und darum besonders streng geahndet werden sollte. Diese Sträflinge verhalten sich zu den andern Hörigen des Königs, wie die verurteilten Galeerensklaven Venedigs zu den übrigen Sklaven der Republik.

---

[1]) Er läßt das Land dem Könige, den Priestern und Königen allein gehören und kennt nur Pächter, keine freien Bauern.

[2]) Auch darin irrt Diodor, daß der König nicht von Sklaven, sondern von den Söhnen vornehmer Herren bedient worden sei. Solche gehörten freilich zu dem Hofstaat und bewiesen sich dem Pharao dienstlich; für seine persönlichen Bedürfnisse aber hatten sich, wie wir sehen werden, fremde Sklaven zu rühren. Diodor schreibt den Aegyptern eben nur in tendenziöser Weise zu, was ihm selbst gut und verständig erscheint.

Auch in den Steinbrüchen beschäftigte man Leute, die der Sklaverei des Staates verfallen waren, und ihre Behandlung war wohl um vieles milder, als die der Sträflinge in den Minen. Wenigstens dankt der König, als er an den Latomien von Gebeleïn (Oberägypten) vorbei fährt, den Arbeitern „wie für eine des Lohnes würdige Sache“.

Hatten die Verwandten der Verurteilten die Flucht ergriffen und waren sie eingefangen und zurückgebracht worden, so scheint man sie hart gezüchtigt und verstümmelt zu haben; denn in dem Friedensvertrag, den Ramses II. mit dem Könige der Cheta schloß, wird bestimmt, daß ein solcher Flüchtling zwar auszuliefern sei, daß sich aber sein Verbrechen nicht „gegen ihn erheben“ solle. Man dürfe vielmehr weder ihn selbst töten, noch sein Weib, sein Kind und seine Mutter. Auch solle man ihn nicht blenden, ihm die Zunge nicht ausreißen oder die Bastonnade erteilen. Die Anstrengung einer peinlichen Anklage gegen ihn ward gleichfalls untersagt.

Ganz anders, und zwar recht freundlich, scheint dagegen das Los der Sklaven gewesen zu sein, welche in den Dienst des königlichen Hauses, der Tempel oder der Privatleute gekommen waren, ohne sich eines Verbrechens schuldig gemacht zu haben.

Von den beiden ersteren Gattungen gab es Hunderttausende, und es befanden sich darunter im alten Reiche wenige, im neuen sehr viele Asiaten. Ein großer Teil derselben bestand aus Kriegsgefangenen, und in den Palast des Königs kam auch eine ansehnliche Menge durch Kauf, sowie als Geschenk oder Tribut ausländischer Fürsten.

Im Besitz des Pharao erging es ihnen je nach ihren inneren und äußeren Vorzügen verschieden; die begabtesten und tüchtigsten aber konnten es bis zu den höchsten Ehrenstellen bringen.

Im alten Reiche sehen wir selten oder nie Fremde als Würdenträger in der Nähe des Pharao; nachdem aber die Hyksos, unter deren Gewaltherrschaft ganz Unterägypten lange geschmachtet hatte, vertrieben worden waren, und das befreite Land sich nun mit einer ihm bis dahin fremden Expansionskraft aufraffte und unter den großen Kriegsfürsten der 18. zu Theben heimischen Herrscherreihe ganz Vorderasien sich unterwarf oder tributpflichtig machte, gestaltete sich die Verbindung Aegyptens mit den benachbarten semitischen Staaten immer inniger. Eine lange Reihe von Kriegen ward zur einenden Kette. Zwischen den asiatischen Fürstenhäusern und dem des Pharao wurden eheliche Verbindungen, Friedens- und Auslieferungsverträge geschlossen, die sich auch auf flüchtige Sklaven bezogen, Waren gingen hinüber und herüber, die ägyptische Sprache nahm Lehn- und Fremdwörter in Menge aus der semitischen auf, das Ausländische, das sonst dem frommen Aegypter ein Greuel gewesen und als typhonisch, das heißt dem bösen Feinde des Osiris, Seth-Typhon, angehörig, verabscheut und gemieden worden war, wurde jetzt Mode, und in

vornehmen Kreisen zog man das Asiatische in ähnlicher Weise dem Einheimischen vor, wie man weiland in unserm Vaterland das Französische über unser schönes Deutsch stellte.

So wurden auch fremde Sklaven besonders geschätzt, und sie beginnen unter der 18. Dynastie, während der Ritterzeit Aegyptens, am Hof eine große Rolle zu spielen. Es ist charakteristisch, daß der Name „Asiatin" endlich ähnlich gebraucht wurde wie das heutige „Tscherkessin", indem er eine hellfarbige, aus Asien stammende Sklavin bezeichnete.

Schon lange warnten wir vor dem Irrtum, die Kulturstaaten des alten Orients hätten wie anorganische Körper nebeneinander gelegen, ohne voneinander zu nehmen und zu empfangen; vor zwei Jahren aber wurden zu Tell el-Amarna in Oberägypten große und kleinere Thontafeln gefunden, deren Inschriften in ganz überraschender Weise lehren, wie nahe der babylonische und mancher kleinere vorderasiatische Hof mit dem pharaonischen verbunden war. Keilschriftliche Texte bestätigen jetzt, was schon früher hieroglyphische anzunehmen zwangen, daß Asien und Aegypten in naher und inniger Wechselbeziehung standen; ja die Höfe dieser Länder führten eine auf den neu entdeckten Tafeln zum Teil erhaltene, lebhafte diplomatische und persönliche Korrespondenz.

Wenn die Scharen der Kriegsgefangenen aus Asien kamen, hatte natürlich der Pharao zuerst unter ihnen zu wählen. Die ältesten wurden in einem uns durch einen Papyrus überlieferten Fall, dem viele andre entsprochen haben müssen, als Knechte in die Brauerei geschickt, und andre von kräftigem Körperbau zum Dienst auf der Flotte oder im Landheer, an das sich eigne, von Fremden gebildete Corps schlossen, bestimmt. Die Bemannung der Seeschiffe bestand fast ganz aus Ausländern; denn dem Aegypter galt das Meer für typhonisch, das ist für hassenswert oder unrein, und so scheint es natürlich, daß man lieber seekundige kriegsgefangene Phönizier und Syrer zur Bedienung der Schiffe verwandte, als die dem salzigen Element abgeneigten Landeskinder. Daß auch die Bemannung der Nilboote häufig aus Sklaven bestand, geht aus einem Pariser griechischen Papyrus hervor, der das Gehalt nennt, welches die beiden Sklavenaufseher bei einer Nilfahrt von Oberägypten nach Alexandria empfingen.

Die körperlich und geistig besonders wohlgebildeten unter den jüngeren Kriegsgefangenen wurden gebadet, gesalbt und hübsch eingekleidet und entgegen der oben erwähnten Angabe des Diodor (S. 1703) für den persönlichen Dienst des Königs bestimmt.

Wenn diese sich fähig und tüchtig erwiesen, fanden sie Aufnahme unter diejenige Klasse der Bediensteten, deren ägyptischen Namen „äbu" Erman „Truchseß", Heinrich Brugsch „Sphragisten" (Versiegler) zu übersetzen vorschlägt. In der That entsprechen ihre Funktionen einerseits denjenigen, welche der Truchseß am deutschen Kaiserhof zu verrichten hatte, und andrerseits denen

des heutigen Abdar Baschi und der aus dem Kreise seiner nächsten Verwandten ausgewählten Beamten, welche die Speisen und Schüsseln zu versiegeln haben, die manchem Fürsten des Orients und, wie Brugsch versichert, auch dem Chedīw von Aegypten „versiegelt“ aufgetragen werden, — wahrscheinlich um ihn vor Vergiftung zu schützen.

Wir sehen diese „äbu“, deren Name allerdings auch Versiegler oder Stempler bedeuten könnte, in der Küche walten, sich um die Oekonomie des Hauses kümmern, dem Gebieter Speisen auftragen, den Wein mischen, ihn schenken und präsentieren. Aber viele „äbu“ arbeiteten sich auch bis zu den höchsten Vertrauens- und Ehrenämtern empor. Wir haben solche an Kornspeichern, Fleisch- und Brotmagazinen, an Bier-, Wein- und Obstkellereien als Revisoren, die vielleicht nur den Titel „Versiegler“ führten, gefunden. Unter den späteren Ramessiden, welche die Amonspriester außerordentlich bevorzugten und bereicherten, werden sogar zwei „äbu“ als Fürsten, die allen andern Beamten, außer dem Hohenpriester des genannten Gottes, im Rang voranstehen, erwähnt. Ein solcher Mann Namens Resnämon wird zum Schreiber und zu gleicher Zeit zum Finanzverwalter, ein andrer versieht das hohe Amt des „Sprechers“ des Pharao, den man keineswegs für einen bloßen Herold halten darf. Zur Zeit Ramses III. sind — ihre Namen setzen es außer Zweifel — unter elf „äbu“ fünf von libyscher und semitischer Herkunft; aber dies Verhältnis kann leicht zu Ungunsten der Zahl der Ausländer gedeutet werden; denn auch unter den mit ägyptischen Namen gerufenen Beamten finden sich Fremde; legten doch viele semitische Sklaven, wenn sie zu hohen Würden gelangt waren, die heimischen Namen ab und vertauschten sie nachgewiesenermaßen mit ägyptischen. Wir dürfen also gewiß die meisten dieser Beamten für Nichtägypter halten, die zunächst als Sklaven an den Pharaonenhof kamen, und nicht nur, weil wir einige von ihnen im Weiberhause Ramses' III. finden und sie an einer Haremsverschwörung teilnehmen sehen, ist uns der Gedanke gekommen, sie, für welche schon Deveria, freilich ohne genügende Begründung, vorschlug, sie für Hämlinge zu halten, seien wenigstens zum Teil Eunuchen gewesen. Es fehlt hier an Raum, dies zu begründen, doch daß es Hämlinge so gut am ägyptischen Hof wie an dem eines jeden asiatischen Kulturstaates gab, geht nicht nur aus der biblischen Erzählung von Joseph und der Frau des Potiphar hervor, welche diesen einen Eunuchen des Pharao nennt und auch den Bäcker und Schenken des Königs — also zwei Beamte in der Stellung der äbu — für Verschnittene zu halten scheint, sondern auch aus den Darstellungen, die uns im Palast eines Gaufürsten des mittleren Reiches (zu Beni Hasan) Aufseher der webenden Frauen zeigen, deren ungewöhnliche Fettleibigkeit sie in untrüglicher Weise als Eunuchen kennzeichnet.

Wir werden sehen, wie zahlreich die Nebenweiber und Sklavinnen waren, die der Harem des Königs beherbergte, und es ist kaum denkbar, daß ein Po-

tentat, der die Sitten seiner asiatischen Nachbarn kannte, dieses Heer von Weibern der Bewachung einer „alten Oberin“ und vollkräftiger männlicher Beamten überlassen habe. Dazu kommt, daß die ptolemäischen Könige, die in so vielen Stücken das Zeremoniell des Pharaonenhofes beibehielten, kluge Eunuchen, wie den bekannten Euläus, zu ihren vornehmsten Beratern, ja zu Statthaltern machten. In Assyrien und dem späteren Persien waren es Hämlinge, welche die bevorzugtesten Stellen im Dienste des Königs und keineswegs allein im Harem bekleideten. Sie trugen vielmehr den Sonnenschirm und Fächer des Herrschers, schenkten ihm den Wein, standen bisweilen Magazinen und der Küche vor, lenkten seine Rosse, waren seine Waffenträger und Schreiber, kommandierten im Heere, und zwar nicht selten als oberste Feldherren, und konnten sogar priesterliche Würden bekleiden, da wir sie religiöse Zeremonien leiten sehen. Dies würde in Aegypten nicht wohl angegangen sein; die meisten andern Obliegenheiten der assyrischen Eunuchen, die sämtlich als Sklaven in den Hofdienst getreten waren, sehen wir aber die „äbu“ in der Nähe der Pharaonen und älteren Gaufürsten verrichten, und dazu wissen wir, daß schon im frühen Altertum auch in Asien viele Hämlinge aus Aethiopien stammten. So wird Jeremias 38, 7 (Ebedmelech), der Eunuch des Königs, ein Aethiopier genannt. Die Königin Kandake von Aethiopien kam mit einem Eunuchen, der ihr Schatzmeister war, nach Jerusalem, und es wäre doch seltsam, wenn der Handel mit äthiopischen Eunuchen über Aegypten getrieben worden wäre, ohne daß man sich gerade dort der Hämlinge bedient hätte. Auch ist der Hof der Kandake und ihrer Vorgänger sicher dem der Pharaonen nachgebildet gewesen. Heute noch liefert das an den Süden Aegyptens grenzende Gebiet dem ganzen Orient die Eunuchen, und wenn wir einige „äbu“ Ramses' III. als Harembeamte erwähnen hören, so dürfen wir sie doch vielleicht für Eunuchen halten. Die Vorsteher und Schreiber der Abgeschlossenen, das ist der Nebenweiber des Pharao, müssen wir gleichfalls für Hämlinge halten, wenn wir auch von einigen berichten hören, daß sie verheiratet waren; denn heute noch halten sich reich gewordene Eunuchen, die ein Vermögen erwarben, — von Kremer bestätigt es — einen Harem.

Es muß solche Halbmänner am Königshofe eines Volkes gegeben haben, das schon nach einer uralten Mythe einen Gott dem Schicksal der Hämlinge verfallen läßt, und da solche nirgends besonders genannt werden, bleibt nichts übrig, als sie zu der Zahl der „äbu“ genannten Beamten zu zählen. Bedeutet der Name „äbu“ nicht Stempler, sondern „Gestempelte“, so würde man alle königlichen Beamten, Eunuchen und Nichteunuchen, darunter zu verstehen haben,[1] die als Sklaven an den Hof kamen und auch noch als Freigelassene und Würdenträger das Merkmal ihres früheren Standes trugen.

[1]) Eine grammatische Schwierigkeit würde sich heben, wenn wir annehmen, sie seien in ähnlicher Weise „Stempel“ genannt worden, wie deutsche Lanzenträger „Lanzen“.

Diese emporgekommenen Sklaven erinnern A. Erman an die Mamluken der muslimischen Zeit, und es ergeben sich auch zwischen beiden manche interessante Vergleichungsmomente; nur sehen wir die „äbu“ fast ausnahmslos häusliche oder friedliche Dienste verrichten, während die Mamluken als Krieger herauf kamen und auch noch auf dem Throne dem Waffenhandwerk ergeben blieben. Beide gehören jedenfalls zu den interessantesten Erscheinungen in der gesamten Geschichte der Sklaverei.

Am Pharaonenhofe ward dem früheren Hörigen vor dem Freien von edlem ägyptischen Blute gewiß vielfach nur der Vorzug gegeben, weil jener in seiner Abgetrenntheit von Heimat und Sippe nur für sich selbst Ansprüche erhob, während der im Nilthal heimische Vornehme oder Verwandte des Königs auch für seine oft große Familie, so viel es nur anging, an Gunst und Gaben herauszuschlagen trachtete. Vielleicht hielt man auch die dankbaren Emporkömmlinge für treuer, als die ägyptischen Hofbeamten, welche leicht mit einem entthronten Königshause zusammenhängen und unter ihren Blutsfreunden streng bestrafte Staatsverbrecher haben konnten. Jedenfalls sehen wir, wie Söhne großer Herren an den Hof geschickt werden, um — darauf fußt auch wohl die oben mitgeteilte Nachricht des Diodor — gleichsam als Geiseln für die Treue ihrer Angehörigen zu haften.

Wie über jeden Unterthan, so stand dem Pharao die freieste Verfügung auch über seine Sklaven zu. Wir sahen ihn schon Kriegsgefangene in die Brauerei und auf die Flotte schicken; andre wurden verwandt, um öffentliche Bauten, wie Tempel, Paläste, Magazine, Festungswerke u. s. w. herzustellen, oder um die für Aegypten so wichtige Bewässerung durch Kanäle, Schleußen, Uferbauten u. s. w. in Stand zu halten. Wieder andre, unter denen sich viele Gärtner befanden, die aus besiegten Ländern gekommen waren, benutzte wenigstens Ramses III., um Baum- und Rebpflanzungen nicht nur in Ober- und Unterägypten, sondern auch in der nördlichen und südlichen Oase der libyschen Wüste ins Leben zu rufen. Diese neuen Anlagen sollten größtenteils den Tempeln und der Priesterschaft zu gute kommen; denn der genannte Pharao, der ausschweifendste, war zugleich der frömmste aller Könige Aegyptens und machte der Priesterschaft so große Schenkungen, daß die schon vor ihm reiche und angesehene Hierarchie von seiner Zeit an die Könige an Besitz und Macht überbot.

Wir sind über die verschiedenartigen Gaben Ramses' III. an die Heiligtümer des Landes genau unterrichtet; denn er ließ sie von der Hand eines geschickten Kalligraphen Posten für Posten aufzeichnen, und diese merkwürdige Schenkungsurkunde ward wieder aufgefunden und wird im British Museum unter dem Namen des Papyrus Harris I., der größten und neben dem Leipziger Papyrus Ebers der schönsten und besterhaltenen Handschrift aus dem alten Aegypten, konserviert.

An dieser Stelle können wir leider nur der Menschen gedenken, die der Pharao der Priesterschaft überließ. Es waren unter ihnen der Schiffahrt kundige Leute mit vielen Matrosen, Sklaven und Sklavinnen, „die das Schwert erbeutet“ und die man aus den Ländern Asiens herbeigebracht hatte. Darunter befanden sich auch Sternkundige und Gefangene von vornehmer Herkunft. Syrer, Phönizier und Neger werden wie gewöhnlich, so auch hier unter den fremden Sklaven an erster Stelle genannt. Scharen von des Weidwerks kundigen Ausländern sollten Wildpret für die Feste der Priesterschaft erjagen, hörige Schiffer und Fuhrleute den Tempeln Waren aus der Fremde bringen und mit ihnen hörige Kaufleute, um Tauschhandel mit den Produkten und Fabrikaten der Tempelgüter zu treiben. Hierzu sei bemerkt, daß schon Ramses II. dem Heiligtum von Abydos ein Seeschiff zum gleichen Zwecke verehrte, und daß noch vor wenigen Jahrzehnten die Leiter des Sinaiklosters vom Kaiser von Rußland, ihrem Protektor, dem der codex sinaiticus zugefallen war, nichts sehnlicher wünschten, als ein Dampfschiff, um damit ihre Besitzungen auf den griechischen Inseln zu besuchen.

Hafen- und Werftsklaven, die Ramses III. den Tempeln verehrte, waren bestimmt, an den Landungsplätzen thätig zu sein, andre als Wächter den Schatz und die Speicher zu behüten.

Endlich verlieh der Pharao den Heiligtümern des Landes ackerbauende und Hirten-Sklaven mit den nötigen Aufsehern, hörige Maurer und Zimmerleute, sowie Haussklaven in Menge. Im ganzen beschenkte er Theben mit 86486 Sklaven, wovon allein auf den von ihm im Anschluß an ein älteres Heiligtum erbauten Tempel von Medinet Habu 62626 Köpfe kamen. Heliopolis erhielt 12963, Memphis, das damals schon zurückgegangen war, 5811 neue Hörige. Im Ganzen überließ er der Priesterschaft 113433 Seelen und unter ihnen ganze der Freiheit verlustig gegangene Stämme. So in der altberühmten Sonnenstadt Heliopolis, dem On der Hebräer und dem An der Aegypter, dessen Gebiet der Landschaft Gosen benachbart war, wie es scheint die 2093 Köpfe zählende, dort angesessene semitische Bevölkerung mit ihren Rittern, Großen, vornehmen Herren, Hebräern[1]) und ortsangehörigen Leuten. Nach dem Gesagten begreift man das Wort des freigebigen Schenkers, der nach Aegypten gebrachten Kriegsgefangenen seien viel gewesen, wie der Sand des Ufers. Wenn wir das Wort temu richtig verstehen, hatte Ramses III. sie den Staatssklaven (δημόσιοι) zugezählt, bevor er sie den Tempeln verehrte.

Bedenkt man nun, daß Aegypten nie mehr als sieben bis acht Millionen Menschen ernährt haben kann, und die Priesterschaft schon vor Ramses III.

[1]) Wir glauben den betreffenden Namen richtig zu deuten, und man hat sie wohl als Bauhandwerker zu betrachten.

Hunderttausende von Hörigen und Sklaven besessen haben muß, so darf man wohl über die Kurzsichtigkeit des Königs staunen, der der Hierarchie eine Macht in die Hand gab, welche diejenige des Thrones wahrscheinlich überbot. Schon Thutmosis III. hatte dem Amon von Theben den Löwenpart der Kriegsbeute überlassen, seine Nachfolger ließen diesen Gott ebenso wenig leer ausgehen, Ramses II. beschenkte ihn wie die Götter von Abydos und andrer Heiligtümer reichlich genug auch mit Leibeigenen, und die Gaben, welche die tote Hand von Ramses III. an Grund und Boden, Herden, Edelmetallen u. s. w. empfing, entsprechen an Ungeheuerlichkeit durchaus denen an menschlichen Wesen. Es sei nur bemerkt, daß dieser König den Tempeln 490386 Häupter Vieh verschiedener Art und Edelmetalle im Werte von etwa vier Millionen Mark verehrte, die in unsrer Zeit die doppelte oder dreifache Kaufkraft besitzen würden. Dazu berichtet der Papyrus Harris, daß dieser ungeheure Besitz steuerfrei blieb.

Die dem König dienenden Sklaven waren noch zahlreicher; denn wir müssen zu ihnen, wie gesagt, sämtliche im öffentlichen Dienst thätige Hörige rechnen.

Fassen wir nun zuerst den Palast des Herrschers ins Auge, so gestattet schon ein Blick auf die dienenden Weiber, die im Hause der Abgeschlossenen d. i. dem Harem Unterkunft fanden, Schlüsse auf die ungeheure Menge der andern Sklaven des Pharaonenhofes zu ziehen. — Die Könige aus der kriegerischen 18. Dynastie, deren Epoche wir die „Ritterzeit Aegyptens" nannten, liebten es, besonders bemerkenswerte Ereignisse, die ihr privates Leben betrafen, auf der flachen unteren Seite großer Scarabäen von verschiedenem Material inschriftlich zu verewigen. So macht uns Amenophis III. auf solchen Käfern von Stein oder gebranntem Thon mit seiner Vermählung und der Thatsache bekannt, daß er als gewaltiger Jäger vor dem Herrn über hundert Löwen erlegt habe; ein andrer Scarabäus aber, den es einer reisenden europäischen Dame zu erwerben gelang, und den H. Brugsch zuerst behandelte, bestätigt, daß derselbe Pharao die Tochter eines asiatischen Fürstenpaares heiratete. Diese — sie hieß Tyï — war seine legitime Königin; und trotzdem übersandte ihm der Fürst von Mesopotamien Seterne seine Tochter Kilgip und die vornehmsten ihrer Haremsgenossinnen, im ganzen 317, zum Geschenk. Diese sollten unter die Nebenweiber und Sklavinnen des Königs aufgenommen werden, und so geschah es. Auch keilschriftliche Texte gedenken dieser asiatischen Königstochter, die sie Giluchipa nennen, und ihres Vaters. Die 317 Sklavinnen, die der ersteren ins Nilthal folgten, sind wohl beglaubigte historische Personen. Ihre Führerin Kilgip wurde doch wohl Königin. Andre Fürstentöchter empfangen als Nebenweiber den schon früh üblichen Titel einer „königlichen Schwester", wahrscheinlich um öffentliches Aergernis zu vermeiden und damit man in dem monogamischen Aegypten nur von einer „königlichen Gemahlin"

zu reden brauche. Ihre 317 Begleiterinnen wurden Sklavinnen im Hause der Abgeschlossenen, und sie hatten auch als solche sich in jeder Hinsicht dem Verlangen ihres königlichen Herrn zu fügen. Wie groß muß die Zahl der Mitglieder des Harems von vornherein gewesen sein, wenn sie auf einmal eine solche Vermehrung erfahren konnte! Sie näher anzugeben ist unmöglich, wir wissen aber von einem Pharao, daß ihm die Königin und die Nebenweiber 170 Kinder schenkten.

Es hätte auch nicht im Vermögen eines Königs gelegen, den Harem bedeutend zu verkleinern; denn der Nachfolger war verpflichtet, das ganze Weiberpersonal des Vorgängers zu erhalten. Unter den Nebenfrauen wurde eine zur Favoritin erhoben, die man die an Anmut große nannte, und schon in der Pyramidenzeit und auf einer der allerältesten Inschriften (4. Dynastie) sehen wir dieselbe Favoritin Mertetsis in der gleichen Stellung aus dem Harem des Snefru in den des Cheops übergehen, während sie in dem des folgenden Königs Chafrē (Chefren) dieses Titels entkleidet und zum Nebenweibe herabgesetzt wird.

Einem Harem von solcher Größe mußten viele Beamte, gewiß auch Eunuchen, vorstehen. Von den ersteren wird eine ziemliche Anzahl mit verschiedenen Titeln genannt, und bedenkt man nun ferner, daß der Pharao für jedes Bedürfnis des Lebens: die Bekleidung, das Bad, den Schwimmunterricht der Prinzen, das Rasieren, das Abwedeln der Mücken und Fliegen, die Küche, den Keller, die Milchlieferung, die Schlächterei, das Umwenden der Eingeweide, die Brot- und Kuchenbäckerei, die Parfümbereitung, die Gefäß- oder Konserven-(?) Verfertigung, die Kranzwinderei, die Weberei, die Gravierung der Siegelringe u. s. w., die Tischler-, Zimmermanns-, Schmiede- und Juwelierarbeit, die Schusterei u. s. w. und dazu für alles, was den Menschen ergötzt: die Rosse im Stall, die Musik, den Gesang, die Jagd, die Fischerei, besondere Intendanten hielt, die zu den Hofchargen gehörten, und denen eine Menge von Beamten und Sklaven untergeben waren, und vergegenwärtigt man sich dazu die Größe der Ländereien, Herden, Gestüte, Marställe, Schiffswerften, Privatflotten, Bauhütten und Minen, Steinbrüche u. s. w. des Pharao, so wird man leicht sich die Unzahl der Sklaven vergegenwärtigen können, die ihm gehörten. Einen einzigen König sahen wir über 113000 Seelen der Priesterschaft schenken, und werfen wir nun einen Blick auf die Bauten des Pharao und die Inschriften, welche von dem Transport des für die zu errichtenden Tempel und andern Architekturen nötigen Materiales, der Ziegelbereitung u. s. w. berichten, so treten uns wieder auf diesem einzigen Gebiete Zehntausende von Sklaven entgegen, unter denen sich besonders im neuen Reich viele Fremde befanden.

Während der Herrschaft der 18. Dynastie, unter der fast alle Königinnen Asiatinnen waren, und der des 19. Herrscherhauses bedient man sich zu baulichen Anlagen jeder Art asiatischer Kriegsgefangener, und noch unter dem der 20. Dynastie angehörenden Ramses IV. wird eine Expedition zum Hoten

passender Werkstücke von Granit in das Wadi Hammamāt geschickt, die außer den Aufsehern, Wächtern, Schreibern und Soldaten 800 Hebräer und 2600 Haussklaven des Pharao umfaßte. 5600 Soldaten begleiteten diese Schar, und es sei hier bemerkt, daß nicht selten der Chef des Bauwesens, von dem solche Expedition ausging, zugleich dem Corps der Sicherheitswächter vorstand. — Bei dem allen ist zu bedenken, daß das hier Mitgeteilte unter einem Könige vor sich ging, dessen Bauthätigkeit gering war und dessen Mittel ein verschwenderischer Vorgänger erschöpft hatte. Im alten Reich hatten meist nur große Herren von ägyptischer Herkunft ähnlichen Transporten vorgestanden, und ihre Gehilfen waren Eingeborene gewesen.

Unter den Kriegsgefangenen stand, wie wir schon sahen, dem König die erste Wahl frei. Nach ihm werden die Prinzen und die höchsten Würdenträger gekommen sein, doch wurden auch viele weltlichen und geistlichen Beamten verehrt. Bei größerem Ueberfluß scheint die ganze freie Bürgerschaft bedacht worden zu sein, wenigstens heißt es in einer Inschrift aus der Zeit Amenophis III. zu Karnak, die Untergebenen (Unterthanen) seien gesättigt (angefüllt) worden mit den vorzüglichsten der Kriegsgefangenen. Hierzu ließe sich manches Einzelne mitteilen. Ein zu Bologna konservierter Brief in hieratischer Schrift lehrt zum Beispiel, daß einem Priester des Thoth (von Hermopolis) Namens Ramses ein syrischer Sklave zugewiesen wurde. Unterwegs hatten sich andre seiner bemächtigt, und ein Intendanturbeamter Bek-en-amon sucht nun des Verlorenen wieder habhaft zu werden. Er kannte den Namen des Sklaven, den seiner Eltern und Heimat, und das wird ihm bei den Nachforschungen geholfen haben; es beweist aber auch, daß schon im alten Aegypten schriftliche Aufzeichnungen über die Sklaven gemacht wurden, die von einer in die andre Hand übergehen sollten. Der Sklavenbesitzer sicherte sich eben am Nil in jeder denkbaren Weise; denn wie dem Vieh, so brannte er auch den ihm gehörenden Unfreien — vielleicht freilich nur dem neu erworbenen — einen Stempel in die Haut. Dies Verfahren nannte man „ābu“, und es wurde nicht nur an den Sklaven der Privaten geübt, sondern auch zum Beispiel an den Kriegsgefangenen, die in den Dienst der königlichen Flotte übergingen. Man scheint dies „Stempeln“ am Arm vorgenommen zu haben; wenigstens begegnet uns auf einem griechischen Papyrus ein entflohener alexandrinischer Sklave, der am Handgelenk mit punktierten barbarischen Lettern tättowiert war. Auch nach Lucian wurden syrische Sklaven, zu denen der erwähnte gehörte, am Arm oder auch am Halse gestempelt. Griechen und Römer machten nur entlaufene Sklaven durch das Einbrennen (inustio) eines Eisens kenntlich, und zwar bisweilen an der Stirn zwischen den Augenbrauen. [1])

---

[1]) Hellfarbige Libyer sind auf den Denkmälern am Oberarm mit dem Weberschiffchen, das den Namen der Göttin Neith bezeichnet, tättowiert.

Der Besitz des Sklaven wurde aber auch in andrer und menschlicherer Weise gesichert; denn beim Kauf und Verkauf ging man, wie gesagt, so vorsichtig wie möglich zu Werke. Griechische Papyri aus der Ptolemäer- und römischen Kaiserzeit gestatten, dem ganzen Verlauf der Erwerbung eines unfreien Dieners zu folgen, und wir glauben, daß die mancherlei Aufzeichnungen, welche dabei erforderlich waren, aus dem alten Aegypten stammen, wo nichts gesichert schien, was nicht durch Schreibrohr und Papyrus und die Unterschrift von Zeugen, deren oft sechzehn herangezogen wurden, legalisiert worden war.

Ein Brief aus der Zeit Ramses' II., der geschrieben ward, um sechs entflohene Sklaven des Prinzen Etefamon zurückzuerlangen, giebt uns spärliche Auskunft über diese Dinge, ein andrer griechischer Papyrus, der von zwei aus Alexandria entwischten Sklaven und der Belohnung redet, die dem Wiederbringer ausgezahlt werden soll, macht uns schon näher mit ihnen vertraut. Geradezu zum Zeugen eines Sklavenkaufes in der Zeit der Römerherrschaft über Aegypten beruft uns aber einer der aus der Provinz Faijûm und den Trümmern ihrer alten Hauptstadt Krokodilopolis-Arsinoë in das Berliner Museum gelangten Papyri, der den schön geschriebenen Kontrakt enthält, welchen der Offizier einer in eben diesem Arsinoë stationierten Panzerreiterabteilung zu Askalon, wohin ihn der Partherkrieg geführt hatte, mit einem andern Offizier von der Reserve schloß, nachdem letzterer ihm seinen Sklaven Argutis, einen Gallier, verkauft hatte. In diesem von U. Wilcken ausgezeichnet behandelten Kontrakt findet sich zuerst, wie schon im alten Aegypten (Bologna-Pap. 1086) die Herkunft des Verkauften angegeben: Name des Vaters, der Mutter und der Heimat. Die Aufzeichnung des Alters durfte nicht fehlen, weil sie den Preis mit bedingte. Dann kam die Beschreibung des Sklaven. Unser Argutis war weiß von Haut, er hatte eine breite Nase, aber schöne Augen und glatte (?) Haare. Von dem entflohenen alexandrinischen Sklaven Hermon mit dem Beinamen Nilus lautet das Signalement: Mittlere Größe, bartlos, wohlgebildete Beine, Grübchen im Kinn, ein Zeichen am linken Nasenloch, eine Narbe unter dem linken Mundwinkel. Dann wird der schon oben erwähnten Stempelung am Handgelenke gedacht. In den Idyllen des Moschus läßt Venus den entsprungenen Amor ausrufen. Wer ihn zurückbringt, bekommt einen Kuß von der Kypris, seiner schönen Mutter. Der entflohene Knabe ist leicht kenntlich, und unter der Personalbeschreibung werden seine schrecklichen, funkelnden Augen hervorgehoben. In der Ptolemäerzeit wurde sogar das Signalement derjenigen, welche den Handel abschlossen, in den Kontrakt aufgenommen.

Nun folgt die Bestimmung des Kaufpreises, der (für den Argutis) 18 Goldsolidi (4,55 Gr. Gold das Stück) betrug. Um den Kauf gültig zu machen, muß Zahlung geleistet werden, und nachdem der gallische Sklave dem

Käufer übergeben worden ist, werden noch die Verpflichtungen des Verkäufers festgestellt, der im Falle des Entweichens die gerichtliche Wiedererlangung zu betreiben hat. Er muß auch für eventuelle körperliche und heimliche Mängel des Sklaven einstehen. Zu den ersteren zählten alte Schäden, Epilepsie u. s. w., zu den letzteren, welche die Römer auch Seelenfehler (animi vitia) nannten: diebische Neigungen, betrügerischer Sinn u. s. w.

Die Haftpflicht des Verkäufers, welche ihm eventuell die Zurücknahme der schon bezahlten menschlichen Ware und die Herausgabe der Zahlung auferlegt, dauert sechs bis zwölf Monate, und endlich erklärt sich der Verkäufer bereit, für die Erfüllung der im Kontrakt zugestandenen Bedingungen mit dem ganzen Vermögen zu bürgen.

Kaufverträge in demotischer Schrift, welche sich freilich auf andre Objekte als Sklaven beziehen, gleichen den mitgeteilten so entschieden, daß wir bei der Vermutung stehen bleiben, man habe schon in der Pharaonenzeit beim Erwerb eines Sklaven ähnliche Verträge geschlossen. Aus dem Papyrus, der uns von dem Abhandenkommen des syrischen Sklaven des Priesters Ramses von Hermopolis erzählt, den man übrigens unter denen eines Herrn von der Flotte wiederfand, läßt sich der Instanzengang verfolgen, den man zur Wiedererlangung eines entlaufenen Hörigen einzuhalten hatte, und dieser führt bis an das Obergericht. Die Mitteilung der einzelnen Behörden würde zu sprachlichen Auseinandersetzungen führen, für die es hier an Raum fehlt; es waren aber im ganzen fünf.

Entwich der Sklave, so half also die Polizei und das Gericht dem Besitzer seiner habhaft zu werden, und der Ausrufer ging durch die Straßen und machte die Bürger mit dem Aussehen des Flüchtlings und der Höhe der Belohnung bekannt, die der Herr dem Wiederbringer zu zahlen gewillt war.

Wie der römische Panzerreiteroffizier von Arsinoë, so besaß schon in der ältesten Epoche der ägyptischen Geschichte jeder Bessergestellte einen oder mehrere ererbte oder gekaufte Sklaven, und zwar nicht nur, um ihnen diejenigen Arbeiten aufzutragen, für die wir Dienstboten halten, sondern auch, um sie in allerlei Handwerken unterrichten und thätig sein zu lassen.

Gerade wie in Griechenland und Rom hatten in Aegypten auch die vornehmen und reichen Privatleute Sklaven und Sklavinnen in Menge, die nicht nur im Haus, Stall, Garten und Feld, als Knechte und Mägde, als Viehpfleger, Fuhrleute, Gärtner, Pflüger und Matrosen benutzt wurden, sondern auch als Tischler und Zimmerleute, Wagen- und Schiffbauer, Holzschnitzer und Steinschneider, Maurer und Steinmetzen, Töpfer, Lederarbeiter, Wäscher, Gerber und Färber die Hände rühren mußten. Sie sind zu zahlreich, als daß man denken könnte, sie hätten ausschließlich für das Bedürfnis des Herrn gearbeitet; man muß vielmehr glauben, daß die ägyptischen wie die griechischen Reichen die Produkte ihrer Sklaven verkauften. Aus der Kraft und der Ge-

schicklichkeit der Hörigen Vorteil zu ziehen, indem man dieselben an andre vermietete, wie hellenische Sklavenhalter es thaten, scheint am Nil nicht üblich gewesen zu sein, weil, wie wir sehen werden, der Freie sehr ernst gewarnt wird, mit dem Hörigen eines andern zu verkehren.

Daß durch die kriegsgefangenen fremden Sklaven manche neue Fertigkeit nach Aegypten kam, läßt sich kaum bezweifeln. So war zum Beispiel im alten Reiche, dessen Denkmäler noch keine Pferde zeigen, der Wagenbau unbekannt. Wir wissen, daß man feinere Fuhrwerke auch noch später aus Syrien bezog; aber nach der Vertreibung der Hyksos sehen wir auch in den Werkstätten der ägyptischen Großen Wagen herstellen, und man vervollkommnete sich am Nil so sehr in der Stellmacherei, daß man später in Palästina schöne Wagen aus Aegypten verschrieb. Wie bei uns reiche Pferdebesitzer englischer Grooms, so bedienten sich die vom Nil semitischer Stallknechte besonders gern. Uebrigens gab es, wie die Grabschriften und andre Texte lehren, auch selbständige und freie Handwerker und Arbeiter in Aegypten, die wir unter besonderen Vorstehern die Hände rühren sehen. Sie bilden einen vierten Stand, der, da kein Herr für ihn sorgte, auch Not leiden konnte. Ob wir unter den Arbeitern in der Nekropole von Theben, die sich beklagen, die ihnen zukommende Nahrung längere Zeit nicht erhalten zu haben, Tempelsklaven oder freie Arbeiter zu sehen haben, ist fraglich. Ein Wort „ṭemu“ [1]) bereitet uns große Schwierigkeiten; denn wir wagen nicht zu unterscheiden, ob darunter Staatssklaven oder das niedrige Volk zu betrachten ist. Jedenfalls gehören dazu Leute, die wir zu den ersteren zählen müssen, und Hörige, die Ramses III. der Priesterschaft schenkte.

In jener Welt macht es der verklärten Seele des vornehmen Aegypters Freude, riesengroße Aehren zu ernten; doch hat es damit seine eigne Bewandtnis; denn statt der Sklaven nehmen sie Püppchen von gebranntem Thon, Holz oder Stein mit ins Grab, welche Pflug und Hacke in den Händen und einen Saatbeutel auf dem Rücken tragen. Die Inschrift auf ihrer Brust (das VI. Kapitel des Totenbuches) soll diese leblosen Gebilde mit magischer Kraft zwingen, in der Unterwelt die landwirtschaftlichen Arbeiten für die Besitzer zu verrichten. Die verstorbenen Großen wollen sich also auch im Jenseits des Ergebnisses der Feldarbeit ihrer Hörigen freuen.

In den Häusern reicher Privatleute sind es Sklaven und Sklavinnen, die den Herrn und die Herrin bedienen. Die Darstellungen in den Gräbern zeigen vornehme verstorbene Damen bei der Toilette von mehreren, oft von drei und vier Zofen bedient. Eine hat der Gebieterin, während man sie schmückt, eine Blume an die Nase zu halten, andre stützen ihr das reich mit Blumen ge-

[1]) Es findet sich das Wort ṭemu auch mit dem Kinde determiniert, was, wenn es „Staatssklave“ bedeutete, auf eine ähnliche Auffassung wie das römische puer für Sklave führen würde.

schmückte Haupt, wenn sie, überladen vom Zuviel des Genossenen, aus einer Gesellschaft heimkehrt. — Diener wie Dienerinnen sind, wenn sie mit der Serviette in der Hand bei Gastereien aufwarten, nur mit dem Schurze bekleidet, der bei den weiblichen Sklaven viel kleiner ist als bei den männlichen. Bevorzugte Zofen tragen auch einen Kopfputz, eine Binde um Stirn und Haar, Halsbänder und Armreifen. Die Sklavinnen im Harem des Königs werden gleichfalls mit Schmucksachen dargestellt. Ihr Haupt wird von einem Kopftuch umwallt, das der heutigen „Kuffije“ gleicht und oben mit Blumen geziert ist. In späterer Zeit bedienten sich die Sklaven in Unterägypten und sicher auch in Alexandrien der griechischen Kleidung dieses Standes. Aus dem Signalement der Entwichenen geht hervor, daß sie einen Rock (chlamys), einen Schurz (perizoma) oder die Tunika und einen kleinen Sklavenmantel trugen. Der eine führte einen Ring an der Hand, wenn auch nur einen eisernen.

Sehr hübsch angezogen finden wir Tänzerinnen und Sängerinnen, die teils dem Harem der Großen und Fürsten angehörten, teils im Dienst von Leuten gestanden zu haben scheinen, die wir mit unsern „Impresarios“ vergleichen möchten, und die mit ihnen durch das Land zogen, um sie, wie es heute noch geschieht, Vorstellungen in reichen Häusern und vielleicht auch vor dem Volke geben zu lassen. Unter ihnen befanden sich viele Ausländerinnen, und wir begegnen ihnen schon im mittleren Reiche. Ein Gaufürst aus jener Zeit (zu Beni Hasan) hält es für der Mühe wert, die Leistungen der Jongleurbande, der er zugeschaut, in seiner Grust abbilden zu lassen, und unter den pantomimischen Aufführungen derselben waren manche recht graziös. Wir gedenken nur der einen, die „Der Wind“ heißt, und in der die Tänzerin zur Darstellung bringt, wie der Sturm die Palme zwingt, sich hin und her zu neigen und sich in schöner Rundung zu beugen.

Die Dienste, welche die Sklaven im Hause verrichteten, und selbst die geringsten, konnten ihnen keine Unehre bringen; denn schon im alten Reiche nennen sich auch sehr vornehme Würdenträger „Sklaven des Pharao“ und rühmen sich (wir erinnern an den ungemein hochgestellten Unä), ihm die Schuhe getragen zu haben. Man kann auf den Unfreien weder mit Abneigung, noch mit Verachtung gesehen haben; denn auch der Liebende nennt sich den „Sklaven“ der Geliebten. In einem poetischen Turiner Papyrus hören wir einen Feigenbaum sich über die Vernachlässigung beklagen, die er von der Schönsten erfährt, und er singt: „Ich aber, ich bin ihr Sklave . . .; ich bin der Kriegsgefangene der Geliebten.“ Eine kleine Sykomore, welche die Gefeierte mit eigner Hand pflanzte, ruft ihr zu: „Mögen deine Sklaven an dir vorbei ziehen, trunken vor Eifer, dir zu dienen, noch bevor man ihnen zu trinken gegeben.“ Recht eifrige Sklaven zu haben, zählte man also zu dem Besten, was der Geliebte der Erwählten wünschen konnte. — Wie freundlich man im Ganzen mit den Hörigen verfuhr, lehren besonders die kurzen, oft heiteren Sätze, die der Auf-

seher den arbeitenden Sklaven zurief. Man schrieb sie bisweilen zu den Bildern, welche die Thätigkeit der Knechte des Hauses darstellen. Nur die Gelehrten (die Schreiber) verachteten alles, was mit unausgebildetem Geist durchs Leben ging, und so auch die Sklaven. Was sich nur von körperlicher Arbeit nährt, gilt ihnen nicht für voll, und mit hochmütigem Vergnügen setzen sie die Thätigkeit des Handwerkers in Schriftstücken herab, deren man sich in der Schule bediente, um jungen Schreibern einzuschärfen, wie hoch ihr Stand jeden andern überrage. Ein Dichter aus der Zeit, die wir der des Auszuges der Juden gleich setzen, singt, indem er der Nachkommen der Sklaven gedenkt:

„Und ist dann zum Manne geworden der Kleine,
So sind ihm wie Eseln zerschlagen die Beine;
Wohin man begehret, da führt man ihn hin,
Gebricht seiner Brust doch der denkende Sinn.“ [1])

Es ist wohl nur zufällig, daß in dem Londoner Papyrus Hood Wilbour, der die bemerkenswertesten Dinge dieser Welt und vom König herab alle Beamten des Hofes und Staates aufzählt, vor dem Chef der königlichen Sklaven der der Rinderherden genannt wird. Mißlich, besonders für die Sklavinnen, war der Umstand, daß die Herkunft des Kindes von der Mutter bedingt wurde. Der Sohn eines Sklaven und einer Edlen war ein Edler, das Kind der Sklavin, das sie dem vornehmsten Herrn verdankte, mußte, trotz einer Angabe des Diodor, die dem zu widersprechen scheint, ein Unfreier bleiben. Unter den semitischen Völkern, bei denen die Stellung des Vaters die des Kindes bedingte, gestaltete sich das Los der Sklavin günstiger; denn das Kind, das sie der Liebe ihres Gebieters verdankte, war frei und schützte sie vor dem Verkauf. Hatten unter den hundertundsiebzig Kindern eines Pharao hundertundfünfzig Sklavinnen zu Müttern, so kam ihnen keine besonders hohe soziale Stellung zu, trotz des königlichen Vaters.

Dennoch war unter dem milden ägyptischen Volke, dessen am häufigsten wiederholtes Sittengesetz gebot, den Hungrigen zu speisen, den Durstigen zu tränken und den Nackten zu kleiden, die Witwe zu schützen und sich des Geringen anzunehmen wie des Großen, das Los der Sklaven sicherlich kein allzu hartes; denn manche Verstorbene preisen in den Grabschriften ihre den Sklaven erwiesene Milde. Auf einer Statue zu München hebt der erste Prophet des Amon Bek-en-Chonsu, der erste Mann nach dem Könige, es als einen seiner Ruhmestitel hervor, sich wie ein Vater gegen seine Hörigen erwiesen und ihre Nachkommen auferzogen (nicht verkauft) zu haben. Im Totenbuch, der Sammlung religiöser Schriften, die dem Verstorbenen mit ins Grab gegeben wurde und die auch die Rechtfertigung der Seele vor dem Gerichtshofe der Unterwelt

[1]) Wörtlich „das Herz“, der Träger der Intelligenz.

enthält, werden Diener (schemsu) oft genug erwähnt; denn wie die Großen auf Erden, treten auch die Götter mit jenem Gefolge auf, zu dem bei sterblichen Großen vornehmlich Sklaven, Freigelassene und Klienten gehören; dem Verhältnis des Herrn zum Sklaven (hn und bk) ist aber nur ein einziger Satz gewidmet, und diesen haben wir in der Rechtfertigung vor dem Totengericht gefunden. Die Seele versichert nämlich, den Sklaven nicht schlecht gemacht zu haben vor seinem Gebieter. — Den schutzlosen Hörigen zu verleumden, galt also für eine schwere Sünde, und der gleiche Gedanke findet sich in den Sprüchen Salomonis wieder, wo es heißt: „Verleumde nicht den Sklaven bei seinem Herrn.“ Auf einer dem Herrn Zech in Kairo gehörenden Stele rühmt sich der Verstorbene, den Herrn und den Sklaven aufgenommen zu haben auf der Wanderung, und aus einer Inschrift zu Beni Hasan geht hervor, daß es für schändlich galt, das Kind der Mutter zu entreißen. Die Sklavin mußte also mit dem von ihr geborenen Kleinen zusammengelassen werden, und wer sie einzeln, bevor das Kind ein gewisses Alter erreicht hatte, verkaufte, machte sich einer Unthat schuldig.

Andre Vorschriften, den Sklaven mild und mit Schonung zu behandeln, habe ich nicht gefunden; auch ist mir keine die Freilassung betreffende Verordnung begegnet. Bei der großen Leichtigkeit, in Aegypten einen Menschen zu ernähren, die Diodor besonders hervorhebt, hatten die Hörigen jedenfalls nicht zu darben. Schläge bekamen sie sicher — wir erinnern auch an die Mißhandlung des Hebräers, die den Zorn des Mose erweckte; aber dies Schicksal teilten sie mit zahlreichen Freien, wie die Denkmäler lehren.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß es den Hörigen gestattet war, eignes Vermögen zu erwerben. Jedenfalls gilt dies für die Kriegsgefangenen, die wir als vornehme und begüterte Männer enden sehen. Daß der Herr das Leben des Sklaven nicht antasten durfte, ja mit dem Tode bestraft wurde, wenn er einen solchen mordete, bezeugt Diodor, und alles nötigt zu der Vermutung, daß für die Hörigen gleiches Recht gesprochen worden sei wie für die Freien. Die Herren waren auch bestrebt, von den Sklaven geliebt zu werden; denn eine Grabschrift sagt von dem Verstorbenen als etwas Rühmliches aus: „Die Nachkommen der Nachkommen seiner Sklaven folgen ihm nach und weinen.“ Eine Sklavin sieht man auf einem Bilde hinter der Mumie der Gebieterin hocken und, wie die Inschrift lehrt, ruft sie der Dahingegangenen zu: „Entrissen ward uns unser Wanderer, und im Stich ließ er seine Sklaven!“ „Der Wanderer“ wird die Verstorbene genannt. Ihr Ziel ist das ewige Leben im Jenseits. Daß die Sklaven zu den den Aegyptern liebsten Besitztümern gehörten, unterliegt keinem Zweifel. An der Spitze der Klage über viele Güter, die der Entschlafene verlassen muß, steht auch diese: „O du, der du viel Leute hattest, du bist jetzt im Lande, das die Einsamkeit liebt.“

Die hier beklagten „vielen Leute“ besaß jeder vornehme Mann, und die

Zahl der Hörigen in ganz Aegypten muß, wie vielleicht auch in andern Staaten des Morgenlandes, die der Freien überboten haben. Je weiter die Zeit vorschritt, desto mehr Fremde mischten sich unter die Hörigen; doch haben wohl in Aegypten — anders wie unter den Juden — die ausländischen die gleiche Behandlung wie die einheimischen Sklaven genossen.

Vielleicht findet sich noch ein Papyrus, durch den wir Näheres über die Gesetze erfahren, welche das Verhältnis zwischen Sklaven und Gebietern regelten; jetzt können wir uns nur aus weit auseinanderliegenden zufälligen Bemerkungen ein ungefähres Bild derselben gestalten. Auch in den Weisheitssprüchen findet sich weniger Brauchbares, als man glauben sollte. Unter denen des Ani lautet indessen einer: „Laßt jedem den Platz, der ihm gebührt" (Setze nicht einen Andern auf den Platz eines Andern). In einem Leidener Papyrus wird besonders bemerkt, daß es eine schwere Anklage gegen die Sklaven sei, sich anzumaßen, wie die Herren zu reden, und in einem Lande, wo es zu den Vorschriften gehörte, vor dem Aelteren und Höhergestellten nicht sitzen zu bleiben, wird man besorgt gewesen sein, sich vor Uebergriffen der Sklaven zu schützen. Ja, es geht aus dem erwähnten zu Bulak konservierten Papyrus (Maximen des Ani) hervor, daß es für unfein und unklug galt, mit dem Sklaven eines andern vertraut zu verkehren; denn man setzte sich dadurch ausgesprochenermaßen der Gefahr aus, wenn der Unfreie, den man seines Umganges gewürdigt hatte, entfloh und den Herrn bestahl, vor Gericht gezogen und als Verführer oder Hehler angesehen zu werden. Diese Warnung steht unter den Vorschriften, sein Haus gut zu hüten, und wenn es der weise Ani auch unterließ, dabei näher auf die Sklaven einzugehen, so hat es vielleicht ein andrer gethan. Jede Stunde kann am Nil neue Dokumente und mit ihnen die Möglichkeit zu Tage fördern, genauere Nachrichten über die verschiedenen Regungen des Lebens der Aegypter, der Freien wie der Unfreien, zu gewinnen.

Der Heimfall des Pharaonenreiches an die Perser rührte nur leise an die Sitten und Gebräuche der Aegypter, während dieselben seit der Eroberung des Landes durch Alexander den Großen und der griechisch-makedonischen Herrschaft tief einschneidende Aenderungen erfuhren. Schon die letzte einheimische ägyptische Königsfamilie hatte sich auf ionische und karische Söldner gestützt und den Griechen gestattet, die schnell erblühende Handelskolonie Naukratis im Delta anzulegen. Der Begründer dieser Dynastie, Psamtik I., trug auch Sorge, den Verkehr zwischen Aegyptern und Hellenen zu erleichtern, indem er junge Aegypter Griechisch lernen ließ und aus ihnen die Hermeneuten- oder Dolmetscher-Gilde machte, die ihn und seine Nachkommen überlebte, und aus der uns einzelne Mitglieder bei Schriftstellern aus der Ptolemäer- und Römerzeit wieder begegnen. Diese werden oft der Windbeutelei beschuldigt, doch gehörten sie, die nach Herodot eine besondere Kaste oder besser Zunft bildeten, gewiß zu den Freien. In hellenistischer Zeit wurden dann diese Dolmetscher den Aegyptern aus besseren

Ständen unnötig; denn das Griechische ward wie in allen Mittelmeerländern so auch in Aegypten zur Umgangssprache. Das Aegyptische selbst bereicherte sich mit einer Menge von griechischen Elementen, wogegen es sich mit merkwürdiger Zähigkeit gegen alles Römische verschloß, obgleich das Nilthal ja die Truppen und Beamten der Cäsaren lange genug bei sich aufnehmen mußte. Bald nachdem es dem römischen Reiche als Provinz anheimgefallen war, begann mit Christi Geburt eine neue Aera für die gesamte Welt, und nirgends strömten der Lehre des Heilandes eifrigere und zahlreichere Anhänger zu als in Aegypten. Sie räumte dort durchgreifend auf mit den altägyptischen und griechischen Anschauungen und Gewohnheiten, ja die Edikte des Theodosius stürzten die Tempel und Götterbilder der Heiden und machten ihren Kulten ein Ende. So war es denn nur natürlich, daß in einem Lande, wo Zehntausende der Welt den Rücken wandten, um sich die Seligkeit im Jenseits durch Entsagung hienieden zu erringen, und irdisches Gut von demjenigen, welcher nach Wiedergeburt und Himmelsseligkeit trachtete, als schweres Hindernis preisgegeben wurde, die Scharen der Sklaven Dezimierung auf Dezimierung erfuhren. Zur Aufhebung der Hörigkeit entschloß sich indes auch in Aegypten weder die geistliche, noch weltliche christliche Obrigkeit, und als sich die Heere des Islâm des Nilthales bemächtigten, wo schon längst auch der letzte Mann die Taufe empfangen hatte, fanden sich dort noch Sklaven genug. Ueber das Schicksal derselben fehlt es leider an jeder zuverlässigen Nachricht, um so besser aber sind wir über die Stellung der Hörigen unter den arabischen Eroberern, die von 640 n. Chr. an als Herren über Aegypten geboten, unterrichtet. Wir werden also die Sklaverei unter den Arabern näher ins Auge zu fassen haben; doch wird es dabei gelten, uns gewisse Beschränkungen aufzuerlegen. Ein andrer Forscher übernahm es nämlich, die Sklaverei in Afrika hier zu behandeln, und ihm müssen wir es darum überlassen, das Verhältnis zwischen Sklaven und Herren unter den Muslimen im Aegypten der Gegenwart und darum auch unter den heutigen Arabern zur Darstellung zu bringen. Die dabei in Frage kommenden Verordnungen und Gewohnheiten sind aber zum Teil, und besonders so weit sie sich auf die Freilassung beziehen, so weise und menschlich, daß es uns einige Selbstüberwindung kostet, ihrer Mitteilung, die allerdings in dem späteren Essay unvermeidlich zu Wiederholungen führen würde, zu entsagen.[1])

Zu unsrer Freude steht es uns frei, in großen Zügen darzustellen, wie sich im Verlauf der Geschichte des arabischen Volkes die Sklaverei gestaltete.

Ueberblicken wir diese nun von den ersten Anfängen an, so ergeben sich uns fünf Abschnitte, die bisher den Forschern entgingen, die uns aber auf

[1]) Es würde Interesse gewähren, auch die Sklaverei bei Assyrern, Juden und Persern näher ins Auge zu fassen, doch sehen wir davon ab, weil es uns in Studiengebiete führen würde, die wir nicht völlig beherrschen.

allgemeine Annahme hoffen zu dürfen scheinen. Der erste würde die vorislamische Zeit, der zweite die der Verbreitung des Islâm bis zum Sturz der Omajjaden (750 n. Chr.), der dritte die folgenden Jahrhunderte bis zu den Kreuzzügen und der vierte die spätere Zeit bis zu den ersten Emanzipationsbestrebungen umfassen. Als fünfter Abschnitt wäre die Gegenwart zu betrachten; doch fällt seine Behandlung, wie gesagt, einem andern zu. In der ersten Epoche gab es Sklaven und neben ihnen Freigelassene oder Klienten, die unter dem Namen der Mawâlî (Sing. Maulâ) eine besondere Gruppe bildeten, der eine große, erst jüngst von Ignaz Goldziher klargelegte Bedeutung in der arabischen Gesellschaft zu gewinnen bestimmt war.

Wenn der Islâm auch wie die mosaische Religion alle Menschen als Geschöpfe Gottes und alle Bekenner als gleich vor dem Höchsten zu betrachten lehrt, so hat es doch bei dem großen Rassenstolz der Vollblutaraber lange gedauert, bis dieser Grundsatz einigermaßen zur Durchführung gelangte.

In vorislamischer Zeit war der Sklave ein verachtetes Wesen, das weit hinter dem Freigeborenen zurückstand und von dem niemand erwartete, daß er wie jener die Ehre des Stammes verteidigen und den Leidenden und Bedrängten Hilfe bringen könne. Wenn jetzt auch alle vier Sekten oder besser Riten, mit Ausnahme der Hanbaliten, dem Sklaven das Recht zusprechen, Zeugnis abzulegen, so scheint ihm dies in vorislamischer Zeit noch nicht gewährt worden zu sein, und als charakteristisch für die geringe Wertschätzung, die man seinem Gefühl für das Recht zollte, und die Meinung, daß ihm in sittlichen Dingen keine volle Verantwortlichkeit zuzuschreiben sei, mag die Thatsache dienen, daß ihm auch noch in späterer Zeit nur die halbe Strafe für Vergehen gegen die Sittlichkeit auferlegt wurde. So hatte eine Sklavin wegen ihres unzüchtigen Wandels nur die Hälfte des Bußgeldes zu zahlen wie eine Freie, und der Sklave, der das Weinverbot übertrat, erhielt nur halb soviel Schläge wie der unabhängige Mann.

Die Stellung der Sklavin war eine ganz andre als in späterer Zeit; denn sie, die man das Vieh auf die Weide führen und im Haus die niedrigsten Dienste verrichten ließ, konnte dem Herrn wohl legitime, doch keine ebenbürtigen Kinder schenken. Der Sohn einer Sklavin, besonders wenn diese zu den Schwarzen gehörte, war verachtet, und eine Unfreie im Stammbaume zu haben, behaftete die Geburt so entschieden mit einem Makel, daß man für denjenigen, welcher unter seinen Ahnfrauen eine Sklavin besaß, einen besonderen Spottnamen (Mukarkas) gebrauchte.

Freilassungen waren auch schon in jener Zeit üblich, und aus den von der Knechtschaft Erlösten sind Helden hervorgegangen wie jener Zeid, der als Freigelassener des Mohammed zu einem der mutigsten Glaubensstreiter wurde und den Tod in der Schlacht fand.

Uebrigens scheinen die Sklaven treu an ihrem Herrn gehangen zu haben.

Als die Empörer zum Beispiel den alten Kalifen Othmān in seinem Hause eingeschlossen hatten und in dasselbe eindrangen, übernahmen es allein seine Sklaven, ihn zu verteidigen. Die meisten waren Schwarze, und wir begegnen ihnen im Hause, auf der Viehweide und bei den Zügen der Karawanen als dienende, selten sehr zahlreiche unterste Angehörige der Familie.

Wie bei den Juden, so treten auch bei den Arabern schon in allerältester Zeit die Freigelassenen in die Klientel der früheren Besitzer, und sie bilden jene Mawālī, deren Stellung in der Gesellschaft gleich nach den Sklaven die ungünstigste war. Sie wurden, wie die Hörigen, nie bei jenem Ehrennamen genannt, deren sich jeder Araber einen oder mehrere beilegen oder zuerkennen lassen konnte. Sie durften nicht mit diesen in gleicher Reihe gehen, und bei Festen hatten sie mit den untersten Plätzen vorlieb zu nehmen. Nur mit Einwilligung des Patrones durften sie ihre Töchter verheiraten. Dennoch galten sie als Verwandte der letzteren, und ihr Name maulā bezeichnet sowohl Blutsfremde wie solche, die man durch Schwur zum Verwandten gewonnen (maulā jamīn), und wir bezeichnen sie mit Goldziher als aus fremden Familien stammende Menschen, die als freigelassene Sklaven oder freigeborene Fremde später nach Annahme des Islām in den Verband eines arabischen Stammes aufgenommen wurden. Ihnen gegenüber stehen die Samīm oder reinen Angehörigen eines solchen. Insofern gehörten sie dem Stamme wirklich an, als sich zum Beispiel ein Maulā der Koraischiten, des vornehmsten Adelsgeschlechtes von Mekka, „Koraischit“ nennen durfte; aber ein durch das Blut diesem stolzen Geschlecht angehörender Mann sah dennoch mit Verachtung auf den Maulā nieder, und die Tochter eines solchen zu heiraten oder sie seinem Sohn in die Ehe zu geben, hätte ihm in älterer Zeit zu großer Schande gereicht. Geradezu unerhört wäre es damals für die Tochter eines Vollblutarabers gewesen, einem Maulā die Hand zu reichen. Als der Sohn eines Dichters, der zu den Mawālī gehörte, von dem Vater einer arabischen Schönen die Einwilligung erhalten hatte, seine Tochter zu heiraten, erschien dies dem Poeten so unziemlich, daß er den überkecken Sohn durchprügeln ließ und dem Vater der Jungfrau selbst den Rat erteilte, sich einen andern Schwiegersohn zu wählen.

Dies alles und die spätere Bevorzugung der Sklavinnen und Maulāmädchen ist nur zu verstehen, wenn man sich die Stellung der Frau in den beiden von uns angenommenen ersten historischen Abschnitten vergegenwärtigt. In der frühesten, der vorislamischen Epoche, genoß sie der höchsten Achtung und war in der Ehe nicht die Dienerin, sondern die geliebte Gefährtin des Mannes, die den inneren Angelegenheiten des Hauses als Gebieterin vorstand, die als Mutter den Kindern mit gutem Beispiel voranging und ihres Gehorsams gewiß war.

Es treten uns in jener Zeit viele edle Frauengestalten entgegen, die der Verehrung des Mannes und des Stammes genossen. In den Schlachten, die

den Islâm weit über die Grenzen Arabiens hinaustrugen, zeichneten sie sich durch Unerschrockenheit und einen feurigen Enthusiasmus aus, der die Männer mit fortriß. Sie stehen keineswegs hinter den todesmutigen Germanenfrauen zurück, nur sind sie in der Leidenschaft des Vernichtens zügelloser und wilder. Schon unter den Augen des Propheten feuert die heldenmutige Hind die Männer an, verheißt den Siegern Kuß und süße Umarmung, den Zurückweichenden aber Hohn und Schande.

Sie und ihre Genossinnen, „die Töchter der Sterne mit dem Perlenschmuck am Nacken", verderben aber leider durch das Uebermaß des kriegerischen Ungestüms dies prächtige Bild; denn sie werden in der Wut wilde Megären, reihen die abgeschnittenen Nasen und Ohren der Feinde zu Ketten zusammen und entstellen damit den runden Hals, dessen dunkelm Inkarnat die Perlenschnur so herrlich steht.

'Aïscha, die bevorzugte Gattin Mohammeds, wurde nach dessen Tod „die Mutter der Gläubigen" genannt. Als 'Ali sich nach der Ermordung des Othmân des Kalifats bemächtigte, gab er zu, daß keiner größeren Einfluß unter den Muslimen besitze als sie. In der sogenannten Kamelschlacht tobte der Kampf um ihr Dromedar her. Nachdem diesem die Sehnen zerschnitten worden waren, und der Sieger 'Ali die überwundene Gegnerin fragte: „Was sagst du jetzt, 'Aïscha?" versetzte die würdige Witwe mit stolzem Gleichmut nichts als: „Du hast gesiegt, 'Ali."

In der Schlacht am Jarmuk wurden die wankenden Reihen der Männer dreimal durch die hinter ihnen aufgestellten Weiber von neuem vorwärts und dem Feind entgegengetrieben. Bei Kadesia fielen die Söhne der edeln Chansa, die der Lehre der Mutter gefolgt waren, stets dahin zu streben, wo der Kampf am blutigsten wüte und die Gefahr am furchtbarsten tobe.

Die Tochter eines edeln Stammes reichte am liebsten einem Vetter oder Blutsfreund die Hand, und die Ehe mit der „Tochter des Oheims" galt damals und gilt seltsamerweise — wenigstens in Aegypten — heute wiederum für die beste. Als einmal ein angesehener Herr um die Tochter eines andern Vornehmen freite, wies diese ihn ab, weil sie nicht schön und der Werber nicht ihr Vetter oder Stammgenosse sei, und er sich darum nicht um ihres Vaters willen Rücksichten gegen sie auferlegen würde.

Diese Verbindungen mit Verwandten, die das edle Blut der Araberstämme rein erhalten sollten, hatten freilich auch ihre schädliche Seite, und schon Omar I., wohl der größte aller Kalifen, der seine Nation so hoch hielt, daß er den freilich undurchführbaren Grundsatz aufstellte, kein Araber dürfe Sklave sein, bemerkte, daß die Koraischiten infolge der vielen Ehen mit Verwandten klein von Gestalt würden. Es vererbten sich durch solche Heiraten auch etliche Gebrechen wie das Rottah, eine gewisse Schwerfälligkeit der Zunge, die nur den edeln Familien eigen war und uns an den von Brücke entdeckten

seltsamen Umstand erinnert, daß der semitische Laut 'ain sich in der schnarrenden Sprechweise des altpreußischen Adels, die den Süddeutschen so unsympathisch berührt, und der Art wiederfindet, mit der zum Beispiel ein Gardeleutnant das Wort „Kamerad" wie „Kam'ad" ausspricht. Omar wünschte also, die Seinen möchten von den Verwandtenehen abstehen, und es bot sich Gelegenheit genug, ihm den Willen zu thun.

Infolge der Niederwerfung der alten asiatischen Kulturstaaten, mit der wir den zweiten Abschnitt der Geschichte der Sklaverei unter den Arabern beginnen, strömte nämlich eine unabsehbare Schar von kriegsgefangenen Männern und Weibern den Siegern zu. Die ersteren wurden damals nur in seltenen Fällen, wie es sonst unter den Völkern des Altertums Sitte war, zu Sklaven, statt dessen aber gewöhnlich dem Stamme des Besitzers, der ihn freigab und sodann sein Patron wurde, angeschworen. Natürlich mußte der Kriegsgefangene, bevor er als Maulā den Angehörigen des Mannes, dessen Klient er geworden, assimiliert werden konnte, den Islām angenommen haben. Eigentlich durfte jeder Sklave, der auf muslimisches Gebiet übertrat und sich zur Religion des Propheten bekannte, die Freiheit für sich in Anspruch nehmen. That er dies aber, so wurde er als Freigelassener betrachtet, und es geschah zu seinem Besten, wenn er als Maulā in die Klientel eines angesehenen Patrons und als Nebenglied in dessen Stamm aufgenommen wurde.

Da sehr viele Perser, Kurden, Türken und andre Söhne von Nationen, unter denen helles Haar häufig ist, unter diesen Kriegsgefangenen waren, nannte man sie auch im Gegensatz zu den Arabern, die ihr schwarzes Haar hochschätzten, „die roten", und ein Dichter schilt von diesem Standpunkte aus die Mawālī, „häßliche Sklaven mit roten Schnauzbärten".

Die kriegsgefangenen weißen Mädchen wurden von den Arabern mit günstigeren Augen angesehen, und schöne persische Blondinen und anmutige, in allerlei Künsten geübte Griechenmädchen gefielen ihrem Herzen nur zu wohl. Die Häuser der Wohlhabenden füllten sich mit Sklavinnen, und am Hof der Omajjaden begann man den Harem so auszustatten, wie man es an den Höfen der besiegten Könige des Morgenlandes gesehen. Unter diesem Herrschergeschlecht führte man auch die Eunuchen ein, welche ausschließlich von byzantinischen Händlern auf den Markt gebracht wurden, und die der Araber in vorislamischer Zeit verabscheut hatte. Junge Edle durchbrachen auch die alte Sitte und vermählten sich mit schönen Sklavinnen oder Maulāmädchen. Doch erregten sie damit schweren Anstoß, und die Frau von vornehmer Herkunft und Sitte genoß immer noch hohen Ansehens. Selbst Chalifen glückte es noch nicht, dem Sohne, der ihnen eine Sklavin oder Maulā-Schöne geschenkt hatte, das Recht auf die Thronfolge zu erwirken. Die Mutter des legitimen Herrschers sollte einem edeln arabischen Geschlecht entstammen.

Mit dem Fall des Omajjadenhauses beginnt unser dritter Abschnitt,

und von nun an sollte dies alles sich ändern. Zwar wurden gewöhnlich nur Schwarze als eigentliche Sklaven gehalten, doch lauschte eine große Schar von Mawālī nicht arabischen Blutes dem Winke des vornehmen Patrones. Die Eunuchen stammten fast alle aus dem oberen Nillande; die Sklavinnen aber, die sie zu bewachen hatten, waren zum größten Teil Asiatinnen. Die schon erwähnten byzantinischen Händler brachten sie als käufliche Ware nach Bagdād, Kairo und den andern Hauptstädte des muslimischen Reiches und wußten großen Gewinn durch sie zu erzielen, indem sie die schönsten in Musik, Tanz und allen Künsten, die das Wohlgefallen der Männer wecken, unterrichten ließen. Bevor sie die kostbarsten ihrer lebenden Schätze losschlugen, behielten sie dieselben in ihrem Hause, um reiche junge Leute anzuziehen und ihnen die Geldbeutel zu leeren. Fanden sie es an der Zeit, so brachten sie die einzelnen an den Mann, und wir hören, daß ein solcher Händler für die schöne Salāma mit dem Beinamen „Blauaug" 80 000 und für die wohl nicht minder anmutige Robaiha 100 000 Dirhem erzielte; der Dirhem aber kommt an Wert ungefähr einem Franken gleich.

Die meisten endeten als Gattinnen reicher Herren, und zu jener Zeit ward es auch unter den Vornehmsten Sitte, schöne Sklavinnen oder Mawālī-mädchen zu heiraten. Die edeln Weiber der älteren Zeit sterben aus. Bei Hof nehmen gekaufte Schöne, die in allerlei Künsten geübt sind, den ersten Platz ein, und die Eunuchen gelangen zu hohem Ansehen. Die Chalifen fragen so wenig mehr nach der Herkunft der Weiber, mit denen sie sich vermählen, wie die vornehmen Araber oder das Volk, das den Sohn einer Sklavin willig anerkennt, wenn der Vater ihn zum Thronfolger bestimmt. Schon unter den Abbasiden (750—870 n. Chr.) ist dies so weit gediehen, daß niemand mehr nach der Mutterschaft fragt, und unter sämtlichen Fürsten aus dieser Herrscher-reihe sich nur drei finden, denen eine Freie das Leben gab.

Bald gelang es auch den Beteiligten, die Berechtigung der neuen Sitte zu erweisen und sie zu legalisieren. Ismael, der Stammvater der Araber, war ja das Kind der Hagar, einer ägyptischen Sklavin gewesen, el-Husein, der Enkel des Propheten, sollte eine persische Kriegsgefangene geheiratet haben, und wir finden bei Goldziher die Antwort, welche er, nachdem der Chalif seine Mißehe streng getadelt, diesem erteilt haben soll, und welche schließt: „Schmach bringt über den Muslim nur die Sünde, und Schande ist nur die Schande der Barbarei". In dieser Zeit finden sich übrigens auch noch zahlreiche andre, die Mischehe verteidigende und die Gleichgültigkeit der mütterlichen Herkunft hervorhebende Sprüche wie: „Schmähe keinen, weil er eine Mutter hat von den Griechen oder eine Schwarze oder eine Perserin" und die noch bezeichnen-deren Worte: „Die Mütter der Menschen sind nur Gefäße, denen man zur Aufbewahrung anvertraut worden war: für den Adel sind die Väter."

Auch die Stellung der Mawālī wurde zu jener Zeit immer günstiger.

Es gehörten zu ihnen Söhne der alten Kulturstaaten des Morgenlandes, die wohlunterrichtet in die Hand der Besieger gefallen waren und auf deren Nachkommen der Wissenstrieb der Väter überging. Während der Vollblutaraber nichts sein wollte als ein Krieger und vornehmer Herr, gaben die Mawālī, unter denen sich Griechen und Perser, Juden und Aegypter befanden, sich vielfach geistigen Beschäftigungen hin, und da mühevolle, aber auch einträgliche Verwaltungsämter besonders im Steuer- und Rechnungswesen in ihre Hand kamen, gelangten viele zu hohem Ansehen und Reichtum und überflügelten die Patrone. Als einmal Omar II. in Aegypten zwei Mawālī und nur einen Araber zu Oberrichtern gemacht hatte, und man ihm dies vorwarf, gab er zur Antwort: „Was kann ich dafür, wenn die Mawālī sich emporarbeiten, und ihr zurückbleibt?"

Es ist leicht erklärlich, daß Griechen, die sich mit Philosophie, Naturkunde und Astronomie, Juden, die sich mit talmudistischen und ähnlichen Studien, Aegypter, die sich mit der Scheidekunst und Geometrie schon lange beschäftigt hatten, als Mawālī die geistig ungeschulten Araber überflügelten. Diese ließen sich die neuen Ideen gefallen, welche die Fremden in ihre Kreise verpflanzten und schlossen sich ihnen an; sich selbst aber dem Studium hinzugeben, war nicht ihre Sache, und als ein Koraischit einen Araberknaben fleißig hinter den Büchern fand, konnte er sich des Ausrufes nicht enthalten: „Pfui über euch! Das ist die Wissenschaft der Schulmeister und der Stolz der Bettler."

So kommt es, daß auf den meisten Zweigen des geistigen Lebens Fremde, die zum Islām übergetreten waren, die arabische Wissenschaft und Kunst am besten gefördert haben. — Mawālī sind es, die wir in Asien wie in Aegypten in dieser und der folgenden Zeit die Gelehrsamkeit pflegen, den Bau der schönsten Moscheen leiten und in hohen Aemtern das Schwerste und Ersprießlichste verrichten sehen.

Kurz vor dem Heimfalle des Nilthales an die Fatimiden geschah es, daß der frühere, einmal für 18 Goldstücke gekaufte schwarze Sklave Kafūr, ein Mann von seltener Umsicht und Treue, nicht nur zur Stellung eines Vezirs, sondern schließlich auch (965 n. Chr.) zur Herrschaft gelangte. Djōhar, der siegreiche Feldherr des ersten ägyptischen Fatimiden Mu'izz veranlaßte den Bau des heutigen Kairo, der sich an das ältere, weiter südlich gelegene Fostāt schloß, und dieser edle und weitsehende Mann ist zugleich der Gründer der berühmtesten Hochschule des Morgenlandes, der Universitätsmoschee el-Azhar. Auch er war ein Maulā, ein Sklave von griechischer Herkunft, den der Chalif al-Mansūr-b-illah freigelassen hatte.

Wie am Hofe zu Bagdād, so gab man auch an dem von Kairo für schöne Sklavinnen große Summen aus, und Vornehme traten mit ihnen unbedenklich in die Ehe. Wirft man an der Hand der Märchenerzähler und Dichter einen Blick in die Paläste der Reichen, Großen und Fürsten, so möchte man diesen Abschnitt der uns beschäftigenden Geschichte den des Erblühens des

Sklavenwohlseins und zugleich auch den der Sklavenminne nennen; denn die Litteratur jener Zeit ist voll von Berichten über Freigelassene, Männer und Frauen, die Großes erreichen, und in vielen Liebesliedern und -geschichten, die ihr entstammen, ist von einem Sklaven oder einer schönen Sklavin die Rede, deren Herz in Minne entbrannte. Und wie hätte es auch bei der großen Menge der Sklaven und Mawālī anders sein können, die das Haus der Herrscher, der Großen und Reichen zu Hunderten, ja zu Tausenden unter einem Dache vereinte. Dazu war der Harem noch keine so eifersüchtig bewachte Feste wie von der Zeit der Kreuzzüge an, und das Verhältnis zwischen Mann und Weib immer noch so frei, daß — auch unter den Arabern in Spanien — sich sogar Fürstentöchter nicht schämten, die Glut zu besingen, in der sie für einen schönen unfreien Jüngling entbrannten. Aber auch Sklaven und Sklavinnen zieht Liebe zu einander, und welchen Grad von Sentimentalität diese zu erreichen vermochte, mag die folgende Geschichte beweisen, auf die v. Kremer uns hinwies. Einmal fuhr Gāhiz, der sie erzählt, mit einem großen Herrn auf dessen Boot nach Bagdād. Dieser ließ die Sklavinnen, die er mitgenommen, Lieder vortragen, und eine sang zum Saitenspiel folgende Verse:

Ach, erweist dem Liebespaar Erbarmen,
Dem kein Freund barmherzig Hilfe leiht;
O wie lang schon sind getrennt die Armen,
Stumm vereinsamt und dem Weh geweiht.

Als sie darauf von einer andern Sklavin zum Scherze gefragt ward, was Liebende denn in solcher Lage zu thun hätten, stürzte sich die Sängerin statt jeder andern Antwort in den Strom; der junge Sklave aber, dem dies Lied gegolten hatte, und dessen Schönheit der ihren gleichkam, sprang ihr, bevor sie noch von den Wogen verschlungen worden war, nach, und das gleiche nasse Grab vereinte sie beide.

Mit den Kreuzzügen nimmt diese Zeit ein Ende. Die ihr folgende Epoche, die der Sklavenkönige, bringt eine ganze Reihe von weißer Menschenware, die auf dem Markt für größere oder kleinere Summen gekauft worden war, in die Mameluckenscharen und auf den Thron. Gewöhnlich waren es byzantinische Sklavenhändler, die sie an den Nil führten; denn nirgends konnten sie die schönen Türken- oder Tscherkessenjünglinge, die sie als Kriegsgefangene gekauft oder in ihrer Heimat, sei es geraubt, sei es eingetauscht hatten, besser losschlagen, als an die reichen Herren von Aegypten. Das Haus der Ejjubiden hatte gelernt, wie es schon die abbasidischen Chalifen gethan, sich auf eine starke Leibwache zu stützen. Der Großneffe des berühmten Saladin, Melik-es-Sālech, gründete sie, um sich ihrer als blind gehorsamer Werkzeuge zu bedienen. Auf dem Sklavenmarkt wurde sie zusammengekauft, und weise Männer seinerzeit sahen voraus, daß er und sein Haus diesen Dienern selbst einmal Gehorsam zu leisten haben würden. „Du ziehst Habichte

herbei," ruft ihm ein Dichter zu, „und gestattest ihnen, sich in dem Nest des Adlers festzusetzen." Dann fährt er fort:

Die Söhne des erhab'nen Saladin
Seh' ich nach Sklaven zu den Händlern laufen;
Bald aber werden sie zu Markte ziehn,
Damit die Sklaven sie als Sklaven kaufen!

Dies Wort ging in Erfüllung; denn schon des Sultans eigner Sohn verblutete unter den Dolchen dieser Leibwache, die sich, sicher ihrer Macht, in stolzer Selbstironie Mameluken das ist „Sklaven" nannte.

Damit war das Haus des Saladin erloschen, und Eibeg, ein früherer Sklave, der diejenige Abteilung der Mameluken kommandierte, die auf der Nilinsel Rōda stand, und die sich darum die Bachriten, das heißt die vom Flusse, nannte, bemächtigte sich der Herrschaft und begründete damit das Haus der bachritischen Mameluckensultane. Ihm folgte das der tscherkessischen oder burgitischen Mameluken, welche endlich von den Türken 1517 überwältigt wurden, die von nun an Aegypten beherrschten. Unter diesen Sultanen war es eine Seltenheit, daß der zur Regierung gelangte eines natürlichen Todes starb und daß sein Sohn ihm auf den Thron folgte. Die andern Mameluken stürzten den Sultan, sobald er ihnen unbequem ward, und zwar meist in ein blutiges Grab, und setzten einen ihnen genehmeren an seine Stelle. Nicht nur ihr Erwählter, sondern sie alle waren „der Herr von Aegypten", und von einer übermütigeren und zugleich glänzenderen Schar ist ein Volk selten geknechtet worden. Der furchtsame Bürger und der demütige Pflüger blickten scheu, aber doch nicht ohne Sympathie auf die schönen, reich gekleideten und prächtig bewaffneten Gestalten ihrer Unterdrücker, die ihnen die Mittel für die edelsten aller Rosse und ein prunkvolles Auftreten abgepreßt hatten. Es gab für sie keinen Widerstand gegen diese ritterlichen und tapferen Tyrannen, und kehrte der Sultan mit seinen Mameluken siegeskrönt aus dem Kriege zurück, so jubelte das Volk ihm zu und sonnte sich in ihrem Glanz, obgleich namentlich die letzten der tscherkessischen Fürsten durch das wahnsinnigste Anziehen der Steuerschraube den Handel Aegyptens lahm legten und das reiche Land der Verarmung entgegentrieben.

Doch es gab auch gute Regenten unter diesen früheren Sklaven, wie den tüchtigen, aber eidbrüchigen Kala'ūn. Der Händler, der ihn aus Turkestan nach Aegypten brachte, verkaufte ihn, der sich als Knabe durch ungewöhnliche Schönheit ausgezeichnet hatte, für 1000 Dināre,[1]) und es klingt befremdlich, wenn man die arabischen Historiker von den meisten Herrschern, deren Unterthanen sie zum Teil selbst gewesen waren, berichten hört, wie viel sie auf dem Sklavenmarkt gekostet. Für den besonders tapferen und staatsklugen Kā'it Be

[1]) Etwa 10 000 Mark.

waren nur 50 Dinâre bezahlt worden, und hat man weder ihm noch den andern Mamelukensultanen die Unfreiheit nachgetragen, in der sie als Knaben, ja noch als Jünglinge gelebt, so kann das keineswegs befremden. Jede Würde stand ja zu jener Zeit allen offen, die sich zum Islâm bekannten, auch Bettlersöhnen und Sklaven. Daher die wunderbaren und für den muslimischen Zuhörer dennoch glaubhaften Erhöhungen in den Märchen der Tausend und eine Nacht, die unter den Mamelukensultanen aufgezeichnet wurden, daher die lange Dauer der Herrschaft der Mameluken- oder Sklavensultane, die von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis 1517 n. Chr. währte. Freilich hielten es diese Freigelassenen auf dem Thron dennoch für nötig, sich besonders für den asiatischen Besitz den Anschein der Legitimität zu verschaffen, indem sie im Namen eines echten Nachkommen der Chalifen regierten, den sie als Strohmann auf der Citadelle von Kairo gefangen hielten. In den Augen rassenstolzer Koraischiten oder andrer Edlen waren sie doch nur Mawâlī dieser Vollblutaraber aus dem Haus der Chalifen, die indes gegen ihren Willen keinen Finger rühren durften. Jedenfalls haben sie trotz der machtlosen Fahnenträger, die sie sich selbst zu Häupten setzten, mit voller Unbeschränktheit regiert, und es ist merkwürdig, wie schnell sie jede Neigung und Leidenschaft der Völkerbeherrscher aus alten Geschlechtern zu den ihren machten. Prachtliebe, Eroberungslust, Freude am Waidwerk und vor allem das kostspielige, echt königliche Vergnügen, durch monumentale Bauten den eignen Namen auf die Nachwelt zu bringen, war fast jedem eigen, und besonders Kairo ist heute noch reich an herrlichen Moscheen und Grabmonumenten, die ihnen den Ursprung verdanken.

Die Türken machten unter Selīm I. 1517 ihrer Herrschaft ein Ende und Aegypten zu einer Provinz des osmanischen Reiches; doch behielten die Mameluken, die als ein eigenartiger Militäradel am Nil zurückgeblieben waren, die Macht in Händen, und nicht die Statthalter des türkischen Sultans, sondern die 24 Mamelukenhäupter oder Bēs sind auch später die eigentlichen Beherrscher Aegyptens. Ja 1771 gelingt es dem Mameluken 'Ali Bē, der seine Laufbahn gleichfalls als Sklave begann, das Nilthal auf kurze Zeit zu einem unabhängigen Sultanat zu erheben und Syrien zu erobern. Zwei Jahre später teilen sich die Mameluken Murād und Ibrahim Bē in die Herrschaft; doch fällt Aegypten nach der Schlacht bei den Pyramiden (21. Juni 1798) in die Hand der französischen Armee unter Führung des Generals Bonaparte. Freilich zwingen die Engländer bald darauf 1801 das Heer der Republik, das eroberte Land zu verlassen, und dies kommt durch britischen Einfluß wiederum in den Besitz des osmanischen Reiches. Bald darauf gelingt es dem türkischen Offizier Mohammed 'Ali, sich der Provinz Aegypten zu bemächtigen (1805) und sie selbständig zu beherrschen. Dem Namen nach ein Vasall des Sultans in Konstantinopel, führt er in voller Unabhängigkeit, ja bisweilen als Feind und Besieger seines Oberherrn, die Herrschaft, und er, dem Aegypten sein

neues Aufblühen verdankt, und der im Guten und Bösen zu den hervorragendsten Herrschergestalten des Morgenlandes gehört, macht dem Mamelukenadel, der das Land aussaugt und sich seinen großen Intentionen hinderlich in den Weg stellt, ein Ende durch eine Gewaltthat, deren ungeheure Tragik an den Untergang der Nibelungen erinnert. Am 1. März 1811 lud er sämtliche Mamluken-Bēs zu einem Feste auf die Citadelle von Kairo. Ahnungslos kamen sie alle und ritten auf herrlichen Rossen und im reichsten Waffenschmuck den Hügel hinan, den die Feste der Pyramidenstadt krönt. Kaum aber hatten sie sich auf der von Mauern begrenzten, ziemlich steil ansteigenden Straße dem el-Azabthore der Citadelle genähert, als aus allen Luken und Fenstern ringsum die albanesischen Söldner des verräterischen Wirtes wohlgezielte Schüsse auf die sorglosen Gäste versandten. In wenigen Minuten war die übermütige Mamelukenschar in einen Leichenhaufen verwandelt, und wie im Märchen, rettete von allen 480 nur einer, Amīn Bē, das Leben. Sein Roß schwang ihn mit einem gewaltigen Satze über die Brüstung der Citadelle in die Tiefe, und daß nur das edle Tier zerschmetterte und nicht auch der Reiter, gleicht einem Wunder.

Als Mohammed 'Alis italienischer Arzt ihm berichtete, wie gut sein Anschlag gelungen, schwieg er und verlangte nur ein Glas Wasser, das er in langen Zügen austrank. Er hatte eine entsetzliche Bluthat begangen, doch sollte dieselbe dem Lande, dessen neuem Erblühen er die große Kraft seines Geistes bis ans Ende widmete, zum Besten gedeihen. Mit dem Morde der Mameluken hatte er das einzige Herrschergeschlecht von der Erde gefegt, das sich mit Stolz „Sklaven" genannt, und die einzige Sklavengruppe, aus der jahrhundertelang ein König nach dem andern den Thron bestiegen hatte. Blutig wie das Aufkommen, war auch das Ende der Mamluken, und sie, die dem Schwerte alles verdankten, haben mit den friedlichen „äbu" am Pharaonenhofe, die wir auf den Denkmälern so behaglich als Hof- und Staatsbeamte schalten und im Harem walten sahen — wir wiederholen es — nichts gemein, als die Herkunft aus der Fremde und das Emporkommen aus der Sklaverei zu hohen Würden.

Kehren wir nun in die Zeit der Mamelukensultane am Ende der Kreuzzüge zurück und schauen in ihre Paläste, so finden wir dort Sklaven in Menge und erfahren, daß höhere Summen für schöne Menschenware schwerlich anderwärts ausgegeben worden sind. Brauchten doch diese Herrscher Sklaven für die Ergänzung der Mamelukengarde, für den Haushalt des Hofes und die Bedienung der eignen Person oder auch, um sie wie edle Rosse und Festgewänder zu verschenken. Freilassungen, die als frommes Werk betrachtet wurden, übte man damals gern schon bei Lebzeiten, und häufiger noch sorgte man durch das Testament für ihre Vollziehung nach dem Tode.

Während man früher die Kriegsgefangenen als Mawālī in das Haus

und den Stamm aufgenommen hatte, zog man es nicht nur in Aegypten, sondern im ganzen muslimischen Morgenlande in dieser Epoche vor — und das ist charakteristisch für dieselbe — sie als Sklaven zu verkaufen und zu halten. So kamen auch viele christliche Glaubensstreiter auf den Markt, und die Kreuzfahrer thaten es dem Feinde nach und machten Sklaven aus den Muslimen, die in ihre Hand fielen.

Die Verachtung, mit der man auf die Mawālī herabsah, mußte schwinden, nachdem man ihre Herkunft vergessen hatte, und für die meisten Araber die früher so bedeutsame Zugehörigkeit zum Stamme und die Zurückführung auf einen Ahnherrn aus alter Zeit nicht viel mehr als genealogischer Prunk geworden war. Zudem richtete sich die ganze Tendenz des Islām gegen die Bevorzugung einzelner besonders durch die Geburt; — sollte er doch den ganzen Kreis seiner Bekenner zu Brüdern machen, und Mohammed, der „der Prophet der Weißen und Schwarzen" genannt ward, konnte keinem vor dem andern den Vorzug geben, wenn er solchen nicht durch Frömmigkeit verdiente. Die Tradition legte dem Propheten selbst Worte in den Mund, welche ihn zum Feinde jeden Unterschieds der Blutmischung und des Stammes stempeln, und läßt ihn sagen, der Freigelassene sei aus dem Ueberschuß der gleichen Erde gestaltet, aus welcher derjenige geformt sei, der ihn freigegeben habe.

Diese Lehren nun, welche dem Islām den Stempel einer universalen Religion aufdrücken, mußten den Nichtarabern, Syrern, Persern, Aegyptern, Türken u. s. w., die sich zu ihm bekannten, wert sein. Aus ihren und den Kreisen derer, die sich auf keinen Stamm aus der Heimat des Propheten zurückzuführen vermochten, ging denn auch eine starke Reaktion gegen die arabische Hegemonie hervor. Die Gleichstellung aller Muslimen brach sich Bahn, und als nun die Zeit kam, in der viele Araber, deren Ahnen die Stammesheimat vor Jahrhunderten hinter sich ließen, nach neuen Anknüpfungen an die alten Stämme suchen mußten, und emporgekommene Mawālī sich falsche Stammbäume herstellen ließen, die ihnen das Scheinrecht gaben, ihr Geschlecht von einer arabischen Sippe herzuleiten, schwanden die Rassenunterschiede, und wenn es auch noch alte Familien gab und giebt, die als Nachkommen des Propheten, seiner Angehörigen und der berühmten Stämme des alten Arabien den Kopf hoch trugen und tragen, kam doch der Grundsatz, alle Bekenner des Islām seien gleich vor Gott, immer mehr zur Verwirklichung.

Während es früher dem Maulā nicht gestattet worden war, den Patron zu wechseln, war ihm dies längst leicht gemacht worden, und die zu reicherem Besitz Gelangten opferten gern eine Summe, um sich aus einem Verhältnis zu lösen, das ihnen früher manchen Vorteil bringen, jetzt aber nur hinderlich sein konnte. Das so häufig wiederholte Schlagwort, daß auch der Sklave ein Geschöpf Gottes und als Muslim der Bruder des andern Gläubigen sei, kam mehr und mehr zur Geltung, und die Lehre, das Freilassen des Sklaven sei

eine Gott wohlgefällige Handlung, rief Wohlthätigkeitsfonds ins Leben, die aus Steueranteilen gebildet und erhalten werden, und deren Zweck es ist, Sklaven aus der Knechtschaft loszukaufen. Dazu giebt es in jeder Stadt Vögte, welche darauf zu achten haben, daß der Herr den Sklaven nicht mit Arbeit überbürdet; wer dies aber dennoch thut, der darf der Mißachtung und des lauten Tadels der Mitbürger gewiß sein.

Wenn die muslimischen Piratenstaaten im Mittelalter und bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts die geraubten Christen, denen sie harte Fronarbeiten auferlegten, mißhandelten, so war das ein Uebergriff, der dem Geist des Islâm durchaus widerspricht. Die Rachlust hat ihn ins Leben gerufen; denn wunderbarerweise bestand die Sklaverei noch ein volles Jahrtausend nach der Anerkennung der Lehre unsers Heilandes in den meisten christlichen Staaten fort, und was wir von ihrer Uebung wissen, läßt leider keinen Zweifel, daß es erträglicher war, als Christ ein Sklave im muslimischen Morgenlande, als ein unfreier Muslim im christlichen Occident zu sein.

Im fünften Abschnitt, dessen Behandlung wir einem andern überlassen, wird dieser hervorzuheben haben, daß der Sklavenhandel in einem großen Teil des heutigen Orients verboten ist; doch sei hier vorübergehend bemerkt, daß uns ein Freund noch vor zwanzig Jahren auf einen Sklavenmarkt in Kairo führen konnte, und daß uns dort schwarze, braune und weiße Menschenware von dem Händler,[1]) einem feisten Türken, recht eindringlich zum Ankauf empfohlen worden ist.

Doch wir würden mit einem tieferen Eingehen auf die Gegenwart unserm Herrn Nachfolger vorgreifen. Wir sind übrigens sicher, daß er unsrer Meinung, das Los des Sklaven sei nirgends und zu keiner Zeit ein günstigeres gewesen als im heutigen Orient, beipflichten wird.

Auf das freundliche Schicksal seiner erkauften Knechte und Mägde beruft sich auch der Morgenländer, wenn er die Beibehaltung der Sklaverei, die so fest mit dem Leben seines Volkes verwachsen ist, das Wort redet, und wir sind in Aegypten gebildeten und verständigen Muslimen begegnet, welche die Emanzipation der Sklaven für ein schweres Unrecht erklärten, das die Regierung ihres Landes aus Liebedienerei und Furcht vor den abendländischen Großmächten, denen die Religion, Gesetze und Sitten der Muslimen fremd seien, über die machtlosen Unterthanen verhängt habe. Wir fanden diese Männer, welche die harte Behandlung der Negersklaven vor dem amerikanischen Kriege mit ebenso tiefer Entrüstung erfüllte wie uns selbst, schwer zu widerlegen, und sahen ihnen gegenüber den alten Erfahrungssatz bestätigt, daß die Völker, wie die Kinder, Individuen sind, die je nach ihrer Eigenart begriffen und behandelt sein wollen.

---

[1]) bijā el-ʿabīd; äg. gellāb.

Dennoch ist und bleibt die Aufhebung der Sklaverei auf dem ganzen Erdenrund eine so billige Forderung der Gerechtigkeit und der Rücksicht, die ein denkendes Geschöpf Gottes dem andern schuldet, und das Mitleid, die schönste Blüte des menschlichen Herzens, redet ihr so laut das Wort, daß sie auch für das Morgenland gestellt werden darf.

Auch dort wird früher oder später die letzte Spur der Sklaverei verschwinden, und den Orientalen, dem vor dieser Zeit graut, möchten wir auf die des Augustus oder Tiberius hinweisen, in der es dem wohlgestellten Römer ganz unmöglich erschienen wäre, daß seine Nachkommen einmal ohne Sklaven in Haus, Garten und Feld, in Werkstätten und Minen ein menschenwürdiges, ja, ein nicht weniger angenehmes und dazu weit reicher mit tausend ihm noch unbekannten Gaben der Kultur ausgestattetes Leben führen würden als er. Eine soziale Umgestaltung aber, die sich an einer Stelle des Erdballes als möglich bewährte, kann auch auf jeder andern, welche die gleichen natürlichen Bedingungen zeigt, durchgeführt werden, und so dürfen wir hoffnungsfroh der Zeit entgegenschauen, in der es keine Sklaven mehr geben wird unter den Menschen im Morgen- und Abendland, so viel ihrer sind.

Nachtrag. Ueber die rechtliche Stellung der Sklaven im heutigen Orient hat, wie gesagt, ein andrer zu handeln. Seit dem Abschluß dieses Essay ist von G. Steindorff der Berliner koptische Papyrus 3209 veröffentlicht worden. Es geht aus ihm wie aus einer Londoner koptischen Handschrift hervor, daß es den Christen am Nil gestattet war (der Papyrus stammt aus dem 8. bis 9. Jahrhundert n. Chr.), ihr Kind als Sklaven an ein Kloster zu verschenken. In der sehr eingehenden Schenkungsurkunde, welche die rechtliche Gültigkeit dieser Gabe aufs sorgfältigste sicherstellt, handelt es sich sogar um einen einzigen Sohn. Die Schenkung mag durch ein Gelübde bei der Krankheit des Kindes oder der Eltern oder angesichts einer andern drohenden Gefahr veranlaßt worden sein. Da aus der heidnischen Ptolemäerzeit Aehnliches berichtet wird (Schenkung eines Sohnes dem Serapis), gewinnen diese Dokumente besonderes Interesse, und wir denken auf die Schenkung eigner Kinder an Tempel und Klöster anderwärts zurückzukommen.

Sagenbildung.[1]

Ein Stück ihrer Thätigkeit aus der Gegenwart.

In dieser Zeit, die noch voll ist vom Nachklang unsrer schönen Kanaleröffnungsfeier, wendet der Geist sich gern zu einer andern zurück, in der das „aperire gentibus terram“ von Aegypten her durch die ganze Welt klang. Auch ich wohnte den märchenhaften Festen bei, die bei der „Inauguration“ des Suezkanals einige der mächtigsten Monarchen der Welt und viele Führer des geistigen Lebens aller Völker der Erde an den Nil geführt hatten. Sie waren den Lockungen gefolgt, mit denen der freigebigste aller Wirte ihnen den Weg zu ebnen und das Ziel der Reise mit Genüssen jeder Art zu schmücken verhieß.

Es war ihnen Wort gehalten worden. Hatte auch die majestätische Würde gefehlt, die der Feier an unserm Kaiser Wilhelm-Kanal das vornehme Ansehen verlieh, sind jene festlichen Tage und Nächte dennoch unvergeßlich schön und reich an Anregungen jeder Art gewesen. Für manche wurden sie zu einer Kette von bunten, rauschenden und berauschenden Vergnügungen, für andre zu einer herrlichen Zeit echten Genusses und reicher Belehrung.

An der Spazierfahrt nach dem ersten Katarakt teilzunehmen, für die der Chedīw Ismail einer auserwählten Schar von deutschen Gelehrten und Künstlern, zu der auch Richard Lepsius, der Bildhauer Drake und unser Reichspostmeister Stephan gehörten, einen Dampfer zur Verfügung gestellt hatte, verbot mir der Zweck meiner Reise. Zwar durfte ich mit gutem Recht hoffen, daß die eigne Nilfahrt mir später reicheren wissenschaftlichen Gewinn bringen würde; ganz leicht war mir das Herz aber doch nicht, als ich von den nach Kairo zurückgekehrten Landsleuten hörte, wie genußreich und förderlich für alle Teile die ihre verlaufen war. Frische Erinnerungen an sie würzten denn auch in der eigentlichen Festzeit manche Zusammenkunft gelehrter Gäste des Chedīw, und besonders diejenige, bei der die Dinge zur Sprache kamen, deren hier gedacht werden soll.

[1]) Aus der „Zukunft“ Nr. 44 vom 3. August 1895.

Auguste Mariette, der Vorsteher der Altertümer in Aegypten, der den gewaltigen Plan verwirklichte, dem Boden des Nilthales an siebenunddreißig verschiedenen Stellen als Ausgräber zu Leibe zu gehen, hatte bei der Tafel unsern fürstlichen Wirt, den Chedīw, vertreten. Nachdem sie aufgehoben worden war, blieben nur einige deutsche und französische Gelehrte, und an ihrer Spitze Richard Lepsius, der Altmeister der Aegyptologen, bei goldgelbem Rauenthaler und rubinrotem Brau mouton mit mir zurück. Bald führte die Rede auf die große Expedition, die Lepsius im Auftrag und auf Kosten Friedrich Wilhelms IV. von Preußen durch Aegypten und Aethiopien und bis über Chartūm hinaus geleitet hatte. Dabei blieb auch Mariette nicht still und gedachte des Goldschatzes, der mit der Mumie der Königin Ahhotep bestattet worden war. In keiner Felsengruft, in keinem Mausoleum, nicht einmal in einem einfachen Grabe, — als ein von verfolgten Leichenräubern schnell verscharrtes Beutestück hatten die Araber sie unter dem Sande zu Drah abu'l Negga in der Totenstadt von Theben gefunden. Die wundervollen Goldsachen, die man der Königin mit in die andre Welt gegeben hatte, wären darum, wie manches andre jenseits seines Thätigkeitskreises ans Licht gezogene Kleinod, niemals in die Hände Mariettes und in das Museum gekommen, sondern durch Verkauf an einzelne Reisende in die Ferne gewandert, hätte der Mudīr von Kene den unbefugten Suchern nach Altertümern ihren kostbaren Fund nicht entrissen.

Während dieser Mitteilungen erging Mariette sich in Klagen über die Eingeborenen, die, was sie an wertvollen Gegenständen fänden, so viel lieber an die „Touristen" verkauften, als dem Museum überbrächten. Gerade die goldenen und silbernen Fundstücke wären übrigens nur selten von wissenschaftlichem Wert und richteten dabei den größten Schaden an; denn die Freude am Schatzgraben stecke dem Araber im Blute, und die Aussicht, Edelmetall zu finden, mache manchen ordentlichen braunen Burschen zum Maulwurf.

„Ich weiß ein Lied davon zu singen," fügte Lepsius bestätigend hinzu und erzählte, welche Schwierigkeiten er in Aethiopien am Berge Barkal und auf dem Gebiet des alten Meroë zu überwinden gehabt hatte, um der Begier der Schatzgräber Zügel anzulegen. Zehn Jahre bevor er mit seinen Arbeiten begann, hätte der Italiener Ferlini in einer der Pyramiden des alten Meroë, der Hauptstadt der äthiopischen Könige, den reichen Goldschmuck einer Fürstin gefunden, den es ihm später gelungen sei, für das ägyptische Museum in Berlin zu erwerben. Als Lepsius nun im Jahre 1844 die äthiopischen Denkmäler studiert habe, wären die Eingeborenen sofort auf die Vermutung gekommen, die Arbeiten der Expedition ständen mit jenem Funde in Verbindung. Der Führer eines Teils der ägyptischen Streitmacht, die damals den Aufstand der Takastämme zu Boden geschlagen hatte, Osman Bē, ein tüchtiger und dazu wohlgesinnter Offizier, sei ihm in der Gegend des alten Meroë begegnet; auch er hätte von dem Ferlinischen Funde gehört, und daß die Expedition

gekommen sei, um in den Pyramiden nach neuen Schätzen zu suchen. Ganz klug hätte der Kriegsmann sie gern für den eignen Gebrauch gehoben, und schon bei ihrer ersten Begegnung sei er in seiner unbefangen heiteren Weise mit der Erklärung hervorgetreten, er werde sein Corps — an 5000 Mann — benutzen, um gegen die alten Bauten zu Felde zu ziehen, in denen, wie Lepsius am besten wisse, gewaltige Reichtümer verborgen lägen. Da hatte es denn große Mühe gekostet, den Heerführer von seinem Irrtum zu überzeugen. Erst die Risse, die Abgüsse und Abklatsche, die Lepsius ihm zeigte, und seine ernste Erklärung, der Fund Ferlinis sei ein zufälliger, ganz vereinzelt vorkommender Glücksfall gewesen, und höchst wahrscheinlich nicht am wenigsten die vornehm ernste Weise meines verehrten Lehrers veranlaßten Osman Bē endlich, von seinem Vorhaben abzustehen.

„Uebrigens,“ schloß Lepsius, „wurde die ganze Expedition von den Eingeborenen für eine planmäßig arbeitende Schatzgräberbande höherer Art gehalten. Sie sahen in uns etwas Aehnliches wie die Aktiengesellschaften, die im 13. Jahrhundert die Totenstadt des verfallenen Memphis von gedungenen Arbeitern durchwühlen ließen und, dank dem gefundenen Gold- und Edelgestein, wie es scheint, recht hübsche Dividenden auszahlten. Was sollten auch die guten Leute von Nuri und Begerawīeh anders von uns denken, wenn sie uns die Eingänge der Pyramiden suchen und öffnen, die Meßschnur anlegen, den Boden aufhacken, den Former Gips bereiten, unsern behaglichen Maler Georgi stundenlang unter seinem Schirm Stift und Pinsel führen oder die Brüder Weidenbach mit Bürsten in der Hand nasses Löschpapier auf beschriebenes Gestein klopfen sahen. Sogar in den Chorälen, die wir bei der Andacht sangen, witterten sie Beschwörungen. Jedenfalls machte unsre Thätigkeit einen gewissen Eindruck auf diese einfachen Menschen; denn sie vergaßen weder die Expedition noch sogar meinen Namen. Wurden mir ja noch heute morgen Grüße des Schēch von Nuri, eines gefälligen und umsichtigen alten Mannes, bestellt, der beim Befrachten der Lastschiffe half, die der Gouverneur der Provinz mir damals zugeschickt hatte. Aber wie ist mir denn? — Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Der Schēch kann also kaum noch unter den Sterblichen wandeln oder doch nicht viel jünger sein als der berühmte Langleber Epimenides von Knossos, der, wenn es zu Ende ging, sich wieder jung machen konnte. Das muß wohl auch dem nubischen Greise geglückt sein, bevor er die weite Reise hierher unternahm.“

„Er ist längst ein Osiris, und Friede sei seiner Asche,“ unterbrach hier Johannes Dümichen, der frische und liebenswürdige Straßburger Aegyptolog, den berühmten Landsmann und Lehrer. „Sein Sohn war es, der auch mir heute begegnete und mir Grüße an Sie auftrug. Ich vergaß sie auch nicht zu bestellen; denn ich habe mancherlei an sie zu knüpfen, das auch Sie, meine Herren, interessieren möchte.“

„Nun?“ fragte es ringsum; Freund Johannes aber strich sich den schönen langen Bart, der die Araber veranlaßte, ihn „Abu daku“, das ist Vater des Bartes, zu nennen, und begann munter: „Wichtig, ja für den Historiker von hoher Bedeutung ist, was der jüngere Schech — übrigens auch schon ein Graubart von ehrwürdigem Aussehen — mir ins Gedächtnis zurückrief. Am Berge Barkal weiß man nämlich genau, wie Preußen dazu kam, den Krieg von 1866 siegreich zu Ende zu führen, und ich bin bereit, es Ihnen anzuvertrauen —“

„Und wir, Sie zu hören,“ rief es von allen Seiten.

Da füllte sich Dümichen noch einmal den Römer und fuhr im Tonfall des Arabers fort, der ernsterer Dinge gedenkt: „Der alte Schech von Nuri wurde zu den Vätern versammelt. Was ist das Leben, was ist die Welt? Sein Sohn that es mir heute mitten auf der Muski zu wissen. In Begleitung eines Pascha unternahm er die Reise hierher, um die großen Sultane von Frankreich zu sehen, und mehr noch, um — verzeihen Sie, meine Herren“ — damit verneigte er sich gegen Mariette und seine Landsleute, „um den Thronerben des Königs von Preußen mit eignen Augen zu schauen. Ich hatte in Nubien auf meiner großen Nilreise manche Gefälligkeit von dem Schech erfahren. Wahre Wunderdinge wußte besonders sein alter Vater damals über die preußische Expedition zu berichten. Von ihren Resultaten hatte der rüstige Greis — es war vor dem Kriege von 66 — großartige Folgen für das Schicksal der Welt erwartet. An diese Voraussetzungen mußte sein Sohn sich vorhin erinnern, als er nach den üblichen Begrüßungsformeln und nach der nötigen Einleitung mir näher trat und mit gewichtigem Ernste begann: ‚Du lachtest, als du bei uns zu Hause vernahmst, was mein alter weiser Vater — der Friede und das Erbarmen Gottes seien über ihm — von der Sendung des großen Chawaga Lepsius und seiner Gefährten in unser Land erwartete. Nun hat sich, wie du selbst am besten weißt, das alles vollkommen bestätigt. Damals verschlossest du uns Ohr und Herz und ließest dich nicht überzeugen, obwohl wir dir die Grundlagen zeigten, auf die der Bau unsrer Meinungen sich stützte. Zugehört hatte der Vater ja selbst, wie euer großer Chawaga Osman Be mit tausend Zungen abriet, nach Schätzen zu suchen. Vielleicht war seine Rede wohlgemeint gewesen, weil er selbst bereits die Kammern und Schachte in den Pyramiden bis auf den letzten geleert hatte. Uns wenigstens ist es später nicht gelungen, auch nur einen armen Piaster zu finden; dein großer Landsmann war freilich ein Meister in den magischen Künsten, von denen wir uns fern halten, weil sie dem Propheten verhaßt sind. Ihnen verdankte er auch die Macht über die Herzen der Großen, die ihm dann zuletzt sogar halfen, seine Beute in Sicherheit zu bringen. Auch dem Vater, dessen scharfes Auge sonst doch mancherlei erkannte, was sich im Dunkel verbirgt, und mir selbst trübte er den Blick. Waren wir doch dabei, als man das Frachtschiff belud, das Hasan Pascha ihm

sandte, auf daß er mit der Durra aus unserm Speicher die Kühe im eignen Stall mäste. Von ungeheurem Gewicht war der Widder und manches andre Stück, das unsre Leute auf Rollen zu den Schiffen hinzogen. Mehrere sind noch am Leben, und Mann für Mann will beschwören, daß, was sie da fortbewegt hätten, schwerer gewesen sei als der härteste Granit und dem Gewichte des Bleies nicht nachgestanden hätte. So ist es denn klar wie die Sonne, daß der Widder und die andern behauenen Steine ausgehöhlt waren und voll von Gold und Juwelen. Ja, wir wissen noch mehr! Wenn unsre Arbeiter bei Tage den Boden gelockert oder in den vermauerten Kammern Steine aus den Fugen gehoben hatten, war der Chawaga selbst beim Untergang der Sonne gekommen und hatte den Schatz mit Hilfe seiner Gefährten und der ihm gehorsamen Geister gehoben. Bei Begerauîeh ließ er in der Nacht auf den Höhen neben den Pyramiden große Feuer entzünden, obwohl das Holz bei uns rar ist und niemand — war es doch in der heißen Frühlingszeit — die Glut benutzte, um sich an ihr zu wärmen. Die hochauflodernden Flammen riefen eben nur die Djinnen herbei, die ihm halfen, die Schätze zu heben.'"

„Unsre Osterfeuer," rief Lepsius belustigt.

„Dergleichen dachte ich mir," bemerkte Dümichen. „Ich ließ auch nichts unversucht, um ihn von der Hinfälligkeit seiner kühnen Hypothese zu überzeugen, doch mein Widerspruch goß nur Oel in das Feuer. Endlich brauste der Schēch sogar lebhaft auf und fragte, ob ich ihn für ein Kind hielte oder ob ich dächte, seine Heimat am Barkal läge jenseits der Grenzen der Welt? ‚So oft seit vier Jahren,' rief er, ‚ein Franke bei uns vorspricht, so oft ein Schiffsre'īs oder Schreiber im Dienste des Gouverneurs uns eine Zeitung bringt, die er selbst oder der Fikīh uns vorliest, giebt es nichts zu hören, als was der König von Preußen Großes verrichtet. Sein Name, den, bevor der Chawaga Lepsius zu uns kam, auch die gelehrten Fakire nicht kannten, — er ist jetzt in jedermanns Munde. Wie der Abendstern neben dem Mond glänzt ihm zur Seite der seines großen Veziers Bismarck. Die Buben aus unsrer Gegend, die hierher kommen, um sich als Eseltreiber einige Piaster zu sammeln, rufen deinen Landsleuten, um ihnen die Güte ihrer Tiere anzupreisen, zu: Bismarckesel oder nur: Bismarck. Sie sind eben klug und wissen, daß man die Gunst derer gewinnt, denen man einen Namen zu hören giebt, auf den sie stolz sind. Oesterreich war früher um vieles reicher als Preußen. Seine Thaler gingen am Barkal sogar häufiger von Hand zu Hand als englische Rupien oder französisches Gold; doch wer hätte je eine preußische Münze gesehen? Jetzt aber wurde dein Volk dennoch Herr der Macht Oesterreichs. Woher aber, frage ich dich, nahm euer König und sein Vezier Bismarck das Gold, um Streiter, unzählbar wie Sandkörner in der Wüste, zu werben? Chawaga Lepsius kann es dir sagen; doch wirst du ihn kaum dazu überreden; denn er ist einer der Starken, die mit Thaten freigebig sind und sparsam mit Worten.

Aber mein Vater gehörte auch nicht zu den Schwätzern. Oft genug gab er uns dennoch, bevor ihr noch den großen Sieg errunget, zu hören, der König von Preußen würde einmal die halbe Welt unterwerfen, weil das Gold eine gewaltige Macht sei, und er, dank den Schätzen aus unsern Pyramiden, zehnmal reicher sein müsse als alle andern Monarchen. Aus unsrer Heimat stammt, was euern König groß macht und siegreich.'"

Hier schwieg der lebhafte Erzähler, wir andern aber beglückwünschten Lepsius zu der weltgeschichtlichen Bedeutung, die seiner Expedition am Barkal eingeräumt wurde.

In seiner gemessenen Weise hatte er anfänglich unsre Heiterkeit geteilt; bald aber bemerkte er ernst: „Wunderlich, und doch auch im einzelnen leicht genug zu erklären! War es doch selbst dem verständigen alten Schech völlig undenkbar, daß Leute mit gesunden Sinnen sich beschwerlichen und kostspieligen Reisen und mühevollen Arbeiten im Sonnenbrande aus andern Gründen aussetzen, als um Gold zu erwerben. Das Wort ‚Chawaga', mit dem die Araber uns rufen, bedeutet auch ursprünglich ‚Kaufmann'. Zwar sehen diese schlichten Leute uns müßig gehen; irgend ein Geschäft, meinen sie, müsse uns aber dennoch auf Reisen führen, und da sie nun einmal den Schatzgräber in mir vermuteten, bot ihnen die Befrachtung der Lastschiffe den Fingerzeig, dem sie folgten. Der Widder, von dem Sie schon hörten, wog allein an 150 Zentner. Solche Lasten hatte man in Nuri noch nicht fortbewegen sehen. Die alten Aethiopier besaßen darin bessere Uebung. Auch der gewaltige Hammel, der nach Berlin kam, ist schon, als ich ihn fand, ein erfahrener Reisender gewesen; denn ein äthiopischer König ließ ihn aus der alten Sphinxallee des Tempels von Soleb in seine Residenz Napata führen. Ein ähnliches Schicksal war auch den andern Denkmälern zu teil geworden, die ich vom Barkal nach Deutschland sandte. Die Lastschiffe, die mir zur Verfügung gestellt worden waren, boten Raum genug, und wer den Ferlinischen Fund mit seinem an Gold und Edelgestein reichen Frauenschmuck in unserm Museum bewunderte, wird zugeben, daß, wer sie sich mit dergleichen Kleinodien gefüllt denkt, berechtigt ist, an einen Schatz von beträchtlichem Werte zu glauben, und nicht nur mein trefflicher Kawaß Haggi Ibrahim hatte die goldenen und silbernen Ringe, die Armbänder und das Diadem der schwarzen Königin gesehen. Die Sage reitet schnell, und sie findet selten so wohl geebnete Bahnen. Ihre Geschichte, lieber Dümichen, ist ergötzlich und giebt dabei zu denken."

„Ihren Kronprinzen," fiel ihm hier Mariette ins Wort, „wird sie besonders amüsieren. Schade, daß Sie ihn nicht bis nach Aethiopien hinaufbegleiten, Herr Dümichen. Morgen verrate ich ihm, daß nicht nur seine Lorbeeren von Sadowa, sondern auch diejenigen, die Mars noch für ihn bereit hält, in Aethiopien wurzeln."

Es war dreiviertel Jahre vor dem deutsch-französischen Kriege, und der

spätere Kaiser Friedrich hatte das Herz des lebhaften Franzosen gewonnen. Auch den Damen Mariette leuchteten die Augen, wenn sie von dem schönen, unvergleichlich liebenswürdigen Fürsten sprachen. Mit wahrer Begeisterung redete der berühmte Ausgräber jetzt — immer im Anschluß an die Erzählung Dümichens — von der anmutigen Heiterkeit und schnellen Geistesgegenwart des hohen Herrn. Gestern erst hatte einer der Affen, an denen es bei Mariette nie fehlte, beim Eintritt des Kronprinzen einen Strohhalm ergriffen und damit, als folge er dem Kommando: „Präsentiert das Gewehr!" mit ernster Ehrerbietung salutiert. Da war der Sieger von Königgrätz ihm näher getreten, hatte die Hacken zusammengezogen, die Finger an den Hut gelegt und ihm ein freundliches: „Bon jour, mon colonel!" zugerufen. „Meine Damen," fuhr Mariette fort, „nennen das Tier jetzt nicht anders als ‚le colonel'. Das Patent erbitte ich mir nächstens. Wenigstens dies Mitglied des preußischen Stabes empfing das Handgeld bei der Werbung nicht aus dem äthiopischen Schatze. Ob er wohl ausreicht, um die Kosten noch eines zweiten großen Krieges zu bestreiten? Mit Frankreich wird Preußen schwerlich in Händel geraten. Dafür bürgt mir die Weisheit Ihres alten Königs und Bismarcks, und dazu das Wohlgefallen, das die Kaiserin Eugenie an der herrlichen Männergestalt des ‚Kronprinzen' findet. Es war eine wahre Freude, sie gestern so vertraulich mit ihm scherzen zu sehen. Ueberhaupt ist sie hier in der rosigsten Laune. Wie wird sie aber auch als große Sultana gefeiert! Mehr ihr als dem Kanal scheint dies Fest zu gelten, dessen Königin sie ist. Und warum auch nicht? Ein echt französisches Werk ist es, das von jetzt an die Völker verbindet. Daß eine schöne Frau ihm bei der Eröffnung den Segen erteilt, scheint mir für die lange Friedenszeit zu bürgen, deren diese Weltstraße so nötig bedarf. Der Kaiser ist leidend, und auch er wünscht den Frieden."

„Dann darf er auch am Blauen Nil auf dem Throne alt zu werden hoffen," unterbrach ihn ein schon ergrauter Franzose mit sehr vornehmem Namen: „Sie müssen wissen, meine Herren, daß man dort die Könige, wenn sie unbrauchbar werden, an einen Baum knüpft. Sie, Herr Lepsius, sind mein Gewährsmann."

Da bemerkte dieser lachend, zu Fazokl am Blauen Nil sei dies allerdings das Los manches Königs. Habe er die Beliebtheit verscherzt, so versammelten sich seine Verwandten und Minister um ihn her und teilten ihm mit, weil er den Männern und Weibern des Landes, den Ochsen, Eseln und Hühnern nicht mehr gefalle, sei es besser, daß er sterbe.

Da gewahrte ich, wie der vornehme Freund Mariettes den bartlosen Mund zu einem spöttischen Lächeln verzog, und verstand deutlich seine bittere Bemerkung: „Aber den Ochsen, Eseln und Hühnern könnte der Kaiser gar nicht besser gefallen."

‚Ein Legitimist,' dachte ich im stillen; Mariette aber gab seinem Un=

willen über diese boshafte Bemerkung Ausdruck, indem er sich erhob. Wir andern thaten dasselbe und brachen auf.

Nachdem wir Lepsius an sein Quartier begleitet hatten, blieben Dümichen und der Berliner Archäolog Friederichs mit mir zurück. Vielfältig angeregt, durchwanderten wir stundenlang in lebhaftem Gespräche die menschenleeren Straßen Kairos. Erst als die Novembersonne den Osten erhellte und die Mueddin, sobald sich ein weißer vom schwarzen Faden unterscheiden ließ, die Gläubigen von der Spitze des Minarets zum Gebet riefen, begaben wir uns zur Ruhe.

Wie mich, so hatte auch Friederichs das Gehörte interessiert; denn wir sahen darin ein hübsches Beispiel für die schnelle Entstehung der historischen Sage. Auch Dümichen mischte sich oft in den Meinungsaustausch. Leider ist sein Verlauf mir entfallen. Nur, was ich selbst aufrecht erhielt, sei mir kurz wiederzugeben gestattet.

Wo der Mensch Wirkungen wahrnimmt, drängte es ihn, nach den Ursachen Ausschau zu halten. Bei diesem Suchen fand er Gott. Um die in der Natur und in der eignen Seele wirksamen Kräfte und Erscheinungen zu begreifen, konnte er des Bildes nicht entraten. Indem er das Wahrgenommene von menschlichen Motiven ausgehen ließ und es durch Vermenschlichung teils auch höherer außerhalb seines eignen Wesens wirksamer Kräfte veranschaulichte, gelangte er zum Mythus. Aber nicht, wie dieser die Naturkräfte anthropomorph in Götter verwandelt, die oft in ihrem eignen Leben, Sterben und Auferstehen zur Anschauung bringen, wie sie sich im kosmischen Leben wirksam erweisen, hinschwinden und zu neuem Leben erstarken, will ich hier zeigen. Es gilt nur, einen Blick auf die Sage zu werfen.

Sie entsteht wie das Volkslied. Wer weiß den zu nennen, der es ersann und ihm die Form verlieh, in der es uns zuklingt? Am Barkal wird man noch lange erzählen, daß Preußen seine Größe den dort gehobenen Schätzen verdankt, — wie bald aber wird man vergessen haben, daß der Schēch von Nuri es war, der diese Kunde an den Berg und die Pyramiden seiner Heimat knüpfte. Der Name des Finders des ersten Schatzes (Ferlini) schwand den Nubiern schon längst aus dem Gedächtnis.

Wo wir ihr auch begegnen, giebt die Sage, bisweilen auch allegorisierend, wieder, was jedermann in dem Menschenkreise, unter dem sie entstand, gegenüber gewissen Erscheinungen in der Natur oder im menschlichen Leben empfindet. Allgemeine Wahrnehmungen und Erfahrungen sowie dunkle Erinnerungen verwandelt sie durch dichterische Umbildung in thatsächliche, ihr wohlbekannte Ereignisse und versieht sie mit dem Stempel der Art des Volkes, aus dem sie hervorgeht. Oft macht sich bei ihrer Bildung die Neigung geltend, Begebenheiten aus der Gesellschaft, unter der sie heimisch ist, mit geschichtlichen Vorgängen, auch wenn sie die Stätte ihrer Entstehung nur von fern berühren, in Zusammenhang zu bringen. Doch solchem ehrgeizigen Verlangen dankt die

Sage selten allein die Entstehung. Gewöhnlich ist die zeugende Kraft, der sie das Leben verdankt, das Bestreben, halb oder gar nicht Begriffenes dem Verständnis näher zu bringen.

Ein Koloß zu Theben gab, seitdem ein Erdbeben ihn beschädigt und eine große Bruchfläche den Sonnenstrahlen ausgesetzt hatte, am frühen Morgen einen Klang von sich. Obgleich diese Bildsäule einen alt-ägyptischen König darstellt, machte die Sage sie wohl mit infolge einer Namensähnlichkeit (Amenophis und Memnon) zu der Statue des homerischen Helden Memnon, des Sohnes der Eos, und erzählte, sobald seine Mutter, die Morgenröte, den Himmel mit rosigen Tinten färbe, begrüße er sie; sie aber danke ihm mit ihren Thränen, dem Morgentau. So findet das Klangphänomen seine Erklärung, und durch die Verwandlung des alten Pharao in einen den Hellenen vertrauten Helden wird die Statue der Teilnahme derer, von denen die Sage ausging, näher gebracht.

Auch für eine Reihe verwandter Ergebnisse der regen Thätigkeit des Volksgeistes läßt sich Aehnliches erweisen. Wenn ihm zum Beispiel für den Namen eines aus seinem Kreise hervorgegangenen Gegenstandes die Deutung fehlt, fühlt er sich beunruhigt, bis es ihm gelingt, diesen Namen mit Hilfe eines derben etymologischen Verfahrens dem Verständnis näher zu bringen. Dabei muß bisweilen die Geschichte oder die Sage selbst gute Dienste leisten; öfter aber noch knüpft sich eine neue Sage an das Ergebnis der Deutung.

Ob die Volksetymologie den „Maut“ oder „Zollturm“ bei Bingen in „Mäuseturm“ verwandelte, und ob eine schon bekannte Sage dazu beitrug, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls forderte der Name „Mäuseturm“ die Sage gleichsam heraus, an ihn anzuknüpfen und die bekannte Persönlichkeit des Bischofs Hatto vom benachbarten Mainz mit ihm in Beziehung zu setzen.

Wo sich zahlreiche erratische Granitblöcke in flachen Gegenden finden oder eine zügellose und habsüchtige Ritterschaft die Bauern und Bürger bedrückte, sollen Steine oder Ritter aus einem Loch im Sack des vorüberfliegenden Teufels zu Boden gefallen sein. Die Wahrnehmung, daß höllische Arglist im Kampfe mit der schlichten, frommen Einfalt oder mit dem ungelehrten Mutterwitz oft den kürzeren zieht, gab den Sagen das Leben, die von der Ueberlistung des Gottseibeiuns erzählen. Gewöhnlich knüpfen sie sich an ein Werk, dessen Vollendung man der Menschenkraft für sich allein schwer zutrauen mag. Auch dem Schatzgräber Lepsius müssen Geister, und unter ihnen auch die Afrits, deren Namen man „Teufel“ übersetzen darf, beistehen. [1])

---

[1]) Welchen Einfluß der Alpdruck auf Mythe und Sage übte, wie viele Gestalten und Dichtungen aus dem Kreise beider ihm das Dasein schulden, erweist Ludwig Laistner, wenn er auch im ganzen zu weit geht, im einzelnen überzeugend. Den Einfluß des Ahnenkultus (Animismus) besonders auf die Mythe in Erwägung zu ziehen, war 1869 die Zeit noch nicht gekommen.

Außerordentlich thätig erweist sich der Volksgeist, wo er die Besonderheit einer bedeutsamen Persönlichkeit hervorzuheben wünscht. Handlungen und Aussprüche des Lucius und Paulus überträgt er sorglos auf Cäsar, wenn sie ihm nur geschickt zu sein scheinen, die Eigenart Cäsars in helleres Licht zu rücken. Vor Jahren fand ich Gelegenheit, Büchmann, den Sammler der „geflügelten Worte“, darauf aufmerksam zu machen, daß die bekannte, Talleyrand mit vielen ähnlichen zugeschriebene Aeußerung, niemand sei groß vor seinem Kammerdiener, schon von Plutarch[1]) Antigonos I. in den Mund gelegt wird.

Derartige Bestrebungen des Volksgeistes, die Eigenart einer bevorzugten Persönlichkeit, wenn auch mit erborgtem oder geraubtem Gut, zu vollem Verständnis zu bringen, sind gleichfalls als Elemente der Sagenbildung zu betrachten. Ihr Gang ist besonders schnell. Dem Kaiser Wilhelm, seinen Paladinen und an ihrer Spitze unserm Bismarck wird schon heute mancherlei nacherzählt, was andre in ihrem Sinne vollbrachten oder äußerten. Der nämliche Vorgang vollzieht sich übrigens auch in bescheidenen Kreisen des bürgerlichen Lebens.

Der Archäolog Friederichs wurde der Wissenschaft schon zwei Jahre nach unserm nächtlichen Gespräch entrissen. Die Einigung des deutschen Vaterlandes war es ihm noch mit zu erleben vergönnt.

Mit Lepsius und Dümichen traf ich nach dem Pariser Frieden noch manchmal zusammen, doch kamen wir nicht wieder auf die äthiopische Sage zu sprechen, bis Dümichen mich 1885 auf meinem Tutzinger Landsitze besuchte. Da wurde denn wieder der schönen Festzeit zu Kairo gedacht, und ich erfuhr nun auch, was Dümichen weiter über unsre historische Sage vernommen hatte.

Während er fünf Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege sich wieder in Aegypten aufgehalten hatte, um seine Arbeiten am Hathortempel von Dendera zu vollenden, war er in Kene einem andern in Dongola heimischen Schech als dem uns bekannten begegnet, und dieser hatte auf seine Anfrage hin als feststehende Thatsache berichtet, die Schätze ohnegleichen, die vor „langer Zeit“ für den König von Preußen in seiner Heimat von dem Chawaga Lepsius und vorher schon von dessen Vater ausgegraben worden wären, hätten diesen Monarchen in den Stand gesetzt, auch Frankreich zu besiegen und das eigne Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken.

Wieder führte den Kollegen und mich das Gespräch auf die Entstehung und das Wesen der Sage. Der vom Barkal hatten wir Schritt für Schritt zu folgen vermocht. Zuletzt war aus dem Italiener Ferlini der Vater des jüngeren Lepsius geworden. Die Sage hatte hier an dem Gebrauch festgehalten, aus dem früheren und dem späteren Vollbringer ähnlicher Thaten Vater und Sohn zu machen. Jetzt stellten wir auch fest, daß, wenn ein nubischer Schrift-

---

1) Plutarch, Isis und Osiris ed. Parthey Kap. 24, 5. 40. Statt Kammerdiener steht *λασανοφόρος*, der zu den intimsten Diensten verwandte Sklave.

gelehrter sie im Dongolaui-Dialekt zu Papier brächte, wir den Inhalt seiner Mitteilungen etwa in folgender Weise wiedergeben dürften:

„Vor vielen Jahren kommt ein Franke nach Aethiopien und hebt dort heimlich einen großen Schatz. Er überläßt ihn dem König von Preußen und verrät ihm dazu das Geheimnis der Fundstätte. Dies veranlaßt den König, den Sohn jenes Franken, den großen Schriftgelehrten und Magier Lepsius, mit vielen gleichfalls in allerlei dunkeln Künsten wohlgeübten Gefährten, die ihm Gehorsam leisten, den Nil hinauf zu senden. Unter dem Vorwande, nach den Schriften der alten Heiden Umschau zu halten, läßt der große Magier die Denkmäler beim Berge Barkal und die andern bei Begerauîeh weiter südlich, wo sich gleichfalls Pyramiden erheben, von seinen kundigen Gefährten und vielen eingeborenen Arbeitern öffnen und durchsuchen. Bei hochlodernden Feuern bringt der Zauberer nächtlicherweile die grausamen Afrits, die die Pyramiden und die in ihnen verborgenen Schätze bewachen, zur Ruhe und beschwört beim Scheine der Flammen großer Feuer und bei feierlichem Gesang am Morgen und am Abend hilfreiche Geister. Diese sehen sich von der magischen Kraft der Beschwörungen zum Gehorsam gezwungen und öffnen auch die verborgenen Schachte und Gruben, in denen die alten Könige und Königinnen der Aethiopier ihre Reichtümer niedergelegt hatten. Unbemerkt werden sie in den ausgehöhlten Leib eines riesengroßen Widders verborgen. Der Vizekönig selbst liefert ihm die Frachtschiffe, die sie nach Preußen führen. Der Zauberer Lepsius überliefert sie als treuer Diener seinem König und Herrn. Diesen machen sie zum reichsten Monarchen auf Erden, und er benutzt sie, um unzählbare Heerscharen anzuwerben und sie mit Waffen von nie gesehener Furchtbarkeit auszurüsten. Bismarck, der weise Vezier des Königs, rät ihm, sich das Erdreich zu unterwerfen, wie vormals der zweigehörnte Alexander. Wunderbar schnell wird dann auch erst das mächtige Oesterreich, dann das stolze Frankreich besiegt. Die weise Mäßigung des Kaisers und seines Veziers läßt es aber mit diesen Erfolgen genug sein, die sie im Grunde doch nur den ungeheuren Reichtümern aus den äthiopischen Pyramiden verdanken; wir aber wissen jetzt, was wir dem alten Meroë und Napata schulden."

*

Wenn die Kunde von der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals an den Barkal gelangt, wird der Schēch von Nuri, falls er noch unter den Lebenden wandelt, seinem Erstgeborenen die ihm längst bekannte Sage, ich weiß nicht zum wievielsten Male, wiederholen und ihn auffordern, die scharfsichtige Weisheit seines Großvaters zu ehren. Kommt ihm ein treuer Bericht der Kriege von 1866 und 1870 zu Ohren, wird er mit einem überlegenen Lächeln sich sagen: „So mag es ja wohl hergangen sein; doch die Hauptsache, die wir Aethiopier nur zu wohl kennen, blieb den Ungläubigen dort im Norden verborgen."

VI.

Biographisches.



Johannes Dümichen.[1]

Wie traurig vermindert sich, wenn das Haar uns ergraut, der Kreis derer, die jung mit uns waren und weit in vergangene Jahrzehnte gemeinsamer Freuden und Leiden, Bestrebungen und Arbeiten mit uns zurückschauen konnten. Zu den liebsten seiner Jugend- und Fachgenossen, zu den teuersten und treuesten seiner Freunde gehörte bis vor wenigen Tagen für den Schreiber dieser Zeilen der Straßburger Professor Dr. Johannes von Dümichen, dessen wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Aegyptologie und dessen großartige Publikationswerke seinem Namen eine wohlverdiente Berühmtheit weit über die Grenzen Deutschlands hinaus erworben hatten.

Jetzt — am 7. Februar d. J. — ward auch er abgerufen. Ein schweres Herzleiden hatte ihm die beiden letzten Lebensjahre getrübt. „In meinen und seines geliebten Arztes Armen," schreibt mir seine tief erschütterte Witwe, „schlief er sanft und friedlich ein; es war kein Sterben, sondern ein seliges Hinüberschlummern . . . Johannes fühlte sich Ihnen innerlich verbunden; darum sind auch Sie der Berufene, ihm den letzten Gruß zu spenden."

Ich darf und will mich diesem Rufe, zu dem das eigne Herz mich drängt, nicht entziehen. Wie in den guten Stunden, die wir gemeinsam in froheren Tagen genossen, steht sein freundliches Bild mir vor der Seele. Kaum faßlich will es mir erscheinen, daß es mir nie wieder vergönnt sein soll, dem lieben Gesellen zu begegnen, mit dem mich so alte, feste und mannigfaltige Bande vereinten. Ich weiß, daß es vielen andern Freunden, denen er voranging, ähnlich ergehen wird. Einen Feind hatte der Dahingegangene nicht; denn in dem widerstandskräftigen, hochgewachsenen Körper dieses Mannes mit dem gewaltigen Barte, der die Araber veranlaßte, ihn „abu dakn", Vater des Bartes, zu nennen, wohnte bis ans Ende eine lautere, freundliche Kinderseele sonder Harm. Was der Römer sich unter einer „anima candida" dachte, sah ich

[1] Aus der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung", Nr. 56 (Beilage-Nummer 47), 1894

nie verständlicher zu Tage treten als bei ihm. Zu gleicher Zeit aber ist mir niemand begegnet, aus dessen Thaten überzeugender hervorgegangen wäre, daß auch in unsrer Zeit nicht nur der Krieg, sondern auch das Ringen nach geistigen Gütern Helden hervorbringt.

In sein Gelehrtenblut mischte sich auch das tapferer, ritterlicher Streiter. Aus der großen Zahl seiner Briefe, die vor mir liegen, überlasse ich es einem vom 9. Januar 1889, ein Bild seiner Herkunft und des „Milieu“ zu geben, in dem Johannes Dümichen heranwuchs.

„Johannes oder Hans,“ beginnt er als Antwort auf eine der Erwiderung unwerte Frage, „darüber entspann sich ein Streit an meiner Wiege zwischen meinem Vater und meiner Großmama Karoline von Haugwitz, geborene von Schack. Mein Großvater Hans von Haugwitz, dem, wie meine Großmama zu ihrer Tröstung immer zu sagen pflegte, der Allgütige die Gnade erwiesen, den für Preußen so traurigen Tag von Jena nicht mehr mitzuerleben, indem er, an der Spitze seiner Truppen, auf dem Marsche zu jenem unglücklichen Schlachtfeld, vom Schlage getroffen, den Tod fand, er ließ meine selige Großmama mit drei kleinen Kindern zurück, zwei Mädchen, Auguste und Marie (meine noch lebende 95 Jahre alte Mutter), und einen Sohn Hans. Die ältere der beiden Töchter wurde gemütskrank, als die Trauerbotschaft eintraf, daß der Bruder Hans — 17 Jahre alt — gleich in einer der ersten Schlachten des Freiheitskrieges gefallen. Meine so schwer geprüfte Großmama zog sich nun in die ländliche Einsamkeit zurück und kaufte sich die Herrschaft Weißholz bei Groß-Glogau in Schlesien, die Stätte, wo im Pfarrhaus des Dorfes meine Wiege stand, an der sich der Streit, ob Johannes oder Hans, erhob.

„Die beiden Brüder meines Großvaters, der eine Oberst in einem Husarenregiment, der andre Oberst in der Potsdamer Garde, waren unverheiratet. Mit ihrem Tode starb die Linie Haugwitz aus, der mein Großvater angehörte. In diesem Geschlecht hatte nun, soweit sich der Stammbaum nachweisen ließ, und das ist weit hinauf, nämlich bis Anfang des dreizehnten Jahrhunderts — Luthers Katharina, eine geborene von Haugwitz, gehörte, beiläufig bemerkt, zum Stolz meines strenggläubigen Vaters, ebenfalls dieser Linie an —, da hatte immer, wenn mehrere Söhne da waren, der älteste diesen Namen geführt, und da wollte nun meine Großmama, daß ihr Enkelsöhnchen, obgleich nur zur Hälfte ein Haugwitz, den Namen Hans führen sollte; mein Vater jedoch sträubte sich mit Händen und Füßen dagegen; ich sollte nach seinem Lieblingsapostel genannt werden. So wurde ich denn auch wirklich „Johannes“ getauft, aber trotzdem Hans genannt, wenn auch niemals von meinem Vater, der den größten Teil des Tages in seinem Studierzimmer saß, während Großmama und Mutter mich in meiner Jugend Hänschen oder Hans riefen.“

Das alte ritterliche Geschlecht der Haugwitz, dessen Söhne als tapfere

Führer der brandenburgischen und preußischen Kriegsmacht so oft genannt werden, war also das der Mutter des Verstorbenen, während der Vater, ein Schlesier, der gleichfalls die Neunzig überlebte, von dem Dahingegangenen als ein außerordentlich strenggläubiger evangelischer Geistlicher und fleißiger Gelehrter geschildert wurde. Ihr Sohn, der im Dienste der Wissenschaft so schwere Hindernisse heldenhaft überwand, hatte von Mutter und Vater ihr Bestes ererbt. Dieser hielt die theologische für die erste und höchste der Fakultäten, und die gottesfürchtige Mutter sah mit ihm in dem heranwachsenden Knaben den künftigen Verkünder ihres evangelischen Glaubens.

Der junge Johannes begann denn auch in Breslau und Berlin Theologie zu studieren; dort aber fühlte er sich als Schüler Richard Lepsius' und Heinrich Brugschs so mächtig von dem Zauber des ägyptischen Altertums angezogen, daß es auch dem sehr entschiedenen Einspruch des Vaters nicht gelang, ihn auf die vorgezeichnete Bahn zurückzuführen.

Johannes wußte, wie geringe Aussicht auf äußeres Fortkommen sein Vorhaben bot, sich dem Studium der Aegyptologie mit ganzer Kraft hinzugeben, der Vater ließ es an liebevollen Warnungen und endlich auch an scharfen Drohungen nicht fehlen; was aber frug der von mächtiger Begeisterung ergriffene, durch manche Eigenschaft des Geistes für die erwählte Wissenschaft geradezu vorausbestimmte Gelehrte, in dessen Forschungslust sich ohnehin ein voller Tropfen echt deutscher Idealität mischte, nach materiellem Wohlergehen und einer gesicherten Stellung im Leben! Was konnten Not und Entbehrung ihm anthun, wenn es ihm vergönnt blieb, dem mächtigen Triebe des Geistes zu folgen, der ihn tiefer und tiefer in die Geheimnisse des alten Aegypten, seiner Sprache und Geschichte, Religion und Kunst einführte? Welches Bedenken vermochte den Fünfundzwanzigjährigen, seitdem er die Mutter auf seiner Seite wußte, zurückzuhalten, als ihm durch die Vermittlung seiner Lehrer Lepsius und Brugsch die Mittel zu einer Reise an den Nil zur Verfügung gestellt wurden? Die Frau, die ihm das Leben gab, hatte mit weiblichem Feingefühl erkannt, daß ihrem Hans wahres Glück reicher auf dem selbsterwählten als auf dem vom Vater vorgezeichneten Weg entgegenblühe. Wie dankbar hörte ich den Sohn des später gedenken! Der Tochter eines tapferen Geschlechts schien der Sieg für den furchtlosen Kämpfer gewiß.

Das ihm ausgesetzte Reisegeld war darauf berechnet, ihm in Aegypten während eines Winters bescheiden das Leben zu fristen; Dümichen aber wußte sich damit drei Jahre lang im Lande seiner Sehnsucht und Liebe zu erhalten. Das Wie? ist unfaßlich, auch wenn man ihn selbst erzählen hörte, wie er mit seinem Eselchen zu Lande von Denkmal zu Denkmal gezogen sei und mit dem Buben, der ihn begleitete, das schlichte Mahl, das dieser für ihn bereitet hatte, geteilt habe, und wie er in den Ptolemäertempeln von Dendera, Edfu und Philae, den Hauptstätten seiner Thätigkeit, eines der Gemächer dieser Heilig-

tümer zu seiner Wohnung machte und heute mit Reis, morgen mit Bohnen oder Erbsen den Hunger und den Durst mit frischem Nilwasser stillte. Wenn dann Reisende kamen, die den hübschen, liebenswürdigen jungen Gelehrten auf ihre Dahabīje luden und ihn an ihrem leckeren Mahle teilnehmen ließen, feierte sein junger, nach der Kost der Heimat lechzender Magen ein Fest. Und bis wohin hatte er mit einer Summe, die andern kaum genügt, den Katarakt zu erreichen, seine Wanderung ausgedehnt! Einen Teil des schwer zugänglichen arabischen Gebirges hatte er in den Kreis seiner Forschungen gezogen und sich auf der Wanderung gen Süden erst zur Umkehr entschlossen, nachdem er Chartūm am Zusammenfluß des Weißen und des Blauen Nils überschritten.

Aus den meisten seiner Briefe schaut mir die herzerwärmende, beinahe kindliche Heiterkeit, die er sich bis ins späte Mannesalter bewahrte, blickt mir der freundliche Sinn, die echt poetische Anschauungsweise und die alles beherrschende Forschungsfreude dieses prächtigen, höchst eigenartigen Menschen und Gelehrten entgegen. Manche aus der späteren Zeit aber, in der er die Wissenschaft neue Wege einschlagen sah, deren Berechtigung er übrigens später selbst anerkannte, sind auch trüb gestimmt. Einige zeigen ihn sogar im Bann recht finsterer Stimmungen, die aber der ihm angeborene frohe Lebensmut, der ihn auch eine bittere Enttäuschung endlich verschmerzen ließ, bald wieder zerstreute, bis das schwere Leiden, das endlich seinem an Arbeit und Erfolgen reichen Leben ein Ziel setzte, ihm auch das Schaffen verbot und ihm in jede Freude bitteren Wermut goß. Einem der traurigsten entnehme ich die folgende Rückschau auf die Entbehrungen und Gefahren, denen er sich während seines ersten dreijährigen Aufenthalts in Aegypten unterzogen hatte.

„Ohne Selbstüberhebung," schreibt er, „darf ich selbst von mir sagen, daß ich in meiner bis ans Unsinnige gehenden Begeisterung für die Wissenschaft, deren Förderung ich mir zur Lebensaufgabe gemacht, namentlich auf meiner ersten Reise von 1862—65, Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt. Wiederholt habe ich in den Wüsten Nubiens todkrank gelegen, und wenn ich dann nur einigermaßen wieder so weit war, um ein Kamel besteigen zu können, dann ging es vorwärts, nicht um die Rückreise anzutreten, sondern um auf neuen Wüstenwanderungen nach andern Ruinenstätten meinen Weg zu lenken. Und bei den Arbeiten selbst, wie oft habe ich da mein Leben aufs Spiel gesetzt, um eine schwer zu erreichende Inschrift zu erlangen, die entweder hoch angebracht war oder tief im Schutte vergraben lag. Daß ich dabei den Hals brechen oder verschüttet werden könnte, kam mir niemals in den Sinn. . . . Ich darf ohne Uebertreibung sagen, daß ich manche Tafel meiner Inschriftensammlungen mit Gefahr meines Lebens erkaufte. Verschüttet bin ich denn auch in der That recht oft worden, den Hals aber habe ich, ich weiß heute kaum, ob ich sagen soll „glücklicherweise", nicht gebrochen."

In diesen Erinnerungen des wahrheitliebenden Freundes ist kein Wort

übertrieben, und doch war er unter all diesen Leiden — wir hörten es ihn selbst froh bekennen — glücklich gewesen; denn jeder Tag hatte seinem heißen Forschungsdrange Befriedigung gebracht, jeder Erfolg ihn eine Reihe von Leiden und hundert Widerwärtigkeiten vergessen lassen. Dazu leistete die Muse ihm Gehorsam, wenn er sie nach dem Tagewerke rief. Er dichtete, und seine schöne musikalische Begabung gestattete ihm auch, manche seiner Poesien in Musik zu setzen. Ich besitze ihrer viele. Einzelne verflocht er gelegentlich auch mit dem Vorwort zu einem streng wissenschaftlichen Werke. Das Heiterste, ja manches von tiefem Seelenglück Durchleuchtete, das ich von ihm kenne, entstammt gerade jenen entbehrungsreichen Tagen. Sie hatten ihm freilich das anmutige und auch künstlerisch schön begabte Wesen zugeführt, das später als seine Gattin Sonnenschein in sein einsames Forscherleben bringen und ihm erst eine frohe Gefährtin im Glück und bei der Arbeit, dann aber die treueste Trösterin und Pflegerin werden sollte.

Die große, goldene Göttin Hathor, die Natur, in der sich die Gottheit wirksam erweist, das weibliche Prinzip in der Natur, die Mutter und zugleich Tochter der Sonne, die große himmlische Mutter, „die Geberin," wie Dümichen selbst sagt, „aller Güter des Lebens, die Schöngesichtige, die da erfüllt Himmel und Erde mit ihren Wohlthaten, die vollkommene Harmonie des Weltalls, die da vereint, was Typhon gelöst und getrennt hat," sie, die auch der Liebe, der Freude, dem Rausch und allem, was das Dasein schmückt und darum besonders auch der Musik und dem Gesange vorsteht, hatte er damals zum Gegenstande seine Studiums gemacht. In seiner „Bauurkunde des Tempels von Dendera" rückte er gleich nach seiner Heimkehr jede Seite ihres Wesens in helleres Licht. Er hatte sie gleichsam zu seiner Schutzpatronin erhoben. Auf ihre Gunst verwies er auch den Freund, dem er Gutes wünschte. Ihrem Haupttempel von Dendera und dem von Edfu, wo sie gleichfalls, und zwar als Gemahlin des Horus, dem er geweiht ist, verehrt wurde, dankt er die reichsten Erfolge. Auch das Heiligtum von Dēr el-Bahri, dem er viel Wichtiges entnahm, ist dieser sympathischen Göttin geweiht, die, wo sie in der Siebenzahl auftritt, schon an der Wiege des Kindes die Rolle unsrer guten Feen spielt.

Er bedurfte aber auch einer mächtigen und gütigen Patronin, um so große Schwierigkeiten, Gefahren und Leiden zu überwinden. Nur eines seiner Siege über das scheinbar Unüberwindliche sei hier gedacht.

Sein letztes Werk bietet den Fachgenossen die Kopie der reichen Inschriftmengen, die die Gruft eines Privatmannes zu Theben, der „Grabpalast" des Patuamenap, bedecken. Dies in den Felsen gehauene ungeheure Mausoleum ist unter dem Namen des Fledermausgrabes bekannt; denn Hunderttausende dieser unheimlichen Mischgestalten hängen hier bei Tage an den Decken und Wänden. Erst beim Untergange der Sonne verlassen die lichtscheuen Tiere dies Asyl und schnellen sich mit raschen Flügelschlägen durch die Nachtluft,

um sich in dunklen Scharen am Nil zu tränken. In ihrer Tagesherberge lassen sie einen wahrhaft infernalen Geruch zurück, der die meisten Besucher, nachdem sie sich in den ersten Gemächern umgeschaut, ins Freie treibt. Die schönen, großen und zum Teil wichtigen Inschriften, die jede Wand dieses Grabes bedecken, blieben lange unveröffentlicht, weil es keinem unsrer Kollegen gelungen war, vor ihm standzuhalten. Auch der Schreiber dieser Zeilen mußte, nachdem er gemeinsam mit seinem lieben Kollegen Ludwig Stern versucht hatte, die ersten Texte abzuschreiben, davon lassen, nicht weil die Fledermäuse ihm ins Gesicht geflogen waren, sich ihm an den Bart gehängt und ihm wieder und wieder das Licht verlöscht hatten, sondern weil die ganze Natur sich weigerte, die furchtbaren Miasmen in dieser Gruft zu ertragen. Mit heftigen Kopfschmerzen mußte er, dessen Widerstandskraft sonst sich nicht allzu schnell brechen läßt, davon abstehen; Johannes Dümichen aber kopierte in monatelanger Arbeit diese große Gruft aus, und zwar so vollständig, wie genau. Er hatte tagelang dem nämlichen Ekel, dem seine Vorgänger unterlegen waren, getrotzt, und als auch er schon im Begriff gestanden, die Waffen zu strecken, ein Rettungsmittel entdeckt. Mit den Fledermäusen hatte er sich abgefunden, den Geruchsinn aber wußte er zur Ruhe zu bringen, indem er sich bei der Arbeit Orangenschalen vor den Mund band. Was mich angeht, so kenne ich wenig rühmlichere, der Wissenschaft dargebrachte Opfer als Johannes Dümichens Auskopierung dieses entsetzlichen Grabes.

Und wie viel andres, nicht weniger Schweres half ihm die Begeisterung für die Aufgabe, der er sich gewidmet, überwinden! Die Ergebnisse seines rast- und selbstlosen Schaffens sollten es ihm lohnen; denn sie knüpften eine Reihe der schönsten Entdeckungen an seinen Namen. Als der größten und wichtigsten sei hier nur der der berühmten Königstafel von Abydos gedacht. Sie verwickelte ihn in einen herben Prioritätsstreit mit dem Direktor der Denkmäler in Aegypten, Auguste Mariette, bei dem aber sogar der erste der damaligen französischen Aegyptologen, F. Chabas, gegen den eignen Landsmann auf die Seite Dümichens trat.

Seine erste Reise war, trotz der schwierigen Umstände, unter denen er zu leiden gehabt hatte, bei weitem die erfolgreichste gewesen; aber auch seine späteren Fahrten an den Nil (1868—1869 und 1875) trugen ihm selbst und der Wissenschaft schöne Früchte. Wohl berichtet er an verschiedenen Stellen über seine Erfolge und Wahrnehmungen, eine eigene Reisebeschreibung veröffentlichte er indes leider nicht. Auch sein Buch „Oasen in der Libyschen Wüste“ (Straßburg, 1877) enthält keine solche.

Nach der Heimkehr von der ersten und längsten Nilfahrt gab er sich, als Gatte der in Aegypten errungenen Geliebten Anna Werth aus Berlin, der Veröffentlichung und Bearbeitung eines Teiles des großen Inschriftenschatzes hin, den er heimgebracht hatte. Die damals entstandenen Werke stellten ihn

auf einen Schlag mit an die Spitze der ägyptologischen Forschung und veranlaßten die Regierung, ihn 1872 mit der Professur für ägyptische Sprache und Altertumskunde an der Straßburger Universität zu betrauen, die er bis an sein Ende inne hatte und die ihm Gelegenheit bot, sich auch als Lehrer trefflich zu bewähren.

Die Monumente, denen er von Anfang an die meiste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, sind die der Zeit der Ptolemäer- und Römerherrschaft entstammenden späteren Tempel von Dendera, Edfu und Philae. In den beiden ersteren verbrachte er lange Zeit; denn er hatte, während er die sie bedeckenden Inschriften kopierte, gefunden, daß sie in vor ihm ungeahnter Weise Auskunft über die Gründung des Heiligtums, das sie schmücken, seine Geschichte, die angewendeten Maße, die Bestimmung jedes einzelnen Raumes und seine Namen, die in dem Heiligtum verehrten Gottheiten, die Feste und Opfer, die in jedem zu feiern und darzubringen waren, ja sogar über die in den Laboratorien der Priesterschaft hergestellten Räucherungsstoffe Auskunft erteilen. Dabei konnte ihm das Gesetz nicht entgehen, dem die Dekoration der Heiligtümer mit Darstellungen und Inschriften folgte. Als er an die Publikation der großen Kopienmengen ging, durch die er sich unvergängliche Verdienste um die Wissenschaft erwarb, ordnete er sie nach ihrem Inhalt. Der Bauurkunde der Tempelanlage von Dendera, die er in einem der geheimen Korridore im Innern dieses Heiligtums entdeckt hatte, widmete er sein erstes Buch (Leipzig 1865), dessen wir schon gedachten. Die Bauurkunde von Edfu teilte er später in wertvollen Aufsätzen (1870—73) in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde" mit. 1866 gab er die Kalenderinschriften heraus, denen er 1867 in dem genannten Journal die vortreffliche Abhandlung „Altägyptische Kalenderstudien" folgen ließ. In ähnlicher Weise veranlaßten ihn auch andre seiner Werke zu gelehrten Monographien, die gleichfalls in dem Fachjournal der Aegyptologen Aufnahme fanden. Die Tempelinschriften (Leipzig 1867) enthalten die Weih- und Bauinschriften von Dendera und Edfu. An sie schließt sich die Baugeschichte des Denderatempels (Straßburg 1877) mit der Beschreibung der einzelnen Teile dieses Heiligtums. Dümichen hatte auf der Reise 1875 die Inschriften, die die Fundamente der Tempelmauern rings umgeben, ausgegraben und dabei die Bauinschrift gefunden, die uns mit den Namen und Maßen aller Räume des Templs bekannt macht. Diese wurden verwertet, daneben aber auch Darstellungen und Texte im Innern des Tempels, die uns über Zeremonien unterrichten, die der König bei seiner Gründung vorzunehmen hatte.

Es sei hier bemerkt, daß kein andrer Fachgenosse sich mit Dümichen an genauer Kenntnis der wichtigen Tempel aus der Lagidenzeit messen konnte. Ihm wurde darum auch ihre Bearbeitung für den Baedeker von Oberägypten anvertraut, für den der Schreiber dieser Zeilen die andern Denkmäler von

Kairo bis zum Katarakt beschrieb. Für Brehms „Tierleben" trug Dümichen zusammen, was die Monumente Wissenswertes über Tiere enthalten.

Die Tempelgruppe, die er als seine Domäne zu bezeichnen berechtigt war, bot auf mehr als einem Gebiet unerwarteten Aufschluß, und zwar den reichsten auf dem der Mythologie und der Geographie.

Heinrich Brugsch hatte vor ihm den schriftlichen Nachlaß der alten Aegypter benutzt, um eine auf den Denkmälern selbst fußende Geographie des Pharaonenreiches herzustellen. Schon aus seinen grundlegenden Studien hatte sich ergeben, wie eng in diesem Lande, dessen Priesterschaft alles Wahrnehmbare mit dem Wirken der Gottheit verflochten und gleichsam jeden Zollbreit seines Bodens einem Mitglied des gestaltenreichen Pantheons zugeschrieben hatte, die Mythologie mit der Geographie verbunden sei, wie sich über das ganze Nilthal ein „heiliges" priesterliches Herrschaftsgebiet über das weltliche breitete. Da gab es keinen Gau, keinen Distrikt, keine Stadt, die nicht neben dem weltlichen einen heiligen Namen getragen hätte, und die Inschriften der Tempel erwiesen sich als die Archive, die dem Geographen ein bis ins einzelne gehendes Quellenmaterial zur Verfügung stellten. In den Ptolemäertempeln fand sich dies am besten erhalten und in einer auf früheren Denkmälern nicht beliebten Vollständigkeit vor. Besonders lehrreich sind die sogenannten Nomen-, das heißt Gaulisten, die die Einteilung Aegyptens mit ziemlicher Vollständigkeit herzustellen gestatten. Sie zeigen das Wappen oder Wahrzeichen jedes Gaues und machen uns mit seiner Hauptstadt, den Kanälen, die ihn durchschneiden, der Einteilung seines Gebietes, mit den Gottheiten des Haupttempels, mit dem zu ihm gehörenden Osirisgrabe, den in dem Gau geheiligten Bäumen und Tieren, den Namen des Oberpriesters, den Festbarken und mit den Festen, die hier gefeiert wurden, u. s. w. bekannt. Die frühesten dieser Listen fanden sich zu Abydos aus der XIX. Dynastie. Der erste, der sie näher ins Auge faßte, war der Engländer Harris, derjenige aber, der sie nach Brugsch am gründlichsten untersuchte und dadurch auch das Studium der ägyptischen Geographie mächtig förderte, war Johannes Dümichen. Seine „Geographischen Inschriften" (Leipzig 1866,[1]) die dritte und vierte Abteilung folgten 1885) schlossen sich eng an ein paralleles Werk Heinrich Brugschs.

Schon 1863 hatte Dümichen von Korusko im fernen Süden aus eine Kopie der von ihm zu Edfu neuentdeckten Nomenlisten, sowie die eines Völkerverzeichnisses nach Berlin gesandt. Ihre Mitteilung durch den Herausgeber H. Brugsch füllt den ersten Artikel in der ersten Nummer der neu erscheinenden „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde". Mit dem heute noch fortblühenden Fachorgan der Aegyptologen fällt also Dümichens erstes litterari-

---

[1]) S. Recueil de monuments Egyptiens dessinés et publiés par H. Brugsch et Duemichen. Leipzig 1862—66. Der dritte und vierte Teil sind von Dümichen.

sches Auftreten zusammen. Was es der Wissenschaft spendete, war eine wichtige Entdeckung auf dem Gebiete der Geographie. Es sollten ihr viele andre folgen. Auch blieb die Erdkunde eines der ihm liebsten Forschungsgebiete. Als er es übernahm, für die von Oncken herausgegebene Serie von Staatengeschichten „Aegypten" zu behandeln, konnte seine Arbeit nicht für dem Zweck entsprechend angesehen werden, weil er der Geographie in dem Bande, der seinen Namen trägt, einen viel zu breiten Raum bewilligt hatte. Aufs Eingehendste behandelt er dafür die einzelnen Gaue des Nilthales, und sein mehr geographischer Beitrag bleibt darum eine für den Fachmann außerordentlich nützliche, wertvolle Arbeit.

Obgleich er das geschichtliche Gebiet seiner Wissenschaft[1]) nur seltener betrat, erkannte er doch die Wichtigkeit der historische Stoffe behandelnden Texte. Wo er solchen begegnete, kopierte er sie mit der ihm eignen Genauigkeit, und dem Werke „Historische Inschriften", einer Sammlung auf der ersten Reise kopierter geschichtlicher Texte, folgte (Leipzig 1867 – 69) eine zweite Serie, die übrigens auch Geographisches und Mythologisches enthält.

Sein großes Prachtwerk mit vortrefflichen Darstellungen der großen Expedition, welche die unternehmende Königin Hatschepsut[2]) ihre Flotte nach Punt an der Somaliküste unternehmen und in ihrem Terrassentempel von Dēr el-bahri (Theben) in anziehenden Bildern zur Anschauung und auf die Nachwelt bringen ließ, gewährt für den Geographen und den Historiker das gleiche Interesse. Ein sehr guter Text erläutert die Gemälde und eröffnet das Verständnis der Inschriften. Als ein Prachtwerk ist auch der inhaltreiche Folioband zu bezeichnen, den er unter dem Titel „Resultate der auf Befehl Seiner Majestät des Königs Wilhelm I. von Preußen im Sommer 1868 nach Aegypten entsendeten archäologisch-photographischen Expedition" 1869 veröffentlichte. Der zweite Teil (Berlin 1871) enthält photographische Aufnahmen, während der erste die Bilder und Inschriften auf lithographischen Tafeln wiedergiebt. Die ersten fünfzehn Blätter sind der Gräberwelt in der Totenstadt von Memphis (Sakkara) entnommen. Es folgt ein Plan des Denderatempels und bis Tafel 53 eine Reihe von ihm entstammender Inschriften und Darstellungen. Die letzten Blätter sind Kopien aus Karnak, Medinet Habu und Dēr el-bahri (Theben).

---

[1]) Als geschichtlich sind noch zu bezeichnen die der neuen Königstafel (Seti-Tafel) von Abydos gewidmeten beiden Aufsätze in der „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde" 1864 und 1865, der Bericht über eine Haremsverschwörung unter Amenemhēt I., ebendaselbst 1874, und die kleine, 1874 erschienene Schrift über den König, dessen der Kalender auf dem Verso des Papyrus Ebers erwähnt: „Die erste bis jetzt aufgefundene sichere Angabe über die Regierungszeit eines ägyptischen Königs aus dem alten Reiche u. s. w."

[2]) Die Inschriften dieser Königin gab er in englischer Uebersetzung heraus in den „Records of the past": „Inscriptions of queen Hatasu." Vol. X, p. 11.

Auch die Reise, der dies Werk den Ursprung verdankt, war mit großen Schwierigkeiten verbunden; denn sie fiel in die Zeit der großen Hitze (August bis Oktober). Es standen Dümichen aber die zur Beobachtung der Sonnenfinsternis nach Aden gesandten Doktoren Vogel, Fritsch und Thiele zur Seite, die die photographische Abteilung dieser Expedition gebildet hatten und sich auf dem Heimwege befanden. Während er sich früher nur der abschreibenden Hand oder Abklatschmethode mit Löschpapier und Bürste bedient hatte, half ihm diesmal der photographische Apparat und in dunklen Räumen das Magnesiumlicht. Wiederum hatte er vortrefflich gewählt, und seine Resultate sind zu wichtigen Hilfsbüchern geworden.

Der Winter 1869—70 führte ihn abermals an den Nil. Er hatte dort die Ehre, nach der Eröffnung des Suezkanals den Kronprinzen von Preußen, den späteren Kaiser Friedrich, der ihm seitdem eine an Freundschaft grenzende Zuneigung bewahrte, als Erklärer der Denkmäler den Nil hinauf zu begleiten. Von dieser Reise, die mich mit ihm auch in Aegypten zusammenführte, brachte er gleichfalls schönen Gewinn mit nach Haus; mir aber werden die Stunden unvergessen bleiben, die ich mit ihm am Nil verlebte und verschwelgte. Es gehörten weit mehr der Nacht an als dem Tage, und keine verlief, ohne mir innern Gewinn und wahre Herzensfreude zu bringen.

Die Herstellung seines letzten Werkes, „Der Grabpalast des Patuamenap in der thebanischen Nekropolis, in vollständiger Kopie seiner Inschriften und bildlichen Darstellungen und mit Uebersetzungen und Erläuterungen derselben", bezeichneten wir bereits als die rühmlichste seiner wissenschaftlichen Thaten. Sie ist es nicht nur wegen der furchtbaren Selbstentäußerung, die sie erforderte, sondern auch wegen der Vortrefflichkeit des Textes, der die Tafeln begleitet. Namentlich den Opferlisten und den vorgeschriebenen Darbringungen gegenüber war ihm Gelegenheit geboten, die tiefen Kenntnisse zu bewähren, die er sich bei Gelegenheit des Studiums der Tempellaboratorien von Dendera und Edfu und der dort erwähnten Droguen und Substanzen erworben.

In seinen Lieblingen, den genannten Ptolemäertempeln, hatte es Schwierigkeiten von andrer als körperlicher Art zu überwinden gegeben. Sie wurden besonders durch die Entartung der Schrift bedingt, die in dieser späten Zeit eingerissen war. Viele Zeichen hatten eine neue Gestalt gewonnen. Indem man der akrophonen Methode die Ehre gab, erteilte man zahlreichen Hieroglyphen den Wert des ersten Buchstaben ihres Namens. Andre wurden mit ganz neuer Bedeutung gebraucht. Vielfach wandte man eine unsern Rebusmachern geläufige Methode an und schrieb zum Beispiel den Namen eines Minerals, der auf deutsch „Greiffau" zu lesen wäre, mit dem Bilde eines Schweines, das ein Mann am Schwanze festhält. Es hat den Anschein, als sei man beflissen gewesen, mit diesen Verschnörkelungen der Schrift das Verständnis ihres Inhalts dem Laien zu erschweren oder gar unmöglich zu machen;

denn sie bringt in dieser wunderlichen Weise mancherlei aus der mythologischen und pharmaceutischen Geheimlehre — wir denken zum Beispiel an den Götterkampf zu Edfu, der dem Herodot noch als Mysterium dargestellt wurde, und an die Zusammensetzung der heiligen Räucherungsmittel (Kyphi) — unbedenklich zum Ausdruck, wonach man in älteren Tempeln und auf Inschriften, die in der korrekten Schreibweise der früheren Zeiten verfaßt wurden, vergeblich suchen würde.

Uebrigens läßt sich auch das Bestreben erkennen, auf die Schriftwerke der allerältesten Zeit zurückzugreifen und auch der Ausdrucksweise ein altertümliches Ansehen zu geben. So werden die in den ehrwürdigen Pyramidentexten beliebten Allitterationen und Wortspiele, deren man sich später nur in weit bescheidenerem Maße bediente, wieder aufgenommen und noch häufiger gebraucht, als es von den Verfassern der Vorbilder geschehen war.

Das alles wurde mit besonderem Glück und Geschick von Johannes Dümichen zum Gegenstande der Forschung erhoben. Er ist es denn auch, dem das Verständnis der Ptolemäertexte das Beste verdankt. Wie kein andrer wußte er den Sinn der sogenannten aenigmatischen Schrift zu erfassen und dem Laut- und Sinnwert rätselhafter Hieroglyphen auf die Spur zu kommen. Groß ist die Zahl der Zeichen und Gruppen aus der Ptolemäerzeit, die er in scharfsinnigen Darlegungen bestimmte. Sie fanden teils in den seine Publikationswerke begleitenden Texten, teils in der Fachzeitschrift Platz. Mit gleichem Glück benutzte er Urkunden von Ackerschenkungen, Getreiderechnungen, Abgabenlisten und endlich auch die in den Bauurkunden angegebene Länge und Breite der einzelnen Tempelräume, sowie seine eignen Messungen an Ort und Stelle, um den Wert der verschiedenen ägyptischen Maße zu bestimmen. Die Rezepte an den Wänden der Laboratorienräume halfen ihm, die Bedeutung der Namen einzelner Droguen und die Natur der Quantität, in der sie verwendet werden sollten, festzustellen. Manche dunkle kalendarische Angabe, der Hergang mancher vor ihm unverständlichen Zeremonien, die Besonderheit mancher Gottheit und Festlichkeit dankt ihm die Erklärung. Auch der Bruchrechnung und den bei ihr benutzten Zeichen wandte er mit schönem Erfolge seine Aufmerksamkeit zu.

So oft es mir gestattet war, an solchen Spezialuntersuchungen teil zu haben, wozu das Studium des nach mir benannten medizinischen Papyrus Anlaß bot, war es mir, obgleich es ja bei mir selbst an ähnlichen Erscheinungen nicht fehlt, als stände ich vor einem psychologischen Rätsel, zu dem sich auch noch ein zweites gesellte. Wie war es möglich, daß dieser unruhige, wanderlustige Mann mit der schönen Begabung und starken Neigung für Poesie und Musik, diese des höchsten Enthusiasmus fähige Künstlernatur, vor der bei der begeisterten Hingabe an höhere Interessen jede Anforderung des materiellen Lebens ins Nichts versank, daß dieser phantasiereiche Idealist mit dem oft ins Weite schweifenden, beflügelten Geiste sich mit so warmer Hingabe Aufgaben

widmen konnte, die sonst nur dem Stubengelehrten reizvoll erscheinen. Und doch weiß ich aus seinem eignen Munde, und seine Feder bestätigte es in mehr als einem Briefe, daß ihm außer dem Reisen und dem Schaffen unter den Denkmälern am Nil nichts höhere Befriedigung gewähre, als die Lösung scheinbar so kleiner Probleme wie die Erforschung des Lautwerts und der Bedeutung einer Hieroglyphe oder Gruppe, wie die Bestimmung eines Bruch- oder Maßzeichens. Und darf es nicht gleichfalls ein Rätsel genannt werden, daß dieser Mann, der sich den furchtbarsten Anstrengungen so selbstvergessen, so energisch und mit so stählerner, die Menschenkraft oft übersteigender Ausdauer unterzog, ein weicher, höchst impressionabler, ja nervöser Gemütsmensch war, dessen Körper sogar daheim und im Alltagsleben — er bekannte es willig — zu den empfindlichen gehörte, während er auf Reisen und im Dienste einer Aufgabe, die seine Begeisterung weckte, die jeder Anstrengung und Entbehrung gewachsene Kraft des Beduinen überbot?

Dabei war er der treueste Freund seiner Freunde, und sein warmes Herz hing auch an den Lehrern, denen er sein Bestes schuldete, mit dankbarer Liebe. Dem schon schwer erkrankten Lepsius hatte er zu seinem fünfzigsten Doktorjubiläum (22. April 1883) die mühevollste seiner Arbeiten, den ersten Teil der Publikation der Inschriften in der Gruft des Patuamenap (das Fledermausgrab) gewidmet. Als er nun die Nachricht vom Hingange des verehrten Meisters erhielt, richtete er den folgenden bezeichnenden Brief an den Verfasser dieser seinem eignen Andenken gewidmeten Zeilen:

„Du hast wohl gleich mir in der heutigen Zeitung, von denselben Gefühlen tiefen Schmerzes bewegt, die Trauerkunde von dem Tode unsers lieben, hochverehrten Lepsius gelesen. Als ich ihm vor einigen Wochen das ihm zu seinem Jubiläum gewidmete Werk im ersten Bande vollendet überschickte, da erhielt ich schon nicht mehr von ihm ein paar Zeilen. Nur sein jüngster Sohn Johannes, mein Namensvetter, der vor 25 Jahren, als ich bei Lepsius in den Dienst der Aegyptologie eingetreten war, das Licht der Welt erblickte, schrieb mir die betrübenden Worte: ‚Im Namen meines erkrankten Vaters'.... Es war mir eine wahre Herzensfreude, ein Werk, für das ich, um das erforderliche Material mir zu beschaffen, wahrhafte Höllenqualen erduldet, unserm geliebten Lehrer Lepsius als Zeichen meiner hohen Verehrung und Dankbarkeit zu übersenden, und nun komme ich damit zu spät. Er hat wohl kaum noch einen Blick in dasselbe gethan, geschweige denn es gelesen. Nun möchte ich jetzt noch an dich, geliebter Freund, eine Bitte richten. Du beabsichtigst doch gewiß, einen Nekrolog zu schreiben, und da nun wir beide ..., so laß uns diesen Nekrolog über unsern geliebten Lehrer gemeinsam schreiben" u. s. w.

Das war ganz mein lieber, jedem schnellen Herzensdrange gehorsamer Johannes. Im ersten Schmerze hatte er es schön gefunden, Hand in Hand

mit dem Freunde, dem Berufs- und Gesinnungsgenossen, den Lorbeerkranz auf den Sarg des Mannes zu legen, dem er wie jener Großes verdankte. Aber wie hätte sich sein Verlangen ausführen lassen, da er in Straßburg, ich in Leipzig weilte, und wir beide mitten während des Semesters nicht abkommen konnten? Er sah dies auch ein, und während ich später der Biograph des unvergeßlichen Lehrers wurde, widmete er ihm den warm empfundenen Nekrolog „Zur Erinnerung an Richard Lepsius" (Straßburg 1884). Auch die Londoner „Academy" brachte (vol. 26. 1884. S. 206) einen Nachruf von ihm unter dem Titel „Richard Lepsius". Meine Lebensbeschreibung des Meisters wurde demjenigen gewidmet, dem ich den Wunsch nicht hatte erfüllen können, sie gemeinsam mit ihm zu schreiben.

Jetzt stehe ich am Grabe des Freundes, von dem ich so sicher gedacht habe, er werde mich lange überleben, und mit mir trauern seine Schüler, die des Dahingegangenen sicher nicht weniger pietätsvoll gedenken wie er weiland seines verstorbenen Lehrers. Mögen auch diejenigen Jüngeren, die ihm persönlich fern standen, nicht vergessen, daß Johannes Dümichen in die erste Reihe derer gehört, denen sie die Möglichkeit ihres schnelleren Fortschreitens verdanken. Mit wie selbstloser Hingabe er, während er in Straßburg den Lehrstuhl für Aegyptologie innehatte, den jungen Gelehrten, die sich an ihn schlossen, sein Bestes gab, hörte ich von denen lebhaft rühmen, die auch mit mir in Verbindung traten. Ohnehin wird es von ihren Dissertationen bewiesen. Auch noch, als das schwere Leiden ihn ergriffen hatte, das seinem erfolgreichen Schaffen ein Ziel setzte, widmete er sich, soweit sein Zustand es erlaubte, den Schülern. Sie und die Wissenschaft danken es der aufopfernden treuen Pflege, die Frau Anna Dümichen, die ausgezeichnete Gattin des kranken Forschers, dem geliebten Patienten angedeihen ließ, daß er ihnen länger erhalten blieb, als es die Aerzte für möglich gehalten. Sie schreibt mir: „Der geliebte Mann trug seine Leiden mit großer Geduld, stets hoffend, daß er wieder genesen werde. Er war dankbar für jeden Besuch, für jedes Wort der Teilnahme der Kollegen, und sie ist ihm in reichem Maße zuteil geworden, war doch sein liebenswürdiger Charakter der Freundschaft, der Freundlichkeit stets geöffnet. Jede Härte war ihm unangenehm. . . . Wenn auch selbst ohne den Segen der Kinder, war er doch voller Freude an der Jugend, deren Anhänglichkeit, deren Besuche sein Krankenzimmer erhellten. . . . Ich habe einen edlen, geliebten Mann verloren; doch im tiefsten Schmerz erhebt mich der Gedanke, daß er nicht umsonst gelebt, daß er friedvoll diese Erde verlassen und daß Gott uns ein schönes Leben beschert hatte, in dem viel Licht war und wenig Schatten."

Wie in dem Herzen der Witwe wird auch in dem seiner Freunde und Schüler das Andenken an den Dahingegangenen ein freundliches, sonniges sein. Wie viel Großes die Wissenschaft seiner Forschungsthätigkeit verdankt, das

beweisen seine unvergänglichen Werke, wie er die Aegyptologie als Lehrer zu fördern wußte, dafür treten seine Schüler als Zeugen ein.

Dr. Bondi, der sich mit so guten Kenntnissen die Aufgabe stellte, die semitischen Elemente im Aegyptischen zu untersuchen, Dr. Moldenke, der die Pflanzenwelt Aegyptens einer Untersuchung unterzog, Dr. Lühring, der die medizinischen Papyri mit schönem Erfolge behandelte, und Dr. Spiegelberg, dessen tüchtige Arbeiten über das Juristische in der ägyptischen Litteratur die Wissenschaft förderten, werden gern — ich weiß es — zu diesem Kranze, den der Freund auf das Grab Johannes Dümichens legt, den eignen fügen.

Sir Peter Le Page Renouf.[1])

Mit dem Aegyptologen Sir Peter Le Page Renouf verlor seine schnell fortschreitende Wissenschaft den Altmeister. Wohl war ihm vergönnt, das siebzigste Lebensjahr um ein Lustrum zu überschreiten, doch blieb seine Schaffenslust und Kraft bis kurz vor seinem Ende ungebrochen, und trauernd zählen die Fachgenossen ihn zu den zu früh Verstorbenen. Wie viel Förderliches durften sie noch von ihm erwarten! Sein großes Haupt- und Lebenswerk, die Uebersetzung des Totenbuches, ging dazu zwar dem Abschluß entgegen, doch blieb es unvollendet, und dieser Umstand läßt den herben Verlust, der die Wissenschaft durch seinen Hingang betraf, noch bitterer erscheinen.

Wohl wurde der Name Renoufs durch seine Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der ägyptischen Religion, die eine wohlverdiente Uebersetzung ins Deutsche erfuhren, auch bei uns in weiteren Kreisen der Gebildeten bekannt, wohl lenkte sich die Aufmerksamkeit nicht nur der Gelehrtenwelt auf ihn hin, als die Königin von England ihn vor wenigen Jahren in den Adelsstand erhob, dennoch aber möchte nur seinen Studiengenossen gegenwärtig sein, welche Verdienste ihn jener seltenen Auszeichnung würdig machten, und was die Wissenschaft seiner langen, rastlosen Thätigkeit verdankt. In den Katalogen der Buchhändler steht, da ja, wie gesagt, seine große Lebensarbeit unvollendet blieb, kein einziges umfangreiches Werk von ihm verzeichnet, und die Fachzeitschriften, denen er seine kleinen, doch schwerwiegenden monographischen Arbeiten anvertraute, sind für Nichtägyptologen schwer erreichbar. Trotzdem oder gerade darum werden sie sich vielleicht gern mitteilen lassen, was die Wissenschaft dem Dahingeschiedenen verdankt. Endlich, denke ich, wird es nicht nur die Studiengenossen interessieren, von der Persönlichkeit dieses hervorragenden und durchaus eigenartigen Mannes und Gelehrten, den seine Ehe mit einer Deutschen zudem in nahe Beziehung mit unserm Vaterlande brachte, einiges zu erfahren.

---

[1]) Aus der „Deutschen Revue" März 1898.

Auf der Insel Guernsey wurde Peter Le Page Renouf geboren. Das an hier sanft, dort streng und scharf geformten Buchten reiche Eiland, auf dem er das Licht erblickte, gehört zu den anmutigsten Erdenwinkeln, die mir zu betreten vergönnt war. Grüneren Rasen, volleres Laub sah ich nirgends als in den Thälern und an den Hügellehnen dieser Insel, auf der der Winter so milde ist, daß er mancher immergrünen Pflanze, der man sonst nur jenseits der Alpen begegnet, im Freien auszudauern, mancher Blume des Südens in den Gärten zu erblühen gestattet.

In diesem milden Klima, an dieser gesegneten Stätte der friedvollsten Abgeschiedenheit, von der aus das ewige Meer sich überall in seiner überwältigenden Größe dem Blicke darbietet, wuchs der Knabe heran, der, da er mir als Mann begegnete, in mancher Hinsicht der Eigentümlichkeit seiner Heimat zu entsprechen schien; denn mit höchst liebenswürdiger Milde verband sich in ihm rastlose Schaffensfreude und jene Abgeschlossenheit des Wesens, die sich an Insulanern nicht selten kundthut.

Sein Geschlecht gehörte zu den ansehnlichsten des Eilands. Von Skandinavien aus war es mit Wikingern an die normännische Küste gekommen. Der Name Renouf oder Renulf sollte „Götterwolf" (Ran oder Ren = Götter, Ulf = Wolf) bedeutet haben. Der erste Ahnherr der Renoufs von Guernsey wurde, wie es heißt, wegen einer verlorenen Schlacht gegen Wilhelm den Eroberer auf die Insel verbannt, wo seine Nachkommen lange im Besitz seines Lehens blieben. Der zweite Name „Le Page" war der der Mutter des Verstorbenen. Ihr Ahnherr hatte ihn angenommen, weil er Page Duguesclins, des Connétable von Frankreich († 1380), gewesen war.

Im Elisabethkollegium seiner Heimat wurde er in die Wissenschaft eingeführt. Seine Lehrer gehörten der protestantischen Kirche an. Freudig billigten sie den Wunsch des hochbegabten Knaben, dessen tiefreligiöser Sinn sich zeitig kundthat, sich dem Studium der Theologie zu widmen.

Kaum achtzehn Jahre alt, wurde er mit großen Erwartungen entlassen; denn schon als Schüler hatte er sich in dem vortrefflich geleiteten Kollegium durch Begabung und Fleiß ausgezeichnet. Sämtliche Preise, die es zu vergeben hatte, fielen ihm zu, und auch die Mußestunden hatte er benutzt, um sich zum tüchtigen Philologen auszubilden. Vertraut mit den Klassikern und besonders mit dem griechischen Neuen Testamente, sowie ausgestattet mit den Stiftungsstipendien, die Guernsey zu vergeben hatte, kam er nach Oxford. Auch dort (im Pembroke-College) ergab er sich dem Studium mit feurigem Eifer und bewährte in den ersten Examina sein Talent und Können in einer Weise, die die Kommilitonen veranlaßte, ihn auf den Schultern aus dem Saale zu tragen.

In jener Zeit hatte sich der akademischen Jugend in Oxford eine lebhafte religiöse Bewegung bemächtigt, und der junge Renouf gehörte zu denen, die sie am mächtigsten ergriff.

„Der Fortgang des Streites, an dem ich teilnahm," sagte er selbst, „brachte mich zum Bewußtsein meiner wahren theologischen Stellung, und es war mir nicht länger möglich, die neununddreißig Artikel zu unterschreiben." Diese Artikel umfassen das Glaubensbekenntnis der anglikanischen Kirche; jeder aber mußte sich damals zu ihnen bekennen, der in Oxford den Titel eines M. A. (magister artium oder master of arts), der etwa unserm Dr. phil. entspricht, zu erwerben wünschte.

Es ist hier nicht der Ort, auf die inneren Kämpfe einzugehen, die der junge Sproß einer alten protestantischen Familie zu bestehen hatte, bevor er den großen Entschluß faßte, sich in die römisch-katholische Kirche aufnehmen zu lassen. Schwer und ernst genug sind sie gewesen, wie die Schrift beweist, die er zu jener Zeit veröffentlichte, ohne seinen Namen auf den Titel zu setzen. Da sie allgemein John Henry, dem späteren Kardinal Newman, dem liebsten seiner Jugendfreunde, mit dem er, bis er ihm durch den Tod entrissen wurde, treu verbunden blieb, zugeschrieben wurde, machte sie starkes Aufsehen und erlangte große Verbreitung. Nicht nur weil es ihm unmöglich schien, sich zu Glaubenssätzen zu bekennen, die zum Teil seiner Ueberzeugung widersprachen, sondern weil die Kontinuität der historischen Entwicklung der katholischen Kirche einem der Grundzüge seines geistigen Wesens zusagte, wandte er sich der neuen Konfession zu. Nicht zu Oxford, wie fälschlich berichtet wurde, sondern zu Oscott wurde er drei Jahre vor seinem Freunde Henry (Newman) zum Konvertiten.

Bis 1846 blieb Renouf daselbst, lehrend und lernend. Hier begann er auch das Studium der orientalischen Sprachen und schrieb eine Reihe von Artikeln, die in der „Dublin Review" Aufnahme fanden.

Für den Priesterstand fühlte er sich nicht berufen. Tiefgehendes, ungestörtes Forschen ging seiner Gelehrtennatur und seiner milden, nur, wo es seiner religiösen und wissenschaftlichen Ueberzeugung Ausdruck zu geben galt, streitbaren Natur über alles, und da auch seine Gesundheit eine Veränderung des Klimas wünschenswert machte, folgte er dem Rufe einer altlegitimistischen französischen Familie in die Franche-Comté, um an der Vertiefung seiner Kenntnisse zu arbeiten. Doch Montalembert war auf den vielversprechenden jungen Gelehrten aufmerksam geworden, machte ihn mit vielen bedeutenden Männern des damaligen Frankreich bekannt und bemühte sich, seine Mitarbeiterschaft zu gewinnen. Ja, der Führer der strengkatholischen Partei in Frankreich setzte alles daran, ihn dort zurückzuhalten und ihn zu bestimmen, sich dem diplomatischen Dienste zu widmen. Renouf aber ließ die glänzende Laufbahn, die sich ihm eröffnete, im Stich und stellte sich 1855 seinem Freunde Newman zur Verfügung, als er ihn aufrief, der zu Dublin gegründeten katholischen Universität seine Kraft zu widmen. Einige Söhne vornehmer katholischer Adelsgeschlechter aus Frankreich und Belgien folgten Renouf dorthin.

An der neuen Hochschule wurde ihm der Lehrstuhl für alte Geschichte und später auch der für morgenländische Sprachen übertragen. Mit dem ihm eignen in die Tiefe dringenden Ernste erfaßte er seine Aufgabe und warf sich zunächst auf das Studium der semitischen Sprachen und des Aegyptischen. Es geschah dies zunächst, weil er sich die Möglichkeit zu erwerben wünschte, als Theolog und Historiker aus den ersten Quellen zu schöpfen.

Sein Erfolg als Dozent war bedeutend, und manches Ergebnis seines Denkens und Forschens legte er damals in die „Atlantis", das litterarische Organ der neuen Universität, nieder.

Der bedeutendste dieser Artikel beweist, wie wohl Renouf sich schon damals mit den orientalischen Sprachen bekannt gemacht hatte. Es soll in ihm bewiesen werden, daß die arabische Uebersetzung der Evangelien nicht dem griechischen Texte, sondern der lateinischen Vulgata folgt. Auch für Lord Actons „Home and Foreign Review", sowie für andre Zeitschriften war er thätig. Seine wissenschaftlichen Essays sind so geistvoll wie selbständig; von den theologischen, über die wir uns kein Urteil anmaßen, hörten wir, daß sie das gleiche Lob verdienen und Zeugnis für die Redlichkeit seiner Gesinnung ablegen. Uebrigens wurde diese auch von den hervorragendsten Geistlichen der Konfession, der er abgesagt hatte, offen anerkannt.

Wie hoch die Wahrheit ihm über jede andre Rücksicht stand, sollte auch seinen Gegnern vor Augen geführt werden, als er später (1868), von Newman aufgefordert, sich über Papst Honorius zu äußern, dies so offen und rückhaltlos that, daß seine Schrift auf den Index gesetzt wurde. Den Entrüstungssturm der Ultramontanen über sein Unvermögen, die päpstliche Unfehlbarkeit anzuerkennen, ließ er ruhig über sich ergehen. Ihre Gegengründe widerlegte er in der streng wissenschaftlich gehaltenen Abhandlung: „The case of Pope Honorius reconsidered".

Während der Dubliner Zeit 1857 fand er in Ludovica, der ältesten Tochter der Frankfurter Familie Brentano, deren Namen in den Annalen der deutschen Poesie und Wissenschaft einen so hervorragenden Platz einnimmt, eine treue Lebensgefährtin, die seine religiösen Empfindungen teilte, seinen geistigen Bestrebungen zu folgen verstand und deren treue Fürsorge den Gemahl bis ans Ende begleitete. Bei dem stillen Gelehrtenleben, das er mit ihr in Dublin führte, widmete er sich mit immer größerer Vorliebe sprachlichen Studien. Wie glücklich er für dies Gebiet der Wissenschaft begabt war, beweist wohl am besten der von ihm nahestehenden Freunden bestätigte Umstand, daß er in späteren Jahren nicht nur das Koptische, das Altägyptische und neuere afrikanische Idiome, sondern auch die semitischen Sprachen und Dialekte, die indoeuropäischen Sprachen vom Sanskrit an und das Finnische beherrschte. Auch das Chinesische zog er später in den Kreis seiner Studien. Zu Dublin lehrte er nur hebräische, arabische und Sanskritgrammatik.

Schon 1851 trat er der Aegyptologie näher, und bald nahm sie den Löwenpart seiner Kraft und Zeit in Anspruch. Lepsius' Herausgabe des Turiner Totenbuchs (1842) hatte ihn schon früher veranlaßt, sich mit den zahlreichen verderbten Texten dieses Werkes und mit ihrer Reinigung zu beschäftigen, und bis an sein Ende blieb er dem Studium des Totenbuches treu.

1864 wurde er nach London berufen, um von dort aus als einer der Oberinspektoren der Schulen im Süden des Humberflusses zu wirken.

Dies hohe Amt führte ihn von Schule zu Schule. Während des Reiselebens, das es ihm auferlegte, fand er keine Zeit, ein größeres Werk zu vollenden; doch auch damals widmete er jede Stunde, die er daheim und unterwegs erübrigte, der Forschung. Lange vor ihm hatte Newman Irland verlassen. In Form eines Briefes an den eng mit ihm verbundenen Freund ließ er darum seine Schrift: „Letter of a catholic layman“, in der er die Stiftung eines katholischen Kollegiums in Oxford befürwortete, erscheinen.

Was er sonst noch für die Sache seiner Konfession als Schriftsteller leistete, entzieht sich unserm Urteil und größtenteils auch unsrer Kenntnis. Es scheint uns auch um so weniger bezeichnend für das spätere geistige Leben Renoufs, je stärker ihn jetzt die Erforschung der ägyptischen Sprache und Religion in Anspruch nahm.

Als zwei Jahre nach seiner Berufung in das Inspektorat (1866) seine ersten kleinen ägyptologischen Artikel in der 1863 gegründeten Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde, die unter Leitung von H. Brugsch und Rich. Lepsius zum führenden Organ der ägyptologischen Forschung heranwuchs und sich unter der Redaktion A. Ermans und G. Steindorffs als solches behauptet, erschienen, fiel ihm wie von selbst der Platz neben den längst bekannten Führern der Aegyptologie zu. Jeder brachte eine wichtige, mit Scharfsinn und Genauigkeit begründete größere oder kleinere Entdeckung. Mancher erweckte auch die Bewunderung der Fachgenossen durch die seltene Fülle der Kenntnisse des Verfassers. Wir erinnern nur an den Artikel, in dem er zuerst zeigte, wie gewisse Stellen aus altägyptischen medizinischen Papyri in die hippokratischen Schriften und dann sogar in die englische Volksmedizin übergingen.

Die nämlichen Vorzüge zeigt die lange Reihe der weit inhaltreicheren als umfänglichen Aufsätze, die er von 1872 an den Publikationen der Londoner „Gesellschaft für biblische Archäologie“ anvertraute. Auch sie zeichnen sich neben besonders scharfer Intuition und unübertrefflicher Genauigkeit durch die seltene Fülle des Wissens ihres Verfassers aus.

Als Nachfolger Samuel Birchs wurde er 1887 zum Präsidenten der oben erwähnten Gesellschaft erwählt, und ihre Proceedings und Transactions

behaupteten sich unter seiner Leitung als Hauptorgan der ägyptologischen, keilschriftlichen und alttestamentlichen Forschung in England, das sich übrigens auch den Gelehrten des Kontinents öffnete.

So wenig wir die tüchtigen Beiträge der andern hervorragenden Mitarbeiter unterschätzen, wurden doch die letzten Jahrgänge der Proceedings besonders durch Renoufs eigenste Arbeit zu den wertvollsten von allen; denn in ihnen erschien von 1892 an seine unschätzbar wichtige Totenbuchübersetzung.

1874 nahm er an dem Orientalistenkongreß in London teil, und dort war es mir vergönnt, ihm zum erstenmal zu begegnen. Noch stand er im Anfang der fünfziger Jahre. Der Eindruck, den seine anziehende äußere Erscheinung und besonders sein höchst sympathisches Gesicht mit dem fein geschnittenen Profil, den milden und doch, wenn sein Interesse erweckt war, lebhaften Augen mit der hohen, reinen Stirn und mit dem weichen, wohlgepflegten Voll- und Schnurrbart in mir hervorrief, sollte ich nie vergessen. Auch als ich ihn vor wenigen Jahren als Greis wiedersah, verriet sein schönes Gelehrtenhaupt mit dem schneeweißen Haar und Bart immer noch deutlich genug die geistige Bedeutung, die Herzensgüte und das sinnige, abgeklärte Wesen seines Trägers. Von besonders gewinnendem Reiz war dazu seine gelassene Sprechweise geblieben. Wie viel Fesselndes wußte er aus der Fülle seiner Kenntnisse zu berichten, und wie mild war dabei sein Urteil über die Leistungen andrer Gelehrter. Alles in allem erschien er mir als vollendeter Typus des hochbegabten und tiefunterrichteten Engländers in hervorragender Stellung. Nur ein wehmütiges, auf schmerzliche Erfahrungen deutendes Etwas, das sich bisweilen in seinem Blicke kundthat, und in der letzten Zeit etwas Müdes in der Haltung wollten nicht mehr ganz zu dieser Vorstellung passen.

Den Winter 1875—76 verlebte er mit seiner Gattin in Aegypten. Dort traf das reisende Paar mit Professor Dümichen aus Straßburg zusammen, und es muß ein anziehendes Schauspiel gewährt haben, diese beiden bedeutenden, doch so grundverschiedenen Gelehrten nebeneinander bei der Arbeit zu sehen. Lady Renouf schilderte mir diesen Gegensatz so fein wie treffend. Mein teurer, zu früh verstorbener Freund Johannes (Dümichen), der lebensvolle Enthusiast, der unerhörte Anstrengungen und Entsagungen auf sich nahm, wo es etwas Rechtes für die Wissenschaft zu erwerben galt, war dem von beiden Aegyptologen gemeinsam beobachteten Denkmal gegenüber ganz Leben und Eifer. Wo sein Blick einer interessanten Stelle in der Inschrift begegnete, brach er in laute Freudenrufe aus und sprudelte schnell hervor, was er als bemerkenswert erkannt zu haben meinte; Renouf dagegen versenkte sich, ohne den feurigen Kollegen zu unterbrechen, regungslos in die Inschrift, bis er sie zu Ende gelesen. Erst, wenn er das Gewonnene überblickte, deutete — so berichtet die Witwe — ihr Gemahl mit dem kleinen Finger auf eine einzelne Hieroglyphe oder Gruppe und sagte gelassen: „Sehr merkwürdig!" oder dergleichen. Was er damit meinte, bot dann

aber jedesmal Anlaß zu einem eingehenden Gespräche; denn es erwies sich gewöhnlich als etwas bemerkenswertes Neues.

Dies Verhalten Renoufs bei der Untersuchung eines neuen Denkmals ist bezeichnend für seine ganze Arbeitsweise; denn was er veröffentlichte, ist das Ergebnis besonnener, äußerst vorsichtiger und scharfer Erwägung. Dabei pflegt in seinen Schriften das Kleinste in Zusammenhang mit etwas Größerem, ja mit dem Ganzen zu stehen. Das verliert er selten aus den Augen, wie er auch neben Dümichen den Finger erst regte, um auf einzelnes zu weisen, nachdem er zum Ueberblick über die gesamte Inschrift gelangt war.

Aus dem Vollen, mit uneingeschränkter Herrschaft über den reichen Stoff, ging er ans Werk, als er nach der Heimkehr aus Aegypten 1876 eine Grammatik für die Lernenden schrieb und eine Reihe von Vorträgen über die Religion der alten Aegypter ausarbeitete. Jene nennt er eine Elementargrammatik,[1]) und sie wendet sich ursprünglich in der That an die Schüler, die den Vorträgen folgten, die unter den Auspizien der „Gesellschaft für biblische Archäologie" von Dr. Birch, Naville und Renouf gehalten wurden. In England hatte es bis dahin an ähnlichem Unterricht und an einem brauchbaren Leitfaden für die Lernenden gefehlt, wenn wir von der grammatischen und lexikalischen Skizze[2]) absehen, die Dr. Birch herausgab. Diesem Gelehrten ist Renoufs Sprachlehre gewidmet. In der Dedikation nennt er ihn „den Vater (the parent) einer gesunden Schule ägyptischer Philologie in diesem Lande" und deutet damit an, daß er der Methode des älteren Fachgenossen und Freundes zu folgen gedenke. Sein kleines Werk ist denn auch nach streng philologischen Grundsätzen gearbeitet. Mit einer knappen Kürze, die manchmal den Wunsch nach größerer Ausführlichkeit wachruft, verbindet der Verfasser Klarheit und Genauigkeit. Die Wahl der die Regeln verdeutlichenden Beispiele beweist, wie sicher er die Gesamtheit der ans Licht gezogenen Texte beherrscht. Was sich bei andern finden ließ, überging er und begnügte sich mit einem Hinweis.

Diese Elementargrammatik wurde in jüngster Zeit durch die Ermans und Steindorffs (Koptisch) überholt, und es war erquicklich mitanzuhören, wie freudig Renouf dies anerkannte, obgleich er namentlich in Beziehung auf die Lautlehre und ihre Anwendung auf das Verhältnis der koptischen zu den altägyptischen Formen sich — meiner Meinung nach mit Unrecht — in Gegensatz zu den Verfassern der neueren und ausführlicheren Grammatiken stellte.

Renoufs Streben nach Kürze und Klarheit findet sich in den religionsgeschichtlichen Vorträgen wieder, die er für die „Hibbert Lectures" 1879 aus-

---

[1]) An elementary grammar of the ancient Egyptian language. London 1875, Part I: Grammar, Part II: Reading book. Bagster & Sons.

[2]) Zur englischen Uebersetzung von Bunsens „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte".

arbeitete, und die als Buch und 1882 auch in deutscher Uebersetzung[1]) erschienen. Dies Werk diente wie kein andres vor G. Masperos' bahnbrechenden Untersuchungen auf diesem Gebiete zur Vertiefung unsrer Kenntnisse über das Gottesbewußtsein und die mythologischen Vorstellungen der Aegypter.

Auch aus den kleineren, der ägyptischen Religion gewidmeten Arbeiten, wie die über Nebel und Wolken, über den Gott Seb (Geb), den großen Gackerer, und die einzelnen Stellen des Totenbuchs gewidmeten Monographien, ist der Wissenschaft ansehnliche Förderung erwachsen. In einem seiner letzten Artikel trat der Engländer so gerecht wie mannhaft für die Verdienste des großen französischen Hieroglyphenentzifferers F. Champollion ein.

Seinen Totenbuchstudien, deren wir schon gedachten, entwuchs seine große Lebensarbeit, die Uebersetzung dieses Werkes, die eingehende Anmerkungen als wertvoller Kommentar begleiten.

Die Arbeitsbedingungen Renoufs, die für den Schulinspektor keineswegs günstig gewesen waren, nahmen eine neue, überaus glückliche Wendung, als er nach dem Tode S. Birchs 1885 zum „keeper“ oder Vorsteher der ägyptischen und assyrischen Abteilung des British Museum berufen wurde. Wohl war die Uebernahme dieses Amtes mit beträchtlichen materiellen Opfern für ihn verbunden; denn seine frühere Stellung ist in England eine sehr bedeutende und war außer den andern Annehmlichkeiten, die sie bot, auch höher besoldet als die, der zu Gefallen Renouf sie aufgab; doch die Aussicht, über die reichen Schätze des British Museum frei zu verfügen und die ganze Kraft und Zeit der Forschung widmen zu können, überwog jede andre Rücksicht. 1886 trat er das neue Amt an und fand bei seiner Ausübung, was er erwartet. Sein litterarischer Nachlaß aus jener Zeit beweist, wie gut er die seiner Obhut anvertraute berühmte Sammlung zu verwerten wußte. Auch für andre machte er sie in selbstloser und höchst zuvorkommender Weise nutzbar.

Die große Zahl der Totenpapyri aus jeder Zeit und von jedem, bis zum allerhöchsten Werte, die sie enthält, kam seiner diesem Teil der ägyptischen Litteratur gewidmeten Forschung zu gute. Zur eingehenden Beschäftigung mit funerären Texten nötigte ihn übrigens auch die Verpflichtung, ein unvollendetes Werk seines bedeutenden Vorgängers S. Birch, die Publikation der Inschriften vom Sarkophag des Amamu, fertigzustellen. Mit der ihm eignen gewissenhaften Sorgfalt unterzog er sich dieser Arbeit. Später veröffentlichte er das Totenbuch des Ani, eine der kostbarsten und größten Papyrushandschriften des British Museum, und versah dies Werk mit einem wertvollen Vorwort. Es ist ja nicht mit der glänzend ausgestatteten Uebersetzung der nämlichen Handschrift zu verwechseln, die Mr. Budge, sein Amtsnachfolger im British

---

[1]) P. Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Aegypter, Leipzig, Hinrichs, 1882.

Museum, herausgab, und die Renouf selbst einer Kritik unterzog, in der er nachwies, wie wenig dies Werk dem glänzenden Gewande entspricht, das ihm angelegt wurde.

Als dies Buch erschien, stand Renouf nicht mehr an der Spitze des Museums. Das Gesetz, das Beamte, die das siebzigste Lebensjahr erreichten, zum Rücktritt vom Amte zu veranlassen gestattet, wurde auf ihn angewendet. Als er es 65 Jahre alt antrat, hatte er sich im guten Glauben befunden, es sei ihm auf länger als nur für ein kurzes Lustrum anvertraut worden.

Schweren Herzens und tief verletzt folgte er, dessen spätere Arbeiten bewiesen, wie ungeschwächt sein scharfer Geist, wie rüstig seine Arbeitskraft immer noch war, dieser Verordnung. Es ist hier nicht der Platz, darzulegen, was zu dieser strengen Anwendung eines Gesetzes führte, das Ausnahmen besonders vorsieht. Jedenfalls verdüsterte sie Renouf den Abend seines Lebens und beeinträchtigte den auf der Höhe des Könnens schaffenden Gelehrten in beklagenswerter Weise bei der Arbeit; mußte er es doch von nun an aus mehr als einem Grunde für unvereinbar mit seiner Würde halten, das Museum wieder zu betreten.

Die Aegyptologen in ganz Europa erkannten in diesen Vorgängen einen schweren, der Wissenschaft zugefügten Schaden, und hervorragende Fachgenossen aus allen Ländern — zwanzig an der Zahl — wandten sich an das englische Ministerium, um dem hochverdienten Meister in irgend einer Form die Möglichkeit zurückzugeben, das Museum, dem er einst würdig vorgestanden hatte, wieder zu benutzen.

Wenn nun auch auf diese Vorstellungen eine entgegenkommende Antwort erfolgte, und Renouf später als Anerkennung für die Verdienste, die er sich um die Wissenschaft erworben, in den Ritterstand erhoben wurde, so blieb es ihm dennoch versagt, aus der der ganzen britischen Nation angehörenden herrlichen Sammlung für das wichtigste seiner Werke Nutzen zu ziehen. Ohne es völlig beendet zu haben, ging er von hinnen. Unter den alten, günstigen Arbeitsbedingungen hätte er es, nach aller Wahrscheinlichkeit, zum Abschluß gebracht und England sich rühmen dürfen, die Welt verdanke einem seiner Gelehrten die erste echt wissenschaftliche vollständige Uebersetzung des für die Geschichte des religiösen Lebens der Menschheit so unendlich wichtigen Totenbuchs.

Hundertundachtunddreißig Kapitel war es ihm fertigzustellen vergönnt, während die Turiner Handschrift deren hundertundfünfundsechzig enthält. Schon mehrmals war das ganze Werk vor ihm übersetzt worden; — wie weit übertrifft aber seine Arbeit die seiner Vorgänger und besonders die des letzten! Die Methode war es, die Renouf den Erfolg von vornherein sicherte. Lepsius und Naville hatten schon früher auf sie hingewiesen, und Renouf folgte ihr in der ihm eignen selbständigen Weise. Mit Berücksichtigung des ganzen großen Materials stellte er von Kapitel zu Kapitel den Text her, bevor er mit der

Uebersetzung begann; die Vorzüge dieses Verfahrens aber werden auch dem Laien einleuchten, wenn er erfährt, wie es mit den einzelnen Papyri, und auch mit den besten, bestellt ist.

Die Gruppe von religiösen Texten, die wir das „Totenbuch“ nennen, gelangte nie zu einem kanonischen Abschluß. — Die Stücke, aus denen es besteht, wurden vielmehr bald in größerer, bald in geringerer Zahl, und nicht einmal überall in der nämlichen Folge, zu einem Ganzen zusammengefügt. Dazu waren die einzelnen Papyri bestimmt, dem Verstorbenen mit in den Sarg gelegt zu werden.

Der Schreiber hatte darum keine Kontrolle von Seiten sterblicher Menschen zu befürchten, und gewöhnlich scheint er im Dienste der Leichenbestatter gestanden zu haben, die doch wohl auch die Totenbücher mit dem übrigen „Pompe funèbre“ fabrikmäßig herstellen ließen. Dies möchte aus dem Umstande hervorgehen, daß sich auf vielen der Platz unausgefüllt findet, der für den Namen des Verstorbenen bestimmt war, dem er beigegeben werden sollte. In Theben scheinen bei den Koachyten, die das Recht der Totenbestattung für einzelne Stadtviertel als Monopol besaßen, Musterexemplare für sämtliche Stücke, reicher oder weniger reich mit Vignetten geschmückt, ausgelegen zu haben. Der Lebende, oder nach seinem Ende die Hinterbliebenen, bestimmte dann, wie viele Kapitel zusammengefügt und auf welchen Namen sie ausgestellt werden sollten. Von einer Kontrolle des Inhalts kann nur in seltenen Fällen die Rede gewesen sein; dafür bürgen die Fehler und Nachlässigkeiten, die die meisten Texte entstellen.

Schon um ihretwillen wird der Uebersetzer, der einer einzigen Handschrift folgt, allerlei Mißdeutungen nicht zu umgehen vermögen und oft, gerade wenn er sich eng an den Grundtext hält, Unverständliches geben, das dem flüchtigen oder unwissenden Schreiber zur Last fällt. Renouf wußte diese Gefahr zu vermeiden und zog zum Verständnis des Textes auch die Pyramideninschriften fleißig heran, in denen sich, wie scharfsinnig nachgewiesen wurde, die Grundlagen für manche Abschnitte des späteren Totenbuchs finden. Auch die kommentierenden Anmerkungen Renoufs versuchen, wo es angeht, die Wurzeln der im neuen Reich herrschenden Anschauungen freizulegen. Dabei gelangt er zu dem Ergebnis, daß viele Stellen, die früher auch nach einer grammatisch unanfechtbaren Uebersetzung des fehlerhaften Textes unverständlich erschienen waren, nach seiner Herstellung einen guten Sinn ergeben. Endlich wirft Renoufs tiefe Gelehrsamkeit, die auch die Medizin und Astronomie der Alten umfaßt, ganz neues Licht auf Stellen, die wir gar nicht oder nur mangelhaft zu deuten verstanden.

Mancherlei bleibt freilich auch ihm unklar; doch wird es bis ans Ende der Weisheit der Kommentatoren spotten, da es schon diejenigen, die es niederschrieben, kaum mehr verstanden. Dies gilt besonders von den Erklärungen, die einzelnen Sätzen mit einem „Was ist das?“ folgen, und in denen oft recht

einfache Aussprüche mit Deutungen versehen werden, die andre Theologen zu neuen, noch weiter hergeholten Erklärungen, gewöhnlich aus dem Gebiete der Mythologie, veranlaßten. Wo diese „Was ist das?" sich häufen, läßt sich oft erkennen, daß ihre Verfasser Gefallen an der Dunkelheit ihrer Deutung fanden; gab sie doch ihnen selbst das Ansehen besonderer Tiefe, während sie den Leser zu der Meinung veranlaßte, es mit etwas Geheimnisvollem, schwer zu Enträtselndem und darum Bedeutsamem zu thun zu haben.

Manche Kapitel des Totenbuches enthalten ohnehin des Mystischen und Magischen genug, das des Scharfsinnes der Erklärer spottet.

Die wenigen Kapitel, die es dem Verstorbenen fertigzustellen versagt war, sollen — die Witwe trägt dafür Sorge — von einem Berufenen hergestellt werden. Er ist gefunden, wenn der Genfer Naville ihren Wunsch erfüllt und diese schwierige Arbeit vollendet. Von 1858 an, also nicht weniger als vierzig Jahre, war Renouf mit der Totenbuchübersetzung beschäftigt, und sie legt selbst das beste Zeugnis ab für die liebevolle Sorgfalt, die er ihr widmete.

Im September hatte er noch gehofft, den Orientalistenkongreß zu Paris und bei dieser Gelegenheit auch die schöne ägyptische Sammlung im Louvre besuchen zu können, doch es sollte nicht mehr zu dieser Reise kommen. Seine Kräfte nahmen im Oktober mit wachsender Schnelligkeit ab, und als er dazu von einer Lungenentzündung ergriffen wurde, endete am Abend des vierzehnten ein sanfter Tod sein an Arbeit, Erfolgen, friedlicher Glückseligkeit und inneren und äußeren Kämpfen reiches Leben. In den Armen derer, die ihm am teuersten waren: seiner treuen Gattin und der ihm geistesverwandten Tochter Edith, verschied er. In Guernsey, seiner vom Meer bespülten Heimat, wurde der Vorschlag, ihn dort zu bestatten, mit dankbarer Freude aufgenommen.

„Dort," schreibt mir Lady Renouf, „ruht er nun in der Krypta der katholischen Pfarrkirche dicht am Hochaltar, und für mich ist auch Platz gelassen. Guernsey ist in besonderer Lage. Es gehört der Königin als Herzogin der Normandie, steht nicht unter dem Parlament und hat seine eigne, von dem Bayly gelenkte Regierung. Es war gerade der Tag der Preisverteilung, als die Leiche ankam. Der Bayly erklärte der Jugend, wer es sei, den Guernsey betrauere. Die Fahnen der öffentlichen Gebäude waren gesenkt. Viele der ersten Männer der Insel kamen zur Beisetzung. Hier war allenthalben Liebe und Trauer und Teilnahme.

„In vierzig Jahren, die ich mit ihm lebte, war er stets gleichmäßig in Geduld, durchdrungen vom Bewußtsein der Gegenwart Gottes, nicht störend durch aufdringliche Frömmigkeit, nie predigend als durch Beispiel. An vielseitiger Bildung kamen wenige ihm gleich, doch auch nicht an Güte."

Wer möchte diesem Zeugnis etwas hinzufügen? Jeder, den das Leben in nähere Beziehung zu Renouf brachte, rühmte ohnehin seine lautere, wahrhaftige Gesinnung, sein freundliches liebenswürdiges Wesen; seine Wissenschaft

aber betrauert in ihm einen der scharfsinnigsten und zuverlässigsten ihrer Führer. Das Ganze — wir wiederholen es — verlor er nie aus den Augen; am größten aber war er bei der Entdeckung und Begründung des Kleinen, das, weit entfernt geringfügig zu sein, die unentbehrlichen Werkstücke darstellt, die, zusammengefügt, das Fundament, das Gemäuer und die ornamentale Zierde am vielgliederigen Bauwerke der Wissenschaft bilden. Von seltener, untadeliger und unvergänglicher Größe ist seine Lebensarbeit, die Totenbuchübersetzung. Mit ihr machte er seiner Wissenschaft, auf deren Entwicklungsbahn im letzten halben Jahrhundert sich ohnehin überall tiefe Spuren seiner Thätigkeit finden, das kostbarste Geschenk, das noch späte Generationen hochhalten werden. In den Annalen der Aegyptologie steht der Name Peter Le Page Renouf mit unauslöschlichen Lettern verzeichnet.

Aus der Erinnerung an den Chedīw Isma'il.[1])

Die Biographie eines Morgenländers für einen Leserkreis zu schreiben, der größtenteils dem Orient fernsteht, ist ein mißliches Unterfangen. Ganz verdeutlichen ließe sich in einer solchen die zu schildernde Persönlichkeit nur, wenn es gestattet wäre, der Umgebungswelt, in der sie erwuchs und wirkte, ein tieferes Eingehen zu schenken. Dies ist uns in diesem Falle versagt. Es würde sich übrigens auch durch die Bedeutung des Mannes, dessen wir hier zu gedenken haben, kaum rechtfertigen lassen. Zu den Herrschergestalten, die ihrem Lande und Volke den Stempel ihres Wesens aufdrückten, darf man ihn nicht zählen. Dennoch verdient der Chedīw Isma'il wohl, daß seiner, nachdem er in der Verbannung die Augen schloß, gedacht wird; denn seine guten Eigenschaften und verdienstlichen Thaten wogen gewiß nicht leichter als seine Fehler und Vergehen. Zeiht man ihn auch mit vollem Rechte maßloser Verschwendung, wurde er auch von besonnenen Männern beschuldigt, niedere Habsucht und das eitle Verlangen, von Europa aus Lobsprüche zu ernten, hätten ihn zu seinen nützlichsten und erfolgreichsten Unternehmungen veranlaßt, soll man sich doch hüten, den Stab vorschnell über ihn zu brechen. Jedenfalls war ein großer Teil der ungeheuren Summen, die er verausgabte, fruchtbringenden Unternehmungen gewidmet, und darunter auch nicht wenigen, die erst den Kindern und Enkeln zu gute zu kommen verhießen. Seines lebhaften Interesses auch an geistigen Bestrebungen hörten wir nirgend gedenken. Selten auch wurde anerkannt, daß er zu den fleißigsten Arbeitern gehörte. Dennoch war er ein rastlos thätiger Mann, und das sollte ihm um so höher angerechnet werden, je seltener orientalische Fürsten dies Lob verdienen. Sein Anrecht darauf bleibt, denken wir, bestehen, wenn auch der Löwenpart seiner Thätigkeit der Vermehrung des eignen Vermögens und der Steigerung des Ansehens seines Hauses gewidmet war.

---

[1]) Aus den „Biographischen Blättern, Vierteljahrsschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung", herausgegeben von Anton Bettelheim. Band I, Heft II (1895).

Den Lobrednern, die ihn vor der Thronbesteigung einen heldenhaften Heerführer sein lassen, der den Mut und andre Eigenschaften seines tüchtigen Vaters, des großen Feldherrn und Siegers von Nisibi, erbte, meinen wir dagegen ebenso bestimmt den Glauben versagen zu müssen, wie wir den Schmeichlern widersprechen, die ihn bald nach Eröffnung des Suezkanals als den großmütigsten aller Sterblichen priesen. Der Chedīw Ismaʿîl war vielmehr, wie diejenigen, die ihm nahe standen, versichern, ein furchtsamer Mann, und wo er sich am großmütigsten zeigte und eine allerdings ans Unglaubliche grenzende Freigebigkeit übte, veranlaßte ihn dazu entweder das dem Verschwender eigne Wohlgefallen an großen Ausgaben oder auch — und dies in erster Reihe — manche sehr nüchterne geschäftliche oder staatsmännische Erwägung. Daß sein gutes Herz ihn auch bisweilen veranlaßte, aus freiem Antrieb tief in den Beutel zu greifen, soll darum ebensowenig geleugnet werden, wie daß er für die Wohlfahrt seines Landes zu großen Opfern bereit war.

Wenn er Millionen auf Millionen steuerte, um es F. von Lesseps zu ermöglichen, die Durchstechung der Landenge von Suez, die schon unter seinem an Geist und Gaben weit hinter ihm zurückstehenden Vorgänger Saʿīd Pascha in Angriff genommen worden war, fertigzustellen, und auch andre Millionen willig hergab, um die Eröffnung des vollendeten Unternehmens mit märchenhafter Pracht und maßlosem Aufwand zu feiern, darf man nicht daraus schließen, daß ihn die geniale Sorglosigkeit eines ungezügelt hochfliegenden Geistes dazu veranlaßt habe. Vielmehr erwartete er von dem Kanal selbst zunächst nur eine wachsende Vergrößerung seiner Einkünfte; was aber die Eröffnungsfeier angeht, deren glänzendste Momente allerdings in das Reich der Wunder gehörten, so darf man sie eine Pyramide nennen, die Ismaʿîl der eignen Eitelkeit errichtete, und dazu eine wohlgelungene Spekulation. Wie der kluge Geschäftsmann und größte Zuckerfabrikant auf Erden vorausgesehen hatte, kam sein Entschluß, bei dieser Feier die orientalische Gastlichkeit auf die Spitze zu treiben, der neuen Wasserstraße aufs wirksamste zu gute. Aus je weiterer Ferne nämlich der glänzende Riesenbau dieses Festes sichtbar war, je fester er den Blick aller Zeitungsleser der Welt wochen-, ja monatelang auf sich zog, desto besser erfüllte er seinen Zweck, jede weitere Reklame unnötig zu machen.

Während jener Feiertage sondergleichen war der maritime Kanal außerdem noch keineswegs völlig vollendet; ein großer Teil der Gäste des Chedīw gehörte aber der Tagespresse an, und es war darum zu hoffen, daß diejenigen, die es sich gefallen ließen, wochenlang auf Kosten des freigebigsten aller Wirte das Meer und den Nil zu befahren, sich beherbergen zu lassen, zu tafeln und zu zechen, wenn auch nicht falsche, so doch nachsichtige Berichterstatter sein würden. Der Dampfer, der den Schreiber dieser Zeilen aufgenommen hatte, war, wie fast alle größeren Schiffe, bei der Fahrt durch den Kanal mehrfach auf den

Sand geraten und hatte einmal erst nach stundenlangen Anstrengungen wieder flott gemacht werden können; doch war dieser Aufenthalt weder ihm noch seinen Reisegefährten beklagenswert erschienen, während der Champagner floß und eine auserlesene Gesellschaft aus allen Ländern der Erde in hochgehobener Stimmung sich aufs beste unterhielt. Wie oft bekam man das Wort „ensablé" zu hören! Es hatte indes einen heiteren Klang, und eine Sammlung von Euphemismen, mit denen man den Begriff des „im Sande Festgefahrenseins" mehr umging als zum Ausdruck brachte, würde ergötzlich genug ausgefallen sein. Was noch nicht vollendet war, konnte ja auch bald mit Hilfe der großen Baggermaschinen, an denen es nicht fehlte, fertiggestellt werden. Daß die Mittel dazu sich beschaffen lassen würden, bezweifelten wenige der Gäste. Sie fanden sich auch in der That, weil es der neuen Wasserstraße von Anfang an nicht an Dampfern fehlte, die sie passierten und den hohen Durchgangszoll bezahlten. Dennoch ist bei dem damaligen Stand der Finanzen des Unternehmens die Frage, was aus dem unfertigen Kanal geworden wäre, wenn ihm die Schiffe der seefahrenden Völker noch lange fern geblieben wären, keineswegs müßig. Die Ungeduld des Chedīw, deren wir noch zu gedenken haben, hätte das großartige, unendlich wichtige Unternehmen auf Jahre hinaus dem Weltverkehr vorenthalten können, wäre nicht infolge seiner schnellen Benutzung die drohende Gefahr von ihm abgewendet worden. Der riesenhafte Reklameakt, der auch der Eitelkeit Isma'ils schmeichelte, machte zugleich wieder gut, was seine Hast zu verderben drohte.

Waren es also auch nichts weniger als selbstlose Beweggründe, die Isma'il veranlaßten, so große Opfer für die Herstellung des Suezkanals und für seine glänzende Eröffnung zu bringen, so möchten wir dennoch mit aller Entschiedenheit behaupten, daß es weder allein der leidenschaftliche Wunsch, auch in Europa für einen hervorragenden Staatsmann und für einen weitsichtigen, allen Anforderungen der Kultur seiner Zeit gewachsenen Regenten gehalten zu werden, noch ausschließlich das Verlangen, seine Einkünfte zu vergrößern, war, was ihn veranlaßte, diejenigen Einrichtungen ins Leben zu rufen, die seinem Volke am meisten zu gute kommen sollten. Er liebte vielmehr sein Land, und es lag ihm aufrichtig am Herzen, ihm zu nützen und auch Aegypten mit den Errungenschaften der europäischen Kultur, zu denen er mit Bewunderung aufschaute, zu beschenken, als er es unternahm, das Delta mit einem Netz von Schienen zu überspannen, eine Eisenbahn den Nil entlang — zu seiner Zeit bis nach Siut und ins Faijūm — zu führen und den Telegraphendraht von Stadt zu Stadt, am Ufer des Stromes bis nach Chartūm und am Strande des Roten Meeres hin, durch das Fruchtland und auf langen Strecken auch durch die Wüste zu leiten. Ebensowenig glauben wir, daß es nur Regungen der Eitelkeit und materielle oder geschäftliche Erwägungen waren, was ihn bewog, den Hafen von Alexandria mit einem ungeheuren Kostenaufwand zu

vergrößern, zu sichern und samt andern Plätzen am Mittelmeer mit Befestigungen zu versehen, seine Residenzen mit Gas zu beleuchten, das Kanalnetz des ganzen Landes zu verbessern und für die Pflanzung schattenspendender Bäume zu sorgen.

So gewiß er bei der Anlage der vielen Zuckerfabriken, deren Schornsteine sich jetzt an beiden Ufern des Nils in großer Zahl erheben und an Höhe die Obelisken überbieten, die seine Vorfahren errichteten, nur an Gelderwerb dachte, so sicher er besonders, um in Europa die Angriffe der Menschenfreunde zum Schweigen zu bringen und den Beifall der christlichen Welt zu ernten, die Zwangsarbeit wenigstens im Prinzip aufhob, gegen den Sklavenhandel einschritt und den Missionsgesellschaften manchen Vorschub leistete, ebenso gewiß veranlaßten ihn reinere und höhere Beweggründe, den öffentlichen Unterricht zu heben, das Medizinalwesen zu verbessern und vielen seiner Unterthanen europäische Bildung zugänglich zu machen. Dabei griff er freilich zuweilen fehl und suchte Edelreiser in Wildlinge zu pfropfen, die zu ihrer Aufnahme noch nicht fähig waren. Auch hier verdarb die ihm eigne Ungeduld manches. Bevor das Fundament befestigt war, sollten dem Bau Türme aufgesetzt werden. So ist es wohl begreiflich, daß er, der sich als Nachfolger der Pharaonen fühlte, junge Aegypter mit der Glanzzeit ihres Volkes im Altertum vertraut zu machen wünschte. Statt die Auserwählten jedoch zunächst mit der nötigen Vorbildung auszzurüsten, entnahm er sie arabischen Schulen und trug Heinrich Brugsch auf, sie zu Aegyptologen zu machen. Wenn einem, so hätte unserm gelehrten und lebensvollen Landsmanne dies Werk gelingen können; doch bald genug zog er sich davon zurück, weil er einsah, daß die handwerksmäßig erlernte Wissenschaft auch die begabtesten seiner Schüler — ich bediene mich seiner eignen Worte — nur zu „Fabrikanten von falschen Skarabäen" gemacht haben würde.

An das Werk der Reorganisation der Gerichtsbarkeit ging Isma'il mit Unlust, weil er fühlte, daß sie bei seinem Unvermögen, den Forderungen der europäischen Mächte Widerstand zu leisten, mehr den Fremden als seinen Unterthanen zu gute kommen würde. Mit welchen Gefühlen er es that, mag dahingestellt bleiben, doch ist es gewiß, daß er auch christliche Glaubensgenossenschaften beim Bau neuer Kirchen freigebig unterstützte.

Was die Förderung von Europa ausgehender wissenschaftlicher Unternehmungen angeht, an der Isma'il es nicht fehlen ließ, fühlen wir uns berechtigt, denen mit aller Bestimmtheit entgegenzutreten, die auch noch in jüngster Zeit behaupteten, Isma'il habe ihnen aus kluger Berechnung und ohne sich auch nur um die Ziele zu bekümmern, die sie verfolgten, Vorschub geleistet. Diese Beschuldigungen sind grundfalsch. Sie werden indes eher auf oberflächlicher Kenntnis des wahren Sachverhalts und auf einer leicht erklärlichen Verwechslung beruhen als auf übelm Willen; denn man konnte den Ver-

storbenen während seiner Regierungszeit allerdings manches Projekt unterstützen sehen, das ihm nicht nur gleichgültig, sondern widerwärtig sein mußte. Zur Erklärung dieser befremdlichen Thatsache und zur Begründung unsrer Ueberzeugung sei uns das Folgende zu bemerken gestattet.

Selten wurde ein Herrscher von einer übelgesinnten, beutegierigen Umgebung so hartnäckig umdrängt und schamlos ausgebeutet wie der Chedîw Isma'il. Aus allen Ländern Europas kamen diese Parasiten an seinen Hof, um bei ihm das tägliche Brot oder neue Mittel zu finden, die Ausschweifungen fortzusetzen, die sie daheim zu Grunde gerichtet. Verwegene, schlaue und dazu geschäftskundige Abenteurer wußten sich mit dem Vorsatze, ihm ein Vermögen abzulisten, Einlaß bei ihm zu verschaffen. Waren die Eindringlinge, die dem geschäftlichen Leben fern standen, und unter denen manche stolze Namen trugen, von liebenswürdig-einschmeichelndem Wesen, warf er ihnen, wie ein fürstlicher Herr im Mittelalter dem Schallsnarren, zum Dank für die Unterhaltung, die sie ihm gewährt, Gold in den Schoß oder vor die Füße. Manche konnte er indes, auch wenn sie ihm mißfielen, nicht von sich abschütteln; denn sie waren ihm von hohen Gönnern, oft sogar von regierenden Häuptern, die ihm Gegendienste leisten konnten, empfohlen worden. Besonders aus dem napoleonischen Frankreich wurden ihm verkommene Wüstlinge, die den vornehmen Familien, denen sie angehörten, auflagen, nachdem sie die Möglichkeit eines ehrlichen Fortkommens daheim verscherzt hatten, als wohlverwendbare Leute mit dringenden Empfehlungen — wenn der Ausdruck erlaubt ist — auf den Hals geschickt. Bald genug bildete sich um ihn her eine Camarilla, in der diese Elemente das große Wort führten, und die immer stärkeren Einfluß auf den wenig mutigen und viel zu sehr von Rücksichten jeder Art beeinflußten Fürsten gewannen. Warum er, trotz des bitteren Tadels und der zahlreichen Angriffe, die er sich um ihretwillen gefallen lassen mußte, an ihr festhielt, ist schwer begreiflich. Ibrahim Pascha Taufîk,[1] der dem Verstorbenen zwanzig Jahre lang nahe stand, sucht es in der Zeitschrift „L'Egypte“ zu erklären, indem er mitteilt, daß der Chedîw, wenn redliche Freunde es wagten, ihn auf die Unwürdigkeit seiner Umgebung hinzuweisen, keineswegs für sie eingetreten sei, sondern nur gefragt habe: „Was soll ich thun? Die ehrenwerten Leute verlangen, daß ich sie am eignen Herd aufsuche. Das läßt sich nicht immer machen. So bin ich denn genötigt, mich derer zu bedienen, die mich nun einmal umgeben. Je suis souvent mal servi, c'est vrai, mais enfin je suis servi.“

Die Resignation des Morgenländers und Muslim! Logischer wär' es gewesen, hätte Isma'il gesagt, er sehe sich diejenigen zu benutzen gezwungen,

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Chedîw Taufîk, dem vor dem Vater und Vorgänger verstorbenen Sohne Isma'ils.

die er um ihrer Empfehlungen willen in seiner Nähe dulden müsse. Damit wäre auch die Antithese, die denjenigen, die erst aufgesucht werden wollten, die andern gegenüberstellt, die man ihm aufgedrängt hatte, besser zum Ausdruck gekommen.

Wer die Umgebung dieses Herrschers kennen lernte, der wird leicht begreifen, daß sie ihn mißtrauisch machte, und den Ausruf Ibrahim Pascha Taufīks verstehen: „Que de tripotages, que de gens tarés a vu le règne d'Ismaïl!“

Diese Leute nun, die sämtlich nichts als schnöde Habsucht ihm zugeführt hatte, wußten ihn oft genug zur Unterstützung irgend eines Unternehmens zu bestimmen, von dem sie allein Vorteil erwarteten. Was aus solchen abenteuerlichen Projekten wurde, kümmerte Isma'il dann natürlich nicht im geringsten. Wie oft erteilte er den „gut Empfohlenen“ sogar Konzessionen zu Vorhaben, von denen sein Scharfblick voraussah, daß sie unausführbar wären. Andrerseits bemühten sich auch gewissenlose Abenteurer, in der Hoffnung, auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen, obrigkeitliche Erlaubnisse zu erhalten, um, sobald sich die Unmöglichkeit, das bewilligte Unternehmen durchzuführen, eingestellt hatte, Schadenersatz zu fordern. „Schadenersatz!“ Wie oft bekam auch der Unbeteiligte dies Wort in Kairo zu hören. Wie viele Geschichten und Anekdoten knüpften sich daran. Im Schatzamte wurde es wie kein andres gefürchtet. Es war auch in der That ein Moloch, der Millionen auf Millionen verschlang. Auf „Schadenersatz“ spekulierten die großen Glücksritter bei ihren kühnsten Anschlägen, um „Schadenersatz“ zu erlangen, übten Kleine die unwürdigsten Listen. Der Photograph, der seinen Apparat mitten unter den Pilgern in Thätigkeit setzte, die in gehobener Stimmung am Birket el-Hagg bei Kairo vor dem Aufbruch der von Engeln begleiteten Karawane nach Mekka lagerten, und dafür, wie er vorausgesehen hatte, überfallen und durchgebleut wurde, trug seine braunen Flecke in der Hoffnung auf „Schadenersatz“ zufrieden nach Hause. Er wurde denn auch, dank den Bemühungen seines Konsuls und dem Wunsche des Chedīw, das angenehme Verhältnis mit der Obrigkeit seines Heimatstaates nicht getrübt zu sehen, bewilligt.

Diesem wie manchem ähnlichen Anschlage der Kleinen wohnt wenigstens ein Beigeschmack von Humor inne. Auch daran fehlt es denen der Großen, die dem gemeinen Betrug ähnlich sehen wie ein Giftpilz dem andern. Nur einer dieser übeln Streiche kann kaum verfehlen, durch seine eigenartige Frechheit erheiternd zu wirken. Ein bedeutender Kaufmann in Triest, der für den Hofhalt des Vizekönigs Sa'īd Tafelobst geliefert hatte, sandte nach dem Tode dieses Fürsten, des Vorgängers Isma'ils, eine Rechnung ein, deren Höhe von dem Schatzamte des neuen Regenten beanstandet wurde, weil sie — wir behielten die Zahl im Gedächtnis — mit 85 000 Franken oder gar Gulden abschloß. Der Triestiner bestand indes auf seiner Forderung und begründete

sie durch einen Brief aus dem Küchendepartement des verstorbenen Sa'îd, in dem er ersucht wurde, künftig weniger, aber besseres Obst zu schicken. Aus diesem Schreiben sollte hervorgehen, eine wie große Menge Früchte er geliefert. Obgleich dies wunderliche Argument kaum als entscheidend angesehen werden konnte, wurde dennoch Zahlung geleistet; denn derjenige, der sich seiner bedient hatte, gehörte zu den einflußreicheren Finanzmännern Oesterreichs, und seiner Mitwirkung bei der nächsten Anleihe zuliebe biß man weiter in seine sauren Aepfel.

Diese Anekdoten, für deren Wahrheit wir übrigens einstehen, genügen, um es begreiflich erscheinen zu lassen, daß Isma'il oft nicht nur gleichgültig, sondern mit einem Fluch auf den Lippen den Unternehmungen der Fremden in seinem Reiche zusah. Dennoch öffnete er bei mancher Gelegenheit den Beutel mit aufrichtigem Vergnügen, um eine Sache zu unterstützen, die ihm um ihrer selbst willen seines Beistandes wert schien. Daß er aber gerade denjenigen Bestrebungen, die nicht nur der Mehrzahl seiner Glaubensgenossen, sondern auch den niedrig gesinnten Glücksrittern und Genußmenschen, die seine Umgebung bildeten, höchst gleichgültig waren, ja ihnen sogar verächtlich erschienen, sein Interesse zuwandte und ihnen auch freigebig Vorschub leistete, das gereicht ihm zu besonderer Ehre. Es berechtigt uns daneben, auch denjenigen zu widersprechen, die Isma'il gerade wegen seines Verhaltens gegen jene Parasiten für einen charakterlosen Mann erklärten. Gewiß wäre der Gleichmut, mit dem er sich von diesem Gesindel ausplündern ließ, für einen Europäer unverzeihlich gewesen; der Chedîw Isma'il war jedoch ein Orientale. Um sich die Ruhe zu wahren, ließ er sich's willig etwas kosten.

Gegenüber manchen Angelegenheiten, die ihm am Herzen lagen, bestand er dagegen, wie gesagt, jedem Einspruche zum Trotz, auf dem eignen Willen. In unserm „Cicerone durch das alte und neue Aegypten" zeigten wir, wie selbst gelehrte Muslimen auch nicht die geringste Teilnahme für das Altertum und die Denkmäler der Vorzeit besaßen. Ja sie erschienen ihnen als Heidenwerk so verächtlich, daß sie sich schämten, auch nur von ihnen zu reden. Dies ging so weit, daß wohlunterrichtete Geographen und Reiseschriftsteller in ihren ausführlichen Werken zwar jedes Heiligengrabes erwähnen, dagegen aber der großartigsten Reste der altägyptischen und griechischen Kunst mit keinem Worte gedenken. Noch vor wenigen Lustren schienen selbst die Pyramiden den muslimischen Kairenern nicht wert, sie, die für sie auf einem kurzen Eselritt erreichbar sind, aus der Nähe zu betrachten. Als der Chedîw Isma'il nun den Denkmälern aus der Pharaonenzeit ein lebhafteres Interesse zuzuwenden und bedeutende Summen für Ausgrabungen u. s. w. aufzuwenden begann, hatte er darum gegen den lebhaften Einspruch hochstehender Muslimen zu kämpfen. Die europäischen Parasiten belächelten seine Opferwilligkeit für diese Dinge, von denen nur insofern ein materieller Vorteil zu erwarten stand, als

sie einige Fremde mehr nach Aegypten zu ziehen und den Hotels u. s. w. zu Gute zu kommen verhießen. Doch Isma'il ließ sich in diesem Falle nicht irre machen, und wenn er Auguste Mariette die Mittel in die Hand gab, seine seltene Findigkeit als Ausgräber zu bewähren, Tempel freizulegen und die Fellachen, die sich mit Weib und Kind, Vieh und Ackergerät in ihnen eingenistet hatten, aus ihnen zu entfernen und für die Erhaltung der Denkmäler Sorge zu tragen, so that er es, weil der französische Chef der Altertümer in Aegypten es in seiner jovialen und dazu fesselnden Weise verstanden hatte, ihm das Verständnis für ihre Bedeutung zu erschließen und ihn mit Achtung vor ihnen zu erfüllen.

Auch was sonst auf wissenschaftlichem Gebiet in seinem Reiche unternommen werden sollte, förderte er mit offener Hand, sobald ihm erklärt worden war, was es bezweckte, und dies seine Teilnahme wachrief. So ließ er zum Beispiel der von G. Rohlfs geleiteten Expedition, aus der Karl Zittels schöne Briefe aus der Libyschen Wüste, Paul Aschersohns botanische Studien u. s. w. hervorgingen, eine reiche Subvention zu teil werden, weil man es verstanden hatte, ihn für ihre Aufgaben zu interessieren. Das Gleiche dürfen wir von der Bereitwilligkeit behaupten, mit der er Ernst Häckel für die Erforschung der Fauna des Roten Meeres einen Dampfer zur Verfügung stellte, und glauben es gegenüber den Erleichterungen annehmen zu dürfen, die er Georg Schweinfurth und andern europäischen Gelehrten bei ihren Forschungsreisen gewährte. Auch noch in der Verbannung als Privatmann, dem die Gunst der abendländischen Fürsten wenig mehr zu gewähren vermochte, geizte er nicht, wo es galt, idealen Bestrebungen, die ihm sympathisch waren, mit seinen immer noch reichen Mitteln Vorschub zu leisten. Wie hoch er die Kultur des Abendlandes und seine Bildungsmittel hielt, das bewies er auch durch die Erziehung, die er seinen Söhnen angedeihen ließ. Der eine, Ibrahim Hilmy, der ihm ins Exil gefolgt war, ein wohlunterrichteter Mann, fand den Vater freudig bereit, ihm die Arbeit mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu erleichtern, als er es unternahm, ein großes bibliographisches Werk zu verfassen. In zwei fürstlich ausgestatteten Foliobänden umschließt es die Titel sämtlicher als Bücher oder in Journalen erschienenen Schriften über Aegypten und den Sudan und zeugt aufs lebhafteste für den Sammelfleiß und den wissenschaftlichen Sinn des Verfassers. In der Widmung an den Vater, die der Sohn diesem Werke voranschickt, heißt es: „In den finsteren Tagen, die über die Aegypter kamen, setzen die Nachkommen Mehemed Alis immer noch ihre Hoffnung und die Hoffnung ihres Landes auf den, der achtzehn Jahre lang so angestrengt arbeitete, um seine Wohlfahrt und Fruchtbarkeit zu steigern, und der ohne ein murrendes Wort die Bitternis der Verbannung trug."

Die Wärme dieser Anerkennung darf der Pietät des Sohnes zugeschrieben werden, doch lobt Hilmy nichts an dem Dahingegangenen, was nicht wirklich

zu rühmen gewesen wäre. Ja es könnte Isma'il noch manches andre Gute nachgesagt werden. So hatte er sich gezwungen gesehen, seinen ihm feindlich gesinnten Bruder Mustapha in die Verbannung zu schicken. Von dort aus hörte der gekränkte Mann nicht auf, ihm mit seltener Gehässigkeit Steine in den Weg zu werfen, ja ihm nach dem Leben zu trachten. Als Mustapha aber völlig verarmt die Augen schloß, gab Isma'il seinen Nachkommen reichlich zu leben und nahm sie unter die Seinen auf, obgleich er sie im Elend hätte zu Grunde gehen lassen können.

Dieser gütigen Gesinnung entsprach auch sein äußeres Wesen. Die wohlgebildeten, angenehmen, nur etwas zu vollen Züge des kaum mittelgroßen breitschulterigen Mannes zeugten für sein freundliches Gemüt; daneben aber für einen zwar geweckten, doch etwas nüchternen Geist. Ohne den Tarbusch, den er zu tragen pflegte, hätte man ihn für einen deutschen oder holländischen Kaufherrn in günstigen Verhältnissen halten können. Es lag etwas Behagliches in seiner ganzen Erscheinung, die in nichts der Vorstellung entsprach, die der Europäer sich von dem Morgenländer bildet. Das Gleiche galt auch, trotz des stattlichen weißen Bartes, der ihn im Alter schmückte, von seinem berühmten Großvater, dem Macedonier Mehemed Ali. Das Haar wie der kurz gehaltene Bart Isma'ils waren braun, seine Augen, deren Farbe ich nicht mehr zu bezeichnen wage, keinesfalls von glänzendem Schwarz. Sie konnten bei öffentlichen Empfängen und wo es zuzuhören galt recht müde und gelangweilt dreinschauen. Ward er zum Widerspruch gereizt, oder gab er gar einer zornigen Erregung lebhaft Ausdruck, so gewann nicht nur sein Blick, sondern seine ganze Persönlichkeit etwas so leidenschaftlich Bedrohliches, daß ich meinem französischen Tischnachbar recht geben mußte, als er mir zurief: „Da haben Sie ihn ohne die Pariser Tünche! Der Mamelukensultan, dem es auf ein paar Dutzend Köpfe nicht ankommt.“ Auch der Fluß seiner Rede — er sprach gern und geläufig französisch — wurde von der Bewegung seiner Seele eigentümlich beeinflußt, indem sich dann die Gewohnheit, den sonderbaren Satz „comme ci, comme ça et cetera“ — als Gedankenpause recht oft in die Rede zu mischen, zur schwer erträglichen Unart steigerte. Wir begegneten dem Verstorbenen zu selten, um uns, wie ihm Näherstehende, an diese Wunderlichkeit zu gewöhnen.

Es lag, wie gesagt, etwas Bedrohliches in dem ganzen Wesen des Chedîw Isma'il, während er seinem Unwillen Ausdruck verlieh, und doch war er nichts weniger als ein grausamer Tyrann. Das beweist schon das Verhalten gegen seine feindlichen Anverwandten, dessen wir gedachten. Dennoch wurde ihm in Kairo nachgesagt, er hätte sich mehrere ihm mißliebige Würdenträger ohne Untersuchung und Richterspruch, ganz in der Weise morgenländischer Despoten, aus dem Wege räumen lassen, und in Oberägypten hörten wir von Anverwandten der Verfolgten und Hingerichteten, mit wie blutiger Strenge noch unter Isma'il

nicht nur die Anhänger eines gewissen Achmed Taijīb, der zu Gau el-Kebīr einen Aufstand gegen die Regierung angezettelt und geleitet hatte, sondern auch die gesamten, meist unschuldigen Sippen der Beteiligten verfolgt, gefangengesetzt und getötet worden wären. Die furchtbaren Grausamkeiten, die in diesem Falle sicher vorkamen, sind indes, wie wir versichern hörten, mehr den ausführenden Behörden als dem Fürsten zur Last zu legen. Was die getöteten Würdenträger angeht, darf man wohl Ibrahim Pascha Taufīk glauben, wenn er — nach dem Tode Isma'ils — versichert, daß sie niemals auf Befehl des Chedīw oder überhaupt getötet worden wären. Der Muffetisch, von dem alle Welt sich erzählte, er sei auf Wunsch des Chedīw erdrosselt oder wohl auch vergiftet worden, soll nach diesem zuverlässigen Gewährsmann auf seiner Dahabīje nach einigen Anfällen von Geisteskrankheit eines natürlichen Todes gestorben sein. Nur in einem Falle, giebt unser Zeuge zu, habe Isma'il einen hohen Beamten — und zwar durch Stockprügel — ums Leben bringen lassen. Eine harte Strafe! Und doch gereicht sie dem orientalischen Machthaber, der sie vollziehen ließ, kaum zum Vorwurf; denn derjenige, den sie ereilte, hatte Isma'il, nachdem er ihn, seinen früheren Kammerdiener, zur hohen Würde eines Pascha erhoben und mit dem höchsten Vertrauen geehrt, aufs schnödeste hintergangen und an der empfindlichsten Stelle verwundet, indem er schöne Sklavinnen, die des besonderen Wohlgefallens seines Gebieters genossen, zur Untreue verleitete. Dergleichen nicht blutig zu rächen, wenn es in seiner Macht stand, wäre schimpflich für den Morgenländer gewesen. Gerade solchen Anlässen gegenüber darf man nicht vergessen, wo der Thron des zu Beurteilenden steht und über welches Volk er gebietet.

Der hochbegabte Großvater Isma'ils, Mehemed Ali, dessen wir schon gedachten, fand — und in mancher Hinsicht mit vollem Rechte — begeisterte Lobredner auch unter hervorragenden Europäern, die ihm persönlich nahe gekommen waren, und doch ließ er beinahe ein halbes Tausend (480) Mamelukken, die er zu Gast geladen, an der nämlichen Stelle und zur gleichen Stunde niedermetzeln. Diese Greuelthat, die an der Nibelungen Tod erinnert, wurde in unserm Jahrhundert, am 1. März 1811, auf der Citadelle von Kairo begangen. Nachdem sie gelungen war, ließ Mehemed Ali sich von seinem italienischen Leibarzt ein Glas Wasser reichen, trank es aus und setzte es mit einem langgedehnten „Ah!" nieder. Er war sich bewußt, das einzige Mittel angewandt zu haben, das seinem Lande die Ruhe wiederzugeben verhieß. Das Blut, womit der Großvater sich damals befleckt hatte, indem er auch noch in der Provinz an 600 Mitglieder des stolzen und übermütigen Mamelukkenadels ermorden ließ, machte es seinem Enkel möglich, ein milder Herrscher zu bleiben.

Der Vorfall, der in unsrer Gegenwart den Zorn des Chedīw Isma'il erregte, galt einer Störung der öffentlichen Sicherheit, die er in einer Weise befestigt hatte, die sie nach seiner Vertreibung, auch nachdem die Engländer

die Leitung der Polizei übernommen hatten, nie wieder erreichte. Als es uns gestattet war, an seinem Frühstück teilzunehmen, durfte er sich mit vollem Recht rühmen, daß es sich in seinen Staaten nicht weniger sicher weilen und wandern lasse als in England, in Sachsen oder Baden. Dennoch war eine freche Räuberbande durch einen unterirdischen Gang, den sie heimlich gegraben, in einen Juwelierladen gedrungen und hatte ihn völlig ausgeplündert. Eben war die Nachricht zu Isma'il gelangt, daß man der Thäter noch nicht habhaft geworden. Aufs tiefste erregt, verlangte er ihre Einbringung, ihre Bestrafung. Die öffentliche Sicherheit, sein bestes und liebstes Werk, sei geschändet worden. Er werde sie indes herzustellen und jedem, der sie störe, den Kopf vor die Füße zu legen wissen. Dabei leuchteten die matten Augen ihm feurig auf, und die kleine, fleischige Hand, die mir eben noch wie ein Sinnbild der Gleichgültigkeit vorgekommen war, ballte sich energisch zur dreinschlagenden Faust. Aber dieser Ausbruch des Zornes machte bald einer andern Regung Platz. Immer noch lebhaft genug unterbrach er sich selbst mit dem Rufe: „Doch meine Augen setze ich zum Pfand, daß kein einziger Aegypter an dieser Schandthat teilnahm. Europäer waren es, die sie begingen, griechisches, italienisches Gesindel!" — Dann flog ihm ein halb wehmütiges, halb höhnisches Lächeln um die bärtigen Lippen, und mit einem vielsagenden Achselzucken fuhr er fort: „Sehe ich recht, so nötigen mich die hohen Regierungen der räuberischen Schurken schließlich noch, ihnen für die kostbare Zeit, die sie im Gefängnis verloren, Schadenersatz zu zahlen. Was meinen sie, Herr Konsul?" Damit wandte er sich an den Vertreter des Deutschen Reichs ihm gegenüber.

Von diesem wohlunterrichteten Manne erfuhr ich später mancherlei, was die Befürchtungen des Chedīw bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen schien. Mit seiner Bestimmung der Nationalität des Raubgesindels hatte Isma'il ins Schwarze getroffen.

Ein andres Mal sah ich seinen Blick in ruhigerem Glanze aufleuchten. Auguste Mariette gehörte mit zu denen, die das Frühstück teilten. Was dabei aufgetragen wurde, vergaß ich. Nur den köstlichen Chateau d'Yquem, dessen Genuß auch er, der Muslim, nicht verschmähte, und ein von ihm selbst angeregtes Gespräch behielt ich im Gedächtnis. Es war von den im Museum zu Bulak — sein Werk — neu aufgestellten Altertümern geredet worden. Nachdem Mariette ihm dies und das erklärt hatte, warf er die Frage auf, wie es komme, daß die ältesten Skulpturen aus der Pharaonenzeit die schönsten wären. Alles auf Erden schreite fort oder gehe zurück. Nur die plastische Kunst der Aegypter scheine ihm eine Ausnahme zu bilden. Dabei wandte er sich auch an mich, und die Bemerkungen, mit denen er meinen Erklärungsversuch unterbrach und die eignen Meinungsäußerungen, die er an die unsern schloß, bewiesen, daß er sich aufmerksam mit diesen Dingen beschäftigt. Der berühmte französische Ausgräber, der ein scharfes Auge auch für die Schwächen

Isma'ils hatte, gestand mir später willig zu, daß der Chedīw, der anfänglich wenig Interesse an den Denkmälern gezeigt, jetzt mit wahrer Teilnahme seinen Arbeiten folge. Mit dem lebhaften Wunsche sich zu unterrichten, lasse er sich erklären, was seine Wißbegier erwecke. Flöße das Gold ihm nicht so schnell für andre Dinge durch die Finger, würde er die Summen gern verzehnfachen, die er für die Ausgrabungen, das Museum und das Instandhalten der Monumente bewilligte.

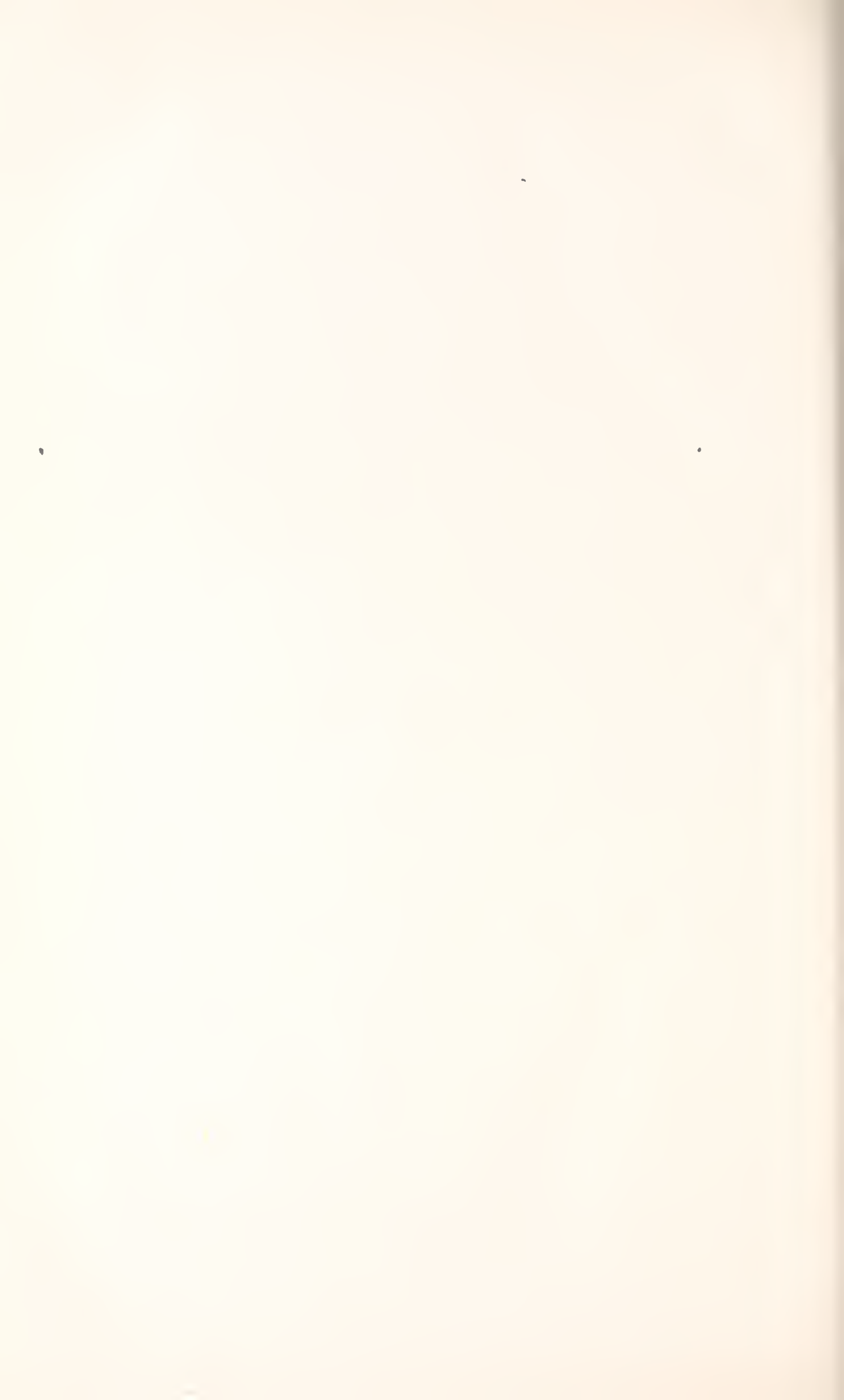
Was zu ihren Gunsten dem liebenswürdigen französischen Gelehrten gelang, das glückte auch den Vertretern der europäischen Staaten, wenn sie es nur verstanden, ihm die Wichtigkeit des zu fördernden Unternehmens deutlich zu machen und ihn dafür zu erwärmen. Diese Aufgabe war, auch wenn es sich um Bestrebungen der Wissenschaft handelte, keineswegs schwierig; denn das Auffassungsvermögen des Chedīw war gut und wohl geübt. Dies Urteil gründet sich keineswegs allein auf seine Aeußerungen über die Denkmäler, die uns selbstverständlich besonders zusagten; man konnte es vielmehr von jedem, der persönlich mit ihm in nähere Berührung gekommen war, auch wenn er zu seinen Gegnern gehörte, bestätigen hören. Wer wie wir mit zuhörte, wie er dem Schweizer Dor, den er zum Direktor des Unterrichtswesens ernannte, einem wohlgeschulten, feinsinnigen Pädagogen, beim Gedankenaustausch über die Notwendigkeit, auch den muslimischen Frauen die Wohlthat einer guten Schulbildung zu gewähren, die Stange hielt, der wird unsrer Behauptung zustimmen, daß es auch andre als materielle Rücksichten waren, die den Dahingegangenen veranlaßten, für das geistige Leben der Unterthanen das Seine zu thun und sich wissenschaftlichen Bestrebungen förderlich zu erweisen. Nur jene Ungeduld, deren wir schon gedachten, verdarb manches klug und mit gutem Willen eingeleitete Unternehmen.

Hätte der Chedīw Isma'il dieser unseligen Hast und dem ihm eignen, mit Genußsucht gepaarten verschwenderischen Sinne Zügel anzulegen verstanden, wären diese gefährlichen Eigenschaften nicht von denen, die verpflichtet gewesen wären, ihnen Schranken zu setzen, fortwährend in selbstsüchtiger Absicht zu neuer Bethätigung angefeuert worden, hätte er es verstanden, mutig zu widerstreben und scharf abzulehnen, statt sich vor den Leitern der europäischen Großstaaten zu beugen und nach ihrer Gunst und der Zustimmung der öffentlichen Meinung des Abendlandes zu trachten, so wäre der Biograph berechtigt, von den Vorbehalten abzusehen, die er auch der Erwähnung seiner vortrefflichen Eigenschaften, seiner rühmlichen Thaten und nützlichen Anordnungen voranschicken muß.

Jedenfalls hat sein Land ihm die meisten Einrichtungen zu danken, die heute noch gedeihlich fortwirken, schuldet sein Haus ihm, der ihm das Erbrecht vom Vater auf den Sohn mit schweren Opfern und mit großem diplomatischen Geschick erkämpfte, seine fürstliche Stellung, darf auch die Wissenschaft mit Achtung und Erkenntlichkeit seiner gedenken.

Was er fehlte, hatte er schwer in der Verbannung zu büßen. Als Mensch gehörte er weder zu den großen noch zu den besten, doch ebensowenig zu den schlechten und kleinen. Was uns das Recht giebt, ihm gern einen Kranz auf das Grab zu legen, ist die Ueberzeugung, daß diesen arbeitsamen Mann der Wille, sein Land und Volk glücklich zu machen, jederzeit beseelte, sowie die Gewißheit, daß er, den Einwänden einer unwürdigen Umgebung zum Trotz, auch geistige Bestrebungen mit wahrer Teilnahme förderte.

Nach seiner Vertreibung ist er auch von manchem, der ihm alles verdankte, geschmäht und verlästert worden. Mit bewunderungswürdigem Gleichmut ließ er es über sich ergehen. Nun er nicht mehr ist, sind diejenigen, die ihn kannten und darum wissen müssen, wie sehr viel besser er war als sein Ruf, verpflichtet, die Stimme für ihn zu erheben.



Bibliographie.

1857 Atys und Adrast. Zum Aktus 1857 gedichtet und vorgetragen von dem Abiturienten Georg Ebers. Quedlinburg.

1862 Das Reisen im Altertum. Globus II.

— Memnon und die Memnonssage. Doktordissertation. Berlin.

1863 Reisebriefe aus Aegypten. Ueber Land und Meer X. 37, XI. 6, XII. 47.

1864 Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman. Bd. 1—3. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

— Die Weinrebe als Kulturpflanze und der Wein als Getränk bei den verschiedenen Völkern. Globus VI.

1865 Der Kanal von Suez. Ueber Land und Meer XIV. 52.

— Disquisitiones de dynastia XXVI. regum aegyptiorum. Dissertatio inauguralis quam in academia Jenensi pro venia docendi impetranda die 12. mensis Julii defendet auctor. Berolini, typ. Decker.

— Ein deutscher Dichter, W. Wolfsohn. Ueber Land und Meer XIV. 50.

1866 Eine Reisenovelle. Ueber Land und Meer XVI. 44. 45.

1868 Aegypten und die Bücher Moses. Sachlicher Kommentar zu den ägyptischen Stellen in Genesis und Exodus. Bd. 1. Leipzig. Engelmann.

— 1. Mennus-Mallus. 2. Eine Hathor-Astarte-Spur in Assyrien. 3. *Πανίζης*-Min. 4. Der Gott [illegible] Xeld. Ae. Z. VI. 70—72.

1871 Ueber die Feuersteinmesser in Aegypten. Ae. Z. IX. 17—22.

— Erklärung eines Abschnittes des XXV. Kapitels des Totenbuches (l. 59 und 60). Ae. Z. IX. 48—50.

— Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und v. Holtzendorff. Serie 6, Heft 131.) Berlin. Habel.

— (zusammen mit Wilh. Roscher, Gust. Baur, Georg Curtius u. s. w.) Vorträge zum Besten der deutschen Invaliden, gehalten im Gewandhaussaale zu Leipzig während der Monate Januar bis März 1871. 2., zum Teil verbesserte Auflage. Leipzig. Hinrichs.

1872 Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. Leipzig. Engelmann.

1873 Die neophore Statue des Hornak. Z. D. M. G. XXVII. 137—146.

— Thaten und Zeit Tutmes III. nach einer Inschrift im Grabe des Âmén-em-héb zu Abd-el-Qurnah. Ae. Z. XI. 1—9.

1873 Papyrus Ebers. Das jüngst der Leipziger Universitätsbibliothek einverleibte Buch „vom Bereiten der Arzneien für alle Körperteile von Personen". Ae. Z. XI. 41—46.
— Berichtigungen der Inschrift des Àmén-em-héb aus der Zeit Thutmosis III. Ae. Z. XI. 63—64.
— Papyrus Ebers. Das Buch vom Bereiten der Arzneien für alle Körperteile von Personen. Allgemeine Zeitung Nr. 114 B.
— Papyrus Ebers. Notiz. Allgemeine Zeitung Nr. 127 B.
1874 Papyros Ebers. Das hermetische Buch über die Arzneimittel der alten Aegypter in hieratischer Schrift. Bd. 1—2. Leipzig. Giesecke u. Devrient. Engelmann.
— Nochmals der Calender auf der Rückseite des Leipziger Papyros Ebers. Ae. Z. XII. 3—6.
— Ein Kyphirezept aus dem Papyros Ebers. Ae. Z. XII. 106—111.
1875 Denkrede auf Oskar Peschel. Vorgetragen in der Sitzung vom 20. Oktober. Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 1875, 3—20.
1876 Uarda. Roman aus dem alten Aegypten. Bd. 1—3. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Das hundertjährige Jubiläum der Leipziger Gewandhausgesellschaft. Ueber Land und Meer XXXV. 18.
— Das Grab und die Biographie des Feldhauptmanns Àmén-em-ḥéb. Z. D. M. G. XXX. 391—416.
1877 Homo sum. Roman. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Aegypten. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Teil 1: Unterägypten bis zum Fayûm und die Sinaihalbinsel. Leipzig. Karl Baedeker.
— Das Grab und die Biographie des Feldhauptmanns Àmén-em-ḥéb. II. Kommentar. Z. D. M. G. XXXI. 439—470.
— Der Klang des Altägyptischen und der Reim. Ae. Z. XV. 43—48.
— Vorwort zu Masperos „Geschichte der morgenländischen Völker im Altertum, nach der zweiten Auflage des Originals übersetzt von Pietschmann". Leipzig. Engelmann.
— Rudolf von Reibisch. Allgemeine Zeitung Nr. 162 B.
— Allitteration und Reim im Altägyptischen. Nord und Süd I. 1.
1878 Mein Grab in Theben. Nord und Süd IV. 10.
— Das typographische Institut von Giesecke und Devrient in Leipzig. Allgemeine Zeitung Nr. 79 B.
— Ein strophisch angeordneter Text auf einer Mumienbinde. Ae. Z. XXI. 50—55.
1879 Die Schwestern. Roman. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Aegypten in Bild und Wort. Dargestellt von unsern ersten Künstlern. Bd. 1—2. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— General von Cesnolas Ausgrabungen. Ueber Land und Meer XLIV. 28.
1880 Einige Inedita. Ae. Zg. XVIII. 53—63.
— Der Bruder-Obelisk der Nadel der Kleopatra. Allgemeine Zeitung Nr. 17 B.
— Hieronymus Lorms Naturgenuß und sein Verfasser. Allgemeine Zeitung 107 B.
— Neue Ergebnisse der ägyptologischen Studien auf dem Gebiete der hieroglyphischen Volksschrift. Deutsche Rundschau XXIII. 271—287.
— Vorschläge für neue Ausgrabungen in Aegypten. Unsere Zeit VIII. 161—173. IX. 392—404.
— Ein Brief an die Freunde aus Nizza.
— Lorenz Tadema. Ueber Land und Meer XLV. 1.
— Rudolf C. Huber. Verlag der Genossenschaft der bildenden Künste in Wien.

1880 Der Kaiser. Roman. Bd. 1—2. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

1881 Eine Frage. Idyll zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema mit einer von Alma Tadema dem Ebersschen Idyll angepaßten neuen Darstellung seines Gemäldes „Eine Frage“. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

— Richard Lepsius. Nubische Grammatik mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas. Z. D. M. G. XXXV. 207.

— Bemerkenswertes Neues, welches sich aus dem Studium der Gemmingschen Sammlung im japanischen Palais zu Dresden ergiebt. Ae. Z. XIX. 66—70.

— Das altägyptische Märchen vom verwunschenen Prinzen. Westermanns Monatshefte XXVI. 301.

— Durch Gosen zum Sinai. Aus dem Wanderbuche und der Bibliothek. 2., verbesserte Auflage. Leipzig. Engelmann.

— Ein griechisches Liederbuch von Gustav Brandes. Vom Fels zum Meer 2.

— Ebers und Overbeck. Führer durch das archäologische Museum der Universität Leipzig.

1882 Die Frau Bürgemeisterin. Roman. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

— Vorwort zu Perrot und Chipiez, „Geschichte der Kunst im Altertum. Aegypten. Bearbeitet von Pietschmann“. Leipzig. Fr. A. Brockhaus.

— Overbecks Geschichte der griechischen Plastik und die ägyptische Frage. Allgemeine Zeitung Nr. 213—215 B.

— Der wahre Lautwert des Zeichens [hieroglyph] χα. Versuch einer Widerlegung der von Brugsch verteidigten Lesung χι. Ae. Z. XX. 47—55.

— Ursprung und Entwickelung der altägyptischen Religion. Gegenwart, Januarheft.

1883 Ein Wort. Roman. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

— Antichità Sarde e loro provenienza. Annali dell' Instituto di correspondenza archeologica. 55, 76—135.

1883 Die graue Locke. Ein Märchen. Vom Fels zum Meer 2.

— Das Alte in Kairo und in der Kultur seiner Bewohner. Nord und Süd XXV. 74. XXVI. 75. Erschien auch als Heft 29 der „Deutschen Bücherei“.

— Grafs Entdeckung antiker Gewandstoffe.

1884 (Mit H. Guthe) Palästina in Bild und Wort. Bd. 1—2. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

— Der geschnitzte Holzsarg des Hatbastru im ägyptologischen Apparat der Universität zu Leipzig. Abhandlungen der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, philol.-histor. Klasse IX Nr. 3. Leipzig. S. Hirzel.

— Wiedemann, „Aegyptische Geschichte“. Litterarisches Centralblatt Sp. 143.

— Lemm, „Aegyptische Lesestücke“. Litterarisches Centralblatt Sp. 143.

— Richard Lepsius. Eine biographische Skizze. Deutsche Rundschau XI. 184—201.

— Professor Dr. Karl von Noorden. Ueber Land und Meer LI. 18.

— Bildtext: Die Schwestern. Ueber Land und Meer LIII. 1.

— Bildtext: Empfang Bartjas. Ueber Land und Meer IL. 1.

1885 Serapis. Historischer Roman. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

— Richard Lepsius. Ein Lebensbild. Leipzig. Engelmann.

— Brief an M. R. Stuart Poole. Zurückweisung eines anonymen Angriffs im Londoner Athenäum gegen das Resultat der Navilleschen Ausgrabungen bei Tell-el-Maschûta. Ae. Z. XXIII. 45—51. Erschien zugleich in englischer Sprache. Academy Nr. 681.

— Richard Lepsius. Besonders als Linguist. Eine biographische Skizze. Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. II.

1885 G. Navilles Ausgrabungen in Gosen und die Historicität des Aufenthalts der Juden in Aegypten. Allgemeine Zeitung Nr. 110. 111 B.
— Richard Leanders Dichtungen. Allgemeine Zeitung Nr. 217 B.
— Die Freilegung des Tempels von Luqsor. Nord und Süd XXXIV. 160—170.
— Lorenz Alma Tadema. Westermanns Monatshefte XXX. 349. 350.
— Professor R. Lepsius. Daheim XI. 51.
— Die attischen und ägyptischen Frauen. Für edle Frauen I. 1. 2. 3.
— Die Tanagrafiguren. Ueber Land und Meer LV. 7. 8.
— Bildtext: Der Abschiedskuß. Ueber Land und Meer IL. 8.
— Egypt Exploration Fund. The Academy 23. Mai.

1886 Die Nilbraut. Roman. Bd. 1—3. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Cicerone durch das alte und neue Aegypten. Bd. 1—2. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Erman. Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Litterarisches Centralblatt Sp. 650.
— Friedrich Bodenstedts „Neues Leben". Allgemeine Zeitung Nr. 44 B.
— Eine neue ägyptische Bibliographie. Allgemeine Zeitung Nr. 96 B.
— Ein Friedhof ohnegleichen. Gartenlaube Nr. 42. 43. 45. 46. 47.
— Bildtext: Sappho. Ueber Land und Meer LVI. 34.
— Tanis. By M. W. Flinders Petrie. P. I. 1883—1884. (Second memoirs of the Egypt Exploration Fund) Academy 172. 173.

1887 Elifên. Ein Wüstentraum. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Maspero, L'archéologie égyptienne. Litterarisches Centralblatt Sp. 918.
— Gustav Seyffarth. Sein Leben und der Versuch einer gerechten Würdigung seiner Thätigkeit auf dem Gebiete der Aegyptologie. Z. D. M. G. XLI. 193—231.
— Ein deutsches Institut für Orientalisten in Kairo. Allgemeine Zeitung Nr. 143—144 B.
— Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuch des seligen Modestus. D. D. II. 3.
— Historical Verity of the Biblical Record of Israel in Egypt. The Sunday School times 7. M.

1888 Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg. Bd. 1—2. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Zur Förderung deutscher Ausgrabungen. F.-Z. Juli.
— A. Schelfouts Traumbild. Kunst für Alle IV. 8.
— Wiedemann, „Aegyptische Geschichte", Supplement. Litterarisches Centralblatt Sp. 100.
— Altägyptische Augenschminke. Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft XII. 15.
— Eine Galerie antiker Porträts. Erster Bericht über eine jüngst entdeckte Denkmälergruppe. Allgemeine Zeitung Nr. 135—137 B.
— Vollendung der Bibliographie des Prinzen Hilmy. Allgemeine Zeitung Nr. 200 B.
— Osterglocken. F.-Z. März.

1889 Josua. Eine Erzählung aus biblischer Zeit. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Papyrus Ebers. Die Maße und das Kapitel über die Augenkrankheiten. Abhandlungen der philol.-histor. Klasse der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften XI. Nr. 2 und 3. Leipzig. S. Hirzel.
— Dümichen. Das Grab des Patuamenap. Litterarisches Centralblatt Sp. 678.
— Piehl. Inscriptions hiéroglyphiques. Litterarisches Centralblatt Nr. 20.
— Brugsch. Die Aegyptologie. Litterarisches Centralblatt Nr. 51, Sp. 17—40.

1889 Brugsch. Religion und Mythologie der alten Aegypter. Berliner philologische Wochenschrift 1.
— Schiaparelli museo archeologico di Firenze. Litterarisches Centralblatt Nr. 36.
— Wilhelm Jordan. Ein Blick auf den Dichter und Rhapsoden an seinem siebzigsten Geburtstage. Allgemeine Zeitung Nr. 39 B.
— Altägyptische Götterlehre. Allgemeine Zeitung Nr. 50. 51 B.
— Zur Zeitbestimmung der Grafschen antiken Porträts. Allgemeine Zeitung Nr. 107 B.
— Richard Volkmann-Leander. Allgemeine Zeitung Nr. 342. 343.
— Poetische Epistel über den Roman „Die Gred" an seinen Freund und Reisegefährten Dr. W. Lauser. Allgemeine Kunstchronik Nr. 1.
— Wilhelm Jordan zu seinem siebzigsten Geburtstage. Sonett. Ueber Land und Meer LXI. 19.
— Friedrich Bodenstedt. Ueber Land und Meer LXII. 29.
1890 Drei Märchen für Alt und Jung. Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. Das Elixir. Die graue Locke. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Ein Wort für die Ueberschwemmten im Saalthal. Allgemeine Zeitung Nr. 338.
— Heß, „Der demotische Roman von Stne-Ha-m-us". Litterarisches Centralblatt Sp. 1180.
— Die hieroglyphischen Schriftzeichen der Aegypter im Besitz der Herren Breitkopf und Härtel. Leipzig. Breitkopf & Härtel.
— Fremder Erfolg auf ägyptischem Boden. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 4.
— Was uns Jean Paul noch sein kann? Allgemeine Zeitung B.-Nr. 46. 47.
— Adolf Erman, „Die Sprache des Papyrus Westcar". Litterarisches Centralblatt.
— Neue Auffassung einiger Stellen des biblischen Exodusberichtes. Allgemeine Zeitung des Judentums 505. 518. 531. 543.
— Loret, „L'Égypte aux temps des Pharaons". Berliner philologische Wochenschrift 17.
— Griffith, „Inscriptions of Siût and Dêr Rifeh". Litterarisches Centralblatt.
— Das Rätsel der Sphinx. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 147.
— Aegyptische Kunstgeschichte (Maspero). Allgemeine Zeitung B.-Nr. 269.
— Das altägyptische Märchen von den beiden Brüdern, ein Beitrag zur Geschichte des Volksmärchens. Nord und Süd LIV. 160.
— Das viel geschmähte Märchen. Ueber Land und Meer LXIV. 39. 40.
— Wüstengrün. D. D. VIII. 2.
— Richard Gosche als Orientalist. Richard Gosche. (Erinnerungsblätter für seine Freunde.) Halle a. S. Hendel, 81—86.
1891 Per aspera. Historischer Roman. Bd. 1—2. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Eine neue Entdeckung in der Totenstadt von Theben. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 48.
— Das neuentdeckte Grab des Oberpriesters des Ammon. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 58.
1891 Zeitbestimmungen. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 74.
— Die sieben Jahre der Hungersnot in Josephs Geschichte. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 186.
— Der erste Katarakt. D. R. April.
— Die Sklaverei im Orient. Universum VII. 16. 17. 18.
— Besprechung von Jean Pauls Siebenkäs. Ueber Land und Meer LXVI. 30.
— Bildtext: Oderichs Löwenschlacht. Illustrirte Welt (Jahrg. 1892) 3.
— Die Geschichte des Erstlingswerkes. „Mein Erstling: Eine ägyptische Königstochter". D. D. X. 16.
1892 Die Geschichte meines Lebens vom Kind bis zum Manne. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Lieblein. Aegyptisches Namenswörterbuch. Litterarisches Centralblatt Sp. 1127 1128.

1892 Die Kunst in den Athosklöstern. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 89. 90.
— Marence de Rochemonteix und die Auskopierung des Tempels von Edfu. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 129.
— Bemerkungen zu Sayces Rassen des Alten Testaments. Globus LXI. 167—170.
— Der heilige Berg Athos. Vom Fels zum Meer 1.
— Bildtext: Die alte, alte Geschichte. Ueber Land und Meer LXVIII. 47.
— Aus meiner Kindheit. D. D. XIII. 98.
— Der Abschiedskuß von L. A. Tadema. Kunst unsrer Zeit IV. 1.
1893 Kleopatra. Historischer Roman. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Leopold Karl Müller. Ein Künstlerbildnis nach Erinnerungen und Briefen. Kunst unsrer Zeit IV. 4.
— Besonderes von der Frühlingsreise. Ein Brief an Dr. W. Lauser. Ueber Land und Meer LXX. 36.
— Studien über die Mythologie der alten Aegypter. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 152. 153.
— Antike Porträts. Die hellenischen Bildnisse aus dem Fajjûm, untersucht und gewürdigt. Leipzig. Engelmann.
— Sinnbildliches. Die koptische Kunst, ein neues Gebiet der altchristlichen Skulptur und ihre Symbole. Eine Studie. Leipzig. Engelmann.
— Vorwort zu W. Max Müller, „Asien und Europa nach altägyptischen Denkmälern". Leipzig. Engelmann.
— W. E. Crum. Coptic Manuscripts. London 1893. Litterarisches Centralblatt Sp. 891. 892.
1894 Im Schmiedefeuer. Roman aus dem alten Nürnberg. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Eduard Meyers „Geschichte des Abendlandes bis auf die Perserkriege". Allgemeine Zeitung B.-Nr. 8. 9.
— Johannes Dümichen. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 47.
— Einspruch gegen die Zerstörung Philaes. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 146.
— Die Entscheidung über das Schicksal Philaes. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 285.
— Die erste deutsche Bibel in Amerika. Salon Feuilleton II. 6.
— Kulturhistorische Bilder. Ein Blick in die Grüfte von Beni Hassan. Allgemeine Kunstchronik 4.
— Bildtext: Aus Altägypten. Mumien, Büsten und Bildnisse. Ueber Land und Meer LXXII. 45.
— Aus den Erinnerungen an den Chedīw Isma'il. Biographische Blätter. Bettelheim. Wien I. 1.
— Text zu den ägyptischen Aufnahmen von Max Junghändel. Berlin. Kosmos, Verlag für Kunst und Wissenschaft.
1895 Im blauen Hecht. Roman aus dem deutschen Kulturleben im Anfang des 16. Jahrhunderts. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Die Unersetzlichen. Ein Märchen. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Wie Altägyptisches in die europäische Volksmedizin gelangte. Ae. Z. XXXIII. 1—18.
— Altkoptisch oder heidnisch? Eine Gegenbemerkung. Ae. Z. XXXIII. 135—139.
— Dem Fürsten Bismarck. Gedicht. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 76.
— Wie das neue Aegypten gut macht, was es an dem alten verschuldet. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 88.
— Pläne für ein neues Museum der ägyptischen Altertümer in Kairo. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 74.
— Rudolf v. Iherings letztes Werk. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 166. 167.

1895 Die Litteratur der alten Aegypter. Deutsche Revue XX. 24—34. 141—155.
— Die Ausgrabungen in Aegypten und die deutsche Aegyptologie. D. R. 10.
— Sagenbildung. Zukunft, 3. August.
— I. de Morgan, „Fouilles à Dahchour“. Sphinx I. 10—17, vergl. auch Litterarisches Centralblatt Sp. 381. 382.
1896 Barbara Blomberg. Historischer Roman. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Alte Schuhe. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 78.
— Der Gallierkopf des Museums in Gize bei Kairo. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 154.
— Unsre Auguste. D. D. XX. 161.
— Goethes Königsleutnant und Frankfurter Bilder aus der Provence. Kunst für Alle XII. 12.
1897 Arachne. Roman. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
— Die Körperteile, ihre Bedeutung und Namen im Altägyptischen. Abhandlungen der Königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften. 1 Klasse XXI. 1. München.
— Eine neue ägyptische Kulturgeschichte. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 32.
— Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 182.
— Rudolf Huber. Kunst unsrer Zeit VIII. 4.
1898 Sir Peter Le Page Renouf. Deutsche Revue. März.
— Fälschung antiker Porträts. Allgemeine Zeitung B.-Nr. 44.
1899 Das Wanderbuch. Eine dramatische Erzählung aus dem Nachlaß und andre gesammelte kleine Schriften. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Abkürzungen.

Z. D. M. G. = Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft.
Ae. Z. = Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde.
D. R. = Deutsche Revue.
D. D. = Deutsche Dichtung.
F. Z. = Feuilleton-Zeitung.













